



BUFFONT

BOOK NO.

024

325

306

Büffon's
ſämmtliche Werke.

Fünfter Band.

Vierfüſſer.

Erſter Band.

Buffon's sämmliche Werke

nebst den

Supplementen,

nach der

Klassifikation des G. Cuvier,

mit 700 Stahlstichen,

mindestens 900 Thiere darstellend.

Uebersetzt

und mit den nöthigen Erläuterungen versehen

von

B. Nave,

Dr. der Medizin und Chirurgie.



Fünfter Band.

Wassfeldorf.

Verlag der Stahl'schen Buchdruckerei.

1836.



591
HAN



Acc. No. 1739
Dt. 16/5/67



Vierfüßler.

Hausthiere.

Acc. No 1739
Dt. 16/12/07

Einleitung. Der Mensch verändert den Naturzustand der Thiere, indem er sie zwingt, ihm zu gehorchen und sie seinem Nutzen botmäßig macht. Ein Hausthier ist ein Slave, mit dem man zu seinem Vergnügen spielt, den man mißbraucht und in seinem Wesen umwandelt, den man seinem Vaterlande und der Natur entfremdet; während das wilde Thier, nur der Natur gehorchend, keine andern Gesetze kennt, als die des Bedürfnisses und der Freiheit. Die Geschichte eines wilden Thieres beschränkt sich demnach auf eine kleine Anzahl von Thatfachen, die aus der einfachen Natur hervorgehen; wegen die Geschichte eines Hausthieres in Alles greift, was Bezug auf die Kunst hat, die man zu seiner Zähmung und Unterjochung anwendet und da es uns nicht hinlänglich bekannt ist, wie sehr das Beispiel, der Zwang, die Macht der Gewohnheit auf die Thiere einfließen und ihre Bewegungen, ihre Richtungen und Neigungen verändern können; so muß der Naturforscher sie mit Sorgfalt beobachten, um im Stande zu seyn, Erscheinungen, die ihren Grund im Thierinstincte haben, von denen, welche von ihrer künstlichen Erziehung herrühren; zu unterscheiden; um das, was ihnen ursprünglich gehört und was sie entlehnt haben, zu erkennen; und das, was sie aus sich thun, von dem zu trennen, was man sie thun läßt und nie das Thier mit dem Slaven, das Zuchtvieh mit dem Geschöpfe Gottes zu verwechseln.

Die Herrschaft des Menschen über die Thiere ist eine gesetzliche Herrschaft, die keine Umwälzung zu vernichten vermag; es ist die Herrschaft des Geistes über den Stoff; sie ist nicht bloß ein Naturrecht, eine Gewalt, auf unerschütterliche Gesetze gegründet; sondern sie ist überdies eine Gabe Gottes, vermöge

welcher der Mensch in jedem Augenblicke die hervorragende Herrlichkeit seines Wesens erkennen kann; denn er beherrscht sie nicht aus dem Grunde, weil er das vollkommenste, stärkste oder das gewandteste Thier von Allen ist, dann wäre er nur das Erste derselben Ordnung; so würden die Thiere zweiten Ranges sich vereinen und ihm die Herrschaft streitig machen; der Mensch regiert und gebietet durch die Ueberwiegenheit seiner Natur; er denkt, und deshalb ist er Herr der Wesen, die nicht denken.

Er ist Herr der starren, rohen Körper, die seinem Willen nur einen trägen Widerstand oder eine unbeugsame Härte entgegensetzen, die seine Hand stets zu überwinden versteht, indem er die Einen gegen die Andern in Thätigkeit setzt; er ist Herr der Pflanzen, indem er sie durch seine gewandte Betriebsamkeit vermehren, vermindern, erneuert in ihrem Natur-Wesen verändern, vernichten oder ins Unendliche vervielfachen kann; er ist Herr der Thiere, nicht allein, weil er wie sie Bewegung und Empfindung besitzt; sondern weil ihm obendrein das Licht des Gedankens ward, weil er die Endziele und die Mittel kennt, seinen Handlungen Richtung zu geben, seine Thatkraft zusammen zu fassen, seine Bewegungen abzumessen, die Stärke durch den Geist und die Schnelligkeit durch die Anwendung der Zeit zu besiegen versteht.

Unter den Thieren erscheinen unterdessen die Einen mehr oder minder gegen den Menschen zutraulich, mehr oder minder wild, oder sanft, oder trotzig; man vergleiche die Gelehrigkeit und Unterwürfigkeit des Hundes mit dem trotzigem Stolze und der Grimmigkeit des Lygers; der Eine scheint der Freund des Menschen, der Andre sein Feind zu seyn. Das Reich des Menschen über die Thiere ist daher nicht unbegrenzt und unbedingt; wie viele Arten ratzeln sich nicht seiner Macht durch die Schnelligkeit ihres Fluges, durch die Raschheit ihres Laufes, durch die Dunkelheit ihrer Behausung und durch die Entfernung, welche das Element, das sie bewohnen, zwischen sie und den Menschen setzt; wie viele andre Arten entschlüpfen ihm durch ihre Kleinheit und wie viele gibt es endlich nicht, die, weit entfernt, ihm ihren Gebieter zu erkennen, ihn mit offener Gewalt angreifen, ohne von jenen Insecten zu reden, die ihn mit ihren Stichen

zu verströten und zu verhöhnen scheinen; ohne jener Schlangen, die in ihrem Bisse Gift und Tod tragen und so vieler anderer schmutziger, unbequemer und nutzloser Thiere zu erwähnen, die ihr Dasein nur in der Absicht erhalten zu haben scheinen, um Abstufungen zwischen dem Bösen und Guten zu bilden und den Menschen fühlen zu lassen, wie wenig er nach seinem Falle mehr geachtet wird!

Aus diesem Grunde muß man die Herrschaft Gottes von dem Herrscher-Gebiete des Menschen unterscheiden; Gott, Schöpfer der Wesen, ist einziger Herr der Natur; der Mensch vermag nichts über die Werke der Schöpfung; nichts über die Bewegungen der Himmelskörper und die Ummwälzung der Kugel, die er bewohnt; er vermag nichts über die Thiere, Pflanzen und Mineralien im Allgemeinen und nichts über die Gattungen; seine Herrschaft erstreckt sich nur auf Individuen; denn die Gattungen im Allgemeinen und die Materie in ihrer Gesamtheit gehören der Natur an oder bilden vielmehr dieselbe; eine unverständliche Gewalt gebiert, erhält, erneuert und fettet Alles aneinander und übergibt Alles dem Tode; der Mensch selbst wird vom Strome der Zeiten erfaßt und fortgetrieben und kann nichts für seine eigne Lebensdauer thun; durch seinen Körper mit dem Stoffe verbunden und vom Wirbel der Wesen umfluthet, ist er genöthigt, sich dem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen; er gehorcht derselben Macht und entsteht, wächst und stirbt wie alles Uebrige.

Doch der göttliche Lichtstrahl, der den Menschen beseelt, veredelt und erhebt ihn über alle materielle Wesen; weit entfernt, daß diese geistige Kraft dem Stoffe unterthan ist, hat sie das Recht, dieselbe ihrer Botmäßigkeit zu unterwerfen; wenn sie gleich der ganzen Natur nicht zu gebieten vermag, beherrscht sie doch die Einzelwesen. Gott, die einzige Quelle alles Lichtes und aller Erkenntniß, regiert das Weltall und die Gattungen im Allgemeinen mit unendlicher Macht; der Mensch, dem nur ein Strahl dieser Erkenntniß ward, besitzt auch nur eine beschränkte Gewalt über kleine Theile der Materie und ist nur Gebieter über einzelne Wesen. — Durch die Gaben des Geistes allein und nicht durch Stärke oder andre Eigenschaften des Stoffes kann mithin

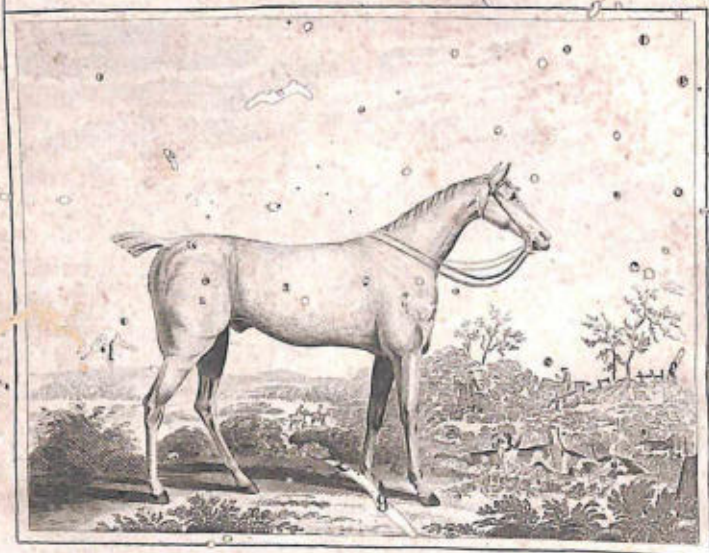
der Mensch die Thiere sich unterwürfig machen. In den Urzeiten mußten sie Alle gleich unabhängig von einander leben; der Mensch, verbrecherisch und blutig wild geworden, war wenig geeignet, sie zu zähmen; es bedurfte der Zeit, um sich ihnen zu nähern, ihr Wesen zu erkennen, sie auszuwählen und zu bändigen; er mußte erst selbst civilisirt seyn, um erziehen, um befehlen zu können; die Herrschaft über die Thiere ward, wie die andern Herrschafts-Arten, erst nach der Bildung der menschlichen Gesellschaft gegründet.

Von ihr empfing der Mensch seine Macht, durch sie vervollkommnete er seine Vernunft, übte seinen Geist und sammelte seine Kräfte; früher war vielleicht der Mensch das wildeste und das am wenigsten furchtbare Thier; nackt, ohne Waffen und Schutz, war die Erde für ihn eine große Wüste, von Ungeheuern bevölkert, denen er oft zum Raube fiel und selbst lange Zeit nachher, so erzählt uns die Geschichte, waren die ersten Helden nichts weiter, als Ausrotter wilder Thiere.

Als aber mit der Zeit das Menschen-Geschlecht sich ausdehnte, verbreitete und vervielfachte und der Mensch durch die Huld der Künste und der Gesellschaft zur Eroberung der Welt mit Stärke ausgerüstet ward, drängte er allmählig die wilden Thiere in immer engere Schranken zurück, reinigte die Erde von jenen Riesen-Geschöpfen, deren ungeheure Gerippe wir noch finden, rottete die gefräßigen und schädlichen Gattungen aus oder beschränkte sie auf eine kleine Anzahl von Individuen, führte Thiere gegen Thiere in den Kampf und indem er die Einen durch Geschicklichkeit unterjochte, die Andern durch Stärke bändigte oder sie durch seine größere Anzahl aus seinem Aufenthalts-Orte vertrieb, trieb sie Alle mit verständigen und zweckmäßigen Waffen angriff, gelang es ihm, sich in Sicherheit zu setzen und ein Reich zu begründen, dem nur unzugängliche Örter, entfernte Einöden, brennende Sandwüsten, Eisberge, dunkle Höhlen, welche der kleinen Zahl von Arten unzählbarer Thiere zum Aufenthalte dienen, Grenzen setzen.

Ordnung: Dickhäuter, Familie: Einhufer.
Gattung: Pferd (Cavaler.)

Pl. 1.



DAS ZUG-PFERD.

Ordnung, Familie: Gattung: id. id. id.

Das Pferd.

(Cheval, Equus.)

Die edelste Eroberung, die je der Mensch vollbrachte, ist die des stolzen und feurigen Thieres, was mit ihm die Mühseligkeiten des Krieges und den Ruhm der Schlachten theilet; eben so unerschrocken wie sein Herr, erblickt das Pferd die Gefahr und bietet ihr die Stirn; es gewöhnt sich an den Lärm der Waffen, es liebt, es sucht ihn und wird von derselben Kampfguth begeistert. Es theilt auch die Vergnügungen des Menschen; es glänzt auf der Jagd bei Turnieren und beim Wettrennen; aber gleich gelehrig als artig, läßt es sich von seinem Feuer nicht hinreißen; es versteht seine Bewegungen zu beherrschen, zu mäßigen; es folgt nicht allein der Hand, die es leitet; es scheint ihre Wünsche im Voraus zu erlauschen und, stets den Eindrücken gehorchend, die es von ihr empfängt, wirft es sich in den schnellsten Lauf, mäßigt sich oder hält inne. Es ist ein Geschöpf, das auf sein Wesen verzichtet, und nur durch den Willen eines Andern besteht; das selbst weiß, diesem Willen zuvorzukommen; das ihn erfasst und durch die Raschheit und Geiligkeit seiner Bewegungen ausführt, das nur so viel merkt als man wünscht und keine größern Dienste leistet, als man will; das sich ohne Rückhalt hingibt, sich zu nichts weigert, mit allen Kräften dient, sich übermäßig anstrengt und sogar stirbt, um nur besser zu gehorchen.

Dies ist das Pferd, dessen Gaben die Kunst entwickelt und dessen natürliche Eigenschaften sie vervollkommen hat; das seit den ersten Zeiten gepflegt, eingeübt und für den Dienst des Menschen abgerichtet wurde; mit dem Verluste seiner Freiheit fängt seine Erziehung an und der Zwang vollendet sie. Die Slaverei oder Häuslichkeit dieser Thiere ist so allgemein und alt, daß wir sie selten noch in ihrem Naturstande sehen; bei ihren Arbeiten sind sie ununterbrochen mit Geschirr bedeckt und selbst in den Stunden der Ruhe befreit man sie nicht von allen Banden und läßt man sie auch manchmal auf den Weiden frei herumirren, trage, sie doch immer die Zeichen der Knechtschaft an sich und oft die grausamen Spuren der Arbeit und des Schmerzes; der Mund wird durch Galten, die das Gebiß hervorgebracht hat, verunstaltet; ihre Seiten sind mit Wunden bedeckt oder von Narben durchfurcht, die der Sporn ihnen schlug und ihre Hufe sind von Nägeln durchlöchert. Die Haltung des Körpers wird durch den fortdauernden Eindruck der gewohnten Ketten niedergehalten; vergebens würde man sie davon befreien;

sie würden darum nicht freier seyn; selbst die, welche die müdeste Slaverei genießen, die man nur für den Luxus und den Prunk ernährt und unterhält und deren vergoldete Banden weniger ihrem Schmucke als der Eitelkeit ihrer Herrn dienen, werden durch die Eleganz ihrer Kopfsierde, durch die Flechten ihrer Mähnen, durch Gold und Seide, womit man sie bedeckt, noch mehr entehrt, als durch das Eisen, was unter ihre Füße genagelt ist.

Die Natur ist schöner als die Kunst und an einem belebten Wesen macht die Freiheit der Bewegung die schöne Natur aus. Seht jene Pferde, die sich in den weiten Strecken des spanischen Anas so vervielfältigt haben und die in Freiheit leben; ihr Gang, ihr Bau, ihr Sprung sind weder beengt noch abgemessen; stolz auf ihre Unabhängigkeit, fliehen sie die Gesellschaft der Menschen und verschmähen seine sorgsame Pflege; sie suchen und finden die Nahrung, die ihnen zusagt; sie irren und springen frei in den grenzenlosen Wiesen umher, wo sie die stets erneuerten Erzeugnisse eines ewig jungen Frühlings einatmen; ohne feste Wohnung, ohne ein andres Obdach, als der heitre Himmel, athmen sie eine reinere Luft ein, als in den gewölbten Pallästen, in die wir sie einkerkeren, während wir noch die Räume zusammendrängen, die sie einnehmen; auch sind diese wilden Thiere weit stärker, gelenkiger und nervenhafter als der größte Theil der Hauspferde; sie besitzen, was die Natur gewährt, Stärke und Adel; die Andern haben nur das, was die Kunst zu verleihen vermag, Geschicklichkeit und Anmuth.

Die Natur dieser Thiere ist nicht blutdürstig; sie sind nur stolz und wild. Wenn gleich der Mehrheit der andern Thiere an Kraft überlegen, greifen sie dieselben doch nie an; werden sie angefallen, so verachten sie entweder den Feind, vertreiben oder zertreten ihn. Sie leben auch Truppweise, doch einzig das Vergnügen, zusammen zu seyn, vereint sie; denn sie haben keine Furcht, sondern fassen anhängliche Zuneigung zu einander. Da Gras und Pflanzen für ihre Nahrung hinlangen und sie zur Stillung ihres Hungers reichlich von dieser Nahrung besitzen und durchaus keinen Geschmack an dem Fleische andrer Thiere finden; führen sie auch keinen Krieg weder mit ihnen, noch unter sich und gerathen mit Keinem um die Nahrung in Kampf; sie haben nie Veranlassung, eine Beute zu rauben, oder einem Andern ein Gut zu entreißen, die gewöhnlichen Quellen der Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den andern fleischfressenden Thieren. Sie leben daher im Frieden, weil ihre Bedürfnisse einfach und mäßig sind und das, was sie besitzen, hinreicht, um sich nichts zu mißgönnen.

Dies Alles kann man an jungen Pferden bemerken, die man zusammen aufzieht und in Heerden leben läßt; sie zeigen sanfte Sitten und gefällige Eigenschaften; ihre Stärke und ihr Feuer geben sich gewöhnlich nur durch Wettschritt kund; sie suchen sich im Laufe zu überrennen, sich an die Gefahr zu gewöhnen, sich selbst bei ihrem Anblicke zu begeistern, indem sie sich gegenseitig herausfordern, über einen Fluß zu setzen, über einen Graben zu springen und die, welche in diesen natürlichen Uebungen das Beispiel geben und für die Ersten an die Spitze stellen, sind die edelsten und besten und oft die gelehrigsten und süßsamsten, wenn sie einmal gebändigt sind.

Einige alten Schriftsteller reden von wilden Pferden, und geben sogar die Gegenden an, wo sie sich finden. Herodot erzählt, daß an den Gestaden des Hypanis in Scythien wilde Pferde leben, die weiß sind und daß im nördlichen Theile von Thracien jenseits der Donau andre in der Wildniß leben, die ein fünf Finger langes Haar auf dem ganzen Körper haben. Aristoteles führt Syrien, Plinius die Länder des Norden, Strabon die Alpen und Spanien als Gegenden an, wo noch wilde Pferde leben. Unter den Neueren sagt Cardanus dasselbe von Schottland und den Orcaden; Olaus vor Rußland, Dapper von der Insel Cypern, wo es wilde Pferde gäbe, die schön seyen und sich durch Stärke und Schnelligkeit auszeichnen; Struys von der Insel May am grünen Vorgebirge. Leon, der Afrikaner, berichtet, daß wilde Pferde in den Wüsten Afrika's und Arabiens leben und er versichert, daß er selbst in Numidiens Einöden ein Füllen mit weißen Haaren und krausen Mähnen gesehen habe; Marmol bestätigt diese Thatsache und sagt, daß es in Arabiens und Lybiens Wüsten wilde Pferde gebe, die klein und von aschgrauer Farbe sind und daß sich dort auch weiße vorfinden, deren Mähnen und Haare sehr kurz und borstig sind und die im Laufe weder von Hunden noch von zahmen Pferden eingeholt werden können. Man liest auch in den europäischen Briefen, daß in China sehr kleine, wilde Pferde leben.

Da alle Theile von Europa heut zu Tage bevölkert und an gleich stark bewohnt sind, so findet man in diesem Welttheile keine wilden Pferde mehr; die aber, welche man in Amerika antrifft, rühren von zahmen Pferden her und sind europäischen Ursprungs, welche durch die Spanier dorthin verpflanzt wurden und sich in den großen Einöden dieser unbewohnten oder entvölkerten Länder vermehrt haben; denn ursprünglich besaß die neue Welt diese Thierart nicht. Das Starren und der Schreck, welche die Einwohner

von Mexico und Peru beim Anblicke der Pferde und Reiter zeigten, gaben den Spaniern hinug zu erkennen, daß diese Thiere in jenen Climates völlig unbekannt waren. Sie führten daher sowohl zu ihrem eignen Nutzen und Nutzen, wie in der Absicht, die Gattung zu verbreiten, eine große Anzahl derselben ein; sie setzten Pferde auf mehren Inseln, wie auch auf dem Continente aus, wo sie sich nach Art der andern wilden Thiere sehr vermehrt haben. Hr. de la Salle sah 1685 in Nordamerika bei der Bai von St. Louis wilde Pferde, die in den Wiesen weideten; sie waren so scheu, daß man sich ihnen nicht nähern konnte. Der Verfasser der Geschichte der Abenteuer der Glibustier erzählt: „man erblicke manchmal auf der Insel St. Domingo Heerden von mehr als 500 Pferden, die zusammen ziehn; beim Anblicke eines Menschen halten sie alle stille; eins derselben nähert sich dem Menschen auf eine gewisse Entfernung, schnaubt mit den Nüstern, nimmt dann die Flucht und alle Andre folgen ihm. Er fügt hinzu, daß er nicht wisse, ob diese Pferde durch die Verwilderung ausgeartet seyen; doch habe er sie nicht so schön als die spanischen Pferde gefunden, obgleich sie von derselben Rasse sind. Sie haben einen sehr dicken Kopf und nicht minder dicke Beine, die ehndrein knorrig sind; ihre Ohren und ihr Hals sind lang; die Landes-Einwohner zähmen sie leicht und verwenden sie zur Arbeit; der Jäger belastet sie mit seinen Häuten. Zum Einfangen derselben bedient man sich Seit-Schlingen, die an den Orten ihres gewöhnlichen Aufenthalkes ausgespannt werden; sie verwickeln sich leicht in dieselben und werden sie von den Schlingen am Halse erfaßt, so erdrosseln sie sich selbst, wenn man ihnen nicht zeitig zu Hülfe kommt. Man legt ihnen Bande um Leib und Beine und befestigt sie an Bäume, wo man sie zwei Tage ohne Futter und Trank läßt; diese Entbehrung genügt, um mit ihnen den Anfang zur Gelehrigkeit zu machen; mit der Zeit werden sie dies in einem solchen Grade, als seyen sie nie wild gewesen und gibt ihnen auch ein Zufall die Freiheit wieder, verwildern sie sich doch nicht zum zweiten Male; sie erkennen ihren Herrn wieder, wenn sie sich nahe kommen und leicht fortführen.“

Dies beweiset, daß diese Thiere von Natur sanft und sehr geneigt sind, mit dem Menschen in ein trauliches Umgangs-Verhältniß zu treten und sich ihm anzuschließen; auch ist nie der Fall vorgekommen, daß ein Pferd unsre Wohnung verließ, um seine Freiheit in Wäldern oder Einöden wieder zu suchen; sie zeigen im Gegentheil große Eile, um nach ihrem Stalle zurückzukehren, wo sie doch nur immer dieselbe grobe Nahrung, die obendrein gewöhnlich

weit mehr nach der Sparsamkeit als nach ihrem Hunger abgemessen wird, finden; aber das Süße der Gewöhnung ersetzt ihnen Alles, was sie anderwärts verlieren; durch Arbeit fast erschöpft, ist ihnen der Ort der Ruhe ein Ort des Vergnügens; von Weitem merken sie ihn, finden ihn in den größten Städten heraus und scheinen in Allem die Sklaverei der Freiheit vorzuziehen; die Ge-
wohnheiten, zu denen man sie gezwungen oder denen man sie unterworfen hat, sind ihnen zur zweiten Natur geworden, denn man hat beobachtet, daß Pferde, die in einem Walde zurückgelassen wurden, beständig wieherten, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, beim Wahrnehmen menschlicher Stimmen herbeiliefen, zugleich abmagerten und in kurzer Zeit zu Grunde gingen, obgleich sie Alles in reichlicher Fülle hatten, um ihr Futter zu wechseln und ihren Hunger zu befriedigen.

Ihre Sitten rühren demnach fast einzig von ihrer Erziehung her und diese Erziehung erfordert Sorge und Mühe, die sich der Mensch für kein andres Thier gibt; für die er aber durch die beständigen Dienste, die das Pferd ihm leistet, entschädigt wird. Von der ersten Zeit ihres Alters an trägt man Sorge, die Füllen von ihrer Mutter zu trennen; man läßt sie 5, 6 oder höchstens 7 Monate saugen; die Erfahrung hat nemlich dargethan, daß die, welche man 10 oder 11 Monate saugen läßt, nicht so viel taugen, als die, welche man früher entwöhnt, ungeachtet sie in den meisten Fällen mehr Fleisch ansetzen. Nach 6 oder 7 Milchmonaten entwöhnt man sie, um ihnen ein festes Futter als Milch zu geben; man wirft ihnen zweimal täglich Kleien und ein wenig Heu vor; die Menge des Lehern vermehrt man in dem Verhältnisse, als sie älter werden; so lange sie Unruhe zeigen, um zu ihrer Mutter zurückzukehren, behält man sie im Stalle; ist diese Unruhe vorüber, läßt man sie bei schöner Witterung heraus und treibt sie auf die Weide; nur muß man Acht geben, sie nicht nüchtern weiden zu lassen; eine Stunde vorher, ehe man sie grasen läßt, muß man ihnen Kleien und zu saufen geben; vor Allem darf man sie aber nie einer großen Kälte oder dem Regen aussetzen. Auf diese Weise bringen sie den ersten Winter zu; im folgenden Monat Mai erlaubt man ihnen nicht bloß, alle Tage zu weiden; sondern man läßt sie auch während dem Sommer bis in den Monat October in freier Luft übernachten, doch muß man sie in Acht nehmen, daß sie kein Nachgras (Grummer) fressen; gewöhnten sie sich an dies zu feine Gras, so würden sie einen Ekel am Heu bekommen, das doch in Verbindung mit Kleie und Gerste- oder Hafer-Mehl unter-

mischt, ihre Hauptnahrung während dem zweiten Winter ausmachen muß; auf diese Weise zieht man sie, indem man sie im Winter am Tage und im Sommer auch bei der Nacht weiden läßt, bis zu dem Alter von 4 Jahren, wo man sie von der Weide nimmt, um sie mit Heu zu füttern. Dieser Nahrungs-Wechsel verlangt einige Vorsicht; während der ersten Woche werfe man ihnen nur Stroh vor und gebe ihnen von Zeit zu Zeit einen Trank gegen die Würmer, welche durch die Unverdaulichkeit eines zu rohen Futters könnten erzeugt werden seyn. Hr. v. Garsault, welcher diese Behandlung anempfiehlt, stützt sich ohne Zweifel dabei auf die Erfahrung, ^{man} unterdessen kann man die Beobachtung machen, daß der Magen aller Pferde in jedem Alter und zu jeder Zeit mit einer so außerordentlichen Menge Würmer angefüllt ist, daß sie einen Bestandtheil ihrer Constitution auszumachen scheinen; wir fanden sie in gefunden wie in kranken Pferden; bei Pferden, die graseten wie bei solchen, die bloß mit Hafer und Heu gefüttert wurden; auch die Esel, die unter allen Thieren der Natur des Pferdes am nächsten stehn, haben eine ungeheure Menge Würmer im Magen und werden von denselben eben so wenig belästigt. Aus diesem Grunde sind die Würmer, zum mindesten jene Gattung, von der wir reden, nicht als eine zufällige Krankheit, durch die schlechte Verdaulichkeit eines rohen Futters veranlaßt, sondern vielmehr als eine Wirkung, welche von der gewöhnlichen Verdaulichkeit dieser Thiere abhängt, zu betrachten.

Bei der Entwöhnung der Füllen muß man Acht darauf haben, sie in einen saubern Stall zu stellen, der nicht zu warm seyn darf, aus Furcht, sie zu zärtlich und zu empfindlich für die Eindrücke der Luft zu machen; man werfe ihnen oft frische Streu unter; man halte sie reinlich, indem man sie von Zeit zu Zeit mit einem Strohwiß abreibt; doch binde man sie vor dem Alter von dritthalb oder drei Jahren nicht an, noch strigle man sie; diese Reibung ist zu stark und verursacht ihnen Schmerz, ihre Haut ist noch zu zart, um es ertragen zu können und sie werden abnehmen anstatt zu gedeihen. Ueberdies hüte man sich ihnen die Raufe und die Krippe zu hoch zu hängen; die Nothwendigkeit, den Kopf zu hoch zu erheben, um ihr Futter zu sich zu nehmen, möchte sie gewöhnen, den Kopf immer auf diese Weise zu tragen, was die schöne Haltung ihres Halses verunstalten würde. Wenn sie ein Jahr oder 18 Monaten alt sind, schneide man ihnen den Schweif ab; die Haare wachsen wieder und werden stärker und dichter. In ihrem zweiten Lebensjahre muß man die Füllen trennen, die Männchen bei den Ros-

sen und die Weibchen bei den Stuten stellen; ohne diese Vorsicht würden die männlichen Füllen sich bei den weiblichen abmühen und sich ohne Nutzen entkräften.

In dem Alter von drei bis vierthhalb Jahren muß man beginnen, sie abzurichten und sie gelehrtig zu machen; Anfangs lege man ihnen einen leichten und bequemen Sattel auf und lasse sie zwei bis drei Stunden täglich gesattelt stehen; zu gleicher Zeit gewöhne man sie, eine Trense in den Mund zu nehmen und die Füße aufheben zu lassen, auf welche man einige Male schlägt als sollten sie beschlagen werden; sind sie zu Wagen- oder Zuchtprüfungen bestimmt, legt man ihnen Geschirr und Trense an. Im Beginn der Zucht bedarf es weder für die Einen noch die Andern des Zügels; hierauf lasse man sie an der Schnur mit einem Kappzaum auf der Nase auf ebnem Boden, doch ohne sie zu besteigen und nur mit Sattel oder Geschirr beschwert, traben; wenn das Reitpferd sich leicht wendet und gerne zu dem, der die Leine hält, zurückkehrt, so steige man herauf und herab, doch immer auf derselben Stelle und ohne es in Gang zu setzen, bis es vier Jahre alt ist; denn vor diesem Alter ist es noch zu schwach, um nicht, wenn es sich fortbewegte, von der Last des Reiters überbürdet zu werden; doch im vierten Jahre besteige man es, um es in Schritt oder Trab gehn zu lassen, doch daure diese Übung jedesmal nur eine kurze Zeit. Hat sich das Wagenpferd auf Geschirr gewöhnt, so spanne man es mit einem schon eingeübten Pferde ein, lege ihm den Zügel an und führe dasselbe an einem durch den Zügel gehenden Halfterriemen so lange, bis es anfängt, sich zum Ziehen anzuschicken; hierauf versuche der Kutscher es rückwärts gehn zu lehren, wobei ihm jemand hilft, indem er sich vor das Pferd stellt und es mit Sanftmuth zurückdrängt, wobei er ihm auch leichte Schläge geben darf, um es zum Rückwärtsgehn zu bewegen. Dies Alles muß mit den jungen Pferden vor dem Wechsel ihrer Nahrung vorgenommen werden; denn man hat die Erfahrung gemacht, daß Pferde, die einmal im nahrhaften Futter saß, d. h. mit Getreide und Stroh genährt werden und kräftiger geworden sind, auch weniger gelehrtig und schwieriger zum Abrichten sind.

Das Gebiß und der Sporn sind zwei Werkzeuge, die man erfunden hat, um den Pferden die Befehle ihrer Herren bemerkbar zu machen; das Gebiß für die Genauigkeit und der Sporn für die Raschheit ihrer Bewegungen. Bei dem Pferde dürfte es scheinen, die Natur habe dem Maul keine andre Bestimmung erteilt, als die Eindrücke des Geschmacks und der Eklust zu empfangen; in-

zwischen besitzt dasselbe beim Pferde eine so große Empfindlichkeit, daß es vor dem Auge und Ohre den Vorzug verdient, um durch dasselbe dem Thiere den Willen seines Reiters kund zu thun; die kleinste Bewegung, der leiseste Druck mit dem Gebisse reicht hin, um das Pferd aufmerksam zu machen und es zu einer Bewegung zu entscheiden und dieses Gefühls-Werkzeug hat keine andre Mängel als seine Vollkommenheit; seiye zu große Nervenreizbarkeit will mit Schonung behandelt seyn; mißbraucht man dieselbe, so verdirbt man das Maul des Pferdes, indem man es unempfindlich gegen den Eindruck des Gebisses macht. Der Gesicht- und Gehörsinn würden durch solchen Verschlechterung nicht unterworfen seyn und durch den Mißbrauch nicht abgestumpft werden; augenfällig hat man es aber unbequem gefunden, durch diese Sinnes-Werkzeuge den Pferden zu befehlen: es ist auch wahr, daß die Zeichen, welche durch das Gefühl den Thieren beigebracht werden, auf dieselbe eine tiefere Wirkung machen, als die durch das Gesicht und Gehör zu ihrer Erkenntniß gelangen. Uebrigens macht die Stellung der Pferde im Verhältnisse zu ihrem Reiter oder Lenker die Augen des Pferdes für diesen Zweck fast nutzlos, weil es immer vor sich sieht und nur durch Rückwärts-Wenden des Kopfes die Zeichen wahrnehmen kann und wenn auch das Ohr ein Sinn ist, durch den man sie oft anseuert und leitet, hat man doch den Gebrauch dieses Sinnes beschränkt und wendet ihn vorzugsweise nur bei den gröbern Pferden an; denn in der Reitschule, der Ort der vollkommensten Ausbildung, spricht man fast gar nicht mit den Pferden und man muß selbst so viel als möglich das Ansehn vermeiden, als führe man sie. Sind sie wohl abgerichtet, langt der leiseste Druck mit den Schenkeln, die geringste Bewegung mit dem Gebisse zu ihrer Lenkung hin; so ist der Sporn sogar überflüssig oder man bedient sich desselben nur, um sie zu heftigen Bewegungen zu nöthigen; gibt aber der Reiter aus Unkenntniß die Sporen und hält zugleich die Zügel an, so fühlt sich das Pferd zu gleicher Zeit angestachelt und zurückgehalten und kann nicht anders als sich bäumen, da es einen Sprung machen, ohne dabei von der Stelle zu kommen.

Beermitteltst des Zügels gibt man dem Pferde ein vortheilhaftes und erhabenes Ansehn; legt man denselben nach der Regel an, so ist das kleinste Zeichen, die geringste Bewegung hinlänglich, um das Pferd jeden Gang annehmen zu lassen. Sein natürlichster Gang ist vielleicht der Trab; doch ist der Schritt und selbst der Galopp für den Reiter die sanfteste Bewegungs-Art, weshalb man sich auch bemüht, dieselben am meisten auszubilden. Wenn das

Pferd den Vorderfuß zum Gehn aufhebt, so muß diese Bewegung mit Kühnheit und Leichtigkeit vollbracht werden und das Knie hinlänglich gebogen seyn; das erhobene Bein muß einen Agerölck fest in der Luft gehalten werden und muß beim Herabsinken fest und gleichmäßig den Boden betreten, ohne daß der Kopf des Pferdes mit in die Bewegung gezogen wird; denn fällt der Schenkel plötzlich nieder und senkt sich zu gleicher Zeit der Kopf, so geschieht dies gewöhnlich, um die Last, die auf dem vbern Schenkel, der nicht stark genug ist, das ganze Gewicht des Körpers allein zu tragen, ruht, schnell zu erleichtern. Dieser Fehler ist sehr groß, gleich groß, wie der, die Beine nach in- oder auswärts zu werfen; denn sie treten auch in derselben Richtung auf. Man muß auch darauf merken, ob es sich auf die Hacken stützt; dies ist ein Merkmal der Schwäche; ruht es dagegen beim Niedertreten auf dem Hufenrand, wird das Pferd dies nicht lange aushalten, weil es eine ermüdende und gezwungne Stellung ist.

Der Schritt, der unter allen Bewegungs-Acten die langsamste ist, muß dennoch schnell seyn; er darf weder zu sehr gestreckt noch zu sehr verkürzt und der Gang der Pferdes muß dabei leicht seyn; diese Leichtigkeit hängt von der Freiheit der Schultern ab, und wird an der Art, wie das Pferd seinen Kopf trägt, erkannt. Hält es denselben hoch und fest, so ist es gewöhnlich stark und leicht; ist die Bewegung der Schulter nicht frei genug, so wird der Schenkel nicht gehöriger Maßen gehoben und das Pferd ist dem Uebelstande ausgesetzt, falsche Tritte zu machen und mit dem Fuße sich an die Unebenheiten des Bodens zu stoßen; sind hingegen die Schultern noch mehr zusammengepreßt und hat es das Ansehn als geschehe die Bewegung der Schenkel unabhängig von den Schultern; so müdet sich das Pferd ab, stürzt oft und ist zu keinem Dienste tauglich. Das Pferd soll in den Hanken (Hüften) ruhn, d. h. beim Gange die Schultern erheben und die Hüften senken; auch soll es den Schenkel hinlänglich erheben und in der Luft festhalten; hält es hingegen das Bein zu lange in der Höhe und senkt es dasselbe zu langsam nieder, verliert es allen Vortheil der Leichtigkeit; es wird hartgänglich und taugt nur noch zum Zierpferde und um Parade damit zu machen.

Die Leichtigkeit der Bewegungen eines Pferdes genügt nicht allein; sie sollen auch im Vorder- und Hintertheile gleichmäßig und gleichförmig seyn; denn wankt das Pferd im Kreuze, während die Schultern stetig sind, so theilt sich diese Bewegung durch Stöße dem Reiter mit und wird unbequem; derselbe Fall tritt ein, wenn

das Pferd den Hinterschenkel zu sehr ausstreckt und den Fuß jenseits der Spur, die der Vorderfuß gemacht hat, niedersetzt. Pferde mit kurzem Körper sind diesem Fehler unterworfen; die, deren Beine sich kreuzen oder aneinander stoßen, haben keinen sichern Gang; im Allgemeinen sind die Pferde mit langgestrecktem Körper für die Reiter die bequemsten, weil er von den beiden Mittelpunkten der Bewegung, den Schultern und den Hanken, weiter entfernt ist und ihre Eindrücke und Erschütterungen weniger empfindet.

Der Gang der Vierfüßler geschieht gewöhnlich, indem sie zu gleicher Zeit einen Vorder- und Hinterfuß vorwärts bewegen. Wenn das rechte Vorderbein vorschreitet, folgt ihm zugleich das linke Hinterbein; ist dieser Tritt gemacht, setzt sich das linke Vorderbein in Verbindung mit dem rechten Hinterbein in Bewegung und so fort. Da ihr Körper sich auf vier Punkte, die ein längliches Viereck bilden, stützt, so ist es die bequemste Gangweise für sie, ihrer zwei zu derselben Zeit in der Diagonale zu wechseln, so, daß der Schwerpunkt des Thierkörpers nur eine kleine Bewegung macht und immer sich beinahe in der Richtung der beiden Stützpunkte, welche bei den drei natürlichen Gängen des Pferdes, dem Schritt, Trab und Galopp, nicht in Bewegung sind, befindet. Diese Regel der Bewegung wird stets, nur mit Abweichungen, beobachtet. Beim Tritte hat die Bewegung vier Zeitabschnitte; wenn das rechte Vorderbein vorschreitet, folgt ihm das linke Hinterbein einen Augenblick darauf; nach diesem beginnt der linke Vorderfuß seine Bewegung und der rechte Hinterfuß kommt augenblicklich nach; der rechte Vorderfuß tritt mithin zuerst, dann der linke Hinterfuß, hierauf der linke Vorderfuß und endlich der rechte Hinterfuß den Boden; dies bildet eine Bewegung von vier Zeitabschnitten und drei Zeit-Zwischenräumen, deren erste und letzte von kürzerer Dauer sind, als der mittlere. Beim Trab gibt es nur zwei Momente in der Bewegung; der rechte Vorder- und der linke Hinterfuß schreiten zu gleicher Zeit vor und zwischen diesen beiden Bewegungen findet kein Zwischenraum statt; hierauf erheben sich der linke Vorder- und der rechte Hinterfuß in demselben Augenblicke, so, daß es beim Trab nur zwei Zeitabschnitte und ein Intervall gibt; indem der rechte Vorder- und der linke Hinterfuß, so wie der linke Vorder- und der rechte Hinterfuß zu gleicher Zeit nieder setzen. Beim Galopp sind gewöhnlich drei Zeit-Abschnitte zu bemerken; da aber bei dieser Bewegung, die eine Art Sprung ist, die Vordertheile des Pferdes sich nicht von selbst bewegen, sondern durch die Kraft der Hüften und Hintertheile fortgeschwungen werden, so

muß, wenn der rechte Vordersehenkel weiter ausgreifen soll, als der linke, der linke Hintersehenkel sich zuerst auf den Boden stemmen, um dem Saße als Stützpunkt zu dienen; es ist also der linke Hinterfuß, der das erste Tempo der Bewegung ausführt und zuerst auf den Boden tritt; hierauf erhebt sich der rechte Hinterfuß in Verbindung mit dem vordern Linken und fallen auch zu gleicher Zeit auf die Erde zurück; das dritte Tempo ist das Auftreten des rechten Vorderfußes, der sich einen Augenblick nach dem vordern linken und dem hintern rechten in Bewegung gesetzt hat. Bei der Galopp-Bewegung kommen also drei Zeit-Abschnitte und zwei Intervalle vor, und während dem ersten dieser Intervalle, wenn der Galopp mit Schnelligkeit ausgeführt wird, gibt es einen Augenblick, wo die vier Schenkel zu gleicher Zeit in der Luft sind und man alle vier Hufeisen des Pferdes zu gleicher Zeit erblickt. Die Bewegung des Galopps ist vollkommener und geschickter in vier Tacten, wenn das Pferd geschmeidige Hüften und Kniekehlen hat; es tritt zuerst mit dem linken Hinterhufe auf, erstes Tempo; dann fällt der linke Hinterfuß nieder, zweites Tempo; einen Augenblick darauf kommt der linke Vorderfuß zur Erde, drittes Tempo, und endlich senkt sich der rechte Vorderfuß auf den Boden, viertes Tempo. — Die Pferde galoppiren gewöhnlich auf dem rechten Vorderfüße, auf dieselbe Weise, wie sie beim Schritt oder Trab auf demselben zuerst voransetzen; sie beginnen den Galopp mit dem rechten Vorderbeine, was dem linken voreilt; wie denn auch der rechte Hintersehenkel, welcher unmittelbar dem rechten Vorderbeine in der Bewegung folgt, dem linken Hintersehenkel vorausgerückt ist, und diesen Gang beobachten sie, so lange der Galopp dauert. Die Folge dieser Bewegungs-Art ist, daß der linke Hintersehenkel, der die ganze Last trägt und die andern vorwärts treiben muß, am meisten ermüdet wird; aus diesem Grunde würde es gut seyn, die Pferde so einzunähen, daß sie mit Abwechselung auf dem linken und auf dem rechten Fuße galoppirten; sie würden dann diese heftige Bewegung länger ertragen können. Dasselbe thut man zwar in der Reitschule, aber vielleicht aus einer andern Ursache; da man nemlich oft die Pferde weiden, d. h., einen Kreis beschreiben läßt, dessen Mittelpunkt bald rechts, bald links liegt, so nöthigt man sie bald auf dem rechten, bald auf dem linken Fuße zu galoppiren. Beim Tritt heben sich die Beine des Pferdes nur in einer geringen Höhe vom Boden und die Füße streichen sehr nahe an der Erde hin; beim Trab werden sie schon mehr gehoben und die Füße entfernen sich völlig vom Boden; beim Galopp ist diese Erhebung

noch größer und die Füße scheinen Sprungweise die Erde zu berühren. Ein guter Schritt muß schnell, leicht, sanft und sicher; der Trab fest, rasch und gleichförmig seyn; der hintere Theil muß den vordern kräftig vorwärts treiben; das Pferd muß in diesem Gange den Kopf erhoben tragen, und die Lenden gerade gestreckt halten; denn wenn die Hanken zu jetzter Zeit des Trabes abwechselnd, sich heben und senken, wenn das Kreuz hin und her schwankt und das Pferd sich wiegt, tragt es wegen Schwäche schlecht; ein anderer Fehler ist es, wenn es die Vorderbeine einwärts wirft; die Vorderbeine müssen mit den Hintern auf derselben Linie stehn und diese immer decken. Setzt ein Hinterschenkel sich in Bewegung, während der vordere derselben Seite etwas zu lange auf der Stelle bleibt, so wird dieses Widerstandes wegen die Bewegung härter und angreifender; aus diesem Grunde muß auch das Intervall zwischen den beiden Zeit-Abschnitten des Trabes kurz seyn; doch, so klein es auch immer seyn mag, reicht dieser Widerstand hin, diese Gangart beschwerlicher zu machen als der Schritt und der Galopp ist; weil beim Schritte die Bewegungen mehr ineinander schmelzen, sanfter sind und der Widerstand geringer ist und es beim Galopp fast keinen wagerechten Widerstand, der allein für den Reiter beschwerlich ist, gibt; indem die Rückwirkung der Bewegung der Vorderfüße fast einzig in steilrechter Richtung von unten nach oben geschieht.

Die Spannkraft des Kniebogens trägt zur Bewegung des Galopps eben so viel bei als die Sprungkraft der Lenden; während die Lenden sich anstrengen, die vordern Theile zu erheben und vorwärts zu schnellen, setzt sich die Beuge des Knies in Schwung, bricht den Stoß und mindert die Erschütterung; daher ist die Galopp-Bewegung um so sanfter, je mehr der Schwung der Knie fehler geschmeidiger und die verschiedenen Sprünge derselben sich ineinander verlieren; sie ist ebenfalls um so rascher und reißender, je stärker die Kniefehler sind und um so fester und sicherer, je mehr das Pferd auf den Hanken sitzt und je mehr die Schultern durch die Kraft der Lenden unterstützt werden. Uebrigens galoppiren die Pferde, welche während dem Galopp die Vorderbeine sehr hoch heben, nicht am besten; sie rücken weniger vor als die andern und ermüden sich eher und dies rührt gewöhnlich von dem Umstande her, daß sie die Schultern nicht hinlänglich frei haben.

Der Schritt, der Trab und der Galopp sind die gewöhnlichsten natürlichen Gangarten eines Pferdes; es giebt aber einige Pferde, die von Natur aus einen andern Gang haben, den man

Zelter, oder: Paßgang nennt; er ist sehr von den drei andern unterschieden und scheint auf den ersten Anblick wider die Gesetze der Mechanik zu streiten und für das Pferd äußerst ermüdend zu seyn; wenn auch bei dieser Bewegungsart die Schnelligkeit nicht so groß als beim Galopp oder bei dem gestreckten Trab ist. Bei diesem Gange streicht der Fuß noch härter am Boden vorbei, als beim Schritt und das Pferd greift bei jedem Tritte viel weiter aus. Sonderbar ist es bei dieser Bewegungs-Art, daß die beiden Schenkel derselben Seite, z. B., das vordre rechte und das hintre linke Bein zu gleicher Zeit ausholen, um einen Tritt zu machen und hierauf die beiden Beine der linken Seite sich in Bewegung setzen, und so fort der Art, daß die beiden Seiten des Körpers wechselseitig des Stützpunktes entbehren und kein Ausgleichungs-Punkt des Gleichgewichts zwischen beiden besteht; dies muß das Pferd ungemein ermüden, indem es sich genöthigt sieht, sich in einem gezwungenen Hin- und Herschaukeln durch die Schnelligkeit der Bewegung, wobei es die Füße kaum vom Boden erhebt, aufrecht zu erhalten; erhöhet es bei dieser Gangart die Beine so hoch, wie beim Trab oder auch nur wie beim guten Schritt; so würde das Schaukeln so groß seyn, daß es auf die Seite fallen müßte und erhält sich nur dadurch, daß der Fuß hart am Boden vorbei streift und durch die schnelle abwechselnde Bewegung, auf den Beinen bei diesem Gange, in welchem der Vorderfuß nicht allein zu gleicher Zeit mit dem Hinterfuße derselben Seite vorschreiten; sondern demselben auch vorrücken und 1 bis $1\frac{1}{2}$ Fuß jenseits der Spur des Lehtern niedersinken muß; je größer der Raum zwischen der Spur des hintern und der des vordern Fußes ist, desto besser geht das Pferd den Paß und desto schneller ist die Gesamtbewegung. Man bemerkt daher beim Zeltergange wie beim Trabe nur zwei Zeit-Abschnitte der Bewegung und der ganze Unterschied liegt darin, daß die beiden Schenkel, die sich quer über stehn, gleichzeitig vorschreiten, anstatt daß beim Passe die beiden Beine derselben Seite sich in Bewegung setzen. Dieser Gang, der für das Pferd sehr anstrengend ist und den man es nur auf ebenem Boden annehmen lassen darf, ist für den Reiter ungemein angenehm; er hat nicht die Härte des Trabes, welche von dem Widerstande herrührt, den der Vorderchenkel leistet, wenn der Hinterschenkel sich hebt, denn beim Passe hebt sich der Vorderfuß zugleich mit dem Hinterfuße derselben Seite, während beim Trotte das vordre Bein in Ruhe bleibt und während der ganzen Zeit, daß das hintre Bein derselben Seite sich bewegt, dem Andränge desselben widerstrebt. Kenner versichern, daß Pferde, die von Natur aus den Paß gehn,

niemals traben und weit schwächer als die andern sind; in der That, die Füllen fallen in diesen Gang von selbst, besonders wenn man sie zu rascher Bewegung antreibt und sie nicht kräftig genug zum Trabe oder Galoppe sind; man hat ebenfalls die Beobachtung gemacht, daß die Mehrzahl guter Pferde, die zu sehr ermüdet sind oder anfangen sich abzumühen, von selbst diesen Gang annehmen, wenn man sie zu einer raschern Bewegung, als die des Schrittes, nöthigt.

Der Beltergang kann demnach als eine mangelhafte Gangart betrachtet werden, weil er nicht gewöhnlich und nur einer kleinen Anzahl von Pferden natürlich ist; weil die Paßgänger fast immer schwächer als die Andern sind und selbst die, welche die stärksten scheinen, in kürzrer Zeit aufgerieben werden, als die traben und galoppiren. Außerdem giebt es noch zwei Gangarten, der Mittelpaß (Mittelschritt) und der gebrochne Gang (Mitteltrab), in welche schwache oder übermüdete Pferde von selbst fallen; beide sind weit fehlerhafter als der Paß; man nennt diese Bewegungs-Arten auch den gebrochenen, den getrennten, den zusammenge-setzten Gang. Der Mittelschritt theilt sich zwischen Schritt und Paß, und der Mitteltrab zwischen Trab und Galopp; der eine wie der andre rührt von der Erschöpfung nach einer langen, anhaltenden Arbeit oder von der Schwäche der Lenden her. Die Fuhrpferde, die man nicht wet, fangen in dem Maße, als sie sich erschöpfen, an, den Mittelschritt zu gehn und die aufgeriebne Postpferde, welche man zu galoppiren zwingt, gehn den Mitteltrab, anstatt zu galoppiren.

Das Pferd besitzt unter allen Thieren, bei einer großen Gestalt, das größte Gleichmaß und die größte Eleganz in seinen Theilen; denn vergleicht man dasselbe mit den Thieren, die unmittelbar über oder unter ihm in Hinsicht der Größe stehen; so wird man wahrnehmen, daß der Esel übel gebaut, der Kopf des Löwen zu dick, der Schenkel des Ochsen zu schwächlich und zu kurz im Verhältnisse zur Größe seines Körpers und daß die größten Thiere, das Nashorn, und der Elephant, so zu sagen, nur unförmliche Massen sind. In der großen Verlängerung der Kinnbacken liegt der Hauptgrund der Unterscheidung zwischen dem Kopfe der vierfüßigen Thiere und dem des Menschen und dies ist zugleich der unedelste Character von allen; inzwischen, wenn gleich die Kinnladen des Pferdes sehr verlängert sind, hat es doch nicht das Ansehn des Stumpfsinnes, wie der Esel, noch das der Dummheit, wie der Ochse; die Regelmäßigkeit der Verhältnisse seines Kopfes giebt ihm im Gegentheile das Ansehn der Leichtigkeit, das

durch die Schönheit seines Halses noch mehr hervorgehoben wird. Das Pferd scheint sich durch die erhabne Haltung seines Kopfes über seine Stufe als vierfüßiges Thier erheben zu wollen; in dieser edlen Stellung schaut es den Menschen von Angesicht zu Angesicht; seine Augen sind lebhaft und frei geöffnet, seine Ohren sind wohlgestaltet und stehen in einem richtigen Verhältnisse zu der Größe seines Körpers, ohne zu kurz, wie die des Esels, oder zu lang, wie die des Esels, zu seyn; seine Mähne steht seinem Kopfe sehr gut, ziert seinen Hals und gewährt ihm ein Ansehn von Stärke und Stolz; sein herabhängender, stark bewachsener Schweif deckt und schließt die Grenzen seines Körpers auf eine vortheilhafte Weise, sehr unterschieden von dem kurzen Schweife des Hirsches, Elephanten u. und von dem nackten des Esels, des Kamels, des Nashornes u. Der Roschweif wird durch lange und dichte Haare gebildet, die aus dem Rückgrade hervorzuwachsen scheinen, weil die Schwanzrübe (Sturz), aus welcher sie entspringen, sehr kurz ist. Es kann den Schweif zwar nicht erheben, wie der Löwe, doch auch hängend steht er ihm besser und da es denselben nach der Seite bewegen kann, so bedient es sich dessen mit Vortheil zur Vertreibung der Fliegen, die es häßigen; denn, wenn auch seine Haut sehr fest ist und mit einem dichten, engzusammengedrängten Haarwuchs bedeckt wird, ist doch dieselbe sehr empfindlich.

Die Haltung des Kopfes und des Halses trägt mehr als alle andre Theile des Körpers dazu bei, dem Pferde eine edle Stellung zu verleihen. Der obere Theil des Halses, aus dem die Mähne entspringt, muß in grader Linie aus dem Widerriste emporwachsen, und sich so erheben; bei seiner Annäherung zum Kopfe muß er eine Biegung bilden, fast ähnlich jener am Halse des Schwanes. Der untere Theil des Halses darf keine Krümmung machen; seine Richtung muß in grader Linie vom Brustkasten nach dem Unterkiefer gehn und ein wenig nach vorn gebeugt seyn; der Hals würde bei einer senkrechten Richtung fehlerhaft seyn. Der obere Theil des Halses muß schwächlich seyn und in der Nähe der Mähne, die mittelmäßig mit langen und nicht verwickelten Haaren versehen seyn soll, wenig Fleisch haben. Ein schöner Hals muß lang, erhoben und zugleich der Körpergröße des Thieres angemessen seyn; ist er zu lang und zu dünn, nickt die Pferde gewöhnlich mit dem Kopfe; ist er dagegen zu kurz und zu fleischig, liegt das Pferd dem Reiter schwer in der Faust. Um den Kopf am vortheilhaftesten tragen zu lassen, muß man die Stirn senkrecht zum Horizonte stellen.

Der Kopf muß trocken und dünn, aber nicht zu lang seyn;

Die Ohren müssen wenig absteilen, klein, grade, unbeweglich, schmal, irk und auf die Höhe des Kopfes wohl gestellt seyn; die Stirn sei schmal und etwas gewölbt, die Gruben über den Augenhöhlen gefüllt, die Augenlider schwächlich zart, die Augen klar, lebhaft, voller Feuer, ziemlich groß und müssen mit dem Rande der Augenhäuten gleich stehn, der Augapfel groß, der Kiefer mager and wenig dick, die Zäpfel was gebogen, die Nästern wohl geöffnet und heispalten, die Scheidewand der Nase dünn, die Nasen frei, das Maul mittelmäßig heispalter, der Wiberriß erhoben und scharf, die Schultern trocken, platt und etwas zusammengedrängt; der Rücken gerich, eben, der Länge nach unmerklich gebogen und an beiden Seiten des Rückgrates, das eingedrückt erscheinen muß, hervorragend, die Seiten voll und kurz, der Rücken rund und polstrig, die Hanke stark und gut mit Fleisch versehen, der Schwanzsturz dick und fest, die Arme und Schenkel dick und fleischig, das Knie nach vorne rund, die Kniebug weit und leer, die Bein-Röhrenknöchel nach vorne dünn und auf den Seiten breit, die Sehne sehr frei, die Köthe klein, die Zote oder der Haarbüschel am Fuße wenig dicht, die Fessel (von der Köthe bis zur Krone gehend) dick und von mittler Länge, die Krone wenig erhoben, das Horn schwarz, eben und glänzend, der Huf hoch, die Wände rund, die Ferse breit und mittelmäßig erhoben, der Strahl am Fuße dünn und mager und die Sohle breit.

Es gibt wenige Pferde, bei denen mal alle diese Vollkommenheiten vereint findet. Die Augen sind mehreren Fehlern, die oft schwer zu erkennen sind, unterworfen; in einem gesunden Auge muß man durch die Hornhaut oberhalb des Augapfels zwei bis drei rufsfarbige Flecken erblicken; denn um diese Flecken wahrzunehmen, muß die Hornhaut klar, rein und durchsichtig seyn; hat sie ein trübes oder misfarbiges Ansehn, so taugt das Auge nicht. Eine kleine, lange und schmale Sehe oder eine, die mit einem weißen Zirkel umgeben ist, bezeichnet ein schlechtes Auge und hat sie eine grünlichblaue Farbe, ist das Auge sicher fehlerhaft und das Gesicht getrübt.

Die genaue Aufzählung der Gebrechen eines Pferdes verweise ich in den Abschnitt, welcher die Beschreibung enthält und begnüge mich hier, einige Bemerkungen hinzuzufügen, vermittelst welcher man, wie bei den vorhergehenden, die größte Anzahl der Tugenden und Untugenden eines Pferdes erkennen kann. Aus den Bewegungen der Ohren kann man mit ziemlicher Sicherheit auf das Naturell und den eben vorhandenen Zustand des Thieres schlie-

sen; das Pferd muß beim Gehen die Spitze der Ohren nach vorne gestreckt halten. Ein ermüdetes Pferd läßt die Ohren hängen; zornige und böshafte tragen abwechselnd ein Ohr vorüber, das andre hintenüber; alle richten die Ohren nach der Seite hin, wo sie ein Geräusch hören und legen sie rückwärts, wenn man sie auf den Rücken oder auf das Kreuz schlägt. Pferde, welche tiefliegende Augen oder ein Auge kleiner als das andre haben, besitzen gewöhnlich ein schlechtes Gesicht; die, deren Maul trocken ist, haben kein so gutes Temperament als die, deren Maul frisch ist und im Saume schäumt. Das Sattelpferd soll platte, bewegliche und mit wenigem Fleische bedeckte Schultern haben; dagegen müssen sie am Zugpferde dick, rund und fleischig sein; sind aber bei einem Reitpferde die Schultern zu trocken und treten die Knochen zu stark unter der Haut hervor, so beweist dieser Mangel, daß die Schultern nicht frei sind und das Pferd keine bedeutende Anstrengung aushalten kann. Ein anderer Fehler an einem Reitpferde ist, wenn der Brustkasten zu weit vorsteht und die Vorderbeine nach hinten geschoben sind; in diesem Falle liegt es beim Galopp schwer im Saume und ist dem Straucheln und dem Falle ausgesetzt. Die Länge der Beine muß in einem richtigen Verhältnisse zu der Körpergröße des Pferdes stehen; sind sie zu kurz, so fällt es der Hand des Reiters beschwerlich. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Stuten häufiger in den Vordertheilen niedriger sind als die Hengste und daß die Hengste einen dickern Hals haben, als die Stuten und die Wallache.

Das Alter der Pferde gehört zu den Gegenständen, die am wichtigsten zu erkennen sind. Alte Pferde haben gewöhnlich hohle Augenhöhlen-Gruben; doch ist dies Merkmal zweideutig, weil junge Pferde, von alten Hengsten erzeugt, sie ebenfalls besitzen. Eine sichere Kenntniß des Alters liefern die Zähne; das Pferd hat deren 40; 24 Mahl-, 4 Hunds- und 12 Schneidezähne. Die Füllen haben entweder keine Hunds Zähne oder nur sehr kurze. Die Mahl- oder Backenzähne tragen zur Erkennung des Alters nichts bei, man beurtheilt dasselbe nach den Vorder- und dann nach den Hunds Zähnen. Die 12 Vorderzähne dringen 14 Tage nach der Geburt des Füllens aus dem Zahnfleisch; die ersten Zähne sind rund, kurz, wenig fest und fallen zu verschiedenen Zeiten aus, um durch andre ersetzt zu werden; nach dritthalb Jahren fallen die vier mittlern Vorderzähne zuerst aus, zwei aus dem obern, zwei aus dem untern Kiefer; ein Jahr darauf fallen vier andre aus, einer auf jeder Seite der zuerst Ausgefallnen, die schon wieder er-

sicht sind; ungefähr $4\frac{1}{2}$ Jahr nachher fallen die vier letzten aus und
 zweite immer an der Seite derer, die schon ausgefallen waren und
 wieder ersetzt worden sind. Die vier letzten Milchzähne werden
 durch andre ersetzt, die lange nicht so rasch wachsen, als die, welche
 an die Stelle der acht ersten Milchzähne getreten sind. Diese vier
 letzten Zähne nennt man die Eckzähne; sie, welche die vier letz-
 ten Milchzähne ersetzen, bezeichnen das Alter des Pferdes; sie sind
 leicht zu erkennen; zählt man von der Mitte nach dem äußersten
 Ende der Kinnlade, so sind es die Dritten im Ober- und im Un-
 terkiefer; diese Zähne sind hohl und haben in ihrer Höhlung ein
 schwarzes Zeichen. Nach $4\frac{1}{2}$ oder 5 Jahren ragen sie beinahe
 noch nicht aus dem Zahnfleische hervor und die Ausbuchtung ist
 sehr bemerklich; nach $6\frac{1}{2}$ Jahr beginnen sie sich zu füllen, der
 Fleck wird kleiner und schwächer und dies nimmt immer mehr bis
 zu $7\frac{1}{2}$ oder 8 Jahren zu, wo die Höhlung völlig ausgefüllt und
 der schwarze Fleck gänzlich verschwunden ist. Nach 8 Jahren ge-
 ben diese Zähne kein sicheres Mittel zum Erkennen des Alters mehr
 ab und man sucht dasselbe nach den Hunds- oder Backenzähnen zu
 bestimmen; diese 4 Zähne stehen neben denen, von welchen wir
 eben sprachen. Die Hunds- wie die Backenzähne haben keine
 Vorgänger, die ausfallen und welche sie ersetzen; die beiden des
 Unterkiefers erscheinen gewöhnlich zuerst nach dritthalb Jahren und
 die des Oberkiefers im vierten Jahre; bis zum sechsten Jahre sind
 diese Zähne sehr spitzig; im zehnten Jahre erscheinen die obern ab-
 gestumpft, verbraucht und lang, weil sie vom Fleische entkleidet
 sind, indem das Zahnfleisch mit dem Alter sich zurückzieht und je-
 mehr sie das beschriebne Aussehen haben, desto älter ist das Pferd.
 In dem Zeitraum von 10 bis 13 oder 14 Jahren giebt es wenige
 Kennzeichen des Alters; doch fangen einige Haare in den Augen-
 brauen dann an, weiß zu werden; inzwischen ist dies Merkmal
 eben so unsicher als das der hohlen Gruben über den Augenhöhlen,
 denn man hat bemerkt, daß Pferde, von alten Hengsten oder alten
 Stuten gezeugt, schon im zehnten oder zehnten Jahre ihre Alters-
 weiße Haare in den Augenbrauen haben. Es giebt Pferde, deren
 Zähne so hart sind, daß sie sich nie abnutzen und auf denen sich nie
 das schwarze Kennzeichen verwischt; demungeachtet sind diese Pferde,
 die man geschnäbelte *) nennt, an der Höhlung des Zahnes, die

*) Chéval begu nennt man ein Pferd, bei dem das schwarze Zeichen in
 der Höhlung der Hunds- oder Backenzähne nicht verschwindet, und dessen Alter man
 folglich an diesem Merkmale nicht erkennen kann.

vollständig ausgefüllt ist und an der Länge der Hundszähne zu erkennen; übrigens hat man bemerkt, daß es mehrer solcher geschnäbelter Stuten als männliche Pferde giebt. Man kann auch, doch nicht so genau, das Alter eines Pferdes an den Furchen im Gähnen erkennen; diese verschwinden in dem Maßstabe, als das Pferd altert.

In einem Alter von drei oder von zwei und einem halben Jahre ist das Pferd Zugungsfähig; die Stuten sind, wie alle andere Weibchen, früher reif als die Männchen; doch bringen die so jungen Pferde nur schlecht gestaltete und ungesunde Füllen hervor; das Pferd muß zum wenigsten 4 oder $4\frac{1}{2}$ Jahr alt seyn, ehe man es zur Stute lassen darf, und dann noch erlaube man es so frühzeitig nur den Zug- und den schweren Pferden, die gewöhnlich eher ausgewachsen sind als die feinen Pferde, denn mit diesen muß man bis zum sechsten und mit den schönen Hengsten von Spanien selbst bis zum siebenten Jahre warten. Die Stuten können ein Jahr jünger seyn; gemeinlich werden sie im Frühlinge vom Ende März bis zum Ende Juni rossig, doch dauert der Zeitraum der stärksten Brunst nicht länger als 14 Tage oder 3 Wochen, und man muß aufmerksam diese Zeit benutzen, um ihren Naturtrieb zu befriedigen. Der Hengst muß ausgewählt, schön und wohlgebaut, vorne erhaben, kräftig, gesund am ganzen Körper und vor Allem von guter Rasse und aus einem guten Lande seyn. Zur Erzeugung feiner, schön gestalteter Reitpferde muß man sich der fremden Hengste bedienen; die Beschäler aus Uralen, der Türkei, der Berberei und Andalusien verdienen vor allen Andern den Vorzug; in Ermangelung ihrer gebrauche man schöne, englische Pferde, denn diese stammen von jenen ab und sind nicht sehr ausgeartet, weil ihre Nahrung in England trefflich ist und man dort große Sorgfalt darauf verwendet, die Rassen zu erneuern. Die Hengste aus Italien, besonders die neapolitanischen, sind ebenfalls sehr gut und gewähren den doppelten Vortheil, daß sie feine Reit- und schöne Wagenpferde zeugen, wenn man ihnen im ersten Falle feine und im letzten kräftig; Stuten von tüchtigem Wuchse vorführt. Man behauptet, daß in Frankreich, England u. die arabischen und berberschen Hengste größere Pferde, als sie selbst sind, erzeugen; während die aus Spanien nur kleinere, als sie sind, hervorbringen. Um schöne Wagenpferde zu erhalten, muß man sich der Beschäler aus dem Neapolitanischen, aus Dänemark oder aus einigen Gegenden Deutschlands und Hollands als Holstein und Friesland bedienen. Die Beschäler müssen einen schönen Wuchs haben, d. h. sie müssen zur Erzeugung von Reitpferden 4 Fuß 8, 9 bis 10 Zoll und zur Er-

zeugung von Wagenpferden zum mindesten 5 Fuß hoch seyn. Der Beschäler soll auch eine gute Farbe besitzen, er sey schwarz wie Roß, oder braunroth, fuchsroth, isabellenfarbig ins Goldige spielend mit dem Rückenstrich des Maulesels und schwarzen Mähnen und Endgliedmaßen. Alle Hengste, deren Haare schwach und schlecht gefärbt erscheinen, müssen aus den Stüttereien verbannt seyn, so wie häßlich wieße Beine haben. Mit einem sehr schönen Aeußern muß der Beschäler alle innre, gute Eigenschaften verbinden, als Muth, Gelehrigkeit, Feuer, Beweglichkeit, Empfindlichkeit, Zeit des Maules, Freiheit der Schultern, Sicherheit der Beine, Geschmeidigkeit der Hüften, Spannkraft im ganzen Körper und vor Allem in den Kniebügen, sogar muß er in der Reitschule ein wenig abgerichtet und eingeübt seyn. Von allen Thieren hat man das Pferd am genauesten beobachtet und die Bemerkung gemacht, daß es durch die Zeugung fast alle seine guten und bösen Eigenschaften, seine natürlichen und erworbenen Fähigkeiten fortpflanzt. Ein Pferd, das von Natur heißig, scheu, stätig u. ist, erzeugt Füllen, die dasselbe Naturell besitzen und da die fehlerhaften Bildungen und die Gebrechen der Laune sich noch sicherer verewigen, als die Eigenschaften des Naturells, so muß man mit großer Sorgfalt darauf sehn, jedes misgestaltete, rothige, engbrüstige, launenhafte u. Pferd von den Stüttereien auszuschließen.

In vielen Himmelsstrichen trägt die Stute weniger zur Schönheit des Füllens bei als der Beschäler; vielleicht aber wirkt sie mehr auf dessen Temperament und Wuchs; aus diesem Grunde hat man darauf zu achten, daß die Stuten Fleisch und einen guten Unterleib besitzen und gute Nährinnen sind. Zum Gebähren schöner, feiner Pferde zieht man die spanischen und italienischen; und zum Gebähren tüchtiger Wagenpferde die englischen und normännischen Stuten vor. Uebrigens können wir mit schönen Beschälern von dem Stuten jedes Landes, wenn sie nur wohl gebaut und von guter Rasse sind, schöne Pferde gewinnen; denn, sind sie von einem schlechten Pferde gezeugt, werden die Füllen, die sie werfen, selbst schlechte Pferde werden. Bei dieser Thiergattung, wie bei der menschlichen, gleicht der Sproß sehr häufig den väterlichen oder mütterlichen Voreltern; nur scheint im Pferdegeschlechte das Weiblichen Gattung; der Sohn ähnelt öfter seiner Mutter als das Füllen der Stute, die es geworfen; wenn das Füllen seiner Mutter gleicht, so liegt die Aehnlichkeit gewöhnlich in den Vordertheilen des Körpers, im Kopf und Hals:

Uebrigens um über die Aehnlichkeit der Kinder mit ihren Eltern zu urtheilen, muß man sie nicht in den ersten Jahren vergleichen, sondern das Alter abwarten, wo sich Alles entwickelt hat, die Aehnlichkeit auffallender und die Vergleichung sicherer seyn wird; unabhängig von der Entwicklung des Wachsthumes, welches oft die Formen, die Verhältnisse, die Farben des Haares verschlimmert oder verbessert, tritt während der Zeit der Mannbarkeit eine scheinbare und plötzliche Entwicklung ein, die gemeiniglich die Größe, die Gestalt, die Haltung der Beine u. verändert; das Gesicht verlängert sich, die Nase wird dicker und größer, die Kinnlade tritt vor, oder wird voller, die Körperhaltung hebt oder krümmt sich, die Beine verlängern sich und biegen sich oft nach innen ein und werden hager; kurz, die Physiognomie und die Körper-Stellung untergehn manchmal einer solchen starken Veränderung, daß es sehr leicht möglich ist, nach dem Eintreten der Mannbarkeit eine Person, die man früher gekannt und seit dem nicht wieder gesehen hat, auf den ersten Blick zu erkennen. Erst nach diesem Lebensalter muß man das Kind mit seinen Eltern vergleichen, wenn man über die Aehnlichkeit mit denselben ein genaues Urtheil fällen will und alsdann findet man, beim Menschen-Geschlechte häufig, daß der Sohn dem Vater und die Tochter der Mutter gleicht; daß sie noch häufiger beiden zugleich gleichen und von Vater und Mutter etwas haben; nicht selten den Großvätern und Großmüttern, manchmal den Oheimen und Tanten ähneln und daß fast immer Kinder von demselben Vater und derselben Mutter mehr unter sich als ihren Verwandten in aufsteigender Linie gleichen und daß sie alle etwas Gemeinsames, eine Familien-Aehnlichkeit, besitzen. Bei den Pferden, bei denen das Männchen mehr zur Zeugung beiträgt als das Weibchen, gebähren die Stuten Füllen, die weit häufiger in Allem dem Beschäler oder ihm doch mehr als der Mutter gleichen; sie werfen auch derer, welche den Großvätern ähnlich sind. Ward eine Stute selbst von einem schlechten Pferde gezeugt, so ereignet es sich sehr häufig, daß sie, obgleich sie von einem schönen Hengste belegt wurde und sie selbst schön ist, doch ein Füllen wirft, das, wenn auch in seiner Jugend dem Anscheine nach schön und wohlgestaltet, während dem Wachsthume immer mehr sich verschlechtert; während eine Stute von gutem Stamme Füllen gibt, die sich mit den Jahren verschönern und besäßen sie auch im Anfange ein schlechtes Aussehn.

Diese Beobachtung übrigens, die man über die Zeugung der Stuten angestellt hat und die alle zu dem Beweise sich zu verein-

nen scheinen, daß bei dem Pferdegeschlecht das Männchen einen größern Einfluß bei der Zeugung ausübt als das Weibchen, scheint mir doch nicht hinlänglich zu seyn, um diese Thatsache unzweifelhaft und unwiderruflich festzustellen: es dürfte nicht unmöglich seyn, daß selbst bei der Richtigkeit dieser Beobachtungen, die Stuten zugleich im Allgemeinen eben so viel zum Zeugungs- Werke beitragen, als die Beschäler; mir scheint es zum wenigsten nicht auffallend zu seyn, daß die Beschäler, stets aus einer großen Zahl Pferde wählt, aus heißen Ländern zu uns herübergehört, in Ueberschuß ernährt, mit großer Sorgfalt unterhalten und gepflegt, in der Zeugung gegen die gewöhnlichen Stuten, in einem kalten Clima geboren und oft zur harten Arbeit gebraucht, vorherrschen, und da nach den, in den Stutereien gemachten Erfahrungen dies Uebergewicht des Beschälers gegen die Stute stets mehr oder weniger vorhanden ist; so kann man sich sehr wohl vorstellen, daß jene Beobachtungen nur aus diesem Grunde wahr und beständig sind; dagegen möchte es auf der andern Seite eben so wahr seyn, daß sehr schöne Stuten aus heißen Ländern, die man durch gewöhnliche Hengste belegen läßt, einen weit größern Einfluß auf die Nachkommenschaft haben, als diese und daß im Allgemeinen beim Pferdegeschlecht wie bei dem der Menschen ein gewisses Gleichgewicht der Einwirkung des Männchens und des Weibchens auf die Nachkommenschaft obwalte. Dies scheint mir natürlich und um so wahrscheinlicher, da man, sogar in den Stutereien, bemerkt hat, daß beinahe eine gleiche Zahl männlicher und weiblicher Füllen geworfen wird, ein Beweis, daß zum mindesten in Bezug auf das Geschlecht das Weibchen zur Hälfte auf das Zeugungs-Werk einwirkt.

Wir wollen diese Betrachtungen nicht weiter verfolgen, weil sie uns zu weit von unserm Gegenstande wegführen würden. Hat man den Beschäler ausgesucht und sind die Stuten, die er belegen soll, vereint, muß man noch einen andern Hengst bei der Hand haben, der nur dazu dient, die rossigen Stuten kennen zu lehren und sie durch seine Angriffe in Brunst zu versetzen; man führt alle Stuten Eine nach der Andern an diesem Hengste, der feurig seyn und häufig wiehern muß, vorbei; er will sie Alle besteigen; die, welche nicht in Brunst sind, wehren ihn ab und nur die, welche sich in derselben befinden, lassen sich ihn nahe kommen; aber anstatt sie völlig besteigen zu lassen, führt man ihn ab und bringt den Beschäler an seine Stelle. Diese Probe ist zweckmäßig, um die wahre Zeit der Brunst bei den Stuten zu erkennen, und besonders um

die herauszufinden, welche noch nicht getragen haben; denn die, welche schon ein Füllen geworfen haben, werden gewöhnlich neun Tage nach ihrer Niederkunft rössig, auch kann man sie von diesem Zeitpunkte an dem Beschäler zuführen und sie bedecken lassen und dann neun Tage nachher durch jene Probe entdecken, ob sie noch brünstig sind; sind sie es wirklich, läßt man sie nochmals belegen und sofort alle neun Tage einmal, so lange ihre Brunst dauert; wenn sie empfangen haben, mindert sich die Brunst und hört nach einigen Tagen gänzlich auf.

Allein, um dies Alles leicht, bequem, mit Erfolg und Nutzen zu bewerkstelligen, bedarf es großer Aufmerksamkeit, vieler Kosten und Vorsicht; man muß die Stutereien auf einem geeigneten Boden und an einem geeigneten Orte, welche der Anzahl Stuten und Beschäler, die man verwenden will, angemessen ist, errichten; den Boden theilt man in mehre Abtheilungen, die durch Zaunpfähle oder Graben mit guten Hecken eingeschlossen werden; man setze die tragenden und säugenden Stuten in das Gehege, wo die fetteste Weide ist; man trenne die, die nicht empfangen oder die nicht bedeckt worden sind und stelle sie mit den jungen weiblichen Füllen in das Gehege, wo die Weide weniger fett ist, damit sie nicht zu dick werden, was der Zeugung nachtheilig seyn würde und endlich bringe man die jungen Füllen, Hengste und Wallache in die trockenste Abtheilung, die zugleich den unebensten Boden hat, damit sie durch Auf- und Absteigen der Hügel Freiheit der Beine und der Schultern sich erwerben; das Gehege, in das man die männlichen Füllen stellt, muß von dem der weiblichen mit großer Sorgfalt getrennt gehalten werden, damit die jungen Pferde nicht aus dem Verschlusse entspringen und sich bei den Stuten entmehren. Ist der Boden der ganzen Stuterei weitläufig genug, um jedes dieser Gehege in zwei Theile zu theilen und stellt man in jede Abtheilung abwechselnd nach Jahresfrist Pferde und Ochsen; wird auf diese Weise die Weide weit länger ausdauern, als würde sie fortwährend von Pferden abgegrast; der Ochse stellt die Weide wieder her, während das Pferd sie ausmagert. Auch muß in jedem Abschlusse eine Lache sich befinden; die stehenden Wasser sind zuträglicher für Pferde, als die laufenden, die ihnen häufig Bauchgrimmen verursachen; Bäume, welche in den Gehegen stehen, muß man nicht niederhauen; die Pferde lieben es, in großer Hitze ihren Schatten zu suchen; sind aber Stämme, Stumpfe oder Löcher vorhanden, so muß man sie ausrotten und ebenen, um jeden Unfall zu verhüten. Die Wiesen dienen während des Sommers dem Ge-

mitte zur Nahrung; im Winter muß man die Stuten wie die Füllen, die man nur an schönen Tagen zur Weide führt, in den Stall setzen und sie mit Heu füttern. Die Beschäler muß man immer im Stalle mit mehr Stroh als Heu ernähren und mäßige Leibesübungen bis zur Springzeit, die gemeiniglich mit dem Anfange des April beginnt und mit dem Ende des Juni aufhört, machen lassen; während der Springzeit darf man sie durchaus nicht anstrengen und muß sie reichlich füttern, doch ihnen nur die gewöhnliche Nahrung geben.

Ehe der Beschäler zur Stute geführt wird, muß man ihn striegeln, dies wird sein Feuer vergrößern; die Stute muß sauber und ihre Hinterfüße nicht beschlagen seyn, denn es gibt derer, die kitzlich sind und bei der Annäherung der Beschäler hinten ausschlagen. Ein Mann hält die Stute beim Halfter, zwei andre führen den Beschäler an Halfterriemen herbei; während dem Besteigen zieht man den Schweiß der Stute zur Seite, weil ein Haar, was sich dem Zeugungs-Werk in den Weg legt, den Beschäler verletzen selbst gefährlich verwunden kann. Es geschieht manchmal, daß bei der Paarung der Beschäler den Zeugungs-Akt nicht beendet und von der Stute steigt, ohne sie wirklich belegt zu haben; man muß daher aufmerksam beobachten, ob der Schweißsturz des Beschälers am Kreuzer eine zitternde Bewegung macht, indem diese Bewegung die Abwendung des Zeugungs-Aktes immer begleitet. Nach Beendigung desselben, darf man den Beschäler die Paarung nicht wiederholen lassen; man führe ihn im Gegentheil auf der Stelle nach dem Stalle und verschone ihn bis zum dritten Tage; langen auch die Kräfte eines tüchtigen Beschälers während der Springzeit hin, täglich einmal eine Stute zu bedecken, so ist es doch besser, ihn zu schonen und ihn nur alle zwei Tage zu einer Stute zu lassen; er gibt weniger aus und erzeugt mehr. In den ersten sieben Tagen rebe man ihm in der vorgeschriebenen Reihenfolge vier verschiedene Stuten und am neunten Tage führe man ihm die erste wieder vor und in der frühern Ordnung die andern, so lange die Stuten noch rössig sind; so bald bei einer die Brunst vergangen ist, setzt man an ihre Stelle eine frische und läßt sie ebenfalls alle neun Tage bedecken und da es mehrere gibt, die bei der ersten, zweiten, dritten Paarung trächtig werden, so rechnet man, daß ein auf obige Weise geleiteter Beschäler in den drei Monaten der Springzeit 15 bis 18 Stuten belegen und 10 bis 12 Füllen erzeugen kann. Die Menge des Saamens ist bei diesen Thieren sehr groß und sie vergießen denselben reichlich. Bei den Beschrei-

hungen wird man den großen Umfang der Saamenbehälter bemerken und die Schlässe, die man aus der Größe und der Form dieser Behälter ziehen kann, wahrnehmen. Bei den Stuten findet ebenfalls eine Ergießung oder vielmehr eine Auströpfung der Saamenfeuchtigkeit während der Brünstzeit statt; sie ergießen nach Außen eine schleimige, weißliche Flüssigkeit, die man die Brünst nennt und deren Erscheinen aufhört, sobald sie trächtig wird. Diese Flüssigkeit nannten die Griechen das Hippomanes der Stuten, und behaupteten von ihr, man könnte aus derselben Liebestränke verfertigen, die besonders geeignet wären, die Pferde in Liebeswuth zu versetzen; dies Hippomanes ist von der Feuchtigkeits, die sich in den Häuten des noch nicht gebornen Füllens befindet und deren Natur, Ursprung und Lage Hr. Daubenton zuerst erkannt und so gut beschrieben hat, sehr verschieden. Die Feuchtigkeits, welche die Stute nach Außen ergießt, ist das sicherste Kennzeichen der Brünst; doch erkennt man dieselbe auch an der Anschwellung des untern Theiles der Tasche und an dem häufigen Wiehern der Stute, die in dieser Zeit die Nähe der Hengste sucht. Nach der Belegung führt man sie ohne irgend eine andre Vorsicht auf die Weide. Das erste Füllen einer Stute ist nie so stark, als die sie in der Folge wirft; man habe daher Acht, ihr bei der ersten Paarung einen schwerern Beschäler zu geben und den Mangel des Wachsthums durch eine größere Körpergestalt zu ersetzen. Nicht weniger Aufmerksamkeit muß man auf die Verschiedenheit oder das Wechselverhältniß der Körperbeschaffenheit des Beschälers und der Stute verwenden, um die Gebrechen des Einen durch die Tugenden des Andern zu vergüten; vor Allem darf man nie Pferde sich paaren lassen, die in Hinsicht ihrer Gestalt oder Bildung in einem Misverhältnisse zu einander stehen; z. B. man vereine einen kleinen Hengst nicht mit einer schweren Stute und umgekehrt, denn die Nachkommenschaft aus dieser Vereinigung wird klein oder übelgestaltet seyn. Um der schönen Natur sich zu nähern, muß man durch Abstufungen sein Ziel zu erreichen suchen, z. B. einer etwas zu dicken Stute einen fleischigen, aber feinen Beschäler, einer kleinen Stute einen Hengst zuführen, der ein wenig höher ist, als sie; einer Stute, die einen fehlerhaften Bau des Vorthells besitzt, gebe man einen Beschäler mit schönem Kopfe und edelgeformtem Halse u. s. w.

Man hat beobachtet, daß Gestüte, die auf trockenem und leichtem Boden angelegt sind, sinnige, leichte und kräftige Pferde mit nervigem Bein und hartem Horn hervorbringen; während an nassem Vertern und auf den fettesten Weiden sie fast alle einen dicken

schweren Kopf, einen zu vollen Körper, überladne Beine, schlechtes Horn und platte Füße haben. Diese Verschiedenheiten rühren vom Klima und der Nahrung her; dies ist leicht einzusehn, doch schwerer zu begreifen und zu gleicher Zeit das Wesentliche von dem, was wir gesagt haben, ist die Nothwendigkeit, die Rassen zu trennen, wenn man sie vor Entartung schützen will.

In der That gibt es ein allgemeines Urbild in jeder Gattung, nach welchem jedes Einzelwesen dieser Gattung geschnitten ist; das aber, wie es scheint, bei seinem Erscheinen in der Körperwelt nach den Umständen sich verschlimmert oder verbessert, so daß in Bezug auf verschiedne Eigenschaften dem Anscheine nach in der Reihenfolge der Thiere eine bizarre Verschiedenheit herrscht, während eine bewunderungswürdige Beständigkeit der Erscheinungen in der ganzen Gattung sich bemerkbar macht. Das erste Thier, das erste Pferd z. B. war das äußre Musterbild und die innre Form, nach welcher alle Pferde, die waren, sind und seyn werden, gebildet worden sind; doch dieses Urbild, von dem wir nur Abbilder kennen, konnte sich veredeln oder ausarten, indem es seine Form mittheilte und vervielfältigte; der Urcharakter hat sich zwar vollständig in jedem Individuum erhalten, dennoch ist kein Individuum, obgleich seine Gattung aus Millionen besteht, einem andern Einzelwesen derselben Gattung in Allem gleich und folglich auch nicht dem Urbilde, dessen Gepräge es an sich trägt. Diese Verschiedenheit, die zu gleicher Zeit beweist, wie sehr die Natur von einem unbedingten Schaffen entfernt ist und wie sehr sie ihre Geschöpfe schattirt, herrscht im Menschen-Geschlechte wie in allen Thier- und Pflanzen-Arten, mit einem Worte bei allen Wesen, die sich durch Zeugung fortpflanzen und das Sonderbarste hierbei ist, daß es das Ansehn hat, als sey das Urbild des Schönen und Guten über die ganze Erde zerstreut und als habe jeder Himmelsstrich nur einen gewissen Theil davon erhalten, welcher überdies noch stets ausartet, wenn man ihn nicht mit einem andern Theile aus einem fernern Lande paart; z. B. um gutes Getreide, schöne Blumen u. zu erzielen, muß man mit dem Saamen wechseln und ihn nie in den Boden, der ihn hervorbrachte, säen. Dasselbe gilt, um schöne Pferde, gute Hunde u. zu gewinnen; den Weibchen des Landes gebe man fremde Männchen und so umgekehrt. Wird dieser Wechsel nicht beobachtet, arten Blumen und Thiere aus oder nehmen vielmehr eine so starke Färbung von dem Klima an, daß der Stoff über die Form herrscht und sie zu verschlechtern scheint; das Urgepräge bleibt zwar, wird aber durch eine Menge Züge, die ihm nicht

wesentlich sind, entsteht. Mischt man hingegen die Rassen zusammen und erneuert man vor Allem die einheimischen fortwährend durch fremde; so scheint die Form sich zu vervollkommen, die Statur sich zu veredeln und das Beste zu erzeugen, was sie hervorzubringen vermag.

Es ist hier nicht der Ort, die allgemeinen Ursachen dieser Wirkungen anzugeben; doch können wir die Mathematischen bezeichnen, die sich uns auf den ersten Anblick darbieten. Wie wissen, aus Erfahrung, daß Thiere und Pflanzen, die aus einem fernen Himmelsstriche nach einem andern verpflanzt werden, in kurzer Zeit d. h. in einer sehr kleinen Anzahl von Geschlechtern, oft ausarten und manchmal sich auch vervollkommen. Es ist leicht zu begreifen, daß diese Veränderung das Ergebniß der Verschiedenheit des Klimas und der Nahrung ist. Der Einfluß dieser beiden Ursachen muß auf die Dauer die Thiere vor gewissen Einwirkungen und Krankheiten sicher stellen oder sie für dieselben empfänglich machen; ihr Temperament muß sich allmählich ändern und die Entwicklung der Form, die zum Theil von der Nahrung und der Beschaffenheit der Gasse abhängt, muß ebenfalls im Verlaufe der Zeugung eine Umwandlung erleiden. Diese Veränderung ist allerdings bei der ersten Generation kaum merklich; indem die beiden Thiere, Männchen und Weibchen, die wir als die erste Wurzel dieses Stammes annehmen, schon Festigkeit der Constitution und der Form angenommen hatten, ehe sie aus ihrem Vaterlande entführt wurden; das neue Klima und die neue Nahrung können zwar in der That ihr Temperament verändern, doch ist ihr Einfluß auf die festen und organischen Theile nicht mächtig genug, um ihre Form zu verschlechtern, besonders wenn ihre Körper schon völlig ausgewachsen sind; folglich wird ihre erste Nachkommenschaft nicht ausarten, das Gepräge der Form wird sich rein erhalten und im Augenblicke der Geburt wird man keinen Stammschler wahrnehmen können; aber das junge Thier wird in einem zarten und schwächlichen Alter den Einflüssen des Himmels bloßgestellt seyn und diese werden auf dasselbe einen tiefern Eindruck machen, als sie, auf Vater und Mutter dies vermochten. Die Einflüsse der Nahrung werden ebenfalls stärker seyn und sind im Stande während der Zeit des Wachstums auf die organischen Theile einzuwirken, die ursprüngliche Form derselben etwas zu verderben und Keime zu Mängeln niederzulegen, die bei der zweiten Zeugung sehr sichtbar hervortreten werden; das zweite Geschlecht trägt nicht allein seine eignen Mängel, d. h. die, welche von seinem Wachsthum herrühren; sondern

auch die Fehler der zweiten Stammältern, die sich um so eher entzeigeln werden; endlich werden im dritten Geschlechte die Fehler des zweiten und dritten Elternpaares, welche aus dem Einflusse des Himmelsstriches und der Nahrung entsprangen, sich mit den Veränderungen, welche der gegenwärtige Einfluß des Wachstums veranlaßt, vereinen und so auffallend werden, daß die Kennzeichen des Urstammes verwischt seyn werden; diese Nachkommen eines fremden Stammes werden nichts Fremdes mehr besitzen und in Allem den einheimischen gleichen. Spanische oder berberische Pferde, deren Fortpflanzung man auf diese Weise leitet, werden in Frankreich oft schon im zweiten und immer im dritten Geschlechte französische Pferde. Man ist daher genöthigt, anstatt die Rassen rein zu erhalten, sie zu kreuzen. Man erneuert bei jeder Zeugung die Geschlechter, indem man Landestuten von Beschälern aus Spanien und der Berberei belegen läßt; sonderbar ist es, daß diese Erneuerung, die nur zum Theil und so zu sagen nur zur Hälfte ausgeführt wird, dennoch günstigere Erfolge hat, als wäre die Erneuerung vollständig. Ein spanischer Hengst und eine spanische Stute werden in Frankreich nicht so schöne Früchte werfen als der spanische Beschäler mit einer einheimischen Stute erzeugt. Den Grund hiervon wird man leicht erkennen, wenn man auf die nothwendige, gegenseitige Ausgleichung der Fehler, die man bei Vereinigung eines männlichen und weiblichen Pferdes aus verschiedenen Ländern beachten muß, Rücksicht nimmt. Jeder Himmelsstrich begründet durch seine eigenthümlichen Einflüsse und durch die Nahrung eine Bildung, die entweder durch Uebermaß oder durch Mangel fehlerhaft ist; in einem heißen Clima aber wird das Uebermaß seyn, was in einem kalten Mangelhaftigkeit ist und so umgekehrt; es muß demnach in Allem eine Ausgleichung statt finden, wenn man Pferde aus entgegengesetzten Himmelsstrichen zusammen paart, und da in der Natur das am vollkommensten ist, was die wenigsten Fehler besitzt, und die vollendetsten Formen die sind, welche die wenigsten und geringsten Mängel haben; so muß die Frucht zweier Thiere, deren Fehler sich gegenseitig ausgleichen, die vollkommenste Zeugung dieser Gattung seyn; sie gleichen sich aber um so besser aus, je entfernter von einander die Gegenden oder vielmehr je entgegengesetzter die Himmelsstriche sind, aus welchen man die Thiere vereint; die aus dieser Vereinigung entspringende Frucht ist um so vollkommener, je mehr das Uebermaß oder die Mangelhaftigkeit des Vaters dem Mangelhaften oder dem Uebermäßigen der Mutter entgegengesetzt ist.

Um demnach in dem gemäßigten Clima Frankreichs schöne Pferde zu erzielen, muß man Beschäler aus wärmern oder kältern Gegenden kommen lassen; die Pferde aus Arabien, wenn man deren haben kann, und die aus der Berberei verdienen den Vorzug; auf sie folgen die Pferde aus Spanien und dem Königreiche Neapel; in Bezug auf die kalten Himmelsstriche nehme man die Pferde aus Dänemark und dann die aus Holstein und Friesland; die Hengste aus diesen Ländern werden mit den französischen Stuten sehr schöne Pferde erzeugen, die um so besser und um so schöner seyn werden, je weiter die Temperatur des Klimas ihres Vaterlandes von der des französischen absteht; dem zu Folge werden die arabischen Pferde dem Zwecke besser als die berberischen und diese besser als die spanischen entsprechen; aus demselben Grunde werden in Frankreich die Pferde aus Dänemark schönere Füllen als die aus Friesland erzeugen. In Ermangelung der Pferde aus den weit kältern oder weit heißern Gegenden, muß man englische oder deutsche Beschäler oder sogar Beschäler aus den Südprovinzen nach den Nordprovinzen Frankreichs herüberbringen. Auf jeden Fall gewinnt man dabei, die Stuten von fremden Pferden bedecken zu lassen; dagegen wird man großen Schaden erleiden, wenn man es zugibt, daß Pferde derselben Rasse sich in den Gestüten vermehren, denn sie arten sicher in sehr kurzer Zeit aus.

Auf das menschliche Geschlecht hat das Clima und die Nahrung keinen so großen Einfluß als auf die Thiere; die Ursache dieser Erscheinung ist sehr einfach; der Mensch vertheilt sich gegen die Unbilden des Klimas besser als das Thier; er wohnt und kleidet sich in Uebereinstimmung mit den Jahreszeiten; seine Nahrung ist ebenfalls weit mannichfaltiger und aus diesem Grunde übt sie auf alle Individuen nicht auf dieselbe Weise ihren Einfluß aus. Die Fehler, welche in der regelmäßigen Bildung durch Uebermaß oder durch Mangelhaftigkeit veranlaßt werden und welche bei den Thieren so beständig und augenfällig erscheinen, sind dies bei dem Menschen weit weniger. Da überdies häufige Völkerwanderungen statt gefunden, die Nationen sich unter einander vermischt haben und eine Menge Menschen reist und sich nach allen Seiten verbreitet; so ist es nicht auffallend, daß die Menschenstämme dem Clima weniger unterworfen scheinen und es selbst in allen Ländern kräftige, wohlgebildete und selbst geistreiche Menschen gebe. Inzwischen darf man sich dem Glauben überlassen, daß ehemals die Menschen aus Erfahrungen, deren Besitz wir verloren haben, den Nachtheil, der aus Ehen unter Blutsverwand-

schaften entspringt, erkannt haben, weil es bei den wenigst-civilisirten Nationen dem Bruder selten erlaubt war, seine Schwester zu heirathen. Diese Sitte, welche bei uns das Ansehen eines göttlichen Gesetzes hat, und die man bei andern Völkern nur auf politische Absichten bezieht, hat vielleicht diese Beobachtung zur Grundlage, indem ein politisches Gesetz, wenn es nicht auf der physischen Natur beruht, keine so allgemeine und unbedingte Ausdehnung erhalten kann. Hatten aber einmal die Menschen aus Erfahrung erkannt, daß, so oft der Stamm in einer und derselben Familie rein erhalten werden sollte, die Rasse ausartete; so sahen sie die Verbindung mit fremden Familien als ein Naturgesetz an und kamen überein, keine Ehen unter Blutsverwandten zu gestatten. Die Analogie kann auch in der That auf die Vermuthung führen, daß in den meisten Climaten die Menschen nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen ausarten würden, wie die Pferde.

Eine andre Wirkung des Himmelsstriches und der Nahrung ist die Farben-Verschiedenheiten bei den Thierpelzen; Thiere, die in der Wildheit und in demselben Klima leben, besitzen auch dieselbe Hautfarbe, die in den verschiedenen Jahreszeiten nur etwas heller oder dunkler wird; die hingegen, welche in verschiedenen Himmelsstrichen leben, besitzen auch verschiedene Farben, während die Hausthiere einen ungemein großen Farbenwechsel zeigen, so daß Pferde, Hunde u. alle Haararten besitzen, während Hirsche, Hasen u. dieselbe Farbe haben. Die Unbilden der Witterung, welche immer dieselben bleiben, die Nahrung, welche sich nie verändert, bringen bei den wilden Thieren diese Gleichförmigkeit hervor; die Pflege des Menschen, die Milde des Obdaches und die Verschiedenheit der Nahrung verwischen und verwandeln diese Farben-Gleichförmigkeit bei den Hausthiere, wie die Mischung der fremden Rassen dasselbe thut, wenn man in der Wahl der Farbe des männlichen und weiblichen Thieres nicht mit Sorgfalt zu Werke geht, wodurch oft schöne Selteneiten erzielt werden, wie dies der Fall bei der Züchtung der Pferde ist, an welcher das Schwarze und Weiße auf eine so bizzarre Weise durch einander laufen und sich von einander so unverderblich scheiden, daß ihr Pelz eher die launenhafteste Arbeit eines Malers als das Werk der Natur zu seyn scheint.

Bei der Paarung der Pferde wähle man daher das Haar und die Größe aus, contrastire die Gestalten, kreuze die Rassen aus entgegengesetzten Himmelsstrichen und vereine nie Hengste und Stuten, welche in demselben Gestüt geworfen worden sind. Alle diese Bedingungen sind wesentlich und es gibt noch andre Rücksich-

ten, die nicht vernachlässigt werden dürfen, z. B. in den Stutereien bediene man sich keiner Stuten mit kurzem Schwanz, denn da süßlich die Fliegen nicht abwehren können, werden sie von denselben weit mehr gequält, als Pferde, welche ihren ganzen Schweif besitzen und die beständige Aufregung, in welche sie der Stich dieser Thiere versetzt, vermindert die Menge der Milch und dies hat wieder den größten Einfluß auf das Temperament und den Wuchs des Füllens, das, bei sonstigen gleichen Verhältnissen, um so kräftiger wird, je bessere Nahrung es von seiner Mutter empfängt. Für die Gestüte soll man nur solche Stuten nehmen, die immer gewendet und nie angestrengte Arbeiten gethan haben; Stuten, die man fortwährend im Stalle mit trockenem Futter ernährt hat und die man später auf die Weide setzt, gebären Anfangs nicht und es gehört Zeit dazu, um sie an die neue Nahrung zu gewöhnen.

Die gewöhnliche Brunstzeit der Stuten dauert zwar vom Anfange April bis zum Ende Juni, doch tritt ziemlich häufig der Fall ein, daß es unter einer großen Anzahl einige gibt, die vor dieser Zeit rossig werden; man wird wohl thun, diese Brunst vorüber gehn zu lassen, ohne sie zu bedecken, denn das Füllen würde im Winter geboren werden, unter der Rauigkeit der Jahreszeit leiden und nur eine schlechte Milch zur Nahrung erhalten; eben so wenig darf man eine Stute, deren Brunstzeit nach dem Juni fällt, belegen lassen, weil das Füllen, das im Sommer geboren wird, nicht hinlängliche Zeit hat, die nöthigen Kräfte zum Widerstande gegen die Unbilden des Winters zu gewinnen.

Anstatt den Beschäler zur Belegung den Stuten zuzuführen, lassen Viele ihn in das Gehege der Stuten, wo er dann die, welche seiner bedürfen, auswählen und sie nach seinen Lüsten befriedigen kann. In Hinsicht der Stuten hat dies Verfahren seine Vortheile; der Zweck der Vereinigung wird auf diese Weise sicherer als auf die andre erreicht; aber der Beschäler wird sich in 6 Wochen dabei mehr aufreiben, als dies der Fall bei einem gemäßigten Gebrauche seiner Zeugungskraft und bei der obenangegebenen Führung desselben in mehren Jahren der Fall sein würde.

Sind die Stuten trächtig und fängt ihr Unterleib zu schwellen an, muß man sie von den nicht Bezogenen, die sie sonst verletzen könnten, trennen. Ihre Tragzeit beträgt gemeinniglich 11 Monate und einige Tage; sie werfen im Stehn, während fast alle andre Thiere im Liegen gebären. Man hilft denen, bei welchen die Geburtarbeit schwer ist; man bringt die Hand hinein, gibt dem Füllen die rechte Lage und holt es mit Seilen, im Falle es todt ist.

Gewöhnlich tritt, wie bei allen andern Thiergattungen, das Füllen zuerst mit dem Kopfe in die Geburt; bei seinem Ausgange aus der Gebärmutter zerreißt es seine Häute und die reichlichen Fruchtwasser ergießen sich nach außen; zu gleicher Zeit fällt ein oder mehrere feste Stücke, welche aus dem Niederschlage der verdickten Flüssigkeit in der Allantois gebildet worden, herab. Dies Stück, was die Alten das Hippomanes des Füllens nannten, ist nicht, wie sie behaupteten, ein Fleischgewächs, welches am Kopfe des Füllens festhing, sondern wird von der Frucht durch die Amnioshaut (Schaafhäutchen) getrennt. Nach der Geburt leckt die Stute das Füllen, doch berührt sie das Hippomanes nicht; die Alten haben sich demnach auch darin getäuscht, wenn sie versicherten, daß die Stute das Hippomanes sofort auffresse.

Der gewöhnliche Gebrauch ist, 9 Tage nach dem Wurfe die Stute wieder bedecken zu lassen; dies geschieht, um keine Zeit zu verlieren und um aus der Stuterei allen Vortheil, den man erwarten kann, zu ziehen; inzwischen ist es ausgemacht, daß die Stute, wenn sie zugleich das Füllen und die Frucht ernähren muß, durch die Theilung ihrer Kräfte weder dem Einen noch dem Andern so viel gewähren kann, als wenn sie nur Eins von Beiden zu ernähren hätte; es würde daher besser seyn, die Stuten nur um das andre Jahr belegen zu lassen; sie würden dann länger ausdauern und sichrer bezogen werden; indem in den gewöhnlichen Gestüten, lange nicht alle Stuten, die bedeckt worden sind, auch jährlich fohlen; es ist viel, wenn die Hälfte oder zwei Drittel der Stuten in demselben Jahre werfen.

Die trächtigen Stuten geben sich demungeachtet einer neuen Bereinigung hin, doch findet nie eine Doppel-Befruchtung statt. Sie fohlen in den meisten Fällen bis in ihr vierzehntes oder fünfzehntes Jahr und die kräftigsten gekahren selten noch in ihrem achtzehnten Jahre. Bei gehöriger Schonung können die Hengste bis ins zwanzigste und so gar noch länger zeugen. In Hinsicht ihrer hat man dieselbe Beobachtung wie beim Menschen gemacht; die frühzeitig Zeugungsfähig werden, hören auch eher auf, es zu seyn; die schweren Pferde, die ihr Wachsthum eher vollendet haben, als die feinen, und die man schon mit dem vierten Jahre zu Beschälern nimmt, dauern nicht so lange aus und sind gewöhnlich vor ihrem fünfzehnten Jahre außer Stande, zu zeugen.

Das Lebensalter der Pferde steht wie bei allen andern Thiergattungen in gradem Verhältnisse mit der Zeit ihres Wachsthums. Der Mensch, der 14 Jahre wächst, kann sechs bis sieben Mal so

lange leben, das ist 90 bis 100 Jahre. Das Pferd, dessen Wachsthum innerhalb 4 Jahren vollendet ist, kann sechs bis sieben Mal so lange leben, das ist 25 bis 30 Jahre. Die Beispiele, welche dieser Regel widersprechen, sind so selten, daß man sie selbst nicht als Ausnahmen, aus denen man Folgerungen ziehen könnte, betrachten darf. Da die groben Pferde zu ihrem völligen Auswachsen weniger Zeit bedürfen als die feinen, so leben sie auch kürzere Zeit und sind mit dem fünfzehnten Jahre schon alt.

Auf den ersten Anblick scheint es, daß bei Pferden und bei der Mehrtheit der andern Vierfüßer die hintern Theile Anfangs schneller wachsen, als die vordern; während beim Menschen die hintern Theile sich weniger schnell entwickeln als die obern; denn beim Kinde sind die Schenkel und Beine im Verhältnisse zum Körper viel kleiner als beim Ausgewachsenen; bei dem Füllen hingegen sind die Hintertheile lang genug, um mit dem hintern Fuße den Kopf erreichen zu können, während das ausgewachsne Pferd dies nicht mehr vermag. Zuein diese Verschiedenheit rührt weniger von der Ungleichheit des Wachsthumes der vordern und hintern Theile überhaupt, als von der Ungleichheit der Vorder- und Hinterfüße her, welche in der Natur beständig ist und die bei den Vierfüßern weit leichter wahrgenommen werden kann; denn beim Menschen sind die Füße dicker als die Hände, und werden eher gebildet, so auch beim Pferde, dessen großer Theil des Hinterbeins aus dem Fuße besteht, indem es aus Knochen des Vor- und Mittelfußes zusammengesetzt wird; es ist daher nicht auffallend, daß der Hinterfuß ausgedehnter ist und eher entwickelt wird, als der Vorderfuß, dessen untere Theil die Hand darstellt, da er nur aus den Knochen der Vor- und Mittelhand zc. zusammengesetzt wird. Nach der Geburt nimmt man diese Verschiedenheit an einem Fohlen leicht wahr; die Vorderbeine, mit den hintern verglichen, erscheinen und sind auch in der That zu der Zeit viel kürzer als sie in der Folge sein werden; überdies bringt die Dicke, zu welcher das Pferd später gelangt, auch unabhängig von den Verhältnissen des Wachsthums in die Länge einen größern Abstand zwischen den Hinterfüßen und dem Kopfe hervor, und trägt dem zu Folge bei, das ausgewachsne Pferd zu verhindern, mit den Hinterfüßen den Kopf zu erreichen.

Im ganzen Thierreiche ist jede Gattung nach den verschiedenen Himmelsstrichen ihres Aufenthaltes verschieden und die allgemeineren Wirkungen dieser Verschiedenheiten bilden und bestimmen die verschiedenen Rassen, von denen wir nur die bezeichneten, d. h. die,

welche sich von einander merklich unterscheiden, aufzufassen vermögen, indem wir die Mittel-Stufen und feineren Schattirungen, die hier, wie überall unzählbar sind, übergehen. Indem wir die Mischung der Rassen begünstigten, haben wir die Zahl und die Verwirrung derselben vermehrt; wir haben, so zu sagen, der Natur Gewalt angethan, indem wir die Pferde aus Africa und Asien nach unsern Gegenden verpflanzten; wir haben die ursprünglichen Rassen Frankreichs unkenntlich gemacht, indem wir sie mit Pferden aus allen Ländern vermengten und nur einige leichte Charaktere, durch den gegenwärtigen Einfluß des Klimas hervorgebracht, bleiben uns zur Unterscheidung der Pferde noch übrig. Diese Abzeichen würden weit bestimmter und die Verschiedenheiten weit auffallender sein, wenn die Rassen jedes Himmelsstriches sich dort rein erhalten hätten; die kleinen Abweichungen würden weniger schattirt, weniger zahlreich sein; dagegen würde es eine bestimmte Anzahl großer, stark hervortretender Unterschiede, die alle Welt leicht würde unterscheiden haben, geben, wo es jezt der Übung und selbst einer ziemlich langwierigen Erfahrung bedarf, um die Pferde den verschiednen Länder zu erkennen. Ueber diesen Gegenstand besitzen wir nur die Kenntnisse, die wir aus Reisebeschreibungen, aus den Werken der geschicktesten Stallmeister, als die der Hrn. Newcastl, von Garfaut, von La Guerinière u. und aus einigen Bemerkungen, die uns mitzutheilen der Hr. Pignerolles, Stallmeister des Königs von Frankreich und Vorsteher der Academie von Angers, die Güte hatte, ziehen konnten.

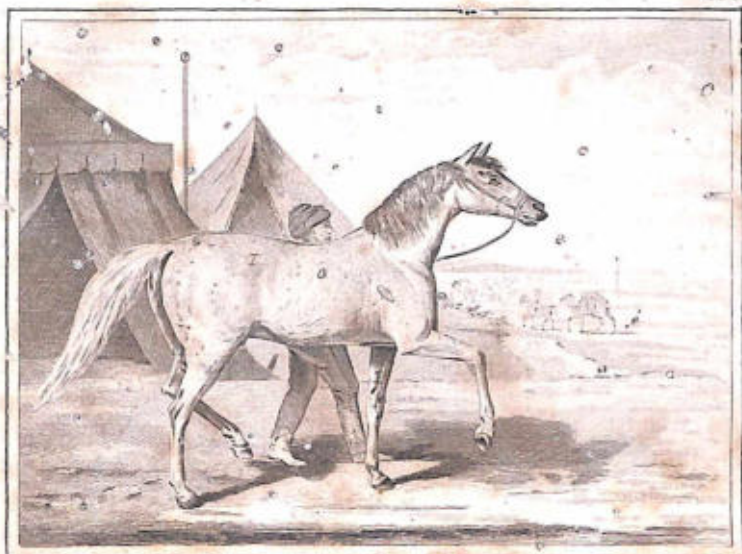
Die arabischen Pferde sind die schönsten, die man in Europa kennt; sie sind größer und fleischiger als die berberischen und im Ganzen eben so gut gebaut; da aber selten welche nach Frankreich kommen, so besitzen die Stallmeister von ihren Tugenden und Fehlern keine genaue Kenntnisse.

Die Pferde aus der Berberei sind gewöhnlicher, sie haben einen langen, feinen, mit Mähnen wenig beladenen Hals, der in epler Form aus dem Widerriste hervortritt: ihr Kopf ist schön, klein und häufig kraus, das Ohr wohlgeformt und gut gestellt, die Schultern leicht und platt, der Widerrist schwächig und erhaben, die Lenden kurz und grade, die Seiten und die Weichen rund und ohne zu viel Bauch, die Hanken wohl zurücktretend, das Kreuz meist etwas lang, der Schweif etwas hoch sitzend, der Schenkel wohl gebildet und selten platt, die Beine schön, gut gebildet und ohne Haar, die Sehne frei, der Fuß gut gebaut, doch die Fessel oft etwas lang. Man sieht ihrer von allen Farben, gewöhnlich

DAS ARABISCHE PFERD.

Ordnung: Dickhäuter Familie: Einhufer.
Gattung: Pferd (cavie.)

PL. 2.



DAS ACKER-PFERD.

Ordnung Familie, Gattung. id. id. id.

aber grobe. Die Berber-Rosse zeigen ein wenig Nachlässigkeit in ihrem Gange; sie bedürfen der Schule und entwickeln eine große Schnelligkeit und Stärke; sie sind sehr leicht und zum Laufen sehr geeignet. Diese Pferde scheinen die zweckmäßigsten zur Bildung von Rassen zu sein, nur wäre ihnen ein etwas größerer Wuchs zu wünschen; die höchsten haben 4 Fuß 8 Zoll und selten trifft man welche die 4 Fuß 9 Zoll haben. Die Erfahrung hat es bestätigt, daß die Pferde aus der Berberei in Frankreich, England u. große Fohlen, als sie selbst sind, erzeugen. Unter den Rossen der Berberei hält man die des Königreiches Marocco für die besten, und nach ihnen die der Gebirge; die aus dem übrigen Mauritien, so wie die Pferde aus der Türkei, Persien und Armenien, sind von geringerm Werthe. Alle Pferde aus heißen Ländern haben ein dünnes Haar als die aus andern. Die türkischen Pferde haben keine so schönen Verhältnisse als die Berber; sie besitzen gewöhnlich einen zu dünnen Hals, langen Körper und schwächliche Beine; doch sind sie tüchtige Arbeiter und ausdauernd. Dies wird nicht auffallen, wenn man bedenkt, daß die Knochen der Thiere in den heißen Gegenden härter als in den kalten Himmelsstrichen sind und dies ist auch die Ursache, warum sie, obgleich die Rippenknochen der Beine bei diesen Thieren enger sind als bei denen in kalten Ländern, doch eine größere Stärke in den Schenkeln besitzen.

Die spanischen Pferde, die den zweiten Rang nach den aus der Berberei einnehmen, haben einen langen, dicken Hals und viel Mähne, einen etwas dicken, manchmal krausen Kopf und breiten Brustkasten, lange, aber gut aufstehende Ohren, die Augen voll Feuer, ein edles und stolzes Ansehn, dicke Schultern, ziemlich häufig etwas eingedrückte Lenden, runde Seiten und oft etwas zu viel Bauch, gewöhnlich ein rundes und breites Kreuz, das man aber bei einigen auch ein wenig lang antrifft, schöne Beine ohne Haaren, freien Fußnerv, manchmal eine wenig lange Fessel, wie bei den Pferden der Berberei, einen etwas verlängerten Fuß, wie beim Maulesel, und oft eine zu hohe Ferse. Die spanischen Pferde von schöner Rasse sind dick, voll und niedrig; in ihrem Gange zeigen sie viel Beweglichkeit, Geschwindigkeit, Feuer und Stolz; ihre Haut ist meist schwarz oder kastanienbraun; doch gibt es auch deren von allen Farben-Arten. Sehr selten besitzen sie weiße Beine und weiße Schnauzen; die Spanier, welche einen Widerwillen gegen diese Abzeichen haben, ziehen keine Rassen, welche dieselben besitzen; sie wollen nur einen Stern vor der Stirn, und achten selbst völlig schwarze Pferde eben so sehr als wir sie geringschätzen.

Das eine wie das andre Vorurtheil sind vielleicht gleich unbegründet, denn es gibt gute Pferde mit allerhand Abzeichnungen und selbst völlig schwarze Pferde, die trefflich sind. Dieser geringe Unterschied in dem Pelze eines Pferdes scheint in keiner Hinsicht von dessen Naturell oder dessen innerer Beschaffenheit abzuhängen, indem sie in der That von einer äußern und dabei so oberflächlichen Eigenschaft herrühren, daß es nur einer kleinen Berührung der Haut bedarf, um einen weißen Fleck hervorzubringen. Uebrigens sind alle spanische Pferde, völlig schwarz oder nicht, auf der rechten Seite am Schenkel mit dem Brandmale der Stuterei, aus welcher sie kommen, versehen. Gemeiniglich besitzen sie keinen hohen Wuchs; doch findet man deren von 4 Fuß 9 bis 10 Zoll. Die Pferde aus Ober-Andalusien hält man für die Besten von Allen, wenn gleich es sich häufig trifft, daß sie einen zu langen Kopf haben; doch hält man ihnen diesen Fehler ihrer seltenen Tugenden wegen zu gute; sie besitzen Muth, Gehorsam, Anmuth, Stolz und eine größere Geschwindigkeit als die Pferde aus der Barberei; dieser Vorzüge wegen zieht man sie für den Krieg, den Pomp und die Schule allen Pferden der Welt vor.

Die schönsten, englischen Pferde sind in Hinsicht des Baues den Pferden aus Arabien und der Barberei, von denen sie stammen, in bedeutendem Grade ähnlich; sie besitzen unterdessen einen größern, wenn gleich schön geformten und krausen, Kopf; ihre Ohren sind länger, aber wohl gestellt. Durch die Ohren allein vermag man ein englisches Pferd von einem berberischen zu unterscheiden; der größte Unterschied liegt aber im Wuchse; die englischen sind schwerer und weit größer, durchgängig findet man deren von 4 Fuß 10 Zoll, und selbst von 5 Fuß Höhe. Es gibt ihrer von allen Hautfarben und Abzeichen. Im Allgemeinen sind sie stark, kräftig, kühn, einer großen Anstrengung fähig, zum Laufen und zur Jagd ausgezeichnet; doch mangelt ihnen Anmuth und Geschwindigkeit; sie sind härter und wenig frei in den Schultern.

Man spricht häufig von den Weltrennen in England, und in dieser gymnastischen Kunst gibt es dort ungemein geschickte Leute. Um hievon einen Begriff zu geben, kann ich nicht besser thun, als das, was ein ehrenwerther Mann, dessen ich schon Erwähnung gethan habe, mir unter dem 18. Februar 1748 aus London mittheilte. Herr Thronhill, Postmeister zu Stilton, ging eine Wette ein, daß er dreimal, ohne aus zu ruhen, den Weg zwischen Stilton und London, der 215 englische Meilen, beinahe 72 französische Stunden beträgt, in 15 Stunden zurücklegen wolle. Den 29. April 1745

ritt er von Stilton ab, und machte den Weg bis London in 3 Stunden und 56 Minuten; er bestieg in diesem Rennen 8 Pferde; er reiste auf der Stelle zurück und kam nach 3 Stunden 52 Minuten wieder in Stilton an; er hatte nur 6 Pferde unterlegt; für den dritten Lauf bediente er sich der Pferde, die er schon geritten hatte, und langte in 3 Stunden 39 Minuten in London an; er erfüllte auf diese Weise nicht allein die Bedingung der Wette, in 15 Stunden diesen Weg zu machen, sondern brachte nur 11 Stunden und 32 Minuten darüber zu. Ich zweifle, ob jemals bei den olympischen Spielen ein so starkes Rennen statt gefunden hat, als das von Thronhill.

Die Pferde aus Italien waren ehemals schöner als sie jetzt sind, denn man vernachlässigt dort die Gestüte; demungeachtet gibt es im Neapolitanischen schöne Pferde, besonders Wagenpferde; im Allgemeinen besitzen sie aber einen dicken Kopf und schweren Hals, sie sind ungelehrig und demnach schwer abzurichten. Diese Fehler werden durch den Reichtum ihres Buchses, durch den Stolz und die Schönheit ihrer Bewegungen vergütet. Für den Pomp sind sie trefflich, und zum Pruncken sehr geeignet.

Die dänischen Pferde haben einen so schönen und kräftigen Körperwuchs, daß man ihnen zu Wagenpferden vor allen den Vorzug gibt. Man trifft deren an, die vollkommen schön geformt sind, nur ist ihre Anzahl klein; in den meisten Fällen hingegen besitzen diese Pferde keinen regelmäßigen Körperbau. Die Mehrzahl besitzt einen dicken Hals, grobe Schultern und etwas lange und niedere Lenden, ein Kreuz, das im Verhältnisse zu der Schwere der Vordertheile zu enge ist; sie bewegen sich aber alle sehr schön und sind im Allgemeinen für den Krieg und den Prunk sehr geeignet; sie haben alle Hautfarben und selbst sehr sonderbare Grauschimmel und getiegerte findet man nicht selten unter ihnen.

In Deutschland gibt es sehr schöne Pferde; nur sind sie durchgängig schwer und haben wenig Athem, ungeachtet sie mehrentheils von Pferden aus der Türkei und Barberei, die man mit spanischen und italienischen Pferden in den Stutereien unterhält, herkommen. Sie sind daher für die Jagd und das Rennen wenig geeignet; dagegen die ungarischen, siebenbürgischen u., leichte und gute Renner sind. Die Husaren und die Ungaren spalten ihnen die Nase, in der Absicht, wie sie vorgeben, ihnen mehr Athem zu geben und sie zu verhindern, im Kriege zu wiehern. Man behauptet, daß Pferde, denen man die Nase gespalten hat, nicht mehr wiehern können. Ich hatte keine Gelegenheit, diese Thatsache zu untersuchen; mir scheint

es aber, daß sie nach Spaltung der Nase nur schwächer wiehern können. Man hat beobachtet, daß die ungarischen, croatischen und polnischen Pferde sehr dem Geschnäbelsteyn unterworfen sind.

Die holländischen Pferde sind sehr gute Wagenpferde, und ihrer bedient man sich auch gewöhnlich in Frankreich hiezu. Die besten kommen aus Friesland; doch sehr gute gibt es auch im Bez. und Jülicher-Lande. Die flämischen Pferde stehn weit unter den holländischen; fast alle haben dicke Köpfe, platte Füße und ihre Beine sind häufig Wasser-Ansammlungen ausgesetzt, welche beide letzte Mängel Hauptfehler an Wagenpferden sind.

In Frankreich gibt es Pferde von jeglicher Art; die schönen sind aber selten. Die besten Sattelpferden werden im Limosin erzeugt; sie gleichen in mancher Hinsicht den berberischen und sind wie diese trefflich für die Jagd; nur wachsen sie langsam; man muß sie in der Jugend schonen und sie sogar nicht eher, als im achten Jahre gebrauchen. In der Auvergne, in Poitou, Morvan und Burgund werden sehr gute Klepper geworfen; doch liefert nach dem Limosin die Normandie die schönsten Pferde; zur Jagd sind sie nicht so gut, dagegen aber besser für den Krieg; sie sind voller und opfender eher ihr Wachsthum. In der Unter-Normandie und im Cotentin zieht man sehr gute Wagenpferde, welche eine größere Behendigkeit und Kraft besitzen, als die holländischen. Die Franche-Comte und das Boulonnais giebt sehr gute Zugpferde. Im Allgemeinen haben die französischen Pferde den Fehler zu großer Schultern, während die Pferde aus der Berberei zu sehr zusammengedrängte besitzen.

Nach Aufzählung der Pferde, die uns am Genäuesten bekannt sind, wollen wir mittheilen, was Reisende über fremde Pferde, die wir wenig kennen, berichten. Auf allen Inseln des Archipels gibt es sehr schöne Pferde. Die von der Insel Creta genossen bei den Alten ihrer Behendigkeit und Schnelligkeit wegen großen Ruhm; inzwischen bedient man sich ihrer heut zu Tage selbst im Lande wegen der Rauheit des Bodens, der fast allwärts sehr uneben und gebirgig ist, sehr wenig. Die schönen Pferde dieser Inseln und selbst die der Berberei sind arabischen Ursprungs. Die einheimischen Pferde des Königreichs Marocco sind viel kleiner als die arabischen, aber sehr leicht und sehr kräftig. Hr. Shaw behauptet, daß die Stutereien in Egypten und Tingitanien gegenwärtig den Sieg über alle Nachbar-Länder davon tragen; während man noch vor einem Jahrhunderte in dem Reste der Berberei gleich gute Pferde fand. Die Vortreflichkeit der Berber-Pferde beruht

darin, daß sie nie stürzen und gleich stille stehen, sobald der Reiter absteigt oder den Zaum fallen läßt. Sie besitzen einen großen Schritt und einen raschen Galopp; doch nie läßt man sie traben oder den Paß gehen. An Buchs, fügt er hinzu, und an Schönheit übertreffen die ägyptischen Pferde alle Andre; diese, wie die Mehrzahl der Pferde aus der Berberei, stammen aber auch von den Arabern her, die ohne Widerrede die ersten und schönsten Rasse von der Welt sind.

Nach Marmol oder vielmehr nach Leon, dem Africaner, dem Marmol schreibt ihn hier fast wörtlich ab, kommen die Araber-Pferde von den wilden Pferden der arabischen Wüste her; in der neuesten Zeit hat man Gestüte von den letztern angelegt und sie auf diese Weise so sehr vermehrt, daß jetzt Africa und Asien mit ihnen angefüllt sind. Sie sind so schnell, daß Einige den Strauß im Laufen überrennen. Die Araber der Wüste und die Völker Libyens erziehen eine große Anzahl dieser Pferde für die Jagd; doch gebrauchen sie dieselben weder zum Reisen noch zum Kriege; so lange Gras auf dem Felde steht, lassen sie dieselben weiden, beim Abgehn des Grases füttern sie dieselben mit Datteln und Kameelmilch, was sie nervig, leicht und mager macht. Die Araber stellen den wilden Pferden Netze und essen deren Fleisch, das, nach ihrer Versicherung, an den jungen sehr delicat seyn soll. Diese wilden Pferde sind kleiner als die andern und gemeinlich von aschgrauer Farbe; doch gibt es auch weiße; ihre Mähne und ihr Schweifhaar ist kurz und borstig. Andre Reisende haben uns über die Araber-Pferde merkwürdige Berichte mitgetheilt, aus denen wir hier nur die Hauptthatsachen nehmen.

Jeder Araber, und lebte er auch im größten Elende, hat Pferde; gewöhnlich reiten sie Stuten, indem sie durch Erfahrung belehrt worden sind, daß sie besser als die Pferde den Anstrengungen, dem Hunger und Durste widerstehn können; sie sind weniger fehlerhaft, sanfter und wiehern seltner als die Pferde. Sie gewöhnen dieselben so wohl zusammen zu leben, daß man sie in großer Anzahl oft ganze Tage sich selbst überläßt, ohne daß sie sich schlagen oder irgend ein Uebel sich zu fügen. Die Türken im Gegentheil lieben die Stuten nicht und die Araber verhandeln ihnen die Pferde, welche sie nicht zum Beschälen behalten wollen. Mit der größten Sorgfalt halten sie seit langer Zeit ihre Rassen rein; sie kennen die Abkunft, die Geschlechter, Verbindungen und den ganzen Stammbaum ihrer Pferde. Sie unterscheiden die Rassen durch verschiedene Namen und theilen sie in drei Classen; die erste ist

die der edlen Pferde, deren Stamm von Seiten des Vaters wie der Mutter gleich rein und alt ist; die zweite enthält die Pferde von altem Stamme, die sich aber mit weniger edlem Blute vermischen haben; die dritte begreift die gewöhnlichen Pferde; die letztern verkauft man zu niedrigem Preise; die der ersten Abtheilung hingegen und selbst die der zweiten, unter denen eben so gute Pferde, als in der ersten, angetroffen werden, sind außerordentlich theuer. Zu den Stuten der edlen Classen lassen sie nur Beschäler von derselben Güte. Aus langer Erfahrung kennen sie alle Rassen ihrer und ihrer Nachbarn Pferde; sie kennen ihre Namen und Zunamen, ihre Farbe, ihr Haar und ihre Abzeichen etc. Besitzen sie selbst keinen edlen Beschäler, leihen sie denselben für ein Geldstück von ihrem Nachbar, um ihre Stuten zu bedecken. Die Paarung geschieht in Gegenwart von Zeugen, die hierüber ein Protocoll aufnehmen, das vor dem Schreiber des Emir oder einer andern öffentlichen Person unterzeichnet und besiegelt wird; in diesem Actenstücke wird der Name des Beschälers und der Stute angegeben und ihr ganzer Stammbaum angeführt. Hat die Stute gefohlt, werden wieder die Zeugen herbeigerufen und fertigen eine andre Beglaubigung aus, in welcher man das Fohlen beschreibt und den Tag seiner Geburt bescheinigt. Diese Protocolle geben den Pferden ihren Werth und werden den Ankäufern überliefert. Die geringern Stuten der ersten Classe kommen auf 500 Thaler und es gibt viele, die für 1000, selbst für 4, 5 bis 6000 Thaler verkauft werden. Da die Araber nur ein Zelt zur Wohnung haben, so dient ihnen dasselbe zu gleicher Zeit zum Stalle; die Stuten, das Füllen, Mann, Frau und Kinder schlafen durcheinander; man sieht kleine Kinder auf dem Rücken, am Halse der Stute und des Füllens, ohne daß sie von diesen Thieren verletzt oder belästigt werden; man möchte sagen, daß sie, aus Furcht jene zu beschädigen, sich nicht von der Stelle zu rühren wagen. Die Stuten sind an diese Vertraulichkeit so gewöhnt, daß sie alle Arten Spielereien ertragen. Die Araber schlagen nie ihre Pferde, sie behandeln dieselben mit großer Sanftmuth, sprechen und reden so gar verständlich mit ihnen; sie pflegen dieselben mit ungemeiner Sorgfalt, lassen sie immer Schritt gehen und sporen sie nicht ohne Noth; sobald sie aber auch fühlen, daß sie mit der scharfen Hinterspitze des Steigbügels in der Seite gefühelt werden, fliegen sie davon und rennen mit unglaublicher Schnelligkeit; sie springen über Hecken und Gräben so leicht wie Hindinnen und sind so wohl abgerichtet, daß sie, wenn ihr Reiter stürzt, auf der Stelle und selbst in dem

gestrecktesten Galoppe inne halten. Alle arabischen Pferde sind von mittler Größe, in ihren Bewegungen ungezwungen, frei und eher mager als fett. Sie striegeln dieselben Morgens und Abends mit so großer Aufmerksamkeit, daß sie auch nicht den geringsten Schmutz auf der Haut zurück lassen; sie waschen ihnen die Beine, die Mähnen und den Schweif, den sie lang wachsen lassen und ihn selten kämmen, um die Haare in demselben nicht zu brechen. Während dem ganzen Tage geben sie ihnen nichts zu essen, nur zwei oder drei Mal zu saufen; beim Untergange der Sonne hängen sie ihnen einen Sack um den Kopf, in dem sich ungefähr ein halber Scheffel wohl gesäuberter Gerste befindet. Die Thiere fressen also nur in der Nacht und erst am andern Morgen, nachdem alles Futter aufgefressen, nehmen sie den Sack weg. Im Monate März, wenn das Gras hoch genug ist, stellt man sie in die Weide. In derselben Jahreszeit läßt man sie belegen und trägt Sorge, ihnen gleich nach der Bedeckung kaltes Wasser über das Kreuz zu schütten. Ist der Frühling vorüber, nimmt man sie von der Weide und gibt ihnen während dem Reste des Jahres weder grün Futter noch Heu, selbst Stroh nur sehr selten; Gerste ist ihre einzige Nahrung. Man versetzt auch nicht, den Füllen, wenn sie ein Jahr oder 18 Monate erreicht haben, die Mähnen abzuschneiden, damit sie dichter und länger werden. Man besteigt sie, wenn sie zwei Jahre und spätestens, wenn sie dritthalb Jahr alt sind. Sattel und Baum legt man ihnen nur in diesem Alter an und alle Tage vom Morgen bis zum Abend bleiben alle arabische Pferde gesattelt und gezäumt vor der Thüre des Zeltes stehn.

Diese Gattung hat sich in der Barberei bei den Mauren und selbst bei den Negern am Gambia und Senegal verbreitet. Die Vornehmen des Landes besitzen welche von großer Schönheit. Statt des Hafers oder der Gerste füttert man sie mit gestoßnem oder gemahlnem Mais, den man mit Milch anmengt, wenn man sie mästen will; nur sehr selten läßt man sie in diesem so heißen Klima trinken. Auf der andern Seite haben die arabischen Pferde Aegypten, die Türkei und vielleicht auch Persien, wo es ehemals große Stutereien gab, bevölkert. Marcus Paulus erwähnt eines Gestüts von 10000 weißen Stuten und berichtet, daß in der Provinz Balasien eine große Anzahl hochgewachsener und leichter Pferde, die ein so hartes Horn am Hufe haben, daß sie nicht beschlagen zu werden brauchen, lebt.

Alle Pferde in der Levante haben, wie die in Persien und Arabien, einen sehr harten Huf; man beschlägt sie zwar, aber mit

dünnen, leichten Nägeln, die man überall eintreiben kann. In der Türkei, in Persien und Arabien pflegt und nährt man sie auf dieselbe Weise und bereitet ihnen Streu aus ihrem Mist, den man vorher an der Sonne trocknet, um ihm den Gestank zu benehmen; hierauf reibt man denselben zu Staub und macht im Stalle oder im Zelte aus demselben ein Lager von 4 bis 5 Zoll Dicke; diese Streu dauert sehr lange, denn bei einer neuen Durchmischung, hebt man sie wieder auf, um sie nochmals an der Sonne zu trocknen, wo dann ihr übler Geruch sich völlig verliert.

In der Türkei gibt es arabische, tartarische, ungarische und einheimische Pferde. Die letztern sind schön und sehr fein; sie besitzen viel Feuer, Raschheit und selbst Anmuth, nur sind sie zu zart; sie vermögen Anstrengungen nicht zu ertragen, fressen wenig, erhitzen sich leicht und haben eine so empfindliche Haut, daß sie das Reiben mit der Striegel nicht aushalten; man begnügt sich, sie mit der Kehrbürste abzureiben und sie zu waschen. Obgleich diese Pferde schön sind, sehen sie doch wie man sieht, weit unter den arabischen; sie sehen selbst den persischen nach, die, nach den arabischen die schönsten und besten Pferde des Orients sind. Die Weiden in den Ebenen von Medien, Persopolis, Urdebil, Derbent, sind bewundernswürdig und man zieht dort auf Befehl der Regierung eine ungeheure Menge Pferde, von denen die Mehrzahl sehr schön und fast alle vortrefflich sind. Pietro della Valle zieht die gemeinen Pferde aus Persien den italienischen und selbst den trefflichsten Pferden im Königreiche Neapel vor. Gemeinlich sind sie von mittler Größe; es gibt deren sogar sehr kleine, die darum doch nicht weniger gut und stark sind; doch trifft man auch deren von hohem Wuchse an, die größer sind als englische Reitpferde. Sie haben alle einen leichtgebauten Kopf, einen feinen Hals, einen engen Brustkasten, wohlgebildete und wohlstehende Ohren, schwächliche Beine, einen schönen Rücken und einen harten Huf; sie sind gelehrig, lebhaft, leicht, kühn, muthig und fähig die größten Anstrengungen zu ertragen; sie sind kräftig und sehr leicht zu ernähren; man füttert sie mit Gerste, die mit Hecksel vermischt ist, und treibt sie nur während 6 Wochen im Frühlinge auf die Weide. Man läßt ihren Schweif wachsen, und wallacht sie nie, weil man es nicht kennt. Gegen die Unbilden der Witterung schützt man sie durch Decken, pflegt sie mit besondrer Aufmerksamkeit und lenkt sie allein durch Trense und ohne Sporn. Eine große Anzahl derselben wird nach der Türkei und vor Allem nach Indien versührt. Die Reisenden, welche die Lobredner der persischen Pferde

machen, geben dennoch den arabischen in Hinsicht der Beweglichkeit des Muthes und der Stärke und selbst in Hinsicht der Schönheit den Vorzug; sie werden auch in Persien weit höher geachtet, als die schönsten einheimischen.

Die in Indien einheimischen Pferde sind nicht gut; die, welche die Großen des Landes reiten, sind aus Persien und Arabien eingeführt worden. Des Tages erhalten sie nur wenig Heu; am Abende kocht man ihnen Erbsen, Zucker und Butter anstatt der Gerste oder des Hafers. Diese Nahrung erhält sie und gibt ihnen einige Kraft; ohne dies würden sie in kurzer Zeit zerstört seyn, weil das Clima ihnen zuwider ist. Die in Indien einheimischen Pferde sind im Allgemeinen sehr klein; es gibt ihrer daselbst gemein kleine; so erzählt Tournier, daß der junge Prinz des Großmoguls, 7 bis 8 Jahre alt, gewöhnlich ein sehr wohlgebautes Pferd bestiegen habe, dessen Wuchs nicht höher gewesen sei, als der eines großen Windhundes. Außerordentlich warme Himmelsstriche scheinen den Pferden nicht zuträglich zu seyn; die auf der Goldküste, in Suda, Guinea &c. sind sehr schlecht; sie tragen Kopf und Hals sehr tief; ihr Gang ist so wankend, als wären sie immer im Begriffe zu fallen; man muß sie beständig schlagen, um sie von der Stelle zu bringen; die Mehrzahl derselben liegen so niedrig, daß die Füße der Reiter fast den Boden berühren. Sie sind überdies sehr ungelehrig und taugen nur zur Nahrung der Neger, die ihr Fleisch eben so sehr lieben, als das der Hunde. Der Geschmack am Pferdefleisch ist demnach den Negern wie den Arabern eigen thümlich und Pferde werden in der Tartarei und selbst in China gegessen. Die chinesischen Pferde taugen nicht mehr als die indischen; sie sind schwach, steif, übel gebaut und sehr klein; die aus Corea sind nur drei Fuß hoch. In China sind fast alle Pferde Wallache und so furchtsam, daß man sich ihrer nicht im Kriege bedienen kann; aus diesem Grunde darf man sagen, daß die Tartaren-Pferde China erobert haben. Die tartarischen Pferde sind für den Krieg sehr geeignet, obwohl sie nur von mittlern Körperwuchse sind; sie sind stark, kräftig, stolz, feurig, leicht und tüchtige Renner. Ihr Huf ist sehr hart, aber zu schmal, ihr Kopf ist sehr leicht gebaut, aber zu klein; ihr Hals ist lang und trocken und ihre Beine sind zu hoch; mit allen diesen Fehlern können sie doch für sehr gute Pferde hingehn; sie sind unermülich und rennen mit außerordentlicher Schnelligkeit. Die Tartaren leben mit ihren Pferden fast auf dieselbe Weise wie die Araber; sie lassen dieselben im siebenten oder achten Monat von kleinen Kindern besteigen, die sie

herum führen und sie häufig eine kurze Zeit laufen lassen; sie richten sie allmählig ab und lassen sie große Entbehrungen erdulden; doch besteigen sie dieselben nicht vor den sechsten oder siebenten Jahre, um einen weiter Weg mit ihnen zu machen; aber dann unterwerfen sie dieselben auch unglaublichen Strapazen; als, sie 2 oder 3 Tage ohne Aufhören im Gang zu halten; 4 oder 5 Tage ohne Nahrung, ausgenommen eine Handvoll Gras von 8 zu 8 Stunden, zuzubringen und selbst 24 Stunden, ohne Getränk zu seyn. Diese Pferde, die in ihrem Vaterlande so kräftig erscheinen und es auch wirklich sind, nehmen ab, so bald sie nach Indien oder China ausgeführt werden; hingegen kommen sie in der Türkei und in Persien sehr gut fort. Die Tartaren der kleinen Horde besitzen auch eine Rasse kleiner Pferde, auf die sie solchen Werth legen, daß sie nie erlauben, sie an Fremde zu verkaufen. Diese Pferde haben alle gute und schlechte Eigenschaften derer aus der großen Tartarei, ein Beweis, wie sehr dieselben Sitten und dieselbe Zucht diesen Thieren dasselbe Naturell und dieselben Gewohnheiten verleiht. In Circassien und Mingrelieu gibt es ebenfalls viele Pferde, die schöner als die tartarischen sind. Ziemlich schöne Pferde findet man in der Ukraine, in der Wallachei, Polen und Schweden; doch besitzen wir über ihre Eigenschaften und Mängel keine besondern Erfahrungen.

Zieht man die Alten über die Natur und die Eigenheiten der Pferde verschiedener Länder zu Rathe, so wird man finden, daß die aus Thessalien und Epirus im Rufe standen und für den Krieg sehr geeignet waren. Die Pferde aus Achaïen waren die größten, die man kannte. Die schönsten stammten aus Aegypten her, wo es deren in großer Anzahl gab und wo Salomon sie zu hohem Preise aufkaufen ließ. In Ethiopien gediehen sie wegen der übergroßen Hitze des Klimas schlecht; Arabien und Afrika lieferten die bestgebauten und vor allen die leichtesten und zum Reiten und Rennen die geeignetsten; die Pferde aus Italien und besonders die aus Apulien waren sehr gut; in Sicilien, Cappadocien, Syrien, Armenien, Medien und Persien gab es vortreffliche Rasse, ausgezeichnet durch Schnelle und Leichtigkeit; die aus Sardinien und Corsica waren klein, aber lebhaft und muthig; die spanischen glichen den parthischen und waren für den Krieg vorzüglich; in Siebenbürgen und der Walachei besaßen die Pferde einen leichten Kopf, die Mähnen hingen ihnen bis zur Erde, der Schweif war dickhaarig, und sie selbst zum Rennen sehr geeignet; die dänischen waren wohlgebaut und gute Springer; die aus Scandinavien waren klein, aber

wohl geformt und sehr beweglich; die Gallier lieferten den Römern gute Reit- und Lastpferde; die der Germanen waren häßlich gebildet und so schlecht, daß man keinen Gebrauch von ihnen machen konnte; die Schweiz besaß viele und sehr gute Rosse für den Krieg; die ungarischen Pferde waren ebenfalls sehr tüchtig, und endlich die indischen zu klein, und zu schwach.

Aus allen diesen Thatsachen geht hervor, daß die arabischen Pferde zu jeder Zeit, in Rücksicht auf Schönheit und Güte die besten Pferde waren und es noch sind und daß die, welche man unmittelbar oder mittelbar durch Unterlegung berberischer Pferde von ihnen zieht, die schönsten in Europa, Asien und Afrika sind, und daß der arabische Himmelsstrich vielleicht das wahre Land der Pferde und der vorzüglichste Himmelsstrich von Allen ist, weil man, statt die Rassen durch fremde zu kreuzen, große Sorgen trägt, sie in ihrer ganzen Reinheit zu erhalten; daß, wenn auch nicht dieser Himmelsstrich an sich der günstigste für die Erziehung der Pferde ist, er doch durch die eigenthümliche Zucht der Araber, die sich zu allen Zeiten angelegen seyn ließen, durch Paarung der wohlgebildeten Pferde aus der ersten Klasse ihre Rassen zu veredeln, hiezu gemacht wurde, und daß sie durch diese Sorgfalt, welche sie Jahrhunderte hindurch ununterbrochen fortgesetzt haben, ihre Pferdegattung zu einem Grade vervollkommenet haben, den die in einem besondern Klima nicht erreicht hätte. Man kann ebenfalls noch den Schluss hieraus ziehen, daß die wärmern Himmelsstriche mehr als die kalten und daß besonders die trocknen Länder der Natur dieser Thiere zusagen; daß im Allgemeinen die kleinen Pferde besser als die großen sind, die Pflege ihnen allen so nothwendig ist, als die Nahrung; man durch Vertraulichkeit und Liebkosungen mehr aus ihnen macht, als durch Gewalt und Strafen; daß die Pferde der heißen Länder härtere Knochen, Hufen und Muskeln haben, als die aus unsern Gegenden; daß, wenn sie auch in der Wärme besser fortkommen als in der Kälte, ihnen doch die übermäßige Hitze so wenig zuträglich ist als die große Kälte, und daß endlich ihre Gewöhnung und ihr Naturell fast einzig von dem Klima, der Nahrung, der Wartung und Erziehung abhängen.

In Persien, Arabien und an mehreren Orten des Orients hat man die Gewohnheit nicht, die Pferde zu wallachen, wie das in Europa und China so allgemein geschieht. Die Verschneidung nimmt ihnen viel von ihrer Natur, ihrem Muthe und Stolz etc.; verleiht ihnen dagegen Sanftmuth, ruhigen Sinn und Gelehrigkeit. Um die Operation auszuführen, bindet man ihnen die Füße mit

Stricken aneinander, wirft sie auf den Rücken, öffnet den Hodensack mit einem Bistouri, zieht die Hoden hervor, durchschneidet die Gefäße, die zu denselben gehn, und die Bänder, welche sie in ihrer Lage erhalten; nach Entfernung der Hoden, schließt man die Wunde und trägt Sorge, 14 Tage hindurch, das Pferd zwei Mal täglich zu baden oder oft mit frischem Wasser zu bähnen und es während dieser Zeit mit Kleien, die stark gewässert sind, zu ernähren, um es zu erfrischen. Das Verschneiden darf man nur im Frühlinge oder Herbst vornehmen; denn große Hitze und Kälte wären gleich nachtheilig auf die Wallachen. In Bezug auf das Alter, worin sie vorgenommen wird, befolgt man verschiedene Verfahrensweisen; in gewissen Provinzen wallacht man die Pferde in dem Alter von einem Jahre bis 18 Monaten, sobald die Hoden zum Vorschein gekommen und herausgetreten sind; der allgemeine und zweckmäßige Gebrauch ist aber, sie nicht vor dem zweiten und selbst dem dritten Jahre zu verschneiden, weil sie bei einer spätern Verschneidung etwas mehr von den Eigenschaften behalten, die dem männlichen Geschlechte eigenthümlich sind. Plinius sagt, daß die Milchzähne bei einem Pferde, das man vor ihrem Ausfallen gewallacht hat, nicht mehr ausfallen; ich war im Stande, diese Thatsache zu erforschen, und habe sie nicht als wahr befunden; die Milchzähne fallen den jungen Wallachen eben so gut aus, wie den jungen Hengsten; es ist wahrscheinlich, daß die Alten diese Thatsache nur annahmen, weil sie dieselbe auf die Analogie des Ausfallens der Hirschgeweihe, der Rehhörner u. gegründet glaubten; denn diese werden in der That nicht mehr abgeworfen, wenn das Thier verschnitten ist. Uebrigens hat ein Wallach keine Zeugungskraft mehr; doch vermag er sich noch zu paaren, wie die Beispiele gezeigt haben.

Wie fast alle mit Haaren bedeckten Thiere, haaren sich die Pferde, wie auch immer ihre Hautfarbe seyn mag; dies geschieht ein Mal im Jahre, gewöhnlich im Frühlinge und manchmal im Herbst. Sie sind alsdann schwächer als zu andern Zeiten. Man muß sie schonen, sorgfältiger warten und etwas reichlicher nähren. Es gibt auch Pferde, welche die Hufen wechseln, und diese Erscheinung wird vorzüglich bei den Pferden beobachtet, welche in nassen, sumpfigen Ländern leben, wie in Holland.

Die Wallache und die Stuten wiehern nicht so oft als die Hengste; auch haben sie keine so volle und tiefe Stimme. Man kann fünf Arten von Wiehern, welche eben so vielen Leidenschaftens entsprechen, unterscheiden: als, das Wiehern vor Freude; bei demselben hält die Stimme ziemlich lange an, steigt hinauf und

endet mit schrillernden Tönen; das Pferd schlägt zwar dabei aus, doch nur leicht und sucht nicht, zu treffen: das Wiehern aus Verlangen, es sei das der Liebe oder der Zuneigung; bei demselben schlägt das Pferd nicht aus, die Stimme läßt sich lange hören und endet mit tiefern Tönen: das Wiehern aus Zorn, es ist von kurzer Dauer und scharf und während demselben schlägt das Pferd gefährlich aus: das Wiehern aus Furcht, während dem das Pferd ausschlägt; es dauert nicht länger, als das Wiehern aus Zorn, die Stimme ist tief, rauh und scheint aus den Nasenlöchern hervorzudringen; das Wiehern hat Ähnlichkeit mit dem Brüllen eines Löwen: das Wiehern aus Schmerz; es ist weniger ein Gewiehere, als ein Stöhnen, als ein unterdrücktes Schnarchen, das mit schwerer Stimme geschieht und dem Aus- und Einathmen folgt. Uebrigens hat man bemerkt, daß die Pferde, welche am häufigsten wiehern und besonders aus Freude und Verlangen, die besten und großmüthigsten sind. Die Hengste haben auch eine stärkere Stimme als die Wallache und Stuten. Von der Geburt an hat das Männchen eine stärkere Stimme als das Weibchen. In dem Alter von zwei oder dritthalb Jahren, d. h. im Alter der Mannbarkeit, wird die Stimme bei den männlichen wie weiblichen Pferden kräftiger und tiefer, wie dies der Fall beim Menschen und bei der Mehrzahl der andern Thiere ist. Wird das Pferd durch Liebe, Verlangen oder Eßlust bewegt, zeigt es die Zähne und scheint zu lachen; es zeigt sie aber auch, wenn es zürnt und beißen will; es streckt manchmal die Zunge zum Lecken hervor, doch dies bei weitem nicht so oft als der Ochs, wenn gleich dieser für Liebkosungen weniger empfänglich ist. Das Pferd erinnert sich übler Behandlungen weit länger und faßt weit leichter Widerwillen als der Ochs. Sein feuriges und muthiges Naturell bewegt es, Anfangs alle seine Kräfte aufzubieten; fühlt es aber, daß man noch mehr verlangt, entrüstet und widerseht es sich; wogegen der Ochs, der seiner Natur nach langsam und faul ist, sich weniger leicht überspannt und widerseht.

Das Pferd schläft weniger als der Mensch; wenn es gesund ist, bleibt es selten 2 bis 3 Stunden hindurch liegen; hierauf steht es auf, um zu fressen und legt sich nach dem Fressen zum zweiten Male, wenn es sehr ermüdet war; im Ganzen schläft es dennoch innerhalb 24 Stunden nicht mehr als 3 bis 4 Stunden; es gibt Pferde, die sich nie legen und im Stehen schlafen; die, welche sich legen, schlafen ebenfalls manchmal im Stehen. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die Wallache öfter und länger schlafen, als die Hengste.

Alle Vierfüßer trinken nicht auf dieselbe Weise; obgleich alle genöthigt sind, die Flüssigkeit mit dem Kopfe zu suchen, weil sie sich derselben auf eine andre Weise nicht bemächtigen können, mit Ausnahme des Affen, des Maki und einiger andren Thiere, die Hände besitzen, und aus diesem Grunde wie der Mensch zu trinken vermögen, wenn man ihnen ein Gefäß gibt, das sie halten können; sie führen es zum Munde, biegen es zur Seite, schütten die Flüssigkeit in den Mund und trinken sie vermittelst der einfachen Bewegung des Schluckens. Der Mensch trinkt gewöhnlich auf diese Weise, weil sie ihm die bequemste ist; doch ist er im Stande auf verschiedne andre Arten zu trinken; er berührt die Flüssigkeit mit den Lippen und zieht sie zusammen, um das Rasse einzuschürfen oder er steckt Nase und Mund tief genug hinein, daß die Zunge davon umspült wird, wo er dann keine andre Bewegung zu machen hat, als die des Herunterschluckens, oder er beißt so zu sagen das Rasse mit den Lippen ab, oder endlich — und dies ist die beschwerlichste Weise zu trinken — streckt er die Zunge hervor, dehnt sie aus und bildet dergestalt einen kleinen Schöpflöffel, welches etwas Wasser in den Mund bringt. Die Mehrzahl der vierfüßigen Thiere ist ebenfalls im Stande auf verschiedne Weisen zu trinken; doch verfahren sie hierbei wie wir und wählen die für sie bequemste Weise aus und beobachten sie beständig. Der Hund, der ein weit geöffnethes Maul und eine lange, dünne Zunge hat, trinkt, indem er schlappet, d. h. indem er die Flüssigkeit ausleckt und mit der Zunge einen Schöpflöffel bildet, der jedes Mal gefüllt wird und seinem Maule eine hinlängliche Menge Flüssigkeit zuführt; diese Trunkweise zieht er jener, die Nase naß zu machen, vor. Das Pferd im Gegentheil, das ein viel kleineres Maul und eine zu dicke und zu kurze Zunge hat, um daraus einen geräumigen Schöpflöffel zu machen, und das obendrein gieriger säuft als frist, steckt Maul und Nase ohne Umstände und tief ins Wasser, das es reichlich vermittelst der einfachen Bewegung des Herunterschluckens trinkt; diese Weise nöthigt es aber auch in einem Athem zu saufen, während der Hund während dem Saufen nach Bequemlichkeit athmen kann. Deshalb muß man den Pferden die Freiheit lassen, zu wiederholten Malen zu saufen, besonders nach einem Laufe, wenn das Einathmen kurz und gepreßt ist. Auch darf man ihnen nicht zu kaltes Wasser zu trinken geben; denn, abgesehen davon, daß trinken von zu kaltem Wasser ihnen oft Bauchgrimmen erregt, ereignet es sich auch, daß sie, weil sie genöthigt sind, die Nasenlöcher ins Wasser zu

stecken, die Nüstern erkälten, einen Schnupfen sich zu ziehn und vielleicht die Keime der Krankheit, die man Roß nennt und welche für diese Thiergattung die schrecklichste ist, in sich aufnehmen; seit einiger Zeit weiß man, daß der Sitz des Rohes in der Schleimhaut der Nase ist; die Krankheit ist folglich ein wahrer Schnupfen, der auf die Dauer in jener Haut eine Entzündung veranlaßt; eine Bestätigung dieser Ansicht findet sich in dem Umstande, daß die Reisenden, welche mit großer Weitläufigkeit über die Krankheiten der Pferde in heißen Ländern, als Arabien, Persien, der Berberei berichten, nicht angeben, daß der Roß dort so häufig sei als in kalten Himmelsstrichen. Ich halte mich demnach zur Muthmaßung berechtigt, daß Eine der Ursachen dieser Krankheit die Kälte des Wassers sey, weil die Thiere beim Trinken genöthigt sind, Nase und Nüstern hinein zu stecken und eine bedeutende Zeit über drin zu halten; man wird dem Rohe mithin vorbeugen, wenn man ihnen nie kaltes Wasser zu saufen giebt und gleich nach dem Trinken die Nasenlöcher abtrocknet. Die Esel, welche die Kälte weit mehr fürchten als die Pferde und ihnen doch im innern Bau so sehr gleichen, sind dem Rohe weniger ausgesetzt; vielleicht rührt dies von ihrer verschiednen Art zu trinken her, denn, anstatt die Nase tief ins Wasser zu stecken, berühren sie es nur eben mit den Lippen.

Von den andern Krankheiten der Pferde werde ich nicht reden; zu der Geschichte eines Thieres noch die seiner Krankheit fügen, hieße die Naturgeschichte zu weit ausdehnen; inzwischen kann ich die Geschichte des Pferdes nicht beenden, ohne mein Bedauern auszudrücken, daß man die Gesundheit dieses so nützlichen und kostbaren Thieres bis jetzt der oft blinden Besorgung und Behandlung von Menschen, die ohne Kenntnisse und Wissenschaften sind, überläßt. Die Arzneikunde, welche die Alten Thierarzneikunde nannten, ist kaum dem Namen nach bekannt. Ich bin überzeugt, daß, wenn ein Arzt seine Aufmerksamkeit nach dieser Seite wendete, und aus ihrem Studium seinen Hauptgegenstand machte, er in Kurzem durch reiche Erfolge würde entschädigt werden, und sich nicht nur bereichern, sondern sich einen berühmten Namen erwerben würde, anstatt seine Kunst zu erniedrigen. Diese Arzneikunde würde überdies nicht so schwierig und nicht so sehr auf Muthmaßungen gegründet sein, als die Andre. Da Nahrung, Sitten, Einfluß der Empfindung, mit einem Worte alle Ursachen beim Thiere einfacher wirken als beim Menschen; so müssen auch ihre Krankheiten weniger verwickelt und in Folge dessen leichter zu beurtheilen und mit größerm Erfolge zu behandeln seyn; überdies

hat man bei den Thieren volle Freiheit, Versuche anzustellen, neue Mittel anzuwenden und vermag ohne Furcht und Vorwürfe eine große Ausdehnung der Wissenschaft in diesem Zweige zu erreichen, an welchem man auf dem Wege der Aehnlichkeit nützliche Folgerungen für die Menschen-Heilkunde ziehen könnte.

Wir haben die Weise, wie man die Pferde in Arabien wartet und das Nähere über die besondere Sorgfalt, mit welcher man sie erhält, mitgetheilt. Dies trockne und heiße Land, welches das erste Vaterland der Pferde und für diese schöne Thiergattung der geeignetste Himmelsstrich zu seyn scheint, erlaubt und verlangt selbst eine große Zahl von Gebräuchen, die man anderswo mit demselben Erfolge nicht einführen könnte. Es würde nicht möglich seyn, die Pferde in Frankreich und in den kalten Ländern so zu erziehen und zu ernähren, wie in den warmen Gegenden; doch werden die Leser, welche sich für diese nützlichen Thiere interessieren, mit Vergnügen erfahren, wie man sie in den minder glücklichen Himmelsstrichen, als Arabien ist, behandelt und wie sie leben und sich verhalten, wenn sie von den Menschen unabhängig der Freiheit genießen. Nach Verschiedenheit der Länder und nach Verschiedenheit des Gebrauchs, den man von ihnen machen will, ernährt man die Pferde verschiedentlich. Die von arabischen Stämmen, welche man zu Jagdpferden in Arabien und der Barberei bestimmt, bekommen nur selten Gras und Getreide zu fressen; man ernährt sie meist mit Datteln und Kameelmilch, die man ihnen Morgens und Abends gibt. Dies Futter, wornach sie eher mager als fett werden, macht sie sehr nervig und leicht zum Laufen; sie saugen sogar, so groß sie auch seyn mögen, an den Kameel-Weibchen; erst im Alter von 6 oder 7 Jahren werden sie bestiegen.

In Persien hält man die Pferde Tag und Nacht im Felde unter freiem Himmel auf; doch bedeckt man sie gegen die Unbilden der Witterung und besonders im Winter nicht blos mit einer leinenen Decke, sondern legt über diese noch eine andere, dicht aus Haaren gewebt, die sie warm hält und sie gegen Thau und Regen schützt. Im Verhältnisse der Anzahl Pferde, bereitet man auf einem ebenen und trocknen Boden einen hinlänglich großen Raum, den man kehrt und sehr sauber herstellt; man bindet sie an ein Seil, das für ihre Zahl lang genug ist, nebeneinander; das Seil wird stark gespannt und an seinen beiden Enden an einen eisernen in die Erde geschlagenen Pflock befestigt; man läßt ihnen die Halfter so frei, als nothwendig ist, um sich nach ihrer Bequemlichkeit zu bewegen; um sie aber an jeder Gewaltthatigkeit zu ver-

hindern, bindet man an die Hinterfüße ein Seil, das lang genug ist und sich in zwei Arme theilet und an deren Ende sich eine Schnalle befindet, die vor den Pferden mittelst eines eisernen Pflocks in die Erde geschlagen wird; doch darf man die Seile nicht so stark ansehn, daß die Pferde sich nicht legen, aufstehn und bequem bewegen können; man will durch diese Vorrichtung sie bloß verhindern, Unordnung zu verursachen; auch im Stalle werden sie auf dieselbe Weise angebunden und festgehalten. Dies Verfahren ist bei den Persern so alt, daß sie es, laut dem Berichte des Xenophon, schon zu Cyrus Zeiten befolgten. Sie behaupten und dies nicht ohne Grund, daß die Pferde hierdurch sanfter, lenksamer und minder zänkeisch unter sich werden; im Kriege ist dies sehr vortheilhaft, indem unruhige Pferde ihre Nachbarn bei geschlossnen Gliedern oft belästigen. Zur Streu erhalten sie in Persien trocknen Sand, auf dem sie eben so gut ruhen und schlafen als auf Stroh. In andern Ländern, wie in Arabien und in der Mongolei, trocknet man ihren Mist, reibt ihn zu Pulver und bereitet ihnen daraus ein sehr weiches Lager. In allen diesen Gegenden läßt man sie nicht von der Erde oder aus einer Kasse fressen; man mischt Gerste und Heffel in einem Sack zusammen, und hängt denselben an ihren Kopf, denn in jenen Himmelsstrichen gibt es keinen Hafer und nur wenig Heu wird eingeheimst; man gibt ihnen nur im Frühling Gras oder grüne Gerste und trägt im Allgemeinen Sorge, ihnen nur das nothwendige Futter zu reichen, weil die Beine anschwellen und sie bald zu keinem Dienste mehr taugen, wenn man sie mit überflüssigen Futter versieht. Diese Pferde, denen man keinen Zaum anlegt, und die man ohne Steigbügel reitet, lassen sich sehr leicht lenken; mittelst einer einfachen, kleinen Trense tragen sie den Kopf sehr hoch und laufen sehr rasch und mit dem sichersten Tritte auf dem schlechtesten Boden. Um sie zum Gehn anzuregen, braucht man keine Reitgerte und äußerst selten die Sporen; anstatt des Sporns, wenn einer denselben anwenden will, dient ihm eine gehähte Spitze an dem Absatze des Stiefels. Die Peitschen, deren man sich gewöhnlich bedient, sind aus zusammengeinähten und zusammengeknötenen Pergament-Streifen gemacht; einige Hiebchen mit dieser Peitsche langen hin, um sie in Bewegung zu setzen und sie selbst im gestrecktesten Galopp zu erhalten.

In Persien findet man die Pferde in so großer Anzahl, daß sie, obgleich sie sehr gut sind, doch in keinem hohen Preise stehen. Selten sind sie dick und von großem Wuchse; aber alle besitzen mehr Muth und Stärke, als Ansehn und Schönheit. Um mit we-

niger Beschwerde zu reisen, bedient man sich der Paßgänger, die man vorher an diesen Gang gewöhnt hat, indem man mit einem Seile den Vorderfuß an den hintern derselben Seite band; in der Jugend spaltet man ihnen die Nästern in der Meinung, daß sie leichter Athem schöpfen; sie gehn so gut, daß sie bequem 7 bis 8 Stunden, ohne inne zu halten, zurücklegen können.

Arabien, die Bérbererei und Persien sind aber nicht die einzigen Länder, wo man schöne und gute Pferde antrifft; in den kältesten Gegenden, wenn sie nur nicht feucht sind, erhalten sie sich besser als in den übermäßig warmen Himmelsstrichen. Allgemein sind die Schönheit der dänischen und die Güte der schwedischen und polnischen Pferde *re.* bekannt. In Island, wo die Kälte ungemein streng ist und wo man oft die Pferde mit getrockneten Fischen nährt, sind sie sehr kräftig, wenn auch klein; es gibt dort deren, die so klein sind, daß sie nur den Kindern zum Reiten dienen können. Uebrigens sind sie auf dieser Insel so zahlreich, daß die Hirten ihre Heerden zu Pferde bewachen; ihre Anzahl ist keine Last, denn ihre Nahrung kostet nichts. Man treibt die, welche man nicht bedarf, in die Gebirge, wo man sie, nachdem man sie bezeichnet hat, eine kürzere oder längere Zeit läßt; wenn man sie wieder einfangen will, jagt man sie zu einem Trupp zusammen und spannt, weil sie wild geworden sind, Seile zu ihrem Gange aus. Fohlen Stuten in diesen Bergen, zeichnet der Eigenthümer die Füllen und läßt sie drei Jahre hindurch daselbst. Diese Gebürg-Pferde werden gemeiniglich schöner, stolzer und fetter, als die, welche in den Ställen erzogen worden sind.

Die Pferde in Norwegen sind kaum so groß; doch bei ihrem kleinen Wuchse wohl gebaut; mehrtheils sind sie gelblich und haben über ihrem ganzen Rücken einen schwarzen Streifen; einige sind kastanienbraun und andre haben eine eisengraue Farbe. Diese Pferde haben einen ungemein sichern Tritt; mit Vorsicht gehn sie auf den Pfaden der steilen Bergen und lassen sich einen jähen und ebenen Weg herunter rutschen, indem sie die Hinterfüße an den Bauch ziehen. Sie vertheidigen sich gegen einen Bären; wenn ein Beschäler dies gefräßige Thier erblickt und Füllen oder Stuten bei sich hat, läßt er diese hinter sich zurück und greift den Feind an, den er mit den Vorderfüßen schlägt und gewöhnlich tödtet. Will aber das Pferd durch Ausschlagen, d. h. mit den Hinterfüßen sich vertheidigen, ist es ohne Rettung verloren; denn der Bär springt ihm sofort auf den Rücken und preßt es so gewaltig, daß er am Ende das Pferd erstickt und aufrißt.

Die nordländischen Pferde haben höchstens 4 und einen halben Fuß Höfse. Je weiter man nach Norden kommt, desto kleiner und schwächer werden die Pferde. Die in Ostnordland haben eine sonderbare Gestalt; sie haben einen dicken Kopf, große Augen, kleine Ohren, einen sehr kurzen Hals, eine breite Brust, eine enge Kniekehle, einen etwas längen Körper und kurze Lenden zwischen Schweif und Bauch; der obere Theil ihrer Beine ist lang, der untere kurz, das Untere des Beines ohne Haare; die Hufen klein und hart, der Schweif dicht, die Mähnen sind reichbehaart und die Füße klein, sicher und niemals beschlagen; sie sind gutmüthig, selten widerspenstig und launisch und klettern alle Berge hinauf. Die Weiden sind in Nordland so trefflich, daß, wenn man nordländische Pferde nach Stockholm bringt, sie selten dort ein Jahr leben, ohne zu Grunde zu gehn oder doch abzumagern und ihre Stärke zu verlieren. Pferde hingegen, die man aus nördlichen Gegenden nach Nordland fährt, gewinnen dort; wenn sie auch in dem ersten Jahre krank waren, bekommen sie doch dort ihre Kräfte wieder.

Das Uebermaß der Hitze und der Kälte scheint der Größe der Pferde gleich wenig zufräglich zu seyn. In Japan sind im Allgemeinen die Pferde klein; inzwischen findet man derer von ziemlicher Größe und wahrscheinlich stammen diese aus den Gebirgsländern her, wie dies fast derselbe Fall in China ist; dagegen versichert man, daß die Pferde aus Tanquin einen schönen, nervigen Wuchs haben, gut in der Hand liegen und ein so lenksames Naturell besitzen, daß man sie leicht abrichten und jede Gangart lehren kann.

Gewiß ist es aber, daß Pferde, die aus trocknen und heißen Ländern herrühren, in feuchten Himmelsstrichen und auf feuchtem Boden, wenn sie auch warm sind, ausarten und nicht einmal leben können; dagegen kommen sie auf unserm Erdtheile, in den Gebirgsländern von Arabiens Zone bis nach Dänemark und der Tartarei, und im neuen Welttheile von Neuspanien bis zu den magellanischen Ländern gut fort; es ist ihnen demnach weder die Hitze noch die Kälte zuwider; sondern einzig die Feuchtigkeith.

Man weiß, daß in der neuen Welt bei ihrer Entdeckung keine Pferde-Gattung lebte und mit Recht setzt uns ihre rasche und außerordentliche Vermehrung in Erstaunen; denn in weniger als zweihundert Jahren hat sich die kleine Anzahl Pferde, die aus Europa dort hin verpflanzt wurde so stark, besonders in Chili, vervielfältigt, daß sie sehr tief im Preise stehn. Trezier sagt, daß diese ungeheure Vermehrung um so auffallender ist, da die Indianer viele Pferde essen und sie mit so geringerer Schonung zur Arbeit

anstrengen, daß eine sehr bedeutende Anzahl derselben aus Erschöpfung der Kräfte sterben. Die Pferde, fährt er fort, welche die Europäer in die östlichsten Gegenden unsres Welttheils, als in die philippinischen Inseln, eingeführt haben, haben sich daselbst ebenfalls auf eine ungemeine Weise verbreitet.

In der Ukraine und bei den Donschen Kosacken irren die Pferde frei in den Feldern herum. In dem großen Erdstrich zwischen dem Don und dem Dniپر, der äußerst dürrig bevölkert ist, sieht man Pferde-Heerden von 3, 4 bis 500, stets, und selbst in der Jahreszeit, wo Schnee den Boden deckt, ohne Obdach; sie scharren den Schnee mit dem Vorderfuße weg und suchen zu ihrem Futter das unter demselben verborgne Gras. Zwei oder drei Menschen zu Pferde langen hin, diese Heerden zu führen oder vielmehr zu bewachen, denn man läßt sie in den Steppen herum schweifen und nur in den härtesten Wintern sucht man sie in den Dörfern, welche in diesem Lande weit von einander liegen, auf einige Tage unterzubringen. Erfahrungen, die man an diesen Rossheerden, die fast gänzlich sich selbst überlassen sind, wahrgenommen hat, scheinen zu beweisen, daß die Menschen nicht die einzigen Geschöpfe sind, die in Gesellschaft leben und insgesammt dem Befehle Eines unter ihnen gehorchen. Jede dieser Heerden hat einen Anführer, der ihr befiehlt, sie leitet, sie umkreist und in Reihe stellt, wenn ein Zug angetreten werden soll; er ordnet auch die Schlachtordnung und die nöthigen Bewegungen an, wenn der Trupp von Räubern und Wölfen angegriffen wird. Das Oberhaupt ist sehr wachsam und immer munter; er macht oft die Runde um seine Heerde und wenn Eins der Pferde die Reihe verläßt oder zurück bleibt, rennt er zu ihm, gibt ihm einen Stoß mit der Schulter und nöthigt es, seine Stelle wieder einzunehmen. Ohne geritten oder von Menschen geführt zu werden, halten sie auf ihrem Marsche fast die Ordnung unsrer Reiterei. Obwohl in voller Freiheit, weiden sie Reißen- und Abtheilungs-Weise und bilden verschiedne Compagnien, ohne sich zu trennen oder durch einander zu laufen. Uebrigens behält der Truppführer sein mehr ermüdendes als gewichtiges Amt nur 1 oder 6 Jahre, und, wenn er an Stärke und Thätigkeit verliert, tritt ein andres Pferd, das nach der Befehlshaber-Stelle ehrgeizet und Kraft für diesen Posten in sich fühlt, aus der Heerde hervor, greift das alte Oberhaupt an; dieser behält, im Falle er siegt, sein Regiment, wird er aber aus dem Felde geschlagen, verliert er sich beschämt in den großen Haufen und der Sieger stellt sich an die Spitze Aller und verschafft sich Gehorsam.

In Finnland verlassen die Pferde im Monate Mai, wenn der Schnee geschmolzen ist, die Behausung ihrer Herrn und begeben sich in gewisse Walddistricte, wo, wie es scheint, sie sich ein Stelldichein gegeben haben. Dort vereinen sie sich zu verschiedenen Trupps, die sich nie trennen und nie vermischen; jeder Trupp nimmt einen verschiedenen Theil vom Walde zu seiner Weide und überschreitet das Gebiet nicht, um einen Eingriff in das fremde zu machen. Mangelt die Weide, so ziehn sie ab und richten sich auf einem andern Grasplatze mit derselben Ordnung ein. Die Polizei ihrer Gesellschaft ist so geregelt und ihre Züge sind so gleichförmig, daß ihre Herrn sie immer zu finden wissen, sobald sie ihrer bedürfen. Haben sie ihren Dienst geleistet, kehren sie von selbst mit ihren Gefährten in die Wälder zurück. Im Monate September, wenn die Witterung schlecht wird, verlassen sie die Waldungen, kehren Truppweise zurück und jedes begibt sich nach seinem Stalle.

Diese Pferde sind aber tüchtig und lebhaft, ohne fehlerhaft zu seyn. Im Allgemeinen sind sie zwar gelehrig, aber es gibt doch einige unter ihnen, die sich widersetzen, wenn man sie einfangen oder anspannen will. Bei ihrer Rückkehr aus den Wäldern sind sie kerngesund und fett; die beständige Arbeit hingegen, zu welcher man sie während dem Winter verwendet und die wenige Nahrung, die sie erhalten, nehmen bald ihre Wohlbeleibtheit weg. Sie wälzen sich auf dem Schnee herum, wie andre Pferde auf dem Grase. Selbst zur schneidendsten Winterzeit bringen sie die Nächte ohne Unterschied auf dem Hofe wie im Stalle zu.

Diese Pferde, die in Schaaren und oft entfernt von der Herrschaft der Menschen leben, bilden eine Mittelsstufe zwischen den zahmen und wilden Pferden. Diese Lehtern trifft man auf der Insel St. Helena an; sie sind nach ihrer Ueberpflanzung daselbst so wild und scheu geworden, daß sie sich eher von der Spitze der Felsen ins Meer stürzen, als sich von Menschen einfangen lassen würden. In der Gegend von Nippes gibt es deren, die nicht größer als Esel; aber runder, gedrungner und regelmäßig gebaut sind; sie sind lebhaft und unermüdet und besitzen eine weit größere Kraft und Gewandtheit, als man je bei ihnen erwarten sollte. In St. Domingo sieht man zwar keine von der Größe unsrer Wagen-Pferde; sie sind aber von mittler Größe und wohl gebaut; man fängt ihrer in Menge mit Netzen und Schlingen; die Mehrzahl der Pferde, welche auf diese Weise eingefangen werden, sind mißtrauisch. Auch in Virginien findet man wilde Pferde, die,

wenn auch von zahmen Pferden herstammend, in den Horsten so scheu geworden sind, daß man sich ihnen nur mit großer Schwierigkeit nähern kann, und meist sind sie so störrig, daß es schwer hält, sie zu zähmen. Wer sie einfängt, dem gehören sie. In der Tartarei, und vorzüglich in der Gegend zwischen Urgenz und dem caspischen Meere bedient man sich zur Jagd der wilden Pferde, die dort zahlreich sind, eigends zu diesem Fange abgerichtete Raubvögel; man gewöhnt die Behtern, das Pferd am Kopfe und am Halse zu fassen; das Pferd müdet sich ab, obste den Vogel zu nöthigen, seinen Raub fahren zu lassen. Die Pferde der Mongol- und Hakas-Tartaren unterscheiden sich von den zahmen nicht; auf der östlichen Seite findet man sie in größerer Anzahl, obgleich man ihrer auch manchmal im Lande der Hakas, das an Harni grenzt, antrifft. Diese Pferde sind so leichtfüßig, daß sie so gar den Pfeilen der gewandtesten Jäger entfliehn. Sie ziehn in zahlreichen Heerden und stoßen sie auf zahme Pferde, umringen sie dieselben und nöthigen sie zur Flucht. In Congo findet man wilde Pferde in bedeutender Anzahl. Manchmal erblickt man deren auch in den Distrikten auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; doch fängt man sie nicht ein, weil man die aus Persien eingeführten Pferde vorzieht.

Ich habe oben gesagt, daß nach allen Beobachtungen, die in den *Geflüten gemacht worden sind*, das Männchen einen weit größern Einfluß auf die Nachkommenschaft ausüben möchte, als das Weibchen; hierauf führte ich einige Gründe an, welche die allgemeine Wahrheit dieser Thatsache in Zweifel stellen und zu gleicher Zeit zu der Annahme führen könnten, daß Männchen und Weibchen in gleichem Grade auf die Frucht einwirken; seitdem habe ich mich aber durch eine große Anzahl Erfahrungen überzeugt, daß nicht allein beim Pferde, sondern auch beim Menschen und allen andern Thierarten, das Männchen auf die äußre Bildung der Frucht einen weit mächtignern Einfluß ausübt, als das Weibchen und bei jeder Thiergattung das Männchen der Urtypus ist.

Ich sagte, daß nach der allgemeinen Regel der Natur nicht die Männchen, sondern die Weibchen es sind, welche die Einheit der Rassen bewahren; doch hindert dies nicht, daß das Männchen das wahre Urbild der Gattung sey und was ich von der Einheit ausgesagt habe, bezieht sich blos auf die größte Leichtigkeit, mit welcher das Weibchen, obgleich es sich mehreren Männchen hingibt, immer seine Gattung darstellt. Diesen Gegenstand werden wir im Abschnitte über den Kanarienvogel und in dem über den Maulesel

mit großer Aufmerksamkeit behandeln, so daß, wenn auch das Weibchen eine größere Einwirkung als das Männchen auf das Eigenthümliche der Gattung hat, es doch nie im Stande ist, sie zu vervollkommen, indem allein das Männchen fähig ist, sie rein zu erhalten und sie vollkommener zu machen.

Zu Betreff meiner Aussage, daß es, nach den Berichten einiger Reisenden, auf St. Helena wilde Pferde gebe, schreibt mir Hr. Forster, daß er Grund habe, an dieser Thatsache zu zweifeln. „Ich habe, sagt er, diese Insel von einem Ende zum andern durchstreift, ohne wilde Pferde bemerkt zu haben, und man hat mich sogar versichert, daß man von solchen dort nie hat sprechen hören. Was die Hauspferde, welche auf der Insel geworfen worden sind, anbelangt; so hat man mir berichtet, daß man ihrer nur sehr wenige zum Reiten für Personen eines gewissen Ranges erziehe und anstatt sie auf der Insel fortzupflanzen, lasse man sie eher vom Vorgebirge der guten Hoffnung kommen, wo es deren in großer Anzahl gibt und man sie zu mäßigem Preise kauft. Die Einwohner der Insel behaupten, daß man eine größere Zahl Pferde nur auf Kosten der Rindvieh-Weiden ernähren könne; es liege aber im Plane der ostindischen Compagnie die Fortpflanzung des Rindviehes zu begünstigen und da jetzt schon 2600 Stück vorhanden sind und man die Zahl derselben auf 3000 bringen will, so ist es nicht wahrscheinlich, daß man daselbst wilde Pferde leben lasse und dies um so weniger, da die Insel nur 3 Stunden im Durchmesser hat, und man gewiß die wilden Pferde würde aufgefunden haben, wenn sie wirklich vorhanden gewesen wären. Es gibt dort noch eine kleine Anzahl wilder Ziegen, die aber täglich abnimmt; denn die Soldaten der Besatzung tödten dieselben, so bald sie sich an den Seiten der Berge oder auf den Vorsprüngen der Felsen, die das Thal, worin das Jacobs-Fort liegt, erblicken lassen; um so eher würden sie die wilden Pferde, wenn ihrer dort lebten, tödten.“

„In Bezug auf die wilden Pferde, die sich in der ganzen Ausdehnung von Mittelasien, von der Wolga bis zum japanischen Meere, vorfinden, sagt Hr. Forster, daß sie die Nachkommen gewöhnlicher Pferde, die wild geworden sind, zu sein scheinen. Die Tartaren-Bewohner des ganzen Landes sind Hirten, welche von dem Gewinne ihrer Heerden leben; diese bestehen größtentheils aus Pferden, wenn gleich sie auch Rindvieh, Dromedare und Schafe besitzen. Es gibt Kalmücken oder Kirgisen, die Heerden von 1000 Pferden besitzen, die immer in der Wüste sich aufhalten, um dort ihr Futter zu suchen. Es ist unmöglich diese zahlreichen Heerden

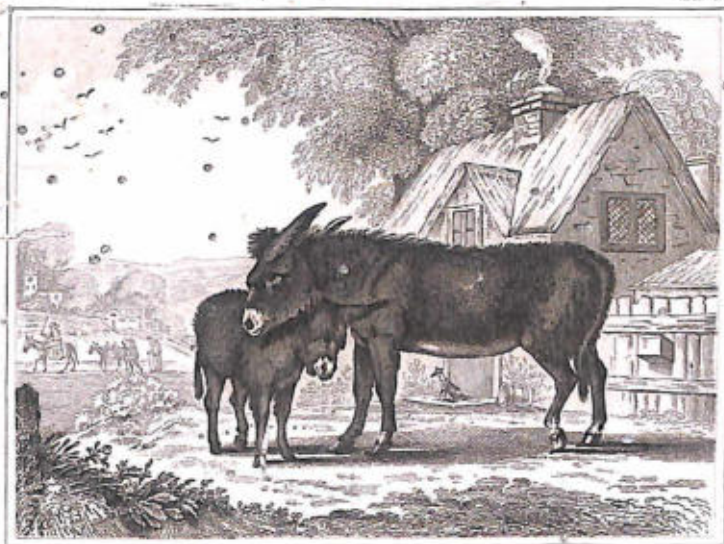
so sorgfältig zu bewachen, daß nicht von Zeit zu Zeit Einige derselben verloren gehen, die wild werden und selbst in dem Stande der Wildheit nicht aufhören, Truppweise zu leben. Man kann ein frisches Beispiel hierüber anführen. Auf dem Kriegszuge des Czar Peter I. gegen die Festung Azow, hatte man die Pferde des Heeres auf die Weide geschickt; später gelang es nicht, sie alle wieder einzufangen; die Zurückgebliebenen wurden auf die Dauer wild und ihre Nachkommen leben noch jezt in der Steppe zwischen dem Don, der Ukraine und der Krimm; der tartarische Name, den man diesen Pferden in Rußland und Sibirien gibt, ist Tarpan. Diese Tarpan haben sich in den asiatischen Gegenden, welche sich vom 30. bis zum 50. Grade der Breite erstrecken, verbreitet. Die tartarischen Nationen, die Mongolen, Mantschu und selbst die Cosacken am Jaik, jagen und tödten sie, um ihr Fleisch zu essen. Man hat die Beobachtung gemacht, daß diese wilden Pferde in Schaaren von 15 bis 20 und selten in größern Trupps ziehn; man stößt zwar manchmal auf ein einzelnes Pferd, aber gemeiniglich sind dies junge Hengste, welche der Truppführer gezwungen hat, die Gesellschaft zu meiden, sobald sie ein Alter erreicht haben, daß sie ihm Eifersucht einflößen. Der verwiesne junge Hengst sucht einige Stuten von den Nachbar-Heerden oder auch aus zahmen Pferden zu verlocken und sie zu entführen und wird auf diese Weise das Oberhaupt einer neuen, wilden Heerde. Alle diese Trupps von Tarpänen leben gemeiniglich in den Steppen, welche von Bächen bewässert werden und an Weiden fruchtbar sind; während dem Winter suchen sie ihre Nahrung auf den Spitzen der Berge, von denen der Wind den Schnee weggeweht hat; sie besitzen einen sehr feinen Geruch und wittern einen Menschen über eine halbe Stunde. Man jagt und fängt sie ein, indem man sie umzingelt und in Fangseile einschließt. Sie haben eine erstaunliche Stärke und können, haben sie einmal ein gewisses Alter erreicht, nicht mehr gezähmt werden und selbst die Fohlen sind nur bis zu einem gewissen Grade zähmbar; denn nie verlieren sie völlig ihre frühere Wildheit und behalten stets ihre störrige Natur.

„Die wilden Pferde besitzen wie die zahmen sehr verschiedne Farben; doch hat man beobachtet, daß die braune, isabellen und mäusegraue Farbe unter ihnen die gewöhnlichste ist; nie sieht man unter ihnen einen Grauschimmel und die schwarzen sind äußerst selten. Alle sind von kleinem Buchse, nur ist der Kopf im Verhältnisse größer als bei den zahmen Pferden. Ihr Pelz ist wohl mit Haaren versehen, niemals glatthaarig und mitunter lang und wellen-

DER ESEL.

Ordnung: Dickhäuter. *Familie:* Einhufer:
Gattung: Pferd. (*Cuvier.*)

Pl. 5.



DER WILDE OCHS.

Ordnung: Wiederkauer. *Gattung:* Ochs. (*Cuvier.*)

förmig; sie haben längre, zugespitzte und seitwärts gebogne Ohren; die Stirne ist gewölbt und die Schnauze mit langen Haaren besetzt; die Mähne ist ebenfalls dicht und reicht über den Widerrist; sie haben sehr hohe Beine und ihr Schweif geht über die Kniebiege des Hinterbeines hinaus; ihre Augen sind lebhaft und voll Feuer."

Der Esel.

(Asinus, äne.)

Erforscht man dieses Thier, selbst mit aufmerksamen Augen und bis in die kleinern Eigenthümlichkeit desselben; so erscheint es dem Beobachter nur als ein entartetes Pferd; die vollkommne Uebereinstimmung in der Bildung des Gehirns, der Lungen, des Magens, des Darmkanals, des Herzen, der Leber und der andern Eingeweide und die große Aehnlichkeit des Körpers, der Beine, der Füße und des ganzen Gerippes, scheinen diese Ansicht zu begründen. Die unbedeutenden Verschiedenheiten, welche zwischen diesen Thierarten obwalten, könnte man dem uralten Einflusse des Klimas, oder der Nahrung und der zufälligen Folge mehrerer Geschlechter kleiner wilder Pferde beimessen, die, halb entartet, allmählich noch mehr aus der Art geschlagen wären und endlich den größten Grad der Ausartung erreicht und am Ende eine in unsern Augen neue und beständige Gattung oder vielmehr eine Reihenfolge von Individuen erzeugt haben, die alle fortdauernd auf dieselbe Weise fehlerhaft und von dem Geschlechte der Pferde hinlänglich verschieden sind, um als eine andre Art betrachtet zu werden. Was für diese Ansicht zu sprechen scheint, ist der Umstand, daß die Pferde in Hinsicht ihrer Hautfarbe eine vielfache Verschiedenheit als die Esel zeigen und demnach aus frühern Zeiten her gezähmt worden sind, weil alle Hausthiere in der Hautfarbe weit mehr als die wilden Thiere derselben Gattung wechseln, weil die Mehrzahl der wilden Pferde, von denen die Reisenden uns berichten, von kleinem Wuchse sind und, wie die Esel, eine graue Farbe, einen unbehaarten Schweif, am Ende mit einem borstigen Haare versehen, besitzen und weil es wilde, selbst zahme Pferde gibt, die einen schwarzen Strich über den Rücken und andre Merkmale haben, die sie den wilden und zahmen Eseln nahe stellen. Zieht man auf der andern Seite die Verschiedenheit des Temperaments, des Naturells, der Sitten und, mit einem Worte, die Folgen der Körperbildung beider Thiergattungen und vor Allem die Unmöglichkeit, sie zu paaren, um aus den Nachkommen eine neue Art oder auch nur eine Mittel-

gattung, die sich fortpflanzen kann, zu bilden, in Betracht; so glaubt man sich doch mehr zu der Annahme berechtigt, daß diese beiden Thierarten jede aus einer verschiednen Wurzel herstammen, gleich alt sind und ursprünglich eben so verschieden waren, als sie es noch sind. Diese Ansicht gewinnt noch durch den Umstand Gewicht, daß der Esel sich wesentlich vom Pferde durch seinen kleinen Wuchs, die Dicke des Kopfes, die Länge der Ohren, die Form seines Rückens und durch die Verhältnisse und Maße der Nachbartheile, durch die Stimme, durch seine natürlichen Begierden, durch seine Trunkweise u. unterscheidet. Nühren Esel und Pferde ursprünglich von demselben Urstamme her? Sind sie Kinder derselben Familie, wie die Nomenclatoren sagen oder sind sie nicht vielmehr und waren es stets, verschiedenartige Thiere?

Diese Frage, deren Allgemeinheit, Schwierigkeit und Folgerungen die Naturforscher wohl einsehn, glauben wir in diesem Artikel abhandeln zu müssen, weil sie uns jeh. zum ersten Male entgegentritt, inniger als irgend eine andre mit der Zeugung der Wesen zusammenhängt und zu ihrer Aufklärung verlangt, daß wir die Natur unter einem neuen Gesichtspunkte betrachten. Wenn wir aus der unendlichen Mannigfaltigkeit, welche die belebten Wesen, welche die Welt bevölkern, uns zeigen, ein Thier oder selbst den körperlichen Menschen wählen, um zur Grundlage unsrer Kenntnisse zu dienen und auf ihn auf dem Wege der Vergleichung die andern organisirten Wesen zu beziehn; so werden wir finden, daß, obwohl alle diese Wesen ein getrenntes Dasein von einander führen und alle durch stufenweise Unterschiede bis ins Unendliche verschieden sind; doch zugleich ein allgemeines Urbild vorhanden ist, das man sehr weit verfolgen kann und dessen Ausartungen weit langsamer vor sich gehn, als die der Form und der andern in die Augen fallenden Beziehungen; denn, ohne von den Werkzeugen der Verdauung, des Blutumlaufs, der Zeugung zu reden, die allen Thieren eigen sind und ohne welche ein Thier aufhören würde ein Thier zu seyn und sich zu ernähren und fortpflanzen, nimmt man selbst an den Theilen, die am meisten zur Verschiedenheit der äußern Form beitragen, eine ungemeine Aehnlichkeit wahr, die uns nothwendig auf die Idee einer Urzeichnung, nach welcher alle geformt zu seyn scheinen, führen muß. Z. B. der Körper des Pferdes, der auf den ersten Anblick so abweichend von dem des Menschen zu seyn scheint, überrascht uns durch die sonderbare und fast vollständige Aehnlichkeit, die man bei demselben findet, wenn man beide ins Einzelne gehend und Theil mit Theil vergleicht. In der That,

man nehme ein Menschen-Gerippe, gebe den Knochen des Beckens eine schräge Richtung zur Erde, verkürze die Knochen des Schenkels, der Beine und Arme, verlängere die der Hände und Füße, schmelze die Hand- und Fußknochen in einander, verlängere die Kinnladen, indem man das Stirnbein zurück drängt, und verlängere endlich den Rückgrat, und das Gerippe wird nicht mehr die Reste eines Menschen darstellen, sondern das Knochengestalt eines Pferdes seyn; denn man kann leicht annehmen, daß man bei Verlängerung des Rückgrates und der Kinnladen zugleich die Zahl der Rückenwirbel, der Rippen und Zähne vermehrt; weil wirklich nur durch die Anzahl dieser Knochen, die nur als Zugabe zu betrachten sind, und durch die Verlängerung, Verkürzung und durch die Verbindung der andern das Gerippe eines Pferdes sich von dem Knochengestalt eines Menschen unterscheidet; in der Beschreibung eines Pferdes sind diese Thatsachen zu klar herausgestellt, um daran zweifeln zu können. Um diese Beziehungen noch weiter zu verfolgen, betrachte man einige wesentliche Theile der Form, z. B. die Rippen für sich getrennt, und man wird sie in allen Vierfüßern, in den Vögeln und Fischen wiederfinden; und die Spuren derselben bis zur Schildkröte verfolgen, wo sie durch Furchen unter der Schale angedeutet zu seyn scheinen; man betrachte, wie Herr Daubenton bemerkt, den Fuß eines Pferdes; so verschieden er auch dem Anschein nach von der Hand des Menschen ist, besteht er doch aus denselben Knochen, und an den äußersten Enden jedes Fingers besitzen wir dasselbe Knöchelchen, was beim Pferde als Huf den Fuß begrenzt. Man urtheile, ob diese verborgene Ähnlichkeit nicht bewunderungswürdiger ist, als die augenfälligen Verschiedenheiten, ob diese beständige Gleichförmigkeit und diese Grundzeichnung, die vom Menschen zu den Vierfüßern, von den Vierfüßern zu den Schalthieren, von den Schalthieren zu den Vögeln, von den Vögeln zu den Kriechern, von diesen zu den Fischen u. bei welchen die wesentlichen Theile, wie das Herz, die Eingeweide, der Rückgrat, die Sinne u. sich immer vorfinden, beobachtet und befolgt werden, nicht anzudeuten scheinen, daß die Allmacht bei der Schöpfung der Thiere nur nach einer Idee verfahren und dieselbe zu gleicher Zeit auf alle mögliche Weisen darstellen wollte, damit der Mensch sowohl die Herrlichkeit der Ausführung, als die Einfachheit der Zeichnung bewundere?

Von diesem Gesichtspunkte aus können nicht bloß der Esel und das Pferd, sondern selbst der Mensch, der Affe, die Vierfüßer und alle Thiere als eine und dieselbe Familie ausmachend, ange-

sehn werden; soll man aber hieraus die Folgerung ziehen, daß in dieser großen und zahlreichen Familie, die Gott allein denket und aus dem Nichts hervorrufen konnte, es andere kleine Familien gebe, welche die Natur gebär und die Zeit erzeugte, von denen die Einen nur aus zwei Individuen, wie das Pferd und der Esel, die andern aus mehren Individuen, wie die des Wiesels, des Haus- und Baummarders, des Fretchens &c. zusammengesetzt sind, und daß es sogar im Pflanzenreiche Familien von zehn, zwanzig, dreißig &c. Pflanzengärten gebe? Beständen diese Familien in der That, so hätten sie nur durch die Vermischung, durch die allmähliche Umwandlung und Ausartung der ursprünglichen Gattung hervorgebracht werden können, und gibt man einmal zu, daß im Pflanzen- und Thierreiche Familien bestehen, der Esel zur Familie des Pferdes gehöre, und daß er von dem letzteren sich nur unterscheide, weil er ausgeartet ist; so könnte man mit gleichem Rechte sagen, daß der Affe zu der Familie des Menschen gehöre, er ein ausgearteter Mensch sey, und Mensch und Affe einen gemeinschaftlichen Ursprung haben, wie Pferd und Esel; daß jede Familie, sowohl in dem Reiche der Pflanzen, als dem der Thiere, nur aus einer Wurzel entsprungen sey, und daß selbst alle Thiere von einem Thiere herkommen, das im Verlaufe von Jahrhunderten, indem es sich vervollkommnete und ausartete, alle Rassen der andern Thiere erzeugte. Die Naturkundigen, welche so leicht hin Familien unter den Thieren und Pflanzen annehmen, scheinen die ganze Ausdehnung dieser Folgerungen, welche das unmittelbare Erzeugniß der Schöpfung auf eine so kleine Anzahl von Individuen, als man will, einschränken würden, nicht erfaßt zu haben; denn wäre es einmal bewiesen, daß man mit Grund diese Familien festsetzen könnte; wäre dargethan, daß bei den Thieren und selbst bei den Pflanzen es nicht mehre, sondern nur eine Gattung gäbe, die durch die Entartung einer andern erzeugt worden sey; mit einem Worte, wenn es wahr wäre, daß der Esel nur ein ausgeartetes Pferd sey; so würde die Macht der Natur keine Grenzen kennen, und die Annahme würde nicht ungegründet seyn, daß sie im Laufe der Zeit alle andere organisirten Wesen aus einem Stamme gezogen habe. Dieses ist nicht so; es ist gewiß, denn so lehrt uns die Offenbarung, daß alle Thiere im gleichen Grade an der Gunst der Schöpfung Theil hatten; daß die beiden Ureltern jeder Gattung und aller Gattungen völlig gebildet aus den Händen des Schöpfers hervorgingen, und daß wir uns dem Glauben hingeben müssen, ihre Urbildung sey nicht sehr von der verschieden gewesen, welche

uns jetzt ihre Nachkommen zeigen. Seitdem man übrigens die Natur beobachtet hat, von den Zeiten Aristoteles an bis auf unsere Tage, hat man trotz der raschen Bewegung, welche die Theile der Materie mit sich fortreißt, zersükkelt und zertheilt; trotz der unendlichen Zahl von Zusammensetzungen, die während diesen zwanzig Jahrhunderten vor sich gegangen seyn müßten, und trotz den zufälligen oder gewaltsamen Paarungen von entfernten oder nachbarlichen Thiergattungen, aus deren Ehe keine andern als fehlerhafte und unfruchtbare Einzelwesen, die nie den Stamm zu neuen Geschlechtern hergeben konnten, hervorbringen, hat man keine neue Gattung entstehen sehen. Die Aehnlichkeit sowohl im Aeußern, als Innern, und wäre sie noch größer, als sie beim Pferde und Esel wirklich ist, würde uns dennoch nicht berechtigen, diese Thiere in eine Familie zu werfen, und eben so wenig, sie aus einem gemeinschaftlichen Stamme herzuleiten; denn wären sie aus derselben Wurzel entsprungen, und machten sie in der That nur eine und dieselbe Familie aus; so könnte man sie vereinen, sie von neuen paaren und mit der Zeit das zerstören, was die Zeit geschaffen hat.

Berücksichtigen muß man noch, daß, obgleich der Gang der Natur durch oft unmerkliche Abstufungen und Schattirungen geht, die Zwischenräume dieser Abstufungen und Schattirungen doch bei Weitem nicht überall gleich sind; daß, je höhern Rang die Gattungen einnehmen, desto weniger zahlreich sie sind und desto größer die Zwischenräume sind, welche die Stufen von einander trennen; die niedern Gattungen hingegen sind an Schattirungen sehr zahlreich, die sich zu gleicher Zeit einander näher stehn, so daß man um so mehr versucht ist, sie in eine Familie zu werfen, als sie uns durch ihre Menge und ihre kleinen Unterschiede, mit denen wir unser Gedächtniß beschweren müssen, in Verlegenheit setzen und ermüden; man muß aber nicht vergessen, daß diese Familien unser Werk sind und wir sie nur feststellten, um die Arbeit des Erkennens und des Gedächtnisses unserm Fassungs-Vermögen zu erleichtern und daß, wenn unser Geist nicht im Stande ist, die wirkliche Reihenfolge aller Wesen zu durchschauen, dies sein Fehler und nicht der der Natur ist, indem die Natur die sogenannten Familien nicht kennt und nur Individuen umfaßt.

Ein Individuum ist ein Wesen für sich, vereinzelt und abgeschnitten von den andern, das mit den Uebrigen nichts gemein hat, als daß es ihnen gleicht oder sich von ihnen unterscheidet. Alle ähnliche Individuen, welche über den Erdboden verbreitet leben, betrachtet man als eben so viele Glieder, welche die Art

dieser Individuen bilden; inzwischen ist es nicht die Anzahl noch die Gesamtheit der ähnlichen Individuen, welche die Art ausmachen; sondern es ist die beständige Reihesfolge und die nicht unterbrochne Erneuerung der Einzelwesen, aus welchen die Art zusammengesetzt wird; denn ein Individuum, was ewig lebte, würde keine Art bilden, eben so wenig eine Million ähnlicher Wesen, deren Dasein endlos wäre. Art ist mithin ein abgegrenzter, allgemeiner Begriff, dessen Gegenstand nur vorhanden ist, wenn man die Natur, wirkend in der Zeitfolge und in der fortdauernden Zerstörung und gleich steten Erneuerung der Wesen, betrachtet. Allein durch die Vergleichung der gegenwärtigen Natur mit jener der vergangenen Zeiten und der vorhandnen Individuen mit den untergegangnen, haben wir uns einen klaren Begriff von dem geschaffen, was man Art nennt und die Vergleichung der Zahl oder der Aehnlichkeit der Individuen ist nur ein Zusatz-Begriff, der von dem ersten oft unabhängig ist; denn der Esel gleicht dem Pferde mehr als der Pudel dem Windhunde, und dennoch machen Pudel und Windhund nur eine Art aus, weil sie zusammen Individuen erzeugen, die wieder Zeugungsfähig sind, während Pferd und Esel bestimmte verschiedner Art sind, weil sie, mit einander gepaart, nur fehlerhafte und unfruchtbare Nachkommen erzeugen.

In der charakteristischen Verschiedenheit der Arten sind mithin die Abstände der Stufen am deutlichsten und energischsten hervorgehoben; man könnte sogar behaupten, daß die trennenden Zwischenräume zwischen den Arten am gleichförmigsten und die wenigst veränderlichen von allen sind; denn man kann immer eine Trennungs-Linie zwischen zwei Arten, d. h. zwischen zwei Reihesfolgen von Individuen, die sich wieder erzeugen und sich nicht vermischen können, ziehen, wie man denn auch zwei Reihesfolgen von Individuen, welche durch Vermischung sich fortpflanzen, in eine Art vereinen kann. Dies ist in der Naturgeschichte der festeste Punkt; alle andre Aehnlichkeiten oder Abweichungen, welche man durch Vergleichung der Wesen erfassen könnte, würden weder beständig noch so thatkräftig und sicher seyn. Diese Abstände sind auch die einzigen Scheidelinien, die man in unserm Werke finden wird; wir werden die Geschöpfe nicht anders abtheilen, als sie in der That abgetheilt sind; jede Art, jede Reihesfolge von Individuen, die sich fortpflanzen und sich nicht fruchtbar vermischen können, wird besonders betrachtet und getrennt behandelt werden und wir werden uns der Familien, der Gattungen, Ordnungen und Classen nicht häufiger bedienen als die Natur selbst.

Da die Art nichts weiter ist als eine beständige Reihesfolge ähnlicher Individuen, die sich wieder erzeugen; so ist es klar, daß diese Benennung ihre Anwendung nur auf Thiere und Pflanzen findet und die Nomenclatoren nur durch Mißbrauch des Kunstausdrucks oder des Begriffs die verschiednen Sorten Mineralien mit dem Worte bezeichnet haben. Man darf daher weder das Eisen noch das Blei als eben so viele Arten, sondern nur als verschiedne Metalle ansehen und in unsrer Abhandlung über die Mineralien wird man erkennen, daß die Scheidungs-Linien, deren wir uns beim Abtheilen der Mineralien bedienen, sehr von denen verschieden sind, die wir bei der Eintheilung der Thiere und Pflanzen befolgen.

Um aber auf die Ausartung der Wesen und Vorzugsweise auf die der Thiere zurück zu kommen, wollen wir die Verschiedenheiten der zeugenden Natur, welche sich uns darbieten, noch näher betrachten und untersuchen und da uns die menschliche Gattung am Besten bekannt ist, so laßt uns sehn, welche Ausdehnung dieser Wechsel der Mannichfaltigkeit hat. Die Menschen unterscheiden sich in Hinsicht der Farbe vom Weißen bis zum Schwarzen, in Hinsicht der Größe, der Dicke, Leichtigkeit, Stärke u. vom Doppelten bis zum Einfachen und in Hinsicht des Geistes, vom Größten bis zum Kleinsten, bis zum Nichts; doch diese letzte Eigenschaft gehört nicht dem Stoffe an und kann folglich hier nicht in Betracht kommen; die andern sind gewöhnliche Verschiedenheiten der Natur, welche durch den Einfluß des Himmelsstriches und der Nahrung hervorgebracht werden. Diese Mannichfaltigkeiten der Farbe und Größe-Verhältnisse des Wuchses verhindern aber nicht, daß der Neger und der Weiße, der Lappländer und der Patagone, der Riese und der Zwerg durch ihre Vereinigung Individuen erzeugen, die sich fortpflanzen und daß dem zu Folge diese Menschen, dem Anscheine nach so sehr von einander abweichend, zu einer und derselben Art gehören, weil die stete Wiedererzeugung das ist, was die Art ausmacht. Nach diesen allgemeinen Verschiedenheiten, gibt es andre, welche einer beschränktern Zahl von Individuen eigen sind und die sich ebenfalls forterben, wie die angeheuren Beine bei den Menschen, welche man das Geschlecht des heiligen Thomas auf Ceylon nennt, wie die rothen Augen und weißen Haare der Darier und Kakerlacs, wie die 6 Finger an den Händen und die 6 Zehen an den Füßen gewisser Familien u. Diese sonderbaren Abweichungen sind Fehler oder zufällige Auswüchse, die Anfangs an einigen Individuen haften, sich später von Geschlecht zu Geschlecht, wie die andern erblichen Gebrechen und

Krankheiten fortgepflanzt haben; doch dürfen diese Verschiedenheiten, wenn auch beständig, nur als individuelle Abweichungen angesehen werden, welche diese Individuen nicht von ihrer Art trennen, indem die ungewöhnlichen Geschlechter dieser Menschen mit großen Weinen oder sechs Fingern mit der regelmäßigen Masse sich vermischen und Individuen erzeugen können, die sich fortpflanzen. Dasselbe gilt von allen Unförmlichkeiten und Mißgestalten, die sich von Vater und Mutter auf die Kinder vererben. Dies sind die Grenzen, bis zu welchen sich die Verkümmern der Natur ausdehnen; dies die weitesten Schranken der Verschiedenheit in der menschlichen Gattung, und sollten Individuen noch in einem höheren Grade ausarten, würden sie doch die Stetigkeit und Einheit der Art nicht verderben, sobald sie außer Stand sind, sich fortzupflanzen. Auf diese Weise bildet der Mensch nur eine und dieselbe Art, und obwohl die letzte, vielleicht die zahlreichste an Individuen und zugleich die unbeständigste und unregelmäßigste in ihren Lebensverrichtungen ist, hat man doch nie beobachtet, daß dieser ungeheure Wandel in den Bewegungen des Lebens, der Nahrung, des Himmelsstriches und so vieler anderer Verbindungen, die man unterstellen kann, Wesen hervorgebracht habe, die von den andern in einem solchen Grade verschieden gewesen wären, daß sie neue Stämme gebildet, und die zu gleicher Zeit eine solche Ähnlichkeit mit uns gehabt hätten, daß wir ihre Verwandtschaft nicht verläugnen könnten.

71 Vermöchte der Neger und der Weiße nicht miteinander zu zeugen, bliebe die Frucht ihrer Ehe unfruchtbar, wäre der Mulla ein wahrer Maulesel; so würden zwei genau unterschiedene Menschenarten vorhanden seyn, der Neger würde sich zum Menschen verhalten, wie der Esel zum Pferde, oder vielmehr, wäre der Weiße der Mensch, so würde der Neger gar kein Mensch seyn; er wäre ein Thier für sich, wie der Affe, und wir würden zu der Annahme berechtigt seyn, daß der Weiße und der Neger nicht aus einem Stamme entsprossen sey. Die Thatsache aber widerspricht dieser Annahme; alle Menschen gingen aus einer Wurzel hervor und gehören zu einer und derselben Familie, weil alle Menschen sich unter sich begatten und fortpflanzen können.

72 Daß zwei Individuen mit einander nicht zeugen können, hiezu bedarf es nur einiger leichten Disharmonien im Temperamente, oder irgend eines zufälligen Fehlers in den Zeugungsorganen des Einen oder des Andern; daß zwei Individuen von verschiedenen Arten, die man vereint, andre Wesen erzeugen, die weder dem Einen noch dem Andern ähnlich sind und selbst keinem vorhandenen

Wesen gleichen und folglich auch nichts hervorbringen können; das ihnen selbst ähnlich sey, hierzu bedarf es nur eines gewissen Grades von Uebereinstimmung in der Körper-Form und den Zeugungs-Organen der verschiedenen Thiere. Welche ungeheure und vielleicht unendliche Zahl von Verbindungen aber verlangte nicht die bloße Unterstellung, daß zwei Thiere, Männchen und Weibchen von einer bestimmten Art, nicht allein in einem so hohen Grade ausgeartet wären, daß sie zu dieser Art nicht mehr gehörten, d. h. daß sie mit denen, welchen sie ehemals ähnlich waren, nicht mehr zeugen könnten; sondern daß beide bis zu demselben Grade und eben bis zu dem Grade, der nothwendig wäre, um zur Fortpflanzung unter sich selbst fähig zu seyn, entarteteten? Welcher andern unendlichen Anzahl von Verknüpfungen bedürfte es nicht, damit die neuen Nachkommen dieser beiden ausgearteten Thiere genau denselben Gesetzen gehorchen, welche bei der Zeugung vollkommener Thiere beobachtet werden? Ein entartetes Thier ist an sich eine fehlerhafte Zeugung; wie könnte aber ein fehlerhafter Ursprung, eine Entartung, eine Verneinung, die Wurzel zu einem Stamme hergeben, nicht bloß eine Reihenfolge beständiger Wesen erzeugen, sondern sie auf dieselbe Weise und nach demselben Gesetze hervorbringen, nach welchem Thiere von reinem Stamme sich fortpflanzen?

Wenn man gleich den Beweis nicht liefern kann, daß die Erzeugung einer neuen Art durch Entartung etwas Unmögliches für die Natur sey, ist doch die Zahl der entgegengesetzten Wahrscheinlichkeiten so ungeheuer, daß, selbst philosophisch gesprochen, nichts anders, als daran gezwweifelt werden kann. Wäre irgend eine Art aus einer andern durch Entartung hervorgegangen, stammte die Art des Esels von der des Pferdes her, so könnte dieses nur allmählig und durch Abstufung geschehn seyn, es würde dann zwischen dem Pferde und dem Esel eine große Anzahl Mittel-Thiere bestanden haben, von denen die ersten sich langsam von der Natur des Pferdes entfernt, und die letzten sich auf dieselbe Weise dem Wesen des Esels genähert gehabt hätten. Warum erblickten wir aber jetzt nicht die Vertreter, die Nachkommen dieser Mittelarten? Warum sind nur die beiden äußersten Enden übrig geblieben?

Der Esel ist mithin nur ein Esel, und ist kein entartetes Pferd, ein Pferd mit nacktem Schweife; er ist weder ein Fremdling, noch ein Eingedrungen, noch ein Bastard; er hat, wie alle andern Thiere, seine Familie, seine Art und seine Rangstufe; sein Blut ist rein, und wenn auch sein Adel weniger glänzt, ist er doch gleich probehaltig und gleich alt, als der des Pferdes. Warum

belegt man denn ein so gutmüthiges, so geduldiges, so ^{ruhiges} und nützliches Thier mit so vieler Verachtung? Schätzen die Menschen selbst unter den Thieren die gering, welche ihnen zu gut und mit wenigen Kosten dienen? Dem Pferde gibt man eine Erziehung, man pflegt, unterrichtet und übt es ein, während der Esel, der Rohheit des letzten Knechtes oder der Bosheit der Kinder hingegeben, anstatt durch seine Erziehung zu gewinnen, nur verliert. Besäße er nicht einen großen Vorrath guter Eigenschaften, würde er ihrer durch die Weise, wie man ihn behandelt, verlustig gehen; er ist der Spielball, das Stichblatt, die Zielscheibe der Bauernflegel, die ihn mit dem Stock in der Hand führen, schlagen, überladen und ohne Vorsicht und Schonung übermäßig anstrengen. Man beachtet nicht, daß der Esel an und für sich uns das erste, schönste, wohlgestaltete und ausgezeichneteste der Thiere seyn würde, wenn es in der Welt kein Pferd gäbe. Anstatt das erste zu seyn, ist er das zweite, und einzig aus diesem Grunde scheint er Nichts zu seyn. Die Vergleichung erniedrigt ihn; man betrachtet und beurtheilt ihn nicht an und für sich, sondern nur im Vergleiche zum Pferde; man vergißt, daß er ein Esel ist, und alle guten Eigenschaften seiner Natur, alle Gaben, die seiner Art eigenthümlich sind, besitzt, und denkt bei seinem Anblicke nur an die Gestalt und Fähigkeiten des Pferdes, die ihm abgehen, und er auch nicht besitzen soll.

Seinem Naturell nach ist er eben so demüthig, geduldig und ruhig, als das Pferd stolz, feurig und stürmisch ist, die Strafen und Prügeln erduldet er mit Standhaftigkeit, vielleicht mit Muth. In Rücksicht der Menge und der Güte des Futters ist er mäßig und begnügt sich mit den härtesten und unangenehmsten Gräsern und Kräutern, welche das Pferd und die andern Thiere verschmähen und ihm überlassen. In Hinsicht des Wassers ist er Feinschmecker; er trinkt nur das Klarste und nur aus Bächen, die ihm bekannt sind. Er trinkt eben so mäßig als er frisst und steckt seine Nase durchaus nicht ins Wasser, aus Furcht, wie man sagt, vor dem Schattler seiner Ohren. Weil man sich nicht die Mühe gibt, ihn aufzuzäumen, wälzt er sich oft auf Gras, Disteln und Farrenkraut herum und ohne sonderlich seine Last zu berücksichtigen, legt er sich, um sich herum zu wälzen, so oft er kann und scheint auf diese Weise seinem Herrn Vorwürfe wegen der geringen Mühe, die er sich mit ihm gibt, zu machen; denn er wälzt sich nicht, wie das Pferd, im Roth und Wasser herum; er fürchtet selbst, die Füße sich zu benezen und macht einen Umweg, um dem Schmutze aus-

zumalen; aus diesem Grunde ist sein Bein auch stets reiner und sauberer als das des Pferdes. Er ist für die Erziehung empfänglich, und man hat Esel gesehen, die abgerichtet genug waren, um zum Gegenstande der Neugierde eines schaulustigen Publikums zu dienen.

In seiner frühern Jugend ist er fröhlich und selbst hübsch, behende und zierlich; er verliert aber diese Vorzüge bald, es sey durch Alter oder schlechte Behandlung und wird langsam, ungelehrig und starrköpfig; nur feurig ist er in Betreff des Vergnügens oder vielmehr seine Neigung zu demselben ist so wüthend, daß nichts ihn zurückhalten kann und man hat welche gesehen, die im Genuß in einem solchen Grade ausschweiften, daß sie einige Augenblicke darauf starben. Wie er mit einer Art von Wuth liebt, besitzt er auch die stärkste Zuneigung zu seinen Fohlen. Plinius versichert, daß die Eselin, wenn sie von ihrem Füllen getrennt wird, auch durch Flammen wieder zu ihm eilt. Er hat auch Anhänglichkeit für seinen Herrn, obwohl er gewöhnlich von demselben mishandelt wird; er wittert ihn von weitem und unterscheidet ihn von allen Menschen; eben so erkennt er die Orter, die er gewöhnlich bewohnt, und die Wege, die er häufig betreten, wieder. Er hat scharfe Augen, einen bewundernswerthen Geruch, besonders für die Ausdünstungen der Eselin, und ein treffliches Gehör; dies letzte hat Veranlassung gegeben, ihn in die Klasse der furchtsamen Thiere, die alle, wie man behauptet, ein sehr feines Gehör und lange Ohren haben, zu setzen. Wird er überladen, zeigt er dies durch Senken des Kopfes und durch Hängenlassen der Ohren an; quält man ihn zu sehr, öffnet er das Maul und zieht auf eine sehr unangenehme Weise die Lippen zurück, was ihm eine höhnische und spöttische Miene gibt. Bedeckt man ihm die Augen, bleibt er unbeweglich stehn; liegt er auf einer Seite und richtet man seinen Kopf so, daß das Auge auf den Boden kommt, und bedeckt man das andre Auge mit einem Steine oder Stücke Holz, so wird er in dieser Lage ohne eine Bewegung zu machen liegen bleiben und sich nicht nicht rühren, um aufzustehn. Er geht, trabt und galoppirt wie das Pferd, aber alle diese Bewegungen sind kurz und weit langsamer. Wenn er auch Anfangs ziemlich rasch läuft, vermag er es doch nur während einer kurzen Zeit und nur eine kleine Strecke zurückzulegen; angetrieben, erschöpft er seine Kräfte bald, welche Gangart er auch nehme.

Das Pferd wiehert und der Esel nahet; das Nahen ist ein sehr langes und unangenehmes Geschrei, das durch die Mischöne, die abwechselnd tief und hoch und hoch und tief sind, unharmonisch

wird. Gewöhnlich schreit er nur, wenn er durch Liebe oder Hunger aufgeregt wird. Die Eselin hat eine hellere und durchdringendere Stimme. Der beschnittne Esel schreit nur mit tiefer Stimme und sein Geschrei kann nicht weit gehört werden, wenn es auch das Ansehn hat, als strenge er sich noch so sehr dabei an und mache dieselben Bewegungen mit der Gurgel.

Von allen mit Haaren bedeckten Thieren ist der Esel am wenigsten dem Ungeziefer unterworfen. Nie hat er Läuse, was ohne Zweifel von der Härte und Trockenheit seiner Haut, welche in der That härter als bei den meisten Thieren ist, herrührt; aus diesem Grunde ist er gegen Peitschenhiebe und Fliegenstiche weniger empfindlich als das Pferd.

Nach zwei und einem halben Jahre fallen ihm die ersten Schneidezähne in der Mitte aus, hierauf die andern neben den Ausgefallnen und alle werden auf dieselbe Weise und in derselben Ordnung wie beim Pferde ersetzt. Man erkennt ebenfalls das Alter des Esels an den Zähnen; die Eckzähne bezeichnen dasselbe wie beim Pferde.

Nach zwei Jahren ist der Esel Zeugungsfähig. Das Weibchen ist früher reif als das Männchen und nicht weniger lüstern, weshalb es auch wenig fruchtbar ist; den empfangnen Saamen wirft es wieder aus, wenn man nicht Sorge trägt, ihm durch Schläge die Empfindung des Vergnügens zu vertreiben und die Folgen der verliebten Zuckungen und Bewegungen zu beruhigen; ohne diese Vorsicht würde es sehr selten bezogen werden. Die gewöhnliche Zeit der Brunst fällt in die Monate Mai und Juni. Die Hitze hört bald nach der Empfängniß auf und im zehnten Monate zeigt sich Milch in den Brüsten; die Eselin wirft im zwölften Monate und oft finden sich in der Flüssigkeit des Echaafhäutchens feste Stücke, ähnlich dem Hippomanes des Pferdefüllens. Sieben Tage nach der Niederkunft tritt die Brunst wieder ein und die Eselin kann dem Beschäler wieder zugeführt werden, so daß sie beständig tragen und säugen kann. Sie wirft ein Junges und so selten zwei, daß man kaum hievon Beispiele hat. Nach fünf oder sechs Monaten kann man das Fohlen absehen, und im Falle die Mutter wieder trächtig ist, wird dies nothwendig, damit sie ihre Frucht reichlicher zu ernähren vermag. Den Beschäler muß man aus den Größten und Stärksten seiner Gattung wählen; er muß zum mindesten 3 Jahre alt seyn und noch nicht das zehnte zurückgelegt haben; er habe hohe Beine, einen fleischigen Körper, etwas langen Hals, breiten Brustkasten, dicke Lenden, breite Seiten,

inen platten Rücken, kurzen Schweif, ein glänzendes Haar, das sich weich anfühlen läßt und von graubrauner Farbe sey. —

Der Esel, welcher wie das Pferd erst in drei bis vier Jahren pöblich ausgewachsen ist, lebt auch wie dasselbe 25 bis 30 Jahre; man behauptet zwar, daß die Eselinnen gewöhnlich länger leben als die Esel; doch rührt dies vielleicht blos von dem Umstande her, daß sie mehr geschont werden, weil sie häufiger trüchtig sind, während man die Esel beständig durch Anstrengung und Schläge übermüdet. Sie schlafen weniger als die Pferde und legen sich zum Ruh'n nur dann nieder, wenn sie übermäßig angestrengt worden sind. Der Beschäler-Esel bewahrt seine Zeugungs-Kraft länger als das Beschäler-Pferd; je älter er wird, desto glühender ist er in der Liebe. Im Allgemeinen ist die Gesundheit des Esels dauerhafter als die des Pferdes; er ist nicht so zärtlich und bei weitem nicht so vielen Krankheiten unterworfen; selbst den Alten waren kaum andre Krankheiten der Esel bekannt, als der Ross, und auch diesem sind sie, wie wir schon berichtet haben, weit seltner ausgelegt, als die Pferde.

Unter den Eseln gibt es wie unter den Pferden verschiedne Rassen; man kennt sie aber weniger, weil man sie weder pflegt, noch mit derselben Aufmerksamkeit behandelt; übrigens kann man nicht daran zweifeln, daß sie alle aus den heißen Himmelsstrichen herkommen. Aristoteles versichert, daß es zu seiner Zeit keine Esel in Scythien, in Gallien oder in den andern nördlichen Gegenden, deren Clima beständig kalt ist, gebe und fügt hinzu, daß in kalten Himmelsstrichen sie sich entweder gar nicht fortpflanzen oder ausarten; das Letzte sey auch der Grund, warum sie in Illyrien, Thracien und Epirus klein und schwach sind; klein und schwach sind sie auch in Frankreich, wenn sie gleich seit einem bedeutend hohen Alter dort einheimisch geworden sind und die Kälte des Climas seit 2000 Jahren durch die Ausrottung vieler Wälder und Austrocknung der Sümpfe beträglich vermindert worden ist; bestimmter scheint es aber zu seyn, daß sie in Schweden und in den andern Ländern des Nordens noch Neulinge sind. Sie scheinen ursprünglich aus Arabien herzustammen und aus Arabien nach Aegypten, von dort nach Griechenland, von hier nach Italien, von Italien nach Frankreich und aus diesem Lande nach Deutschland, England, Schweden zc. verpflanzt worden zu seyn; denn sie sind wirklich desto schwächer und kleiner, je kälter das Clima der Länder ist.

Die Berichte der Reisenden beweisen dem Anscheine nach diese Wanderungen. Chardin erzählt, daß es in Persien zwei Rassen

von Eseln gebe; die einheimischen, die langsam und schwerfällig sind, und die man nur zu Lastthieren braucht und eine arabische Rasse von Eseln, die sehr schöne Thiere und die ersten ihrer Art in der Welt sind; sie haben ein glänzendes Haar, leichte Füße und tragen den Kopf hoch; sie heben die Beine mit großer Lebhaftigkeit, gehn gut und werden nur zum Reiten gebraucht. Man legt ihnen runde und oben platte Saumsättel, aus Tuch oder Lappichen bestehend, sammt Reitzzeug und Steigbügel auf und reitet sie mehr nach dem Kreuze als dem Halse zu. Für manchen Esel zahlt man bei 400 Livres und unter 25 Pistolen kann man keinen ersten. Man striegelt sie wie die Pferde, richtet sie aber zu nichts Anderm als zum Passe ab; die Kunst, sie für diese Gangart abzurichten, besteht darin, daß man ihnen den Vorder- und Hinterfuß derselben Seite durch zwei wollne Stricke, deren Länge nach der Größe des Esel-Passschrittes abgemessen sind, an einander bindet und sie durch ein andres Seil, das in der Gegend des Steigbügels an dem Satteltgurt befestigt ist, in die Höhe hält. Stallknechte reiten sie Morgens und Abends und üben sie auf diese Gangart ein. Man spaltet ihnen die Nüstern, um ihnen mehr Athem zu geben; sie sind auch so schnell, daß man sein Pferd galoppiren lassen muß, um ihnen zu folgen.

Fragen die Araber, welche seit uralten Zeiten die Gewohnheit haben, ihre Pferderassen mit so großer Aufmerksamkeit zu erhalten, dieselbe Sorgfalt für die Esel? Oder scheint dies nicht vielmehr zu beweisen, daß Arabiens Klima für die Einen wie für die Andern das ursprünglichste und beste ist? Von hier aus wanderten sie nach der Berberei und Aegypten, wo sie schön sind und einen großen Buchs haben, wie nach den außerordentlich heißen Ländern, als Indien und Guinea, wo sie größer, stärker und besser sind als die einheimischen Pferde; zu Manduka stehn sie selbst in großen Ehren, wo Einer der bedeutendsten und edelsten Indier-Stämme sie noch mit besondrer Achtung behandelt, weil er glaubt, daß die Seelen des ganzen Adels in Esel wandern. Endlich gibt es in allen südlichen Ländern, vom Senegal bis nach China eine größere Menge Esel als Pferde; man findet auch die wilden Esel gewöhnlicher, als die wilden Pferde. Nach dem Beispiele der Griechen nannten die Lateiner den wilden Esel *onager*, den man, wie einige Naturforscher und mehrere Reisende es gethan haben, nicht mit der Zebra, deren Geschichte wir besonders liefern werden, verwechseln darf, indem die Zebra eine von dem Esel verschiedne Thierart ausmacht. Der wilde Esel ist nicht wie die Zebra gestreift und

bei weitem keine so zierliche Gestalt. Man trifft wilde Esel auf einigen Inseln des Archipels, insbesondere auf Cerigo an und in den Wüsten Lybiens und Numidiens, leben sie in großer Menge, sie sind grau und laufen so rasch, daß kein Berber-Pferd sie im Rennen einholen kann. Beim Anblick eines Menschen schreien sie, schlagen nach hinten aus, stehen still und nehmen nur dann die Flucht, wenn man sich ihnen nähert. Man fängt sie mit Netzen und Seil-Echlingen. Sie gehen Truppweise zur Weide und zum Wasser. Man ißt ihr Fleisch. Zur Zeit Marmol's, den ich angeführt habe, gab es auch auf der Insel Sardinien wilde Esel, doch waren sie kleiner als die africanischen. Pietro della Valle erzählt, daß er einen wilden Esel in Bassora gesehen habe: sein Wuchs war von dem der Hauseesel nicht verschieden, nur hatte er eine hellere Farbe und vom Kopfe bis zum Schweife einen blonden Haarstrich; er war überdies weit lebhafter und behender im Laufen als die zahmen Esel. Olearius berichtet, daß der König von Persien ihn einlöst zu einem Frühstück aus Zuckergebacknem und Früchten in ein kleines Gebäude in Theaterform geführt habe; nach dem Mahle wurden 32 wilde Esel hineingelassen, auf welche der König einige Kugeln und Pfeile abschoss und dann den Gesandten und andern Herrn des Hofes zu schießen erlaubte. Es war keine geringe Unterhaltung, zu sehen, auf welche sonderbare Weise die Esel, oft mit zehn Pfeilen beladen, mit welchen sie sich beim Durcheinanderlaufen beschädigten und verwundeten, sich untereinander bißen und schlugen. Als sie alle erlegt waren, reichte man die Leichen vor dem Könige hin und sandte sie dann nach Siphahan in die Hofküche; die Perser haben am Fleische wilder Esel einen solchen Geschmack, daß es zum Sprichworte bei ihnen geworden ist. Dem Anscheine nach waren diese 32 wilde Esel nicht in den Wäldern eingefangen worden, wahrscheinlich waren sie in den großen Parks zu den Vergnügungen der Jagd und der Tafel gehegt worden.

In Amerika hat man eben so wenig Esel als Pferde gefunden, obgleich das Klima, vorzüglich das von Südamerika, ihnen nicht weniger zuträglich als jedes andre ist. Die, welche von den Spaniern aus Europa dorthin gebracht und auf den großen Inseln und dem Festlande ausgesetzt wurden, haben sich bedeutend vermehrt und man sieht in verschiednen Gegenden wilde Esel, die Schaarenweise ziehen und die, wie die wilden Pferde, mit Netzen gefangen werden.

Der Beschäler-Esel zeugt mit der Pferde-Stute große Maul-esel, der Hengst mit der Eselin kleine, welche in mehrern Rück-

sichten von den ersten abweichen; wir behalten uns aber vor^{über} die Erzeugung der Maulesel, der Ochsenesel (Maulochsen) u. i. s. b. besondre zu handeln und schließen die Naturgeschichte des Esels durch die Aufzählung seiner Eigenthümlichkeiten und durch die Angabe der Dienste, die er uns leisten kann.

Da uns die wilden Esel in unsern Himmelsstrichen unbekannt sind, so vermögen wir nicht zu sagen, ob ihr Fleisch gut zu essen ist; gewiß ist es aber, daß das der zahmen äußerst schlecht, härter, geschmackloser und widerlicher ist, als das der Pferde. Nach Gallienus soll es sogar eine schädliche und Krankheit erregende Nahrung seyn. Die Eselmilch ist im Gegentheil ein erprobtes und specifisches Mittel gegen gewisse Krankheiten und der Gebrauch derselben hat sich von den Zeiten der Griechen bis auf unsre erhalten. Um sie von ausgezeichnete Güte zu haben, muß man eine junge, gesunde, fleischige Eselin nehmen, die vor Kurzem erst geworfen hat und noch nicht wieder belegt worden ist; man nehme ihr das Füllen weg, halte sie sauber, ernähre sie wohl mit Heu, Hafer, Gerste und Kräutern, deren heilsame Eigenschaften einen wohlthätigen Einfluß auf die Krankheiten haben; man gebe Nacht, die Milch nicht kalt werden zu lassen und sie nicht der Luft aussetzen, was in kurzer Zeit sie verderben würde.

Die Alten schrieben ebenfalls viele Heilkräfte dem Blute, dem Harne u. des Esels zu, und fanden in dem Gehirne, Herzen, der Leber u. dieses Thieres viele andre specifische Eigenschaften; die Erfahrung hat aber diese Annahme zerstört oder doch ihre Behauptungen nicht bestätigt.

Die sehr harte und elastische Haut des Esels wird vornehmlich auf vielerhand Weisen gebraucht; man verfertigt aus derselben Siebe, Trommelfelle, sehr gute Schuhe, man macht grobes Pergament zu Taschen-Schreibtafeln daraus, die man mit einer dünnen Lage Gyps bedeckt. Die Orientalen bereiten aus der Eselshaut den Sagri, den wir Chagrin nennen. Dem Ansehn nach sind die Knochen wie die Haut dieses Thieres härter als die der andern Thiere, indem die Alten Glöten daraus drehelten, die lauter tönten, als die aus andern Horne.

Der Esel ist vielleicht unter allen Thieren im Stande, die größte Last im Verhältnisse zu seiner Körper schwere zu tragen und da seine Ernährung fast nichts kostet und er, so zu sagen, fast keine Pflege verlangt; so gewährt er dem Landbauer, der Mühle u. einen sehr großen Nutzen. Er dient auch zum Reiten; alle seine Bewegungen sind sanft und er strauchelt weniger als das



DIE KUH.

Ordnung: Gattung: id. id.

Pferd. Wo der Erdboden leicht ist, spannt man ihn oft vor den Pflug; sein Mist ist für schweres und feuchtes Land ein herrlicher Dünger.

Der Ochs.

(Boeuf, bos.)

Die mit der Pflanzenwelt bedeckte Oberfläche der Erde ist die unversiegbare und gemeinschaftliche Quelle, aus welcher Mensch und Thier ihre Nahrung schöpfen. Alles, was in der Natur lebt, lebt auf Kosten der Pflanzen, und die Pflanzen ernähren sich von den Ueberresten dessen, was lebte und vegetirte. Leben heißt Zerstören, und in der That, die Thiere können sich nur durch Vernichtung der Wesen ernähren und fortpflanzen. Als Gott die ersten Individuen jeder Thier- und Pflanzenart schuf; gab er nicht allein dem Staube der Erde Form, sondern belebte und beseelte ihn, indem er in jedes Individuum eine größere oder geringere Menge thätiger Urtheile und organischer, lebender, unzerstörbarer und allen organisirten Wesen gemeinschaftlicher Atome verschloß. Diese Urstoffe wandern von Körpern zu Körpern und dienen auf gleiche Weise dem bestehenden Leben, der Fortpflanzung desselben, der Ernährung und dem Wachsthum eines jeden einzelnen Wesens, und nach der Auflösung, Zerstörung des Körpers in Staub leben diese organischen Urtheile, über welche der Tod nichts vermag, fort, wandern im Welttheile herum, gehen in andre Geschöpfe über, und führen ihnen Nahrung und Leben zu. Jede Zeugung, jede Erneuerung und jedes Wachsthum durch Paarung, Ernährung und Entwicklung setzt demnach eine vorhergehende Zerstörung, einen Wandel der Substanz und einen Uebergang jener organischen Atome voraus, die sich nicht vermehren, die aber, weil sie fortdauernd in derselben Anzahl vorhanden sind, die Natur stets gleichmäßig beleben, die Erde gleichmäßig bevölkern, und sie fortdauernd in unvermindertem Glanze der ersten Schöpfung und zum ungeschmälerten Ruhme des Schöpfers erhalten.

Erfast man die Wesen in ihrer Gesamtheit, so bleibt die Total-Summe des Lebens immer dieselbe, und der Tod, welcher Alles zu zerstören scheint, zerstört im Grunde Nichts von diesem Urleben, das allen Arten organisirter Geschöpfe gemeinschaftlich ist. Wie alle andere untergeordneten Gewalten, greift der Tod nur Individuen an, trifft nur die Oberfläche, zerstört nur die Form, vermag Nichts gegen den Stoff, und kann der Natur keine Unbilden zufügen; die Natur glänzt ihm gegenüber nur desto mehr, sie er-

laubt ihm nicht, die Arten zu vernichten; sondern bloß die Individuen abzumähen, und durch die Zeit zu zerstören, damit sie sich selbst unabhängig von Tod und Zeit zeige, in jedem Augenblick ihre ewig thätige Kraft übe, ihre Fülle in ihrer Fruchtbarkeit bewähre, und aus dem Weltall eine stets erfüllte Schaubühne, ein stets neues Schauspiel durch Zeugung und Erneuerung der Wesen bilde.

Damit die Wesen auf einander folgen, ist es nothwendig, daß sie sich unter einander zerstören; damit die Thiere bestehen und sich ernähren, müssen sie Pflanzen und andere Thiere vernichten; und, da die Summe des Lebens vor und nach der Zerstörung immer dieselbe bleibt, so sollte es scheinen, daß es der Natur gleichgültig seyn müsse, ob diese oder jene Art mehr oder weniger zerstöre; demungeachtet hat sie gleich einer sparsamen Mutter im Schoße des Ueberflusses der Verzehrung Grenzen gesetzt, und der scheinbaren Bergendung vorgebeugt, indem sie nur wenigen Thierarten das Bedürfnis gab, sich vom Fleische zu ernähren; sie hat selbst die Raub- und Fleischfressenden Thiere auf eine kleine Anzahl von Individuen beschränkt; während sie die Arten und Individuen von Thieren, welche sich von Pflanzen ernähren, in einem weit größeren Grade vervielfachte, und im Pflanzenreiche mit Verschwendung die Zahl und die Fruchtbarkeit der Arten, welchen jenen Thieren zur Nahrung dienen, verbreitete. Der Mensch hat vielleicht viel zur Begünstigung der Absichten der Natur, zur Erhaltung und selbst zur Einführung dieser Ordnung auf der Erde beigetragen; denn im Meere finden wir die Gleichgültigkeit der Natur, von welcher wir sprachen; alle Arten sind fast im gleichen Grade gefräßig, sie nähren sich von ihrer eigenen Gattung wie von andern, und verschlingen einander unaufhörlich, ohne sich zu zerstören, denn die Fruchtbarkeit ist dort so groß als die Vertilgung und fast alle Nahrung und jede Verzehrung kommt der Wiederverzeugung zu gute.

Der Mensch versteht, seine Macht über die Thiere auszuüben; er wählt die, deren Fleisch seinen Gaumen reizt, bildet aus ihnen Hausthiere, vermehrt sie in einem größeren Verhältnisse, als die Natur zethan haben würde, erzieht sie in zahlreichen Heerden, und scheint durch die Mühe, die er mit ihrer Erzeugung sich gibt, sich das Recht erworben zu haben, sie seinem Nutzen zu opfern; er scheint aber dieses Recht weit über das Bedürfnis auszudehnen, denn abgesehen von den Arten, die er sich unterworfen hat, und über die er nach Willkühr verfügt, führt er Krieg gegen die wilden Thiere, gegen die Vögel und Fische; er beschränkt sich nicht einmal

auf die Thiere seines Landes, er sucht in der Ferne und Mitten in dem Meere neue Gerichte, und die ganze Natur scheint kaum seiner Unmäßigkeit und der unbeständigen Laune seiner Lüste zu genügen; der Mensch verzehrt, verschlingt für sich allein mehr Fleisch als alle andere Thiere zusammen; er ist der größte Zerstörer und dies mehr aus Mißbrauch als aus Nothwendigkeit; statt mit Mäßigkeit die ihm dargebotenen Güter zu genießen, sie mit Willigkeit zu vertheilen, in dem Maaße wieder zu ersetzen, in welchem er sie zerstört, und zu erneuern, wenn er vernichtet; sucht der reiche Mensch seinen ganzen Ruhm im Verzehren und seinen Glanz darin, in einem Tage an seiner Tafel mehr Nahrung zu verderben, als zum Unterhalte mehrerer Familien hinlangen würde; & mißbraucht die Thiere eben so sehr, als die Menschen, von denen viele Hunger leiden, im Elende schmachten und sich abarbeiten, um die unmäßige Gellust und die noch unersättlichere Eitelkeit jenes Menschen zu befriedigen, der sich selbst durch Ausschweifung zu Grunde richtet, während er den Andern durch Mangel das Leben verkürzt.

Der Mensch könnte aber, wie das Thier, von Pflanzen leben; das Fleisch, obgleich es dem Fleische so analog zu seyn scheint, ist dennoch keine bessere Nahrung als das Getreide oder das Brod. Was die wahre Nahrung ausmacht, was zur Nahrung, Erhaltung, Entwicklung und zum Wachstume des Körpers beiträgt, ist nicht jener rohe Stoff, welcher in unsern Augen das Gewebe des Fleisches oder der Pflanze bildet; sondern es sind die organischen Urtheile, die beide enthalten, indem der Ochs, der nur von Gras lebt, eben so fleischig wird als der Mensch oder Thiere, die nur von Fleisch und Blut sich nähren. Der einzige, wirkliche Unterschied, welcher unter diesen Nahrungsmitteln obwaltet, ist, daß bei einem gleichen Umfange Fleisch, Korn, Same u. mehr organische Atome enthalten als Gras, Blätter, Wurzeln und andre Pflanzen-Theile, wie wir uns hievon durch die Vergleichen der Aufgüsse dieser verschiednen Stoffe überzeugen können; so daß der Mensch und die Thiere, deren Magen und Eingeweide keinen hinlänglichen Raum haben, eine sehr große Menge Nahrungsmittel in sich aufzunehmen, keinen Vorrath von Pflanzen zu sich nehmen könnten, der hinreichend wäre, um daraus die zu ihrer Nahrung notwendige Menge organischer Urtheile zu ziehn; aus diesem Grunde vermögen der Mensch und die andern Thiere, die nur einen Magen besitzen, blos vom Fleisch oder Samen, die in einem kleinen Umfange eine sehr große Menge nahrhafter Atome besitzen, zu leben; während der Ochs und die andern Wiederkäuer, die mehrere Magen

besitzen und unter denen einer ungeheuer geräumig ist, sich in Folge dieses Baues mit Haufen Kräuter anfüllen und aus ihnen eine zu ihrer Nahrung, ihrem Wachsthum und ihrer Fortpflanzung hinlängliche Menge organischer Ur-Theile ziehen können. Die Menge ersetzt hier die Güte der Nahrung, im Grunde aber sind sie eins und dasselbe, denn derselbe Stoff, dieselben organischen Atome nähren den Ochsen, den Menschen und alle Thiere. — Man wird nicht verfehlen, mir einzuwerfen, daß das Pferd nur einen und ziemlich kleinen Magen besitze, daß der Esel, der Hase und andere Thiere, die von Pflanzen leben, ebenfalls blos einen Magen haben, und daß demzufolge diese Erklärung, wenn auch wahrscheinlich, darum doch vielleicht nicht wahrer und gegründeter ist; weit entfernt indeß, daß diese scheinbare Ausnahme ihr widersprechen, scheinen sie dieselbe vielmehr zu bestätigen; wenn auch das Pferd und der Esel nur einen Magen besitzen; finden sich in ihren Eingeweiden doch Höhlungen von solcher Geräumigkeit, daß man sie sehr gut mit dem Wankte der Wiederkäuer vergleichen kann, und die Hasen haben einen Blinddarm von solcher Länge und solchem Durchmesser, daß er zum wenigsten einem zweiten Magen das Gleichgewicht hält. Es ist daher nicht auffallend, daß diese Thiere sich von Pflanzen nähren können; im Allgemeinen wird man die Regel immer bestätigt finden, daß die Verschiedenheit der Nahrungsweise bei den Thieren von dem Gesammtumfang des Magens und der Gedärme abhängt; denn die Wiederkäuer, wie der Ochs, der Widder, das Kamel &c. haben einen vierfachen Magen und Därme von erstaunlicher Länge; sie leben daher von Pflanzen, und diese genügen ihnen allein. Die Pferde, Esel, Hasen, Kaninchen, Meerschweinchen &c. haben zwar nur einen Magen, aber einen Blinddarm, der einen zweiten Magen aufwiegt; sie ernähren sich daher zugleich von Pflanzen und Samen. Die Eber, Igel, Eichhörnchen &c. deren Magen und Gedärme einen geringern Umfang haben, fressen weniger Gras und mehr Samenfrüchte und Wurzeln; endlich sind die Thiere, welche im Verhältnisse zu ihrer Körpergröße den kleinsten Magen und die engsten Eingeweide besitzen, genöthigt zu ihrem Lebensunterhalte die saftigsten und an organischen Ur-Theilen reichsten Speisen zu wählen, und von Fleisch und Blut, von Samen und Früchten zu leben.

Auf dieser physischen und nothwendigen Beziehung beruht demnach weit mehr die Verschiedenheit der Nahrungsweise bei den Thieren als auf einem Auswählen des Geschmacks. Wie könnten sie, im Falle die Nothwendigkeit sie nicht öfter bestimmte,

als der Geschmack, das faulende und angezeckte Fleisch mit gleich großer Begierde als das saftige und frische fressen? Warum würden sie auf gleiche Weise alle Fleisch-Sorten verzehren? Wir sehen, wie die Haushunde, die doch in gewisser Hinsicht eine Auswahl haben, beinahe durchgängig verschiedne Fleischspeisen, als Schnepfe, Drossel, Schweinefleisch &c. verschmähen; während die wilden Hunde, die Füchse und Wölfe &c. ohne Unterschied Schweinefleisch, Schnepfen und Geflügel jeder Art und sogar Frösche, deren zwei wir in dem Magen eines Wolfes gefunden haben, fressen; geht ihnen Fleisch oder Fische ab, sättigen sie sich auch mit Früchten, Samen, Wurzeln &c. und geben immer der Nahrung den Vorzug, die in einem kleinen Umfange eine große Menge nährenden Theile, d. h. organischer Ur-Theile, welche zur Ernährung und Erhaltung des Körpers tauglich sind, enthält.

Im Falle diese Beweise noch nicht hinreichend erscheinen, berücksichtige man die Art, wie man Rindvieh, das man mästen will, ernährt. Der Anfang der Mast macht die Verschneidung; durch sie sperrt man den Weg zu, auf welchem sich die organischen Atome in reichlicher Fülle verlieren; anstatt hierauf den Ochsen auf seiner gewöhnlichen Weide zu lassen und ihn nur mit Gras zu füttern, wirft man ihm Kleien, Korn, Rüben, mit einem Worte Nahrungsmittel vor, die reichhaltiger sind als das Gras und in kurzer Zeit nimmt das Fleischgewicht des Thieres zu; Saft und Fett vermehren sich und verwandeln ein an sich hartes und trocknes Fleisch in ein so saftreiches und treffliches, daß es die Grundlage unsrer schmackhaftesten Gerichte ausmacht. — Aus dem, was wir gesagt haben, geht hervor, daß der Mensch, dessen Magen und Eingeweide im Verhältnisse zu der Größe seines Körpers keinen sehr großen Raum einnehmen, sich nicht bloß von Pflanzen ernähren kann; es ist inzwischen bewiesen, daß er von Brod, Gemüsen und andern Samen zu leben vermag, indem wir ganze Nationen und Menschen-Klassen kennen, denen die Religioa verbietet, von irgend Etwas zu essen, was Leben befaß. Diese Beispiele aber, die durch das Ansehn des Pythagoras noch unterstützt, von einigen Aerzten, die zu sehr Freunde einer strengen Lebensordnung sind, anempfohlen werden, scheinen mir um so weniger Gewicht zu haben, uns die Ueberzeugung beizubringen, daß es für die Gesundheit und Fortpflanzung des Menschen-Geschlechts vortheilhaft seyn würde, wenn es nur von Gemüs und Brod lebte, als die Landleute, welche durch den Luxus der Städte und den Aufwand unsrer Mahlzeiten auf diese Lebensart eingeschränkt sind, eher himmelstern und verkümmern

als die mittlere Bürger-Klasse, der Darben und Ausschweiften gleich unbekant ist. — Nach dem Menschen sind die Thiere, welche blos vom Fleisch leben, die größten Zerstörer; sie sind zu gleicher Zeit die Feinde der Natur und die Nebenbuhler des Menschen; nur durch unausgesetzte Wachsamkeit, durch überdachte und beständige Vorsicht vermag er seine Heerden, sein Geflügel zc. zu bewahren und sie vor den Fängen des Raubvogels und dem Mordzahne des Wolfes, Fuchses, Marders, Biesels zc. zu sichern; nur durch einen nimmer endenden Krieg kann er sein Korn, seine Frucht, seine ganze Nahrung und selbst seine Kleidung gegen die Gefräßigkeit der Ratten, Raupen, Käfer, Motten zc. vertheidigen, denn auch die Insecten gehören zu den Thieren, welche der Welt mehr Böses als Gutes thun; wogegen der Ochse, das Schaf und die andern grasfressenden Thiere nicht nur die besten, nützlichsten und werthvollsten für den Menschen sind, weil sie ihn nähren; sondern so gleich die Thiere sind, die am wenigsten verzehren. Das Rindvieh ragt in dieser Hinsicht vor allen andern hervor, denn es gibt der Erde eben so viel zurück, als es ihr entzieht und verbessert sogar die Gründe, auf denen es lebt; es mühet seine Weide, während das Pferd und die Mehrzahl der anderen Thiere in wenigen Jahren die fruchtbarsten Wiesen ausmagern.

Dieses sind aber nicht die einzigen Vortheile, welche das Rindvieh dem Menschen gewährt; ohne den Ochsen würden Reich und Arm nur mit vieler Mühe leben können; die Erde blieb unbeackert; die Felder und selbst die Gärten würden trocken und unfruchtbar seyn; auf ihm lasten alle Feldarbeiten; er ist für die Meierei der nützlichste Hausknecht, der Erhalter der Landwirthschaft und die ganze Stärke des Ackerbaues. Ehemals machte er den ganzen Reichthum der Menschen aus, und noch jetzt ist er die Grundlage der Wohlhabenheit der Staaten, die sich einzig durch den Ackerbau und durch den Ueberfluß des Rindviehs erhalten und blühen können; denn diese beiden sind die einzig wahren Güter, alle andere und selbst Geld und Silber sind nur willkührliche Papiere, Vertreter anderer Güter und Vertrauensmünzen, die nur in so weit Werth haben, als Ackerbau und Viehstand ihnen solchen geben.

Der Ochse ist nicht so sehr, wie das Pferd, der Esel, das Kamel zc. zum Lasttragen geeignet; die Gestalt seines Rückens und seiner Lenden zeigen dieses schon an, wogegen die Dicke seines Halses und die Breite seiner Schultern hinlänglich beweisen, daß er zum Ziehen und Jochtragen geboren ist; auch wird er auf diese Weise am vortheilhaftesten gebraucht. Auffallend ist es, daß dieser

Gebrauch nicht überlast herrscht, und daß man ihn in ganzen Provinzen nöthiget, mit den Hörnern zu ziehen; die Ursache, welche ich nur hiefür einzig angeben konnte, ist, daß man ihn leichter binden kann, wenn er mit den Hörnern vorgespannt wird; er hat zwar einen ungemein starken Kopf und zieht auf diese Weise ziemlich gut; weit größere Dienste leistet er aber, wenn er mit den Schultern die Last nach sich schleppt. Für den Pflug scheint er gemacht zu seyn; die Masse seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegung, die geringe Höhe seiner Beine, Alles bis auf seine Ruhe und Geduld bei der Arbeit scheinen ihn für den Landbau zu eignen, und ihn mehr als jedes andere Thier zur Ueberwindung des beständigen und stets erneuerten Widerstandes, den die Erde seinen Anstrengungen entgegensetzt, zu befähigen. Das Pferd, wenn auch vielleicht so stark wie der Ochs, ist doch zu dieser Arbeit weniger tauglich; es steht zu hoch auf seinen Beinen, seine Bewegungen greifen zu sehr aus und sind zu hastig, überdies wird es zu leicht ungeduldig und widerspenstig; auch raubt man ihm alle Behändigkeit, alle Geschmeidigkeit seiner Bewegung, die ganze Anmuth seiner Haltung und seines Ganges, wenn man es zu dieser schweren Arbeit, zu welcher mehr Ausdauer als Feuer, mehr Masse als Schnelligkeit und mehr Schwere als Sprungkraft gehört, nöthigt.

Bei den Thierarten, welche der Mensch zu Herden vereint, und bei denen die Vermehrung sein Hauptaugenmerk ist, ist das Weibchen nothwendiger und nützlicher als das Männchen. Die Frucht der Kuh ist ein Besitz der mit jedem Augenblick wächst und sich erneuert; das Kalbfleisch ist eine ebenso reichhaltige als gesunde und schmackhafte Nahrung; die Milch ist ein Nahrungsmittel der Kinder; die Butter, das Gewürz der meisten unserer Speisen, und der Käse das gewöhnlichste Nahrungsmittel der Landleute. Wie viele arme Familien leben nicht in unseren Tagen einzig von ihrer Kuh; diese Menschen, die alle Tage vom Morgen bis zum Abend unter der Arbeit seufzen, gebückt am Pfluge gehen und genöthigt sind, die Blüthe und das Beste ihrer Frucht Andern zu überlassen, durch die und nicht für die die Ernter reichlich ausfallen; diese Menschen, welche das Rindvieh erziehen und vervielfachen, und es fortwährend warten und pflegen, wagen nicht, die Früchte ihrer Arbeit zu genießen; das Fleisch des Hornviehs ist ein Genuß, dem sie entsagen müssen, indem sie durch die Nothwendigkeit ihrer Lage, das heißt, durch die Härte der andern Menschen gezwungen werden, wie die Pferde, von Gerste und Haber, oder von groben Gemüsen und saurer Milch zu leben.

Man kann die Kuh ebenfalls vor den Pflug spannen, und, wenn sie auch nicht so rüstig als der Ochse ist, ersetzt sie doch denselben häufig; will man sie aber zu diesem Gebrauche verwenden, muß man Acht haben, sie so viel als möglich mit einem Ochsen von ihrer Größe und Stärke, oder mit einer ähnlichen Kuh zusammenzujochen, um die Gleichheit des Ziehens und das Gleichgewicht der Pflugschaar zwischen diesen beiden Kräften zu erhalten; je ähnlicher sie sind, desto regelmäßiger wird die Beackung des Landes; oft verwendet man sechs bis acht Ochsen im schweren Acker und besonders in Brachfeldern, die in großen Schollen brechen, während zwei Kühe hinlängen, um einen beweglichen und sandigen Erdboden zu pflügen. In solchem leichten Boden kann man auch die Furche jedesmal viel weiter ziehen als im schweren. Die Ältern hatten die größte Ausdehnung einer Furche, welche der Ochse ohne Absätze und ohne Unterbrechung in der Anstrengung der Bewegung ziehen mußte, zu einer Länge von 120 Schritten festgestellt; hiernach behaupteten sie, müsse man ihn nicht mehr anstauchen, und ihn einige Augenblicke Athem schöpfen lassen, ehe man dieselbe Furche wieder aufnehme oder eine neue anfangen; die Ältern aber machten aus dem Studium des Ackerbaues ihr Vergnügen und suchten ihren Ruhm darin, selbst zu ackern, oder doch zum wenigsten den Landbau zu begünstigen, und die Mühe des Landmannes und des Ochsen zu schonen, wogegen unter uns gerade die, welche das meiste Ackerland besitzen, am wenigsten sie zu schätzen, zu ermuntern und die Kunst des Landbaues zu unterstützen verstehen.

Der Stier dient hauptsächlich zur Fortpflanzung seiner Art; unterwirft man ihn auch der Arbeit, ist man doch seines Gehorsams weniger sicher, und man muß immer vor dem Gebrauche auf seiner Hut seyn, den er von seiner Stärke machen kann. Die Natur schuf dieses Thier ungelehrig und stolz; in der Brunstzeit wird er unzähmbar und oft wüthend; durch die Verschneidung aber zerstört man die Quelle dieser stürmischen Bewegungen und benimmt ihm Nichts von seiner Stärke; er wird nach derselben dicker, massiver, schwerer und für die Arbeit, zu welcher man ihn bestimmt, geeigneter; er wird auch lenksamer, geduldiger, gelehriger und für Andere weniger gefährlich. Eine Heerde Stiere würde nur eine zügellose Schaar seyn, die der Mensch weder bändigen, noch lenken könnte.

Die Art der Verschneidung ist denandleuten hinlänglich bekannt; doch verfährt man bei derselben auf verschiedene Weisen, deren verschiedenartige Erfolge vielleicht nicht hinlänglich beobachtet worden sind. Im Allgemeinen eignet sich das Alter, was un-

mittelbar der Mannbarkeit vorhergeht, zur Entmannung am besten; d. h. in dem Alter von anderthalb bis zwei Jahren; die früher dieser Operation unterworfen werden, kommen fast alle dabei um. Die Stierkälber aber, den man kurz nach der Geburt die Hoden wegnimmt und welche die für dieses Alter so gefährliche Operation überleben, werden größere, dickere und stärkere Ochsen, als die, welche man erst im zweiten, dritten und vierten Jahre verschneidet; doch scheinen die letztern mehr Muth und Thätigkeit zu bewahren und die, welche erst im sechsten, siebenten und achten Jahre entmannt werden, verlieren fast nichts von den Eigenschaften des männlichen Geschlechts; sie sind stürmischer, ungelehriger als die andern Ochsen und während der Brunstzeit suchen sie noch sich den Kühen zu nähern; doch trage man Sorge, sie ferne zu halten, denn die Vereinigung oder auch nur die Berührung mit einem Ochsen veranlaßt Fleischauswüchse und Warzen an der Muterscheide der Kuh, die mit einem glühenden Eisen entfernt und geheilt werden müssen. Die Ursache mag darin liegen, daß diese Ochsen — die man Klossstiere nennen könnte — d. h. bei denen man die Hoden bloß gequetscht und die zu ihnen führenden Gefäße zusammengedreht und gewunden hat, doch noch eine, dem Anscheine nach, halb eitrige Flüssigkeit vergießen, welche Geschwüre in der Muterscheide der Kuh, die hernach in Fleischauswüchse ausarten, hervor bringt.

Der Frühling ist die Jahreszeit, während welcher die Kühe gewöhnlich in Hitze gerathen; die Mehrzahl in unserm Lande empfangen vom 15. April bis zum 15. Juli den Stier und werden bezogen; doch gibt es auch eine Menge, bei welcher die Brunst viel später eintritt und andre, die früher hitzig werden. Sie tragen 9 Monate und kalben im Anfange des zehnten Monats. Man hat daher vom 15. Januar bis zum 15. April Kälber in Menge. Auch im Sommer gibt es ihrer im Ueberflusse, im Herbst dagegen sind sie am seltensten. Die Zeichen, welche die Brunst der Kuh kund geben, sind nicht zweifelhaft; sie brüllt dann häufiger und heftiger als zu jeder andern Zeit, sie springt auf die Kühe, auf die Ochsen und selbst auf die Stiere; ihre Tasche ist angeschwollen und ragt hervor. Man muß die Zeit dieser starken Hitze benutzen, und sie bespringen lassen; läßt man diese Brunst sich mindern, wird die Kuh nicht mit Sicherheit bezogen.

Man muß den Stier, wie den Pferdebeschäler, unter den Schönsten seiner Gattung wählen; er sey groß, wohlgebaut und gut bei Fleisch, er habe ein schwarzes Auge, einen stolzen Blick,

eine offene Stirne, einen kurzen Kopf, dicke, kurze und schwarze Hörner, lange und starthaarige Ohren, eine große Schnauze, eine kurze, glatte Nase, breite Schultern, einen breiten Brustkasten, feste Lenden, geraden Rücken, dicke und fleischige Beine, langen und haarigen Schweif, einen festen und sichern Gang und rothe Haare. Die Kühe werden oft beim ersten, zweiten oder dritten Bespringen trüchtig; sobald sie bezogen sind, weigert der Stier sich einer neuen Vereinigung, wenn gleich die Zeichen der Hitze noch vorhanden sind; gemeinlich hört die Brunst gleich nach der Empfängnis auf, und sie selbst dulden die Annäherung des Stieres nicht mehr.

Die Kühe sind, wenn man sie nicht schon und an den Pflug und die Karre u. spannt, Fehlgeburten ausgesetzt; man muß sie selbst während der Tragezeit sorgfältiger warten und emsiger bewachen als zu andern Zeiten, damit sie nicht über Hecken, Gräben u. springen; man stelle sie in die fettesten Weiden und weise ihnen eine sehr kräuterreiche Gegend an, die aber nicht zu feucht und sumpfig seyn darf. Sechs Wochen oder zwei Monate vor dem Kalben nähre man sie reichlicher wie sonst und gebe ihnen im Sommer Gras und im Winter des Morgens Luzerne und Esparzette u.; zu gleicher Zeit höre man auf, sie zu melken, weil die Milch mehr als je nothwendig für die Frucht ist. Auch gibt es Kühe, bei welchen vier oder sechs Wochen vor dem Werfen die Milch gänzlich versiegt. Die, welche bis an die letzten Tage Milch bewahren, sind die besten Mütter und die besten Nährerinnen; doch ist die Milch in der letzten Zeit im Allgemeinen schlecht und wenig reichlich; bei der Niederkunft der Kuh bedarf es derselben Aufmerksamkeit als beim Fohlen der Stute, es scheint selbst bei ihr eine größere Aufmerksamkeit nöthig zu seyn, denn die lassende Kuh scheint mehr erschöpft und ermüdet als die Stute. Nothwendig ist es, daß man sie in einen besondern Stall stelle, wo sie hinlängliche Wärme und eine gute, bequeme Streu finden; man muß sie wohl nähren und ihnen während zehn bis zwölf Tagen Bohnenmehl, Roggen, Hafer u., die mit Salzwasser angemengt sind, und Luzerne, Esparzette oder gutes, reifes Kraut in Menge geben; die Zeit langt gemeinlich hin, um sie wiederherzustellen, worauf man sie stufenweise wieder an die gewohnte Lebensart und an die Weide gewöhnt; nur habe man Acht darauf, sie während den beiden ersten Monaten nicht zu melken, für das Kalb ist dieses vortheilhafter und die Milch der ersten Zeit ist überdies von schlechter Beschaffenheit.

Während den fünf oder sechs ersten Tagen läßt man das Kalb

bei der Mutter, damit es warm liege und nach Bedürfnis saugen könne; in diesen vier oder sechs Tagen wächst und kräftiget es sich in einem solchen Grade, daß man genöthigt ist, es von der Mutter zu trennen, wenn man diese schonen will, denn die Kuh würde durch die fortwährende Ernährung des Kalbes erschöpft werden. Hernach laßt man, daß man es zwei oder dreimal des Tages saugen lasse; will man es rasch und kräftig mästen, gebe man ihm täglich rohe Eier, gekochte Milch und Brotkrumen; nach Verlauf von vier oder fünf Wochen wird das Kalb trefflich zum Essen seyn. Man lasse das Kalb, das zur Schlachtbank bestimmt ist, mithin nur 30 bis 40 Tage saugen; die aber, welche man auferziehen will, müssen zum wenigsten zwei Monate hindurch die Milch der Mutter trinken; je länger man sie saugen läßt, desto dicker und stärker werden sie. Zum Aufzüttern ziehe man die vor, welche in den Monaten April, Mai und Juni geworfen wurden, die späteren Kälber vermögen keine hinlängliche Stärke zu gewinnen, um den rauen Einflüssen des folgenden Winters zu widerstehen; sie verkümmern in der Kälte und gehen fast alle unter. Nach zwei, drei oder vier Monaten entwöhne man also die Kälber, die man auferziehen will; bevor man ihnen aber die Milch gänzlich entzieht, gebe man ihnen etwas gutes Gras, oder feines Heu, damit sie sich an diese neue Nahrung gewöhnen; hierauf trenne man sie vollständig von der Mutter und lasse sie weder im Stalle, noch auf der Weide, sich derselben nähern; inzwischen führe man sie alle Tage auf die Weide und lasse sie dort im Sommer vom Morgen bis zum Abend; sobald aber im Herbst die Kälte fühlbar wird, treibe man sie nur am Morgen spät aus und führe sie am Abend früh wieder heim; da ihnen große Kälte höchst nachtheilig ist, so halte man sie während des Winters warm in einem gutverschlossenen und mit Streu wohlversehene Stalle, gebe ihnen gewöhnliches Heu mit Esparzette, Luzerne u. untermischt, und treibe sie nur bei mildem Wetter aus. Während dem ersten Winter bedürfen sie sorgfältiger Pflege, dies ist für ihr Leben die gefährlichste Zeit, denn im nächsten Sommer erstarken sie hinlänglich, um von der Kälte des zweiten nichts mehr zu befürchten zu haben.

Die Kuh ist nach 18 Monaten völlig mannbar und der Stier nach zwei Jahren zungungsfähig, doch thut man wohl, obgleich sie in diesem Alter zeugen können, bis ins dritte Jahr mit ihrer Paarung zu warten. Ihre größte Stärke besitzen diese Thiere zwischen dem dritten und neunten Jahre, nach dieser Zeit taugen die Kühe und die Stiere zu nichts weiterm als gemästet und dem

Mehzger übergeben zu werden. Da sie den größten Theil ihres Wachsthums in zwei Jahren erreicht haben, so beträgt ihre Lebensdauer, wie bei den meisten andern Thierarten, ungefähr das siebenfache der Zeit ihres Wachsthumes und gewöhnlich leben sie nicht länger als 14 oder 15 Jahre.

Bei allen Vierfüßern ist die Stimme des Männchens stärker und tiefer als die des Weibchens, und ich glaube nicht, daß es eine Ausnahme von dieser Regel gibt. Wenn auch die Alten berichtet haben, daß die Kuh, der Ochse und selbst das Kalb eine tiefere Stimme als der Stier besitzen, ist es doch gewiß, daß die Stimme des Stiers bei weitem stärker ist, indem man dieselbe aus größerer Ferne vernehmen kann, als die der drei andern. Was zu dem Glauben veranlaßte, seine Stimme sey weniger tief, ist der Umstand, daß sein Brüllen nicht aus einem einfachen, sondern aus einem Töne besteht, der aus zwei bis drei Octaven zusammengesetzt ist, von denen die höchste am kräftigsten schallt; merkt man genauer auf, so vernimmt man einen tiefen und selbst tiefern Ton, als in der Stimme der Kuh, des Ochsen und des Kalbes, deren Brüllen überdies weit kürzer ist. Der Stier brüllt nur aus Liebe, die Kuh öfter aus Furcht und Schrecken als aus Liebe, und das Kalb aus Schmerz, Nahrungsbedürfnis, oder aus Verlangen nach der Mutter.

Die schwersten und faulsten Thiere sind nicht die, welche am tiefsten und längsten schlafen. Der Ochse schläft zwar, er hat aber einen leichten und kurzen Schlaf und das geringste Geräusch weckt ihn auf; gewöhnlich liegt er auf der linken Seite, weshalb auch die Lenden- oder Nierengegend dieser Seite immer dicker und mehr mit Fett beladen ist, als die der rechten.

Wie die andern Hausthiere hat zwar das Rindvieh verschiedene Hautfarben, inzwischen scheint das rothe Haar das gewöhnlichste zu seyn; je röther das Haar, desto geschätzter das Vieh; man legt auch Werth auf das schwarze Haar und behauptet, daß die Ochsen mit braun-rothen Haaren lange ausdauern, die braunen weniger vertragen und eher der Anstrengung unterliegen und daß die grauen, apfelgrau gefleckten und die weißen zur Arbeit gar nicht taugen und nur für die Mast geeignet sind. Von welcher Farbe auch das Haar des Rindes seyn mag; auf alle Fälle muß es glänzend, dicht seyn und sich weich anfühlen lassen; ist es dagegen rauh, dünn und fehlt es an einigen Stellen ganz, kann man mit Grund voraussetzen, daß das Thier krank ist oder doch keinen kräftigen Körperbau besitzt. Ein guter Ochse für

den Pflug darf weder zu dick noch zu mager seyn; sein Kopf muß dick, stammhaft, seine Ohren groß und wohlbehaart, seine Hörner stark, glänzend und von mittler Größe, seine Stirne breit, seine Augen groß und schwarz, seine Schnauze dick und kurznasig, die Nasenlöcher wohlgeöffnet, die Zähne weiß und gleich, die Lippen schwarz, der Hals fleischigt, die Schultern dick und schwer, der Brustkasten breit, die Wampe, das heißt, die vordere Haut bis auf die Knie hangend, die Lenden sehr breit, der Bauch weit und tiefhangend, die Weichen groß, die Hüften lang, das Kreuz schwer, die Beine und die Schenkel dick und nervig, der Rücken grad und voll, der Schweif zur Erde hangend mit dichten und feinen Haaren versehen, die Füße fest, die Haut dick und leicht verschiebbar und das Horn des Fußes kurz und breit seyn. Er muß Empfindlichkeit für den Stachel zeigen, der Stimme gehorchen und wohl abgerichtet seyn; doch nur allmählich und, wenn man frühzeitig ihn zu schulen beginnt, kann man ihn daran gewöhnen, das Joch ohne Widerwillen zu tragen und sich leicht lenken zu lassen; nach dritthalb oder spätestens drei Jahren muß man mit seiner Zümmung und Uterjochung beginnen, wartet man länger, wird er ungelichrig und oft unbändig. Geduld, Sanftmuth und Liebkosungen sind die einzigen Mittel, die man anwenden darf, Gewalt und schlechte Behandlung würden ihn auf immer widerspenstig machen; man muß ihn streicheln, ihm schmeicheln, von Zeit zu Zeit gekochte Gerste, gestossene Bohnen und der Art Nahrung, die er vorzugsweise gierig ißt, geben, und Allem Salz, was er ungeheuer liebt, zu mischen; zu gleicher Zeit legt man ihm das Joch häufig um die Hörner und einige Tage darauf jocht man ihn an, und läßt ihn den Pflug mit einem andern Ochsen von derselben Größe, der vollkommen abgerichtet ist, ziehen; man bindet sie zusammen an die Krippe, führt sie auf dieselbe Weise zur Weide, damit sie sich einander kennen lernen und an gemeinschaftliche Bewegungen gewöhnen; nie bediene man sich anfangs des Stachels, denn er würde ihn nur unlenksamer machen. Man schone ihn ebenfalls und lasse ihn nur auf eine kurze Zeit arbeiten, denn so lange er nicht vollständig abgerichtet ist, ermüdet er sich in einem hohen Grade; aus diesem Grunde ernähre man ihn auch während der Schule reichlicher als zu anderen Zeiten.

Der Ochse darf nur von drei bis zehn Jahren zur Arbeit angestrengt werden, nach diesem Zeitraume nehme man ihn vom Pfluge und mähe ihn; sein Fleisch wird trefflicher seyn, als würde man länger warten. Das Alter dieses Thieres erkennt man an

den Zähnen und Hörnern; die ersten Vorderzähne fallen nach sechs Monaten aus und werden durch andere ersetzt, die nicht so weiß und breiter sind; im sechszehnten Monate fallen die neben den Mittelzähnen aus und werden durch andere ersetzt; nach drei Jahren sind die Schneidezähne erneuert und dann gleichmäßig lang und gleich weiß. In dem Verhältnisse der Ochs alt wird, nutzen sich diese Zähne ab, werden ungleichmäßig und schwarz; dieses gilt vom Stiere wie von der Kuh; die Verschneidung verändert mithin ebenso wenig etwas am Wachstume und Ausfallen der Zähne, wie das Geschlecht; auch haben sie auf das Abwerfen der Hörner keinen Einfluß, denn der Stier, wie der Ochs und die Kuh, werfen sie nach drei Jahren ab und erhalten neue Hörner, die wie die zweiten Zähne nicht mehr abgeworfen werden, nur werden die zweiten Hörner beim Ohsen und der Kuh dicker und länger, als beim Stier. Das Wachsthum der bleibenden Hörner geschieht nicht auf eine gleichförmige Weise und nach einer gleichmäßigen Entwicklung; im ersten Jahre, das heißt, im vierten Lebensjahr des Rindes, sprossen ihm zwei kleine, spizige, zierliche Hörner hervor, die gegen den Kopf hin eine Art Wulst besitzen; das folgende Jahr wird dieser Wulst durch eine Hornröhre, die sich ebenfalls wieder mit einer Wulst endet, vom Kopfe entfernt und so fort, denn so lange das Thier lebt, wachsen die Hörner. Die Wulste werden zu freisartigen Knoten, die man bequem im Horne unterscheiden und nach denen man das Alter leicht bestimmen kann; man zählt nämlich von der Spitze des Hornes bis zum ersten Knoten für drei Jahre und jeden Zwischenraum, der die folgenden Knoten trennt, für ein Jahr.

Das Pferd frist Tag und Nacht langsam, aber beständig, der Ochs hingegen frist rasch und nimmt in kurzer Zeit die nöthige Nahrung zu sich, dann frist er nicht mehr und legt sich zum Wiederkäuen nieder, dieser Unterschied rührt von der abweichenden Bildung des Magens dieser Thiere her. Der Ochs, dessen vier Magen einen Sack von sehr großem Inhalte bilden, kann ohne Unbequemlichkeit auf einmal eine Menge Futter zu sich nehmen und in kurzer Zeit sich sättigen, um hernach nach Bequemlichkeit wiederzukäuen und zu verdauen; das Pferd hingegen, das nur einen kleinen Magen besitzt, vermag nur eine kleine Menge Gras zu sich zu nehmen und ihn nur allmählig, in dem Verhältnisse als dies zusammenfällt und in die Eingeweide übergeht, wo die Zersetzung der Nahrung hauptsächlich bewirkt wird, zu füllen. Wir haben beim Ohsen, wie beim Pferde, den allmählichen Verlauf der Ver-

daunung und besonders die Zerfetzung des Heues beobachtet und fanden beim Ochsen, daß das Futter beim Ausgange des Theiles der Panse, welche den zweiten Magen bildet und Haube genannt wird, in eine Art von grünem Theige, ähnlich dem gekochten und gebackten Spinat, umgewandelt ist; daß es in diesem Gehalte in den Platen oder Blättern des dritten Magens, den man Buch nennt, zurückgehalten wird und daß die vollständige Zerfetzung im vierten, im Labmagen, vor sich geht und auf diese Weise nur der Saft der Nahrung in die Eingeweide kommt, wogegen beim Pferde das Heu weder in dem Magen, noch in den dünnen Därmen, wo es nur weicher und geschmeidiger wird, indem es dort von dem auflösenden Saft der Gedärme mazerirt oder durchdrungen wird, kaum eine Veränderung erleidet; die Speisen zum Blind- und zum Dickdarm ohne große Umwandlung gelangen und hauptsächlich erst in diesen beiden Eingeweiden, deren ungeheurer Umfang der Panse der Wiederkäuer entspricht, beim Pferde die Zerfetzung der Nahrung geschieht; diese Auflösung ist aber nie so vollständig als die im vierten Magen des Ochsen.

Diese Betrachtungen und die einfache Anschauung der Verdauungswerkzeuge scheinen mir auf leichte Weise das Wiederkäuen zu erklären und den Grund aufzuhehlen, warum das Pferd weder wiederkäuet, noch sich erbricht; wogegen das Rindvieh und die andern Thiere, welche mehrere Magen besitzen, das Futter nur in dem Maasse zu verdauen scheinen, als sie wiederkäuen. Das Wiederkäuen ist ein Erbrechen ohne Anstrengung, durch die Rückwirkung des ersten Magens auf die Speisen, die er enthält, veranlaßt. Der Ochs füllt seine beiden ersten Magen, das heißt, die Panse und die Haube, die nur einen Theil der Panse ausmacht, so sehr als möglich an; die gespannte Haut des Eingeweides wirkt demnach kräftig auf das genossene Heu, das nur sehr wenig gekaut, kaum gebrochen ist und dessen Umfang sich durch die Gährung bedeutend vergrößert, zurück. Wäre die Nahrung flüssig, so würde die Kraft der Zusammenziehung sie in den dritten Magen, der mit dem andern nur durch einen engen Eingang zusammen hängt und dessen Oeffnung überdies am Hintertheile des ersten und so hoch als der Magenmund liegt, treiben. Dieser Eingang kann mithin die trockne Nahrung nicht aufnehmen oder läßt wenigstens nur den flüssigsten Theil derselben durch; die trockensten Theile müssen mithin wieder in den Schlund, dessen Mund weiter ist, als die Oeffnung jenes Kanales, hinaufsteigen. Dieses geschieht in der That, das Thier kaut sie noch einmal, trinkt sie noch einmal mit

seinem Speichel und macht auf diese Weise die Nahrung flüssiger, es wandelt dieselbe in einem Brei um, der flüssig genug ist, um durch den Kanal, der mit dem dritten Magen zusammenhängt, zu gehen, wo sie, ehe sie in den vierten Magen kommen, nochmals eingeweicht werden; im vierten Magen endlich wird die Versehung des Heues vollendet und in einen vollkommenen Schleim verwandelt. Die Richtigkeit der Erklärung wird durch den Umstand bestätigt, daß, so lange diese Thiere saugen oder mit Milch oder andern flüssigen und weichen Futter ernährt werden, nicht wiederkauen und daß sie im Winter und zu der Zeit, wo sie mit trockenem Futter ernährt werden, weit mehr wiederkauen als im Sommer, während dem sie zartes Gras zur Nahrung haben. Beim Pferde hingegen ist der Magen sehr klein, der Magenumund sehr enge, dagegen der Pförtner sehr weit; dieses allein würde schon hinlänglich das Wiederkauen unmöglich zu machen; denn, wenn auch die Speisen in dem kleinen Magen des Pferdes stärker zusammengepreßt werden, so werden sie doch nicht wieder hinaufsteigen, weil sie durch die sehr weite Darmmündung des Magens leicht getrieben werden können. Es ist nicht einmal nothwendig, daß deshalb das Heu in einen weichen und flüssigen Brei verwandelt werde. Die Zusammenziehungskraft des Magens drängt das fast noch trockne Futter dorthin und dies kann nicht in den Schlund zurückkehren, weil die Speiseröhrenöffnung des Magens im Verhältniß des Pförtners sehr klein ist. Vermöge dieser allgemeinen Bildungsverschiedenheit wiederkaut der Ochse und das Pferd vermag es nicht; es gibt aber noch eine besondre Abweichung beim Pferde, die ihm nicht allein das Wiederkauen, das heißt, das Erbrechen ohne Anstrengung, verbietet, sondern ihm selbst das Erbrechen überhaupt, es mag sich Mühe geben, wie es will, nicht gestattet; beim Pferde nemlich tritt die Speiseröhre sehr schräg in den Magen, dessen Häute eine bedeutende Dicke besitzen; der Kanal der Speiseröhre bildet in dieser dicken Haut eine Art so schräger Rinne, daß anstatt sich durch Krämpfe des Magens zu öffnen, sie sich nur noch mehr zusammenziehen muß. Obwohl diese Verschiedenheit, so wie die andern Verschiedenheiten, welche wir an den Körpern der Thiere beobachten, von der Natur, so bald sie beständig sind, hervorgebracht worden sind; trifft man doch in der Entwicklung, besonders der weichen Theile, dem Anscheine nach beständige Abweichungen an, die sich demungeachtet verändern könnten und selbst nach Umständen sich wirklich verändern. Der große Umfang des Ochsenmagens z. B.

ist nicht völlig ein Werk der Natur; er ist in seiner ursprünglichen Bildung nicht so geräumig und erhält erst später und allmählich durch die Speisemassen diese Ausdehnung; denn beim neu geborenen Kalbe und selbst beim Kalbe, das noch saugt und kein Gras gefressen hat, ist der Wanst, mit dem Labmagen verglichen, viel kleiner als beim Ochsen. Die große Geräumigkeit der Panse rührt mithin nur von der durch die ungeheure Menge Speisen veranlaßten Ausdehnung her; ich bin hievon durch eine Erfahrung überzeugt worden, die mir entscheidend zu seyn scheint. Zwei Lämmer, die zugleich Zeit von der Mutter entwöhnt worden waren, ließ ich das Eine mit Brod, das Andre mit Gras füttern; nach Verlauf eines Jahres öfnete ich sie beide und beobachtete, daß der Wanst des mit Gras ernährten Lammes weit größer war, als der des mit Brod gefütterten.

Man behauptet, daß die Ochsen, welche langsam fressen, länger bei der Arbeit ausdauern, als die, welche schnell fressen; daß die Ochsen aus hohen, trocknen Gegenden lebhafter, stärker und gesunder sind, als die aus tiefen und feuchten Landessüdstrichen; daß alle kräftiger werden, wenn man sie mit trockenem Heu statt mit weichem Graße füttert und daß sie sich schwerer wie die Pferde an eine Veränderung des Klimas gewöhnen, aus welchem Grunde man nur in seiner Nachbarschaft Arbeits-Ochsen kaufen soll.

Im Winter, wo die Ochsen nicht arbeiten, langt es hin, sie mit Stroh und etwas Heu zu ernähren; zur Arbeits-Zeit aber gebe man ihnen weit mehr Heu als Stroh und selbst vor der Arbeit ein wenig Hafer oder Kleie; im Sommer, wenn das Heu mangelt, werfe man ihnen frischgemähtes Gras oder auch junge Sprossen und Blätter von Eschen, Ulmen, Eichen u. vor; doch nur in kleiner Menge; ein Uebersüttern mit dieser Nahrung, die sie gerne fressen, verursacht ihnen manchmal Blutharnen. Die Luzerne, der Schneckenklee, die Wicke, grün oder getrocknet, Feigbohnen, Rüben, gekochte Gerste u. sind für das Rindvieh sehr vortheilhafte Nahrungs-Mittel. Es ist nicht nothwendig, die Menge ihres Futters abzumessen; sie fressen nie mehr als sie bedürfen und man thut wohl, ihnen immer so viel hinzuwerfen, daß sie noch ahnen lassen. Vor dem 15. Mai stelle man sie nicht in die Weide; doch bringe man sie nicht plötzlich aus dem trocknen ins grüne Futter und so umgekehrt, sondern bereite sie stufenweise auf diesen Nahrungs-Wechsel vor.

Die große Hitze belästigt vielleicht diese Thiere noch mehr als die große Kälte. Im Sommer führe man sie bei Tagesan-

bruch zur Arbeit; bringe sie während der stärksten Hitze nach dem Stalle zurück oder lasse sie im Walde unter Schatten grasen und stelle sie nur Abends um 3 oder 4 Uhr wieder an die Arbeit. Im Frühlinge, Winter und Herbst kann man sie ohne Unterbrechung von 8 oder 9 Uhr Morgens bis 5 oder 6 Uhr Abends anstrengen. Sie verlangen zwar nicht so viele Pflege als die Pferde; will man sie aber gesund und stark erhalten, darf man nicht vernachlässigen, sie alle Tage zu friegeln, zu waschen, ihnen die Hufen einzuschmieren &c. Zum wenigsten muß man ihnen täglich zweimal zu saufen geben; sie lieben reines und frisches Wasser, wogegen das Pferd es gerne trübt und laug trinkt.

Nahrung und Pflege sind fast dieselben bei der Kuh wie beim Ochsen; nur erfordert die Milchkuh eine besondere Aufmerksamkeit, sowohl in Hinsicht ihrer Wahl als ihrer Wartung. Man sagt, daß die schwarzen Kühe die beste und die weißen die meiste Milch geben. Wie auch immer ihre Hautfarbe seyn mag, die Milchkuh soll gut bei Fleisch seyn, ein lebhaftes Auge und einen leichten Gang haben; sie sey jung und ihre Milch, wo möglich reichlich und von guter Beschaffenheit. Im Sommer melke man sie zweimal, im Winter einmal des Tages; will man die Menge der Milch vermehren, so muß man sie mit saftigerer Nahrung, als das Gras ist, füttern.

Die gute Milch ist weder zu dick noch zu fett; ihre Dichtigkeit sey der Art, daß, wenn man einen kleinen Tropfen davon faßt, er seine Rinde behält, ohne abzufließen. Sie habe überdies eine schöne Weiße; die, welche ins Gelbe oder Blaue spielt, taugt nichts. Ihr Geschmack sey milde, ohne Bitterkeit und Schärfe; sie habe entweder einen guten oder gar keinen Geruch. Am besten ist die Milch im Mai und im Sommer und weniger gut im Winter; vollkommen gut ist sie nur, wenn die Kuh ein schönes Alter und eine gute Gesundheit besitzt; die Milch der ganz jungen Kühe ist zu hell, die der alten zu trocken und während dem Winter zu dick. Diese Verschiedenheit der Milch steht mit der größern oder geringern Menge der buttrigen, käsigen und wäsrigen Theile, welche die Milch zusammen setzen, im Verhältnisse. Die zu helle Milch enthält zu viel wäsrige Theile, der zu dicken mangeln sie und die zu trockne hat keine hinlängliche buttrigen und wäsrigen Bestandtheile. Die Milch einer bräunlichen Kuh ist nicht gut, eben so wenig die einer Kuh, die bald werfen wird oder schon vor Kurzem geworfen hat. In dem dritten und vierten Magen der säugenden Kühe findet man Klümpchen geronnenen Milch; diese Milchklümpchen

an der Luft getrocknet, geben das Lab, dessen man sich bedient, um die Milch zu gerinnen zu bringen; je länger man das Lab aufbewahrt, desto besser ist es und es bedarf desselben nur in sehr geringer Menge, um eine Masse Käse zu bereiten.

Kühe und Ochsen lieben sehr Weinessig und Salz; mit Gierde fressen sie ein mit diesen Flüssigkeiten gewürztes Futter. In Spanien und andern Ländern legt man neben dem Kalbe im Stall einen jener Steine, die man Salzsteine nennt, und die in den Steinsalz-Minen gefunden werden; es leckt während der ganzen Zeit, daß die Milchkuh auf der Weide ist, an diesen salzigen Stein und schärft hierdurch seinen Hunger oder seinen Durst in einem solchem Grade, daß bei der Rückkehr der Mutter das Kalb sich gleich an die Euter wirft, eine große Menge Milch saugt, sich mästet und weit schneller wächst als die, welche kein Salz bekommen haben. Aus demselben Grunde gibt man der Kuh und dem Ochsen, wenn ihnen das Futter widersteht, mit Essig getränktes oder mit Salzpulver bestreutes Gras; auch kann man es ihnen, wenn sie gesund sind, reichen, um durch Anregung ihrer Eßlust sie in kurzer Zeit zu mästen. Mit dem 10ten Jahre stellt man sie gemeiniglich in die Mast; wartet man länger damit, ist man seines Zweckes weniger sicher und das Fleisch wird nicht so gut. Man kann zwar zu jeder Jahreszeit mästen, doch ist der Sommer die zweckmäßigste, weil das Mastfutter nicht so kostspielig ist und man fast sicher seyn kann, sie vor dem Ende des Oktobers fett zu haben, wenn man mit ihrer Mastung im Mai oder Juni beginnt. Einmal in der Mast lasse man sie nicht mehr arbeiten: man gebe ihnen häufiger zu trinken, manchmal mit Salz vermischt, nahrhafte Speisen im Ueberfluß und lasse sie nach Lust wiederkäuen und während der großen Hitze im Stalle schlafen. In weniger als vier oder fünf Monaten werden sie so dick, daß sie nur mit Mühe gehen können und man sie nur in sehr kleinen Togerreisen einen entfernten Weg machen lassen kann. Die Kühe und selbst die Klopftiere kann man mästen; doch ist das Fleisch der Kuh trockener und das des Klopftieres röther und härter als das des Ochsen und hat immer einen unangenehmen und starken Geschmack.

Die Stiere, Kühe und Ochsen sind, besonders in der Ruhezeit sehr geneigt, sich zu lecken und, weil man glaubt, daß dies am Fettwerden verhindert, reibt man ihnen sorgfältig

die Stellen, welche sie erreichen können mit ihrem Rothe ein; wenn man diese Vorsicht nicht gebräucht, nehmen sie mit ihrer sehr rauhen Zunge das Haar weg und verschlucken dasselbe in sehr großer Menge. Da dieser Stoff nicht verdaut werden kann, bleibt er im Magen liegen und bildet runde Kneule, die man Egagropylen (Wildziegenhaar) nennt; diese Klumpen besitzen oft eine so bedeutende Größe, daß ihr Umfang das Rindvieh belästigt und ihr Aufenthalt im Magen es am Verdauen hindern muß. Diese Kneule werden mit der Zeit von einer braunen ziemlich festen Kruste umzogen, welche zwar nur aus verdicktem Schleime besteht, die aber durch das Reiben des Magens und die Verdauungsthätigkeit hart und glänzend werden. Man findet sie nirgends als in der Panse; Haare, die in die andern Magen kommen, bleiben dort nicht, so wenig wie in den Gedärmen, und gehen augenscheinlich mit dem unverdaulichen Theile der Nahrung ab.

Die Thiere, welche, wie das Pferd und der Esel, Schneidezähne in beiden Kiefern haben, grasen das kurze Gras leichter ab, als die, denen in der obern Kinnlade die Schneidezähne mangeln; wenn das Schaf und die Ziege das Gras nahe am Boden abreißen, so geschieht es aus dem Grunde, daß sie klein und ihre Lefzen dünn sind; dagegen kann der Ochs, dessen Lippen dicke sind, nur langes Gras weiden, weshalb er auch den Wiesen, auf denen er sich nährt, keinen Schaden zufügt; da er nur das äußerste Ende des jungen Grasses fassen kann, erschüttert er die Wurzel nicht und verzögert nur sehr wenig das Wachsthum; das Schaf und die Ziege hingegen beißen das Gras so nahe am Boden ab, daß sie den Stengel zerstören und die Wurzel verderben. Das Pferd sucht übrigens das feinste Gras aus und läßt das große, dessen Stengel hart sind, körnen und sich fortpflanzen; wogegen der Ochs nur die groben Stiele weggraset und allmählig das dickste Gras zerstört; dieses ist der Grund, warum nach Verlauf von einigen Jahren die Wiese, auf welcher das Pferd gegrast hat, für noch eine schlechte Weide ist, wogegen die, welche der Ochs abgegraset, trefflich wird.

Die Gattung unserer Ochsen, die man nicht mit jener des Auerochsen, des Büffels und des wilden amerikanischen Ochsen verwechseln darf, scheint unserm gemäßigten Himmelsstriche ursprünglich anzugehören, indem große Hitze sie

eben so sehr belästiget als außerordentliche Kälte. Uebrigens hat sich diese Gattung, die in Europa so zahlreich ist, in den südlichen Ländern nicht vorgefunden, und in Asien nicht über Armenien und Persien und in Afrika nicht über Egypten und die Barbarei hinaus verbreitet, denn in Indien wie im übrigen Afrika sind die Bisonochsen, die einen Höcker auf dem Rücken haben, oder andere Thiere, denen die Reisenden den Namen Ochsen ertheilten, eine von unseren Ochsen verschiedene Gattung; die, welche man auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in mehreren Gegenden von Amerika findet, sind durch die Holländer und Spanier dahin verpflanzt worden. Im allgemeinen scheinen die etwas kalten Länder besser als die warmen unsern Ochsen zuzusagen; sie sind desto dicker und größer, je feuchter und reicher an Weiden der Himmelsstrich ist. Die Ochsen in Dänemark, Podolien, in der Ukräne und in jenem Theile der Tartarei, den die Kalmücken bewohnen, sind die größten; die in Irland, England, Holland und Ungarn sind größer als die in Persien, in der Türkei, Griechenland, Italien, Frankreich und Spanien, und die kleinsten von allen sind die in der Barbarei. Man versichert, daß die Holländer jährlich eine bedeutende Anzahl großer und magrer Kühe aus Dänemark beziehen und daß diese Kühe in Holland weit mehr Milch geben, als die französischen. Diese Rasse Milchkühe ist augenfällig nach Poitou, nach Tunis und in die Sümpfe der Charente, wo man sie flandrische Kühe nennt, eingeführt und vermehrt worden. Diese Kühe sind in der That viel größer und magerer als die einheimischen und geben noch einmal so viel Milch und Butter; sie werfen auch weit größere und stärkere Kälber, haben zu jeder Zeit Milch, und man kann sie das ganze Jahr hindurch mit Ausnahme von vier oder fünf Tagen vor dem Kalben melken. Diese Art Kühe verlangt aber treffliche Weiden; obgleich sie kaum mehr als die einheimischen fressen, wandelt sich, weil sie immer mager sind, der ganze Ueberfluß der Nahrung in Milch um, während die einheimischen fett werden und aufhören Milch zu geben, sobald sie einige Zeit in zu reicher Weide gestanden haben; diese Bastard-Kühe werfen oft zwei Kälber zugleich und geben dennoch das ganze Jahr hindurch Milch. Diese tüchtigen Milchkühe machen einen Theil der Reichthümer Hollands aus, aus dem Butter und Käse für bedeutende Summen geführt

werden; sie, die ein oder zwei Mal so viel Milch geben, als die französischen Kühe, liefern sechs mal so viel, als die in der Barbarei.

In Irland, England, Holland, in der Schweiz und im Norden wird das Ochsenfleisch in großer Menge eingesalzen und geräuchert, entweder zum Gebrauch der Seefahrer, oder zum Vortheil des Handels. Diese Länder führen eine große Masse Leder aus; die Haut des Ochsen wie der Kuh dienen, wie man weiß, zu ungemein mannigfachen Zwecken; das Fett ist ebenfalls ein nützlicher Stoff, man schmilzt es mit Hammelfett; der Ochsen-Mist ist der beste Mist für trockenes und leichtes Land. Das Horn des Thieres war das erste Gefäß, aus dem man trank, das erste Werkzeug, auf das man zur Verstärkung des Lones blies und der erste durchsichtige Stoff, den man zur Anfertigung von Fenstern, Laternen &c. verwandte und man erweicht, bearbeitet und gießt dasselbe, um Schachteln, Kämme und tausend andere Werkzeuge daraus zu verfertigen. Enden wir aber, denn die Naturgeschichte muß da aufhören, wo die Geschichte der Künste beginnt.

Ich muß hier einen Irrthum, den ich im Betreff des Wachsthums der Hörner bei den Ochsen, Kühen und Stieren begangen habe, berichtigen; man hatte mich versichert und ich erzählte es wieder, daß sie im dritten Jahre abgeworfen und durch andere Hörner ersetzt werden, die wie die zweiten nicht ausfallen. Diese Thatfache ist nur zum Theile wahr, sie beruht auf einer irrthümlichen Beobachtung, deren Grund Herr Foster erforschet hat. Was er mir hierüber zu schreiben die Güte hatte, theile ich mit:

„Im dritten Jahre,“ sagt er, „trennt sich eine dünne Scheibe vom Horne; diese Lamelle, die nicht dicker ist als ein Bogen starkes gemeines Papier, springt in ihrer ganzen Länge auf und fällt bei der geringsten Reibung ab; das Horn aber bleibt und wird weder vollständig abgeworfen, noch durch ein andres ersetzt; es ist eine einfache Abblätterung, durch welche jene Art Wulst, welche nach dem dritten Jahre am Grunde des Hornes des Rindes sich vorfindet, gebildet wird, und jedes folgende Jahr entsteht eine neue Wulst durch das Wachsthum und das Hinzutreten einer neuen konischen Hornschichte, die im Innern des Hornes unmittelbar auf dem Knochen, den es umgibt, gebildet wird, und welche den Hornkegel von drei



DAS GEMEINE SCHAF.
Ordnung. Gattung. id. id.

Jahren etwas weiter schiebt. Es scheint daher, daß die dünnen Schichten, die nach Verlauf von drei Jahren sich abblättern, das Horn mit dem Stirnknochen verbinden und daß die Erzeugung einer neuen innern Schichte die äußere herauftreibt, welche sich dann der Länge nach spaltet und beim ersten Reiben abfällt; nach Bildung der ersten Wulst folgen sich die inneren Schichten Jahr auf Jahr und treiben das dreijährige Horn vorwärts, indem sich die Wulst ebenfalls durch Reiben abschält, denn man hat beobachtet, daß diese Thiere geneigt sind, ihre Hörner an Bäumen oder an dem Holz im Stalle zu reiben; es gibt sogar Besitzer, die eine solche Sorgfalt für ihr Vieh haben, daß sie in den Weiden einige Pfosten einschlagen, damit die Ochsen und Kühe sich daran reiben können; sie behaupten, die Erfahrung gemacht zu haben, daß diese Thiere sich unter einander mit den Hörnern stoßen, weil das Zucken, was sie empfinden, sie nöthiget, die Mittel aufzusuchen, es zu stillen. Dieser Pfahl dient auch zur Abreibung der alten Haare, die durch neue verdrängt in der Haut dieser Thiere ein Zucken verursachen.“

Die Hörner des Rindviehs sind mithin bleibend und fallen nie gänzlich aus, es sei denn durch Zufall, oder wenn der Ochs sich mit Gewalt gegen einen harten Körper stößt; ist dieses der Fall, bleibt nur ein kleiner Stumpf übrig, der mehrere Tage hindurch sehr empfindlich ist, und der, obwohl er härter wird, doch niemals weiter wächst und das Thier bleibt sein Leben lang hornlos.

Der Widder und das Schaaf.

(Aries et ovis. Bélier et brebis.)

Man kann kaum zweifeln, daß die jetzigen Hausthiere ehemals wild waren; die, deren Geschichte wir beschrieben, liefern hiervon den Beweis und man findet noch heut zu Tage wilde Pferde, Esel und Stiere. Der Mensch aber, der so viele Millionen Individuen sich unterworfen hat, kann er sich rühmen, eine einzige ganze Art unterjocht zu haben? Darf man nicht glauben, daß, da alle ohne sein Zuthun geschaffen wurden, auch alle den Ruf hatten, ohne seine Hülfe zu wachsen und sich zu vermehren? Achtet man inzwischen auf die Schwäche und den Stumpfsinn des Schafes; berücksichtigt man zugleich, daß dieses vertheidigungslose Thier nicht einmal sein Heil

in der Flucht finden kann, daß es alle Raubthiere, die ihm vorzugsweise nachzustellen und dasselbe als Pecterbissen zu verschlingen scheinen, zu Feinden hat, und daß überdies diese Thierart wenig zeugt und jedes Individuum derselben nur kurze Zeit lebt u., so fühlt man sich versucht, den Gedanken zu hegen, daß gleich vom Anfange an das Schaf der Obhut des Menschen anvertraut wurde, daß es dessen Schutzes zu seiner Erhaltung und dessen Sorgfalt zu seiner Fortpflanzung, indem wirklich in den Wüsten keine wilden Schafe gefunden werden, bedurfte, daß in allen Gegenden, wo der Mensch nicht bezieht, der Löwe, Tiger, Wolf durch Gewalt und Grausamkeit herrschen; daß diese Blut- und Raubthiere länger leben und weit mehr sich vermehren als das Schaf und daß endlich, wenn wir die zahlreichen Heerden dieser Thiergattung, die wir so sehr vermehrt, sich selbst überließen, sie durch die Anzahl und die Gefräßigkeit der feindlichen Arten bald unter unseren Augen vernichtet und ihr ganzes Geschlecht getödtet seyn würde.

Es scheint demnach, daß einzig durch unsere Hülfe und Pflege diese Thiergattung bestand, besteht und nur fortbestehen kann; es scheint, daß sie sich nicht durch sich selbst zu erhalten vermag. Das Schaf ist gänzlich von aller Selbsthülfe und Vertheidigung entblößt; der Widder hat nur schwache Waffen, sein Muth ist nur eine aufbrausende Heftigkeit, die für ihn nutzlos, für Andere lästig ist und die man durch die Verschneidung zerstört. Der Schöps ist noch furchtsamer als das Schaf und nur aus Furcht sammeln sie sich so häufig in Heerden; das geringste ungewöhnliche Geräusch langt hin, sie in übereilte Flucht zu treiben und sich an einander zu drängen; diese Furchtsamkeit wird zugleich von der größten Dummheit begleitet, denn sie verstehen der Gefahr nicht zu entfliehen, sie scheinen selbst die Unbequemlichkeit ihrer Lage nicht zu fühlen, sie bleiben im Regen, im Schnee in derselben Stellung und, um sie zu bewegen, ihren Ort zu verändern und irgend eine Richtung einzuschlagen, bedarf es eines Führers, den man geehrt hat, den Zug zu beginnen und dessen Bewegungen sie Schritt vor Schritt folgen. Der Leithammel selbst würde sich, wie der Rest der Herde, nicht von der Stelle rühren, wenn er nicht durch den Hirten fortgetrieben oder durch den Hund vorwärts gesagt würde; der Obhut des Hundes sind sie anvertraut und er versteht es in der That für ihre Sicherheit zu wachen, sie zu

vertheidigen, zu lenken, zu trennen, zu sammeln, und ihnen die Bewegungen, welche ihnen abgehen, mitzutheilen.

Sie sind mithin unter allen Vierfüßern die dümmsten Thiere und besitzen die geringsten Hülfsmittel und den geringsten Instinkt. Die Ziegen, welche ihnen in so vielen andern Hinsichten gleichen, haben doch bei weitem mehr Gefühl; sie verstehen sich selbst zu führen, vermeiden die Gefahren und machen sich leicht mit neuen Gegenständen vertraut, wogegen das Schaf weder zu fliehen, noch sich zu nähern weiß; so sehr es auch der Hülfe bedarf, schließt es sich doch nicht so gern, wie die Ziege, den Menschen an und, was bei den Thieren der letzte Grad der Furchtsamkeit oder der Gefühlslosigkeit zu seyn scheint, es läßt sich das Lamm wegnehmen, ohne es zu vertheidigen, zu zürnen und zu widerstehen und ohne seinen Schmerz durch ein Geschrei, das von dem gewöhnlichen Blöcken unterschieden ist, auszudrücken.

Dies an sich so elende Thier aber, was so ohne Empfindung und von allen inneren Fähigkeiten so entblößt ist, ist dennoch für den Menschen das werthvollste, dessen Nützbarkeit sich am unmittelbarsten bewährt und die größte Ausdehnung hat; es allein genügt den Bedürfnissen der ersten Nothdurft; es liefert ihm zugleich Stoff, sich zu nähren und zu kleiden, ohne die besondern Vortheile, die man aus seinem Fette, seiner Milch, seiner Haut, selbst aus seinen Gedärmen, Knochen und seinem Mist ziehen kann, zu berechnen; ihm hat, so zu sagen, die Natur nichts zum eigenen Besitze gegeben, sondern scheint ihm nur Alles gewährt zu haben, um es dem Menschen wieder zu geben.

Die Geschlechtslust, welche bei den Thieren das lebhafteste und allgemeinste Gefühl ist, scheint auch das einzige zu seyn, was dem Widder einiges Leben, einige Bewegung verleiht; er wird ausgelassen, schlägt sich, streitet gegen die andern Schafböcke und greift selbst manchmal seinen Herrn an; das Schaf hingegen scheint selbst von der Brunst nicht tiefer ergriffen, nicht mehr bewegt zu werden; es hat nur so viel Naturtrieb, als es bedarf, um die Annäherung des Männchens zu dulden, seine Nahrung zu suchen und sein Lamm zu erkennen. Der Instinkt ist um so sicherer, je maschinenmäßiger, und je inniger er mit der thierischen Natur zusammenhängt; das junge Lamm sucht in einer zahlreichen Heerde seine Mutter heraus, findet sie und faßt ihre Zitzen, ohne je einen Irrthum zu begehen.

Man sagt auch, daß die Schafe Gefühl für die Annehmlichkeiten des Gesanges haben; daß sie bei den Reizen der Musik und beim Schalle der Rohrpfeife mit größerer Gierde grasen, sich besser befinden und sich mästen; dagegen behauptet man noch häufiger, und mit mehrerem Grunde, daß die Musik wenigstens dazu dient, die Langeweile der Hirten aufzuheitern und man den Ursprung dieser Kunst der müßigen und einsamen Lebensart der Hirten verdankt.

Diese Thiere, deren Naturell so einfach ist, besitzen ebenfalls eine sehr geringe Körperstärke; sie vermögen nicht lange zu gehn; weite Wege erschöpfen und schwächen sie, Laufen bringe sie außer Athem; die große Hitze, die Gluth der Sonne belästigt sie eben so sehr als Feuchtigkeit, Kälte und Schnee. Sie sind einer großen Anzahl Krankheiten ausgesetzt, von denen die meisten ansteckend sind; das Uebermaß des Fettes tödtet sie manchmal und hindert sie stets, sich fortzupflanzen, sie werfen schwer, mißgebären häufig und verlangen größere Pflege, als irgend ein anderes Hausthier. Ist das Schaf im Begriffe zu werfen, muß man es von der Heerde trennen und es bewachen, um bei der Niederkunft mit Hülfe bei der Hand zu seyn. Das Lamm liegt oft quer in der Geburt, oder tritt mit den Füßen vor, in beiden Fällen läuft die Mutter Gefahr, ohne Hülfe das Leben einzubüßen. Nach dem Wurf hebt man das Lamm auf und stellt es gerade auf seine Füße, zu gleicher Zeit melket man die Mutter; die erste Milch ist verdorben und würde dem Lamme sehr schaden, man wartet demnach, ehe man es saugen läßt, bis sich die Zitzen von neuem gefüllt haben, man hält es warm und drei oder vier Tage mit seiner Mutter eingeschlossen, damit es dieselbe kennen lerne. In der ersten Zeit ernährt man das Schaf, um es wieder herzustellen, mit guter Milch und gemahlener Gerste oder Kleie, denen man etwas Salz beigemischt hat, man gibt ihm etwas laues, mit Korn, oder Bohnen, oder Hirsenmehl angerührtes Wasser; nach Verlauf von vier oder fünf Tagen kann man es allmählig an das Leben der übrigen Schafe wieder gewöhnen und es mit den andern austreiben, nur lasse man es nicht zu weit gehen, damit seine Milch sich nicht erhitze; einige Zeit darauf, wenn das saugende Lamm Kräfte gewonnen hat und zu springen beginnt, lasse man dasselbe seiner Mutter ins Feld folgen.

Gewöhnlich übergibt man die schwachen Lämmer dem Mehger und bewahrt die stärksten, dicksten und volligsten zur Zucht; die Lämmer der ersten Tracht sind nie so gut als die der folgenden. Die man zum Aufzuziehen bestimmt hat, und vom Monat Oktober bis zum März geboren worden sind, hält man während dem Winter im Stalle zurück, läßt sie nur des Morgens und des Abends zum Saugen heraus und treibt sie nicht vor dem Anfang Aprils auf die Weide; einige Zeit vorher gibt man ihnen täglich ein bißchen Gras, um sie allmählig an die neue Nahrung zu gewöhnen. Mit einem Monate kann man sie absetzen, doch ist es besser, sie sechs Wochen oder zwei Monate in der Milch zu lassen. Man zieht die weißen und fleckenlosen Schafe immer den schwarzen und fleckigen vor, weil man die weiße Wolle besser als die schwarze und gemischte verkaufen kann.

Die Verschneidung muß man in einem Alter von fünf bis sechs Monaten oder selbst etwas später im Frühlinge oder im Herbst bei schöner Witterung vornehmen; diese Operation führt man auf doppelte Weise aus, die gewöhnlichste ist die Einschneidung, man zieht die Hoden aus der Oeffnung, die man gemacht hat, hervor und schneidet sie weg; die andere geschieht ohne Einschneidung, man umbindet die Hodensäcke oberhalb den Hoden mit einem starken Faden und zieht denselben kräftig zu; auf diese Weise zerstört man durch das Zusammenpressen die nach den Hoden gehenden Gefäße. Die Verschneidung macht das Lamm krank und traurig; um den Widerwillen gegen Speise, der oft nach der Verschneidung folgt, zu verhüten, thut man wohl, ihm zwei oder drei Tage hindurch etwas mit Salz gemischte Kleien zu geben.

Nach einem Jahre verlieren die Widder, die Schafe und die Hammel die beiden Vorderzähne im Unterkiefer; wie man weiß, fehlen ihm die Schneidezähne im Oberkiefer. Nach 18 Monaten fallen auch die beiden neben den ersten stehenden Zähne aus und im dritten Jahre sind sie alle wieder ersetzt; sie sind dann gleichmäßig und ziemlich weiß, in dem Verhältnisse aber, als das Thier altert, werden sie vom Fleische entblößt, stumpf und ungleichmäßig und schwarz. Man erkennt ebenfalls das Alter des Widders an den Hörnern; sie erscheinen mit dem ersten Jahre, oft nicht lange nach der Geburt und wachsen bis zur letzten Lebenszeit jährlich um einen Ring. Die Schafe

haben gewöhnlich keine Hörner, doch besitzen sie auf dem Kopfe an denselben Stellen, wo den Widbern die Hörner wachsen, knochige Hervorragungen. Es gibt mitunter Schafe, die zwei und selbst vier Hörner haben; sie gleichen den andern, ihre Hörner sind fünf bis sechs Zoll lang, doch weniger gewunden als die der Widder und bei vier Hörnern sind die nach Außen stehenden kürzer als die beiden andern.

Der Schafbock ist im Stande in einem Alter von 18 Monaten sein Geschlecht fortzupflanzen und das Schaf kann nach einem Jahre zeugen; man wird aber wohl thun, ehe man sie vereint, zu warten, bis das Schaf zwei Jahre und der Bock drei Jahre alt sey; die zu frühzeitige und selbst erste Frucht dieser Thiere ist immer schwach und von ungesunder Beschaffenheit. Ein Widder vermag leicht 25 bis 30 Schafen zu genügen. Man wählt ihn unter den schönsten und kräftigsten seiner Art, und er muß Hörner haben, denn es gibt Böcke, die deren nicht besitzen; in unseren Himmelsgegenden sind diese hornlosen Schöpfe weniger kräftig und weniger zur Fortpflanzung geeignet; ein schöner und guter Widder hat einen starken und dicken Kopf, eine breite Stirne, große und schwarze Augen, eine Stumpfnase, große Ohren, einen langen, hohen Körper, breite Lenden, ein breites Kreuz, dicke Hoden und einen langen Schweif; die besten von allen sind die weißen, welche unter dem Bauche, am Schweife, Kopfe, an den Ohren und bis unter die Augen dichte Wolle haben. Die Schafe, welche die reichlichste, dichteste, längste, seidenartigste und weißeste Wolle besitzen, sind zu gleicher Zeit die geeignetsten zur Fortpflanzung, zumal wenn sie einen großen Körper, dicken Hals und leichten Gang haben. Man hat ebenfalls beobachtet, daß die mehr mageren als fetten sicherer als die andern empfangen und werfen.

Die Brunstzeit des Schafes dauert vom Anfange Novembers bis zu Ende Aprils; inzwischen werden sie zu jeder Zeit bezogen, wenn man ihnen, wie auch dem Bock, erhaltendes Futter, als Salzwasser und Brod aus Hauffamen reicht. Man läßt jedes drei oder viermal bespringen und trennt es dann vom Bock, der vorzugsweise Neigung zu den älteren Schafen zeigt und die jüngern verschmäht. Während der Paarungszeit trage man Sorge, sie weder dem Regen noch den

Ungewittern bloßzustellen; die Feuchtigkeit verhindert sie, trüch-
tig zu werden und ein Donnerschlag langt hin, bei ihnen eine
Fehlgeburt zu veranlassen. Ein oder zwei Tage nach der Be-
deckung übergebe man sie wieder dem gewohnten Leben und
höre auf, sie Salzwasser saufen zu lassen, dessen beständiger
Genuß, wie der des Hanffamenbrodes und anderer erhitzen-
der Nahrung, sie unfehlbar zum Verwerfen bringen würde.
Sie tragen fünf Monate und werfen im Anfange des sechsten,
sie gebären gewöhnlich nur ein Lamm, manichmal zwei. In
den heißen Klimaten können sie zweimal im Jahre werfen,
in Frankreich aber und in den kälteren Gegenden nur einmal;
zu einigen Schafen läßt man gegen das Ende des Juli oder
im Anfange des August den Widder, um im Jänner-Monat
Lämmer zu haben; in den Monaten September, Oktober und
November lasse man eine größere Anzahl belegen und man
wird in den Monaten Februar, März und April Lämmer in
Ueberfluß erhalten; auch kann man deren in Menge im Mai,
Juni, August und September haben, sie sind nur selten in den
Monaten Oktober, November und December. Das Schaf
gibt sieben oder acht Monate Milch und sogar in großer
Fülle; die Milch ist für die Kinder und die Landleute eine
gute Nahrung und man bereitet aus derselben, besonders wenn
man ihn mit Kuhkäse vermischt, einen trefflichen Käse. Die
Melkzeit der Schafe ist unmittelbar vor ihrem Austreiben
oder gleich nach ihrer Rückkehr vom Felde; man kann sie im
Sommer zweimal, im Winter nur einmal melken.

Während ihrer Trachtzeit werden die Schafe fett, denn sie
fressen dann mehr als zur andern Zeit; weil sie sich oft verwun-
den und häufig verwerfen, werden sie manichmal unfruchtbar
und bringen nicht selten Mißgeburten zur Welt; pflegt man
sie aber sorgsam, sind sie ihr ganzes Leben hindurch, das heißt,
bis zum Alter von zehn bis zwölf Jahren, fruchtbar; gewöhn-
lich aber sind sie im Alter von sieben oder acht Jahren zur
Zeugung unfähig. Der Bock, der zwölf bis vierzehn Jahre
lebt, ist nur bis zum achten Jahre für die Fortpflanzung tüch-
tig, in diesem Alter muß man ihn durch Zerquetschen der Hoden
Zeugungs unfähig machen und ihn mit den alten Schafen
mästen; das Fleisch des Widders, wenn auch auf diese Weise
entmannt und gemästet, hat doch immer einen schlechten Ge-
schmack, das des Schafes ist weichlich und geschmacklos; woge-

gen das Fleisch des Hammels das saftreichste und beste aller gewöhnlichen Fleischarten ist.

Die, welche eine Heerde bilden und Vortheil daraus ziehen wollen, kaufen sich Schafe und Hammel in einem Alter von 18 Monaten oder zwei Jahren an. Man kann ihrer 100 unter die Leitung eines einzigen Schäfers stellen; ist er wachsam und wird er von einem guten Hunde unterstützt, verliert er wenige. Beim Austreiben nach den Weideplätzen, muß er ihnen vorgehen, sie gewöhnen, auf seine Stimme zu gehorchen und ihm ohne Aufenthalt zu folgen, und nicht in die Saaten, Weingärten, in Gehölze und bebaute Ländereien abzuschweifen, wo sie sicher vielen Schaden anrichten würden. Die Seiten und erhabenen Flächen auf den Hügeln eignen sich am besten für sie zu Grasplätzen; man vermeide, sie zum Grasen in tief gelegene, feuchte und sumpfige Gegenden zu führen; im Winter füttert man sie im Stalle mit Kleien, Stroh, Rüben, Heu, Gerste, Luzerne, Sapparate, Wicken und Fischenblättern &c. Man treibt sie alle Tage aus, wenn das Wetter nicht zu schlecht ist, doch geschieht dieses eher, um ihnen Bewegung zu machen, als sie zu nähren; während dieser rauhen Jahreszeit treibt man sie nur gegen zehn Uhr des Morgens auf die Felder, läßt sie dort vier oder fünf Stunden, gibt ihnen dann zu saufen und führt sie gegen drei Uhr Nachmittags wieder heim. Im Frühlinge hingegen und im Herbst treibt man sie aus, sobald die Sonne den Reif oder die Nässe weggenommen hat und kehrt erst bei Sonnenuntergang mit ihnen zurück. In diesen beiden Jahreszeiten langt es hin, sie einmal des Tages saufen zu lassen; und zwar vor ihrer Rückkehr zum Stalle, wo sie immer Futter vorfinden müssen, doch in kleinerer Menge als während des Winters; einzig während des Sommers müssen sie ihre ganze Nahrung auf dem Felde finden; man treibt sie zweimal des Tages dahin und gibt ihnen ebenfalls zweimal zu trinken; am frühen Morgen werden sie ausgetrieben, man wartet so lange, bis der Thau gefallen ist, wo man sie vier oder fünf Stunden grasen läßt; hierauf läßt man sie saufen und führt sie zur Hürde zurück oder an einen andern schattigen Ort; um drei oder vier Uhr des Nachmittags, wenn die große Hitze sich abzufühlen beginnt, treibt man sie nochmals bis zum Tagesfall auf die Weide. Man mußte sie selbst die ganze Nacht im Freien lassen, wie es in England geschieht, wenn keine

Wölfe zu befürchten wären; der nächtliche Aufenthalt würde sie nur kräftiget, sauber und gesunder machen. Da eine zu starke Hitze sie ungemein belästigt und die Sonnenstrahlen ihnen den Kopf betäuben und Schwindel veranlassen, wird man wohl thun, die Weideplätze, welche der Sonne entgegengesetzt liegen, auszuwählen; des Morgens treibe man sie auf die Hügelreihen, die nach Morgen, und Nachmittags auf die, welche nach Abend liegen, damit sie den Kopf im Schatten ihres Körpers haben; endlich führe man sie nicht durch Gegenden, die mit Dornen, Brombeersträuchen, Disteln zc. bedeckt sind, wenn man ihnen die Wolle erhalten will; in trocknen, hochliegenden Gegenden, wo der Quendel und andere duftende Kräuter in Fülle wachsen, wird das Hammelfleisch von weit vortrefflicherer Güte, als in tief gelegenen Gegenden und feuchten Thälern, im Falle die Ebenen nicht sandig sind und nahe am Meere liegen, denn dann enthalten alle Pflanzen salzige Bestandtheile und das Schafsfleisch ist nirgends so gut als in diesen Triften oder mit Salz geschwängerten Weiden; die Milch der Schafe ist dort auch reichlicher und schmackhafter.

Nichts reizt die Gflust dieser Thiere mehr als das Salz, nichts ist zugleich für ihre Gesundheit wohlthätiger, wenn man es ihnen mäßig reicht und in einigen Gegenden hängt man in der Hürde einen Sack mit Salz oder einen Salzstein auf, die sie nach der Reihe belecken. Jährlich muß man aus der Heerde die Thiere lesen, die zu altern beginnen und die man mästen will. Weil sie eine Behandlung fordern, welche von der der Andern verschieden ist, so bildet man aus denselben eine getrennte Heerde; im Sommer führe man diese vor Sonnenaufgang zur Trift, um sie das feuchte und mit Thau beschwerte Gras fressen zu lassen, denn nichts trägt mehr zur Maß der Hammel bei, als Wasser in großer Menge genossen und nichts hindert mehr an ihrem Fettwerden als Sonnenhitze; man führe sie demnach vor der großen Hitze, um acht oder neun Uhr des Morgens zur Hürde zurück, und gebe ihnen Salz, um ihren Durst zu reizen, des Nachmittags treibe man sie um vier Uhr nochmals auf die frischesten und feuchtesten Weiden. Diese kleine, durch zwei oder drei Monate fortgesetzte Wartung genügt, um ihnen das Ansehen von Dickleibigkeit zu geben und sie selbst in möglichst hohem Grade zu mästen; dieses Fett aber, was nur durch das in Menge genossene Was-

fer erzeugt wird, ist im Grunde nur Aufgedunsenheit, eine Wassergeschwulst, die sie in kurzer Zeit durch Fäule tödten würde und der man nur vorbeugt, wenn man sie unmittelbar nachher, wo sie dieses falsche Fett angelegt haben, schlachtet; selbst ihr Fleisch, weit entfernt saftiger und kernhafter gerworden zu seyn, ist oft nur um so schmackloser und fader. Um ihnen ein gutes Fleisch anzumästen, darf man sich nicht blos darauf beschränken, sie den Thau lecken und viel Wasser saufen zu lassen, sondern man gebe ihnen zu gleicher Zeit nahrhaftere Speisen als Gras. Man kann sie im Winter wie zu jeder andern Jahreszeit mästen, indem man sie in einen abgetrennten Stall stellt und mit Gersten-, Hafer-, Roggen-, Bohnenmehl u. füttert, das, um sie zu öfterm Saufen anzureizen, mit Salz vermengt ist; wie und in welcher Jahreszeit man sie auch immer mästen mag, muß man sich ihrer gleich nach dem Fettwerden entäußern, denn man kann sie nicht zweimal fett machen, und fast alle sterben an Leberkrankheiten.

Zu der Leber dieser Thiere findet man oft Würmer. Die Beschreibung der Leberwürmer bei den Hammeln und Schafen kann man im Journal der Gelehrten und in den *Mémoires de l'Académie des Sciences* finden. Man glaubte, daß die sonderbaren Würmer sich nur in der Leber der Wiederkäuer vorfänden; Herr Daubenton hat aber völlig ähnliche in der Leber des Esels entdeckt und wahrscheinlich würde man auch dergleichen bei mehreren andern Thieren in der Leber finden; man behauptet überdieß, daß man in der Leber der Schafe Schmetterlinge gefunden habe. Herr Rouille, Minister und Staatssekretär der äußern Angelegenheiten, hatte die Güte, mir ein Schreiben mitzutheilen, das ihm im Jahre 1749 von Herrn Gachet de Beaufort, Doktor der Medizin zu Mouties in Tarentaise, dessen Inhalt wir hier wiedergeben, übersandt wurde. „Seit langer Zeit hat man die Beobachtung gemacht, daß die Schafe, welche in unsern Alpen die besten in Europa sind, manchmal sichtlich abmagern, indem sie weiße, triefende, eingefallene Augen bekommen, ihr Blut wässerig wird, ohne auch nur einen sichtbaren rothen Bestandtheil zu enthalten, die Zunge trocken und verkürzt, die Nase mit einem gelblichen, zähen, eiterartigen Schleim angefüllt wird; mit diesen Krankheitszeichen verbindet sich eine ungeheure Schwäche, und endlich sinkt die ganze thierische Konstitution zusammen. Mehrere

genaue Nachforschungen haben zu dem Ergebnisse geführt, daß diese Thiere in der Leber weiße Schmetterlinge mit zusammengelegten Flügeln, halb ovalem, behaarten Kopfe und von der Größe der Seidenwürmer hatten; mehr als 70, die ich durch Zusammendrücken der beiden Leberlappen herauspreßte, haben mich von der Wirklichkeit dieser Thatsache überzeugt; zu gleicher Zeit war die Leber in dem ganzen Umfange ihres runderhageneu Theiles ausgedehnt. Man fand diese Thiere nur in den Blut- und nie in den Pulsadern, doch hat man deren kleine in Verbindung mit kleinen Würmern im Gallengange gesehen. Die Portader und Glissons-Kapsel, welche denen bei Menschen sich ähnlich zeigten, gaben der leisesten Berührung nach; die Lunge und die andern Eingeweide waren gesund &c." Es wäre zu wünschen, daß der Herr Doktor Gachet de Beaufort uns eine ausführliche Beschreibung dieser Schmetterlinge gegeben hätte, um der Vermuthung zu begegnen, daß es nicht die gewöhnlichen Leberwürmer des Schafes waren, die er sah, denn diese sind sehr glatt und breit und haben eine so sonderbare Gestalt, daß man sie auf den ersten Anblick eher für Blätter als für Würmer halten möchte.

Alle Jahre nimmt man mit den Hämmeln, Schafen und Lämmern die Wollenschur vor; in den warmen Ländern, wo man nicht fürchtet, das Thier gänzlich zu entblößen, scheert man die Wolle nicht, sondern reißt sie aus und macht jährlich eine doppelte Lese; in Frankreich aber und in den kälteren Klimaten begnügt man sich mit einer einmaligen Schur des Jahres, die vermittelst großer Scheeren vollzogen wird und läßt den Schafen einen Theil ihres Blieses, um sie vor der Rauhgkeit der Witterung zu schützen. Im Monat Mai, nachdem man die Schafe wohl gewaschen hat, um ihre Wolle möglichst zu reinigen, wird die Schur vorgenommen; im April ist es noch zu kalt, und wartete man den Juni oder den Juli ab, würde die Wolle während der übrigen Zeit des Sommers nicht hinlänglich genug wachsen, um sie vor der Kälte im Winter zu schützen; die Hämmer geben gewöhnlich eine reichlichere und bessere Wolle, als die Schaaf; die am Halse und auf dem Rücken verdient den Vorzug vor allen, die an den Schenkeln, am Bauche und an der Gurgel &c. ist nicht so gut, und die schlechteste ist die, welche man von todten oder kranken Viehstücken nimmt. Man zieht die weiße Wolle der grauen,

braunen und schwarzen vor, weil sie beim Färben jede Farbe annimmt. In Hinsicht der Güte ist die lange Wolle besser, als die krause, und man behauptet sogar, daß die Hammel, deren Wolle zu kraus ist, sich weniger wohl befinden als die andern. Einen bedeutenden Vortheil kann man noch aus der Einspferchung der Schafe ziehen, das heißt, wenn man sie auf den Ländereien, die man verbessern will, übernachten läßt; zu diesem Zwecke muß man den Landstrich umzäunen und die Heerde jede Nacht im Sommer in das Gehege einschließen; der Mist, der Urin und die Körperhitze der Thiere beleben in kurzer Zeit das erschöpfte, oder trockene und unfruchtbare Land wieder. Hundert Schafe verbessern in einem Sommer acht Morgen Ackerlandes auf sechs Jahre.

Die Alten haben behauptet, daß alle Wiederkäufer Talg besäßen; genau ist dies nur von der Ziege und dem Hammel wahr; das Hammelfett ist häufiger, weißer, trockener, fester und von größerer Güte als das andere. Das Fett unterscheidet sich vom Talge dadurch, daß jener immer weich bleibt, wogegen der Talg beim Kaltwerden sich verhärtet. Besonders wächst der Talg in der Nierengegend in großer Menge und die linke Niere ist immer mehr damit umhüllt, als die rechte; viel von diesem Fettstoffe findet sich auch im Neze und um die Gedärme vor; doch ist er bei weitem nicht so gut als der der Nieren, des Schweifes und der andern Theile des Körpers; die Hammel haben kein anderes Fett als Talg und dieser Stoff herrscht so stark in ihrem Körperbaue vor, daß alle Enden der Muskeln damit bekleidet sind; selbst das Blut enthält einen bedeutenden Theil desselben und der Same ist so sehr damit beladen, daß er aus andern Bestandtheilen zusammengesetzt scheint als die Samenfeuchtigkeit anderer Thiere. Der Same des Menschen, des Hundes, Pferdes, Esels und wahrscheinlich aller anderer Thiere, die keinen Talg besitzen, wird in der Kälte flüssiger, verflüchtigt sich an der Luft und wird um so dünner, je längre Zeit er den thierischen Körper verlassen hat; die Samenfeuchtigkeit des Widders hingegen und wahrscheinlich auch des Ziegenbockes und der andern Thiere, die Talg besitzen, verhärtet sich an der Luft wie Talg, anstatt sich zu verdünnen und verliert in der Hitze seinen flüssigen Zustand ganz. Diesen Unterschied erkannte ich, indem ich die verschiedenen Samenfeuchtigkeiten mit dem Mikroskope.

beobachte; der Same des Widders wird einige Sekunden nach seinem Ausgange aus dem Körper dick und um die organischen belebenden Ur-Theile, welche derselbe in ungeheurer Menge enthält, darin zu erblicken, muß man den Träger des Microscop erwärmen, damit der Same in seinem Zustande der Flüssigkeit erhalten werde.

Die Schmachthastigkeit des Hammelfleisches, die Feinheit der Wolle, die Menge des Talgs und selbst die Größe und die Wohlbeleibtheit dieser Thiere ändern sich sehr nach den verschiedenen Ländern. In Frankreich ist das Berri die Provinz, worin sie in größter Menge erzeugt werden; in der Gegend von Beauvais sind sie am fettesten und talgreichsten; ihnen gleichen die Schaaf in einigen Strichen der Normandie; in der Bourgogne sind sie sehr gut; die besten von allen aber finden sich auf den sandigen Küsten unsrer Seeprovinzen. Die Wolle aus Italien, Spanien, selbst England, ist feiner als die französische. In Poitou, in der Provence und in der Nähe von Bayonne und in einigen andern Gegenden Frankreichs gibt es Schafe, die von fremder Rasse zu seyn scheinen; sie sind größer, stärker und wolliger als die von der gemeinen Rasse; sie zeugen auch weit mehr als die andern und werfen oft zwei Lämmer auf einmal oder zwei in einem Jahre. Die Böcke dieser Rasse paaren sich mit den gewöhnlichen Schafen und erzeugen eine Mittलगattung, die beiden in gewissem Grade gleicht. In Italien und Spanien gibt es eine große Anzahl Schafrassen; doch alle müssen als nur eine und dieselbe Art mit den unsrigen ausmachend betrachtet werden, und diese so zahlreiche und verschiedenartige Thierart dehnt sich nicht weit über die Grenzen von Europa aus. Die Thiere mit langem und breitem Schwanze, die in Afrika und Asien gewöhnlich sind und denen die Reisenden den Namen berberische Schafe gegeben haben, scheinen eine von unsern Schafen verschiedene Art zu bilden, so wie das Schaf in Peru und das amerikanische Lama.

Weil man die weiße Wolle höher schätzt als die schwarze, vertilgt man fast überall sorgfältig die schwarzen oder gefleckten Schafe; inzwischen gibt es doch Gegenden, wo fast alle Schafe schwarz sind und überall fallen oft von weißen Böcken und Schafen schwarze Lämmer. In Frankreich trifft man nur weiße, braune, schwarze oder gefleckte Schafe an; in Spanien

gibt es deren, die roth sind, in Schottland gelbe; aber diese Verschiedenheiten und Abweichungen in der Farbe sind, noch zufälliger als die der Rassen, die jedoch nur von der Verschiedenheit der Nahrung und des climatischen Einflusses herrühren.

Der Ziegenbock und die Ziege.

(Caper et capra. Le bouc et la chèvre.)

Wenn gleich alle Arten der Thiere durch einen Zwischenraum getrennt werden, den die Natur nicht überspringen kann, scheinen doch einige durch eine so große Menge von Beziehungen sich zu nähern, daß, so zu sagen, zwischen ihnen nur so viel Raum bleibt, um die Scheidungslinie zu ziehn; vergleicht man aber diese Nachbar-Arten unter einander und betrachtet sie in Bezug auf uns, erscheinen die Eseln als Thierarten der ersten Nutzbarkeit, während die Maultiere sich nur als Hülfsmittel darstellen, welche in vieler Hinsicht die Eseln ersetzen, und uns dieselben Dienste leisten können. Der Esel kann fast an die Stelle des Pferdes treten, eben so könnte die Ziege das Schaf ersetzen, im Falle uns diese Thierart ausgehen sollte. Die Ziege liefert Milch wie das Schaf und selbst in größerem Ueberschusse; sie gibt ebenfalls Talg in Menge; ihr Haar, wenn auch rauher als die Wolle, kann doch zu guten Stoffen verarbeitet werden; ihre Haut ist besser als die des Hammels und das Fleisch der jungen Ziege kommt dem des Lammes nahe u.

Diese Ersaharten sind rüstiger, ausdauernder als die Hauptarten; der Esel und die Ziege verlangen nicht so viel Pflege als das Pferd und das Schaf; überall finden sie ihr Futter und fressen ohne Unterschied die verschiedenartigsten Pflanzen; sie weiden das grobe Gras wie die mit Dornen besetzten Gesträucher ab; die Rauzigkeit der Witterung hat auf sie weniger Einfluß und sie können der Hülfe des Menschen weit eher entbehren; je weniger sie unser Eigenthum sind, desto mehr scheinen sie der Natur anzugehören und anstatt auf den Gedanken zu kommen, daß diese untergeordneten Arten nur durch die Ausartung der Hauptarten erzeugt werden; anstatt den Esel für ein ausgeartetes Pferd anzusehen, würde die Behauptung mehr Grund haben, daß das Pferd ein veredelter Esel und das Schaf eine zärtlichere Ziegenart sey, die wir zu unserm Nutzen gepflegt, vervollkommenet und fortge-



DIE ANCORISCHE ZIEGE.
Ordnung: Gattung. idem. id.

pflanzt haben, und daß im Allgemeinen die vollkommensten Thierarten, und besonders die Hausthiere, ihren Ursprung von der weniger vollkommenen Art der andern Thiere, die ihnen sich am meisten nähern, herleiten, indem die Natur für sich allein nicht so viel vermöge, als die Natur mit dem Menschen in wirksame Verbindung.

Wie dem auch seyn mag, die Ziege ist eine bestimmt verschidene Art und vielleicht von der des Schafes entfernter als der Esel vom Pferde; wie der Esel mit der Stute paart sich der Ziegenbock zwar mit dem Schafe gern und der Widder vereint sich mit der Ziege, wie der Hengst mit der Eselin; doch wenn auch diese Paarungen ziemlich häufig fruchtbar sind, und selbst mehrere Jungen zeugen, hat sich doch nie eine Mittelart zwischen Schaf und Ziege gebildet; diese beiden Arten sind fest unterschieden, bleiben fortdauernd getrennt und in stets gleicher Entfernung von einander; sie können daher durch die Vermischung nicht verändert worden seyn, keine neuen Stämme und neuen Rassen von Mittelarten hoven, sie erzeugen nur individuelle Verschiedenheiten, die auf die Einheiten der ~~einzelnen~~ ^{einzelnen} Arten keinen Einfluß haben und im Gegentheil die Wirklichkeit ihrer gegenseitigen charakteristischen Abweichungen bestätigen.

Es gibt aber viele Fälle, in welchen wir nicht im Stande sind, diese Charactere zu unterscheiden, oder mit vollkommener Gewisheit über ihre Verschiedenheiten zu urtheilen; es gibt aber noch viele andere Fälle, in welchen wir genöthigt sind, unser Urtheil auszusprechen, und eine Anzahl anderer, bei welchen uns jedes Licht abgeht; denn abgesehen von der Unge-
wisheit, in welche uns die Widersprüche der Zeugnisse über Thatsachen, die uns mitgetheilt sind, versetzen, und abgesehen von den Zweifeln, die aus der geringen Genauigkeit derer, welche die Natur beobachtet haben, entspringen; ist das größte Hinderniß, was sich dem Fortschritte unserer Kenntnisse entgegenstellt, die fast erzwungene Unwissenheit, in welcher wir uns in Betreff einer großen Anzahl von Wirkungen befinden, welche die Zeit für sich allein nicht unseren Augen darstellen konnte und die sich selbst unsern Nachkommen nur durch Erfahrungen und verbundene Beobachtungen enthüllen werden; inzwischen irren wir im Dunkeln herum, wo wir zwischen Vorurtheil und Wahrscheinlichkeiten mit Befangenheit vorwärts gehen, indem wir sogar

die Möglichkeit der Dinge nicht kennen und jeden Augenblick die Meinungen der Menschen mit den Handlungen der Natur verwechseln. Die Beispiele drängen sich uns in Menge auf; wir wollen aber deren nur innerhalb der Gränzen unsers Gegenstandes auffuchen. Wir wissen, daß der Bock und das Schaf sich paaren und zusammen zeugen, aber Niemand hat uns noch berichtet, ob aus dieser Vereinigung ein unfruchtbarer Maulesel, oder ein fruchtbares Thier hervorgehe, das zum Stamme neuer, oder den älteren ähnlicher Geschlechter werden könne. Obwohl wir wissen, daß der Widder sich mit der Ziege paart, ist es uns doch eben so wenig bekannt, ob sie mit einander zeugen und von welcher Beschaffenheit die Frucht sey; wir glauben, daß die Bastarde im Allgemeinen, das heißt, die Thiere, welche aus der Vermischung zweier verschiedener Arten entstehen, unfruchtbar sind, weil es das Ansehen hat, daß die Maulesel, welche von einem Esel und einer Stute herrühren, eben so wenig, als die, welche von einem Hengste und einer Eselin abstammen, unter sich Etwas zeugen, oder mit den Individuen ihrer Stämme hervorbringen; unterdessen ist diese Meinung vielleicht schlecht begründet, wie Alten sagen bestimmt, daß der Maulesel in seinem siebenten Jahre mit der Stute zeugen könne; sie berichten uns ebenfalls, daß die Mauleselin empfangen könne, obwohl sie nicht im Stande sey, ihre Frucht zu veredeln. Es würde demnach nöthwendig seyn, diese Thatfachen, welche über die wahre Unterscheidung der Thiere und über die Theorie der Zeugung so viel Dunkel verbreiten, entweder zu bestätigen oder zu widerlegen; obwohl wir übrigens ziemlich genau die Arten aller Thiere, die in unserer Nähe leben, kennen; haben wir doch keine Kenntniß von der Frucht, die ihre Paarung unter sich, oder mit fremden Thieren, hervorbringen würde; über die Maulochsen, das heißt, über die Frucht der Kuh und des Esels, oder der Stute und des Stieres sind wir nur sehr schlecht unterrichtet; unbekannt ist es uns völlig, ob die Zebra mit dem Pferde oder dem Esel zu zeugen vermöge, ob das Thier mit dem breiten Schweife, dem man den Namen des Schafes der Barberei beigelegt hat, unsere Schafe befruchten könne, ob die Gemse nicht eine wilde Ziege sey und mit unsern Ziegen eine Mittelart bilde, ob die Affen sich in der That durch verschiedene Arten unterscheiden, oder ob sie, wie unsere

Hunde, nur eine und dieselbe Art ausmachen, die aus einer großen Anzahl verschiedener Rassen besteht, ob der Hund mit dem Wolfe und dem Fuchse sich paaren, der Hirsch mit der Kuh und die Hindin mit dem Dammhirsche zeugen können &c. Unsere Unwissenheit über alle diese Thatsachen ist, wie ich schon gesagt habe, fast gewaltsam herbeigeführt, die Erfahrungen, welche über sie entscheiden könnten, verlangen mehr Zeit, Mühe und Kosten, als das Leben und Vermögen eines gewöhnlichen Mannes zu leisten im Stande sind. Einige Jahre habe ich mit dieserartigen Versuchen zugebracht und ich werde, wenn ich von den Mauleselinnen spreche, Rechnung von denselben ablegen; ich räume aber schon im Voraus ein, daß sie mir nur wenige Kenntnisse gewährt haben und die Mehrzahl der Versuche ohne Erfolg geblieben sind.

Von der Aufhellung dieser Frage hängt indessen die vollständige Kenntniß der Thiere, die genaue Unterscheidung ihrer Arten und das vollkommene Verständniß ihrer Geschlechter, wie die Beschreibungsart und die Darstellungskunst ab; da wir aber der für unseren Gegenstand so nothwendigen Kenntnisse beraubt sind und aus Mangel an Thatsachen es uns unmöglich ist, ihre Beziehung unter einander festzustellen und unser Urtheil zu begründen; können wir nicht besser thun, als Schritt vor Schritt gehen, jedes Thier für und an sich beobachten, alle die, welche sich nicht unter unsern Augen vermischen, als eben so viele verschiedene Arten ansehen und sie in getrennten Abhandlungen beschreiben; indem wir uns das Recht vorbehalten, sie, sobald wir durch unsere eigenen, oder durch fremde Erfahrungen besser unterrichtet sind, zusammen zu stellen und in eine Art zu vereinen.

Dieses ist der Grund, warum wir hier nur von der Hausziege und dem Hausschafe sprechen, obgleich es mehrere Thiere gibt, die beiden gleichen; wir wissen nicht, ob die fremden Arten mit diesen gemeinen zeugen und neue Rassen hervorbringen können. Wir sind daher berechtigt, sie für verschiedene Arten bis dahin anzusehen, wo Thatsachen dardhunen, daß die Individuen jeglicher dieser fremden Arten mit der unserer Hausthiere sich vermischen und andere Individuen zeugen können, die sich unter einander fortzupflanzen im Stande sind, denn diese Eigenschaft bildet einzig

die Wirklichkeit und Einheit dessen, was man sowohl bei den Thieren als bei den Pflanzen Art nennt.

Die Ziege besitzt ihrer Natur nach mehr Empfindung und Naturtrieb als das Schaf; sie nährt sich dem Menschen gern, macht sich leicht mit ihm vertraut, ist für Liebfosungen empfänglich und der Zuneigung fähig, sie ist ebenfalls stärker, leichter, behänder und weniger furchtsam, als das Schaf; sie ist lebhaft, launig, wollüstig und unstät. Nur mit Mühe kann man sie führen und in Heerden treiben, sie verliert sich gern in die Einöden, erklettert steile Berge, ruht und schläft selbst auf der Spitze von Felsen und am Rande von Abgründen, sie sucht das Männchen mit Eifer, paart sich mit Gluth und wirft frühzeitig; sie ist stark, leicht zu ernähren, fast alle Pflanzenarten sind ihr recht und nur sehr wenige belästigen sie. Das Temperament, was bei allen Thieren einen großen Einfluß auf das Naturell ausübt, scheint inzwischen bei der Ziege wesentlich von dem des Schafes verschieden zu seyn. Von diesen beiden Thierarten, deren innerer Bau fast gänzlich derselbe ist, sich auf dieselbe Weise nähren, wachsen und fortpflanzen und die sich noch überdies durch die Natur-ih. Krankheiten ähneln, die mit Ausnahme einiger, denen die Ziege nicht unterworfen ist, bei beiden dieselben sind; fürchtet die Ziege nicht, wie das Schaf, die zu große Hitze, schläft in der Sonne und gibt ohne Wiederrwissen sich ihren brennendsten Strahlen hin, ohne daß die Gluth sie belästiget oder ihr Betäubung oder Schwindel verursacht; sie wird durch kein Gewitter erschreckt und im Regen nicht ungeduldig; sie scheint auch unempfindlich gegen die strenge Kälte zu seyn. Die äußern Bewegungen, die, wie wir schon berichtet haben, viel weniger von der Bildung des Körpers, als von der Stärke und der Verschiedenheit der Empfindungen in Bezug auf Eßlust und Geschlechtstrieb abhängen, sind aus diesem Grunde bei der Ziege weit weniger gemäßigt und weit lebhafter als beim Schafe; die Unbeständigkeit ihres Naturells gibt sich durch die Unregelmäßigkeit ihrer Bewegungen kund, sie geht, steht still, läuft, springt, rennt, nähert, entfernt sich, zeigt oder verbirgt sich oder flieht, wie aus Laune und ohne irgend einen andern Bewegungsgrund als die sonderbare Lebhaftigkeit ihres inneren Gefühles und die ganze Geschmeidigkeit ihrer Glieder, die ganze Nervenkraft ihres Körpers genügen kaum

der Ausgelassenheit und der Raschheit, die ihr natürlich sind.

Man hat Beweise, daß diese Thiere von Natur aus den Menschen sich befreundeten und daß sie in unbewohnten Dörtern nie wild werden. Im Jahre 1698 legte ein englisches Schiff bei der Insel Banavista an; zwei Reger erschienen am Bord und boten den Engländern so viele Ziegenböcke an, als sie mit sich zu nehmen wünschten; als der Kapitain über dieses Anerbieten seine Verwunderung aussprach, gaben die Reger zur Antwort, daß nur zwölf Personen auf dieser Insel lebten, die Böcke und die Ziegen sich zu einem Grade vermehrt hätten, daß sie ihnen lästig würden und daß, weit entfernt sich mit ihrem Einfangen viele Mühe zu geben, sie wie die Hausthiere dem Menschen mit einer Art von Hartnäckigkeit nachliefen.

Der Bock vermag in einem Alter von einem Jahre sich zu paaren und die Ziege kann nach 7 Monaten empfangen; aber die Früchte dieser frühzeitigen Paarung sind schwach und mangelhaft und man wartet gewöhnlich bis beide 18 Monate oder zwei Jahr alt sind, ehe man sie vereint. Der Bock ist ein ziemlich schönes Thier, sehr kräftig und hzig; ein Einziger genügt während zwei bis drei Monaten mehr als 100 Ziegen. Doch diese Geschlechtsbegierde, die ihn aufzehrt, hält nur 3 bis 4 Jahre an und die Böcke sind entmervt, selbst alt im 5ten oder 6ten Jahre. Will man einen Bock zur Fortpflanzung wählen, so nehme man einen, der jung, d. h. zwei Jahr alt und von schöner Gestalt ist; er habe einen hohen Wuchs, kurzen, fleischigen Hals, leichten Kopf, hängende Ohren, dicke Schenkel, feste Beine, schwarzes, dichtes und weiches Haar, stark mit Haar versehenen Bart. In Hinsicht der Ziegen hat man keine so sorgfältige Wahl zu treffen und die Bemerkung langt hin, daß die besten sind, die einen hohen Körperbau, breiten Rücken, starke Schenkel, einen leichten Gang, dicke Euter, lange Zehen und ein weiches krauses Haar haben. In den Monaten September, October und November sind sie gemeinlich hzig und selbst zu jeder Zeit des Jahres, wenn sie nur einige Zeit in der Nähe des Männchens leben, sind sie sehr geneigt, dasselbe zuzulassen; inzwischen werden sie im Herbst sicherer bezogen, und man zieht den Monat October und November einer andern Jahreszeit aus dem Grunde vor, daß die Ziegen zartes Gras finden, wenn sie zu weiden anfangen. Die Ziege

trägt fünf Monate, und wirft im Anfange des sechsten; sie säugt während einem Monate oder fünf Wochen; man muß demnach von dem Zeitpuncte an, wo man die Ziege hat bedecken lassen, bis zu dem, wo das Junge an zu grasen fängt, ungefähr $7\frac{1}{2}$ Monat rechnen.

Treibt man die Ziegen mit den Schafen aus, bleiben sie nie hinter der Heerde, sondern gehen immer voraus. Besser ist es, sie abgesondert auf die Weideplätze zu führen; sie lieben die Hügel und Berge, selbst die steilsten, und finden ihren hinlänglichen Futterbedarf im Heidekraute, auf dem Brachfelde und auf unbebauten und unfruchtbaren Ländern. Man muß sie von bebauten Gegenden fern halten und sie hüten in Getreidefelder, Weinberge und Gehölze *u. zu kommen*; sie richten im Holzschlage großen Schaden an; die Bäume, deren junge Sprossen und Rinden sie mit Gierde abbeißen, verkümmern fast alle. Sie verschmähen die feuchten Plätze, die sumpfigen Weiden und die fetten Wiesen. Selten zieht man sie in ebenen Gegenden auf; sie werden in denselben krank und ihr Fleisch ist von schlechter Beschaffenheit. In den meisten warmen Ländern hält man Ziegen in großer Anzahl und stellt sie nie in einen Stall; in Frankreich würden sie umkommen, wenn man sie nicht im Winter unter Obdach brächte. Im Sommer braucht man ihnen keine Streu hinzuwerfen; im Winter aber bedürfen sie derselben und da ihnen jede Rasse sehr unbequem ist, läßt man sie nicht auf ihrem Mist schlafen und wirft ihnen häufig frische Streu unter. Man treibt sie sehr früh am Morgen aus; das bethaute Gras, was den Schafen nicht zuträglich ist, bekommt den Ziegen sehr wohl. Weil sie unruhig sind und stets herumschweifen, vermag auch der gewandteste Mann nicht mehr als 50 zu führen; während es schneit und Reif fällt, läßt man sie nicht ausgehen; man füttert sie im Stalle mit Kräutern und kleinen Baumzweigen, die man im Herbste gesammelt hat oder mit Kohl, Steckrüben und anderm Gemüse. Je mehr sie fressen, desto reichlicher wird ihre Milch; um diesen Ueberfluß der Milch zu erhalten, und noch zu vermehren, gibt man ihnen viel zu saufen und manchmal Salpeter oder Salzwasser. Bierzehn Tage nach ihrer Niederkunft kann man sie melken, während 4 oder 5 Monaten geben sie Milch in Fülle und Morgens und Abends. Die Ziege wirft gemeiniglich nur ein Zicklein, manchmal zwei

sehr selten drei und nie vier; sie gebähret von einem Jahre oder 18 Monaten bis zum 7ten Jahre. Der Bock könnte bis zu diesem Alter und selbst drüber hinaus zeugen, wenn man ihn mehr schonte, gewöhnlich taugt er nur bis zu einem Alter von 5 Jahren; man schafft ihn dann ab, um ihn mit den alten Ziegen und den jungen Böcken, die man im 6ten Monate verschneidet, um ihr Fleisch saftiger und zarter zu machen, zu mästen. Man macht sie auf dieselbe Weise fett als die Hammel; welche Sorge man sich auch mit ihnen geben und welche Nahrung man ihnen auch reichen mag, ihr Fleisch wird doch nie so gut, als das des Hammels; es sei denn in den sehr heißen Gegenden, wo das Hammelfleisch fade und unschmackhaft ist. Der Gestank des Bocks rührt nicht von seinem Fleische, sondern von seiner Haut her. Man läßt diese Thiere nicht alt werden, die vielleicht 10 bis 12 Jahre leben könnten; je älter sie werden, desto schlechter ist ihr Fleisch. Die Böcke und Ziegen haben gewöhnlich Hörner, doch gibt es auch deren, wenn auch in kleiner Anzahl, die hornlos sind. In Hinsicht der Hautfarbe sind sie ebenfalls sehr verschieden. Man behauptet, daß die weißen und hornlosen die meiste Milch geben und die schwarzen die stärksten und tüchtigsten von allen sind. Diese Thiere, deren Nahrung fast nichts kostet, werfen dennoch einen bedeutenden Gewinn ab; man verkauft ihr Fleisch, ihren Talg, ihr Haar und ihre Haut. Ihre Milch ist besser und gesunder als die Schafmilch; man bedient sich ihrer in der Arzneikunde, sie gerinnt leicht und liefert einen guten Käse. Man darf sie nicht absahnen, weil sie nur wenig Buttertheile enthält. Die Ziegen lassen sich leicht saugen, selbst vor Kindern, für welche ihre Milch eine äußerst zuträglich Nahrung ist; wie die Kühe und Schafe werden sie manthmal von der Ratter gesogen; auch ein Vogel, der unter dem Namen Ziegenmelker oder fliegende Kröte bekannt ist, stellt ihrer Milch nach. Des Nachts hängt er sich an ihre Zitzen und macht, wie man sagt, die Milch versiegen.

Die Ziegen haben im Oberliefer keine Schneidezähne; die des Unterliefer fallen auf dieselbe Weise aus und werden in derselben Ordnung ersetzt, wie beim Schafe. Die Knoten an den Hörnern und die Zähne zeigen ihr Alter an. Die Zahl der Zähne ist bei den Ziegen nicht beständig; gewöhnlich besitzen sie deren weniger als der Bock, der ebenfalls ein rauhe-

res. Haar, einen längern Bart und längere Hörner als die Ziege hat. Diese Thierart hat wie der Ochs und das Schaf vier Magen und kaut wieder; sie ist weiter verbreitet, als das Wollenvieh; man findet in verschiedenen Welttheilen Ziegen, welche den unsrigen ähnlich sind, nur sind sie in Guinea und den heißen Ländern kleiner; in Rußland hingegen und in den andern kalten Klimaten größer. Die Ziege von Angora und Syrien mit hängenden Ohren sind von derselben Art wie die unsrigen, sie vermischen sich und zeugen selbst in unsern Himmelsstrichen mit einander. Das Männchen hat fast so lange Hörner als unser gewöhnlicher Bock, doch auf eine andere Weise gerichtet und gewunden; von jeder Seite des Kopfes steigt das Horn wagerecht ab und bildet Windungen gleich einem Pfropfenzieher. Die Hörner des Weibchens sind kurz und krümmen sich nach hinten ab und zugleich vorwärts, so daß die Spitze derselben mit dem Auge gleich steht; es scheint aber, daß ihre Form und Richtung nicht immer dieselben sind. Der Bock und die Ziege von Angora, die wir in der Menagerie des Königs sahen, hatten die beschriebenen Hörner. Diese Ziegen besitzen, wie alle Thiere in Syrien, ein sehr langes und weiches Haar, das so fein ist, daß man eben so schöne und glänzende Stoffe, als unsere Seidenstoffe sind, daraus verfertigt.

Das Schwein.

(Sus. Le cochon.)

Das Schwein von Siam und der Eber.

(Sus siamensis et aper. Le cochon de Siam et le sanglier.)

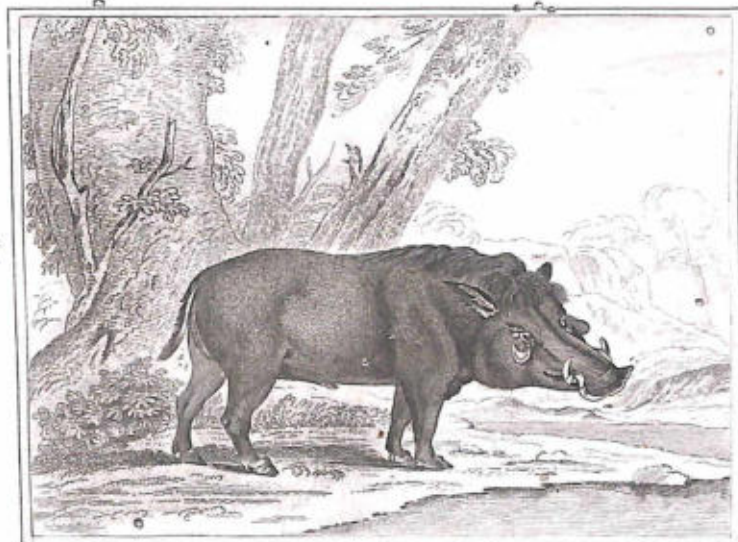
Wir stellen unser Schwein, das Schwein aus Siam und den Eber zusammen, weil sie alle drei nur eine und dieselbe Art ausmachen; der letzte ist wild, die andern sind Hausthiere. Wenigleich diese Thiere sich durch einige Merkmale und vielleicht auch durch einige Gewohnheiten unterscheiden, dürfen wir sie doch nicht trennen, weil diese Abweichungen nicht wesentlich sind, sich einzig auf ihre Lebensart beziehen, und ihr Naturell durch den Zustand der Häuslichkeit nicht sehr verändert wird und weil sie endlich sich mit einander paaren und Individuen erzeugen, die sich fortpflanzen können, ein Charakter, welcher die Einheit und Beständigkeit der Gattung bildet.

Diese Thiere sind sehr auffallend; ihre Art ist, so zu sagen einzig und scheint mehr als irgend eine andere vereinzelt und abgesondert zu bestehen; sie steht keiner andern Art so nahe,

DER EBER.

Ordnung: Dickhäuter, Familie: Gemeine
Dickhäuter, Gattung: Schwein. (Cuvier.)

Pl. 7



DER AFRIKANISCHE EBER.

Ordnung: Familie: Gattung: id. id. id.

daß man sie als eine Haupt- oder Ersahart ansehen kann, wie die Art des Pferdes im Verhältnisse zu der des Esels, oder die der Ziege in Bezug auf die des Schafes; sie zeigt keine so große Menge verschiedener Rassen wie der Hund und hat etwas von mehreren Arten an sich, während sie sich doch von denselben wesentlich unterscheidet.

Die, welche die Natur in kleine Systeme pressen und ihre Unendlichkeit in die Grenzen einer Wortformel zwingen wollen, mögen mit uns dies Thier betrachten und wahrnehmen, ob es nicht allen ihren Schulsystemen entschlüpft. In den äußersten Gliedmaßen gleicht es nicht denen, welche man Einhufer nennt, denn es hat einen gespalteten Huf; es gleicht denen nicht, die man Zweihufer genannt hat, weil es wirklich im Innern des Fußes vier Zehen hat, obgleich nur zwei nach Außen erscheinen; es gehört nicht zur Klasse der Thiere mit gespalteten Zehen, weil es sich von diesen Thieren nicht blos durch die äußere Gestalt seines Fußes, sondern noch durch die Zähne, den Magen, die Eingeweide, die innern Zeugungs-Organen u. unterscheidet. Alles, was man sagen könnte, ist, daß es in gewisser Hinsicht eine Zwischenart zwischen den Ein- und Zweihüfern und in andrer Hinsicht zwischen den Zweihüfern und den Thieren mit getrennten Zehen macht; denn es steht den Einhüfern durch die Ordnung und Anzahl der Zähne näher als den andern Arten. Es gleicht ihnen überdies durch die Verlängerung der Kinnlade; wie sie, besitzt es nur einen Magen, der nur weit größer ist; doch durch einen Anhang, der an denselben hängt, so wie durch die Lage der Eingeweide scheint es sich den Zweihüfern oder Wiederkäuern zu nähern. Es gleicht ihnen noch durch die äußeren Geschlechtstheile und zu gleicher Zeit ähnelt es den Thieren mit gespalteten Zehen durch die Form der Beine, durch die Gestalt des Körpers und durch die Menge der Jungen, die es wirft. Aristoteles war der erste, welcher die Vierfüßer in Einhufer, Zweihufer und gespaltene Klauen theilte; er räumte ein, daß das Schwein von einer zweifelhaften Klasse sey; die einzige Ursache aber, die er hiefür anführt, ist die Beobachtung, daß es in Assyrien, Paedonien, und in einigen andern Gegenden einhufige Schweine gebe. Dieses Thier ist überdies eine Ausnahme von zwei allgemeinen Regeln der Natur, die nemlich, daß je dicker ein Thier ist, desto weniger

erzeugt es, und daß die Thiere mit gespaltenen Klauen am meisten werfen. Das Schwein, obwohl von einem Buchse, der weit unter dem mittelmäßigen steht, wirft doch mehr Junge, als irgend eines von allen Thieren mit gespaltenen Klauen oder anderen; durch diese Fruchtbarkeit, wie durch die Bildung der Hoden oder der Eierstöcke der Sau scheint es die äußerste Gränze der lebendig gebährenden Arten zu bilden und sich den eierlegenden Thierarten zu nähern. In Allem hat es, um es mit kurzen Worten, eine zweideutige, zweifelhafte Natur, oder um es besser auszudrücken, es erscheint denen also, welche glauben, daß die hypothetische Ordnung ihrer Ideen die wirkliche Ordnung der Wesen feststellt, und welche in der unendlichen Kette der Geschöpfe nur einige hervorragende Punkte schauen, auf die sie Alles beziehen wollen.

Man kann die Natur nicht erkennen, wenn man ihren Wirkungskreis einschränkt und sie auf einen engen Umfang begränzt; man kann sie weder beurtheilen noch auch nur eine Ahnung von ihr haben, wenn man sie nach besonderen Ansichten handeln läßt und man wird nie in die Absichten ihres Schöpfers eindringen, wenn man ihr nur unsere Ideen leihet. Anstatt die Gränzen ihrer Macht einzuengen, muß man sie weiter rücken und bis in die Unendlichkeit ausdehnen; man darf Nichts für unmöglich halten; man muß Alles erwarten und annehmen, daß Alles, was seyn kann, auch ist. Die zweideutigen Arten, die unregelmäßigen Erzeugungen, und die anomalen Thiere werden dann aufhören, uns in Erstaunen zu setzen, und werden in der unendlichen Ordnung der Dinge eben so nothwendig angesehen werden als die andern; sie bilden in derselben die Zwischenknoten, die Uebergangspunkte, und bezeichnen zugleich die äußersten Enden. Für den menschlichen Geist sind diese Wesen kostbare, einzige Exemplare, an welchen die Natur weniger übereinstimmend mit sich erscheint, und sich uns unverhüllter zeigt, an welchen wir leichte Charactere, flüchtige Züge erkennen können, die uns anzeigen, daß ihre Zwecke weit allgemeiner sind als unsre Ansichten und daß, wenn sie auch nie etwas vergebens thut, sie auch nie etwas nach den Absichten thut, die wir ihr unterscheiden.

Müssen wir nicht in der That über das, was wir eben dargelegt haben, Betrachtungen anstellen? Welche Folgerungen soll man aus dieser sonderbaren Bildung des Schweines ziehen?

Es scheint, als sey es nicht nach einem ursprünglichen, besondern, vollkommenen Plane gebildet worden, indem es aus andern Thieren zusammengesetzt worden ist. Augenscheinlich trifft man in seinem Baue Theile an, die nutzlos sind, oder vielmehr von denen es keinen Gebrauch machen kann, als Behen, deren Knochen vollkommen entwickelt sind, und die dennoch ihm zu nichts dienen. Die Natur ist demnach weit davon entfernt, in ihren Schöpfungen überall nur Endabsichten zu befolgen: warum sollte sie nicht manchmal überflüssige Glieder hinsehen, da sie so oft vergißt, die wesentlichen zu gewähren? Wie viele Thiere sind nicht der Sinne und der Glieder beraubt! Warum verlangt man, daß in jedem Geschöpfe jeder Theil dem andern nützlich und dem Ganzen nothwendig seyn soll? Möchte es für die Vereinigung nicht hinlängen, daß sie sich nur nicht schaden, ohne Hinderniß neben einander wachsen und sich entwickeln können, ohne zu Mißgestaltungen in einander zu wachsen? Alles, was für sich nicht in einem solchen Grade gefährlich ist, daß es sich zerstört; alles, was neben einander bestehen kann, besteht; und vielleicht besitzt die Mehrzahl der Geschöpfe weniger Beziehungsweise nützliche oder nothwendige als gleichgültige, überflüssige und unnütze Theile. Da wir aber alles auf einen bestimmten Zweck beziehen, so legen wir den Theilen, die keinen augenfälligen Nutzen haben, eine uns verborgene Anwendung bei; wir erdenken Verhältnisse zwischen ihnen, die auf nichts gegründet, in der Natur der Dinge nicht vorhanden sind und nur dazu dienen, sie in ein tiefes Dunkel zu hüllen. Wir geben nicht Acht darauf, daß wir die Philosophie verderben und den Gegenstand derselben verfälschen, welcher darin besteht, das Wie der Dinge, die Weise, wie die Natur handelt, zu erkennen und daß wir an die Stelle dieses wirklichen Gegenstandes ein eitles Gedankenbild schieben, indem wir das Warum der Naturerscheinungen, den Endzweck, den die Natur sich in ihrem Handeln vorgesteckt hat, zu errathen suchen.

Aus diesem Grunde müssen wir mit Sorgfalt die Beispiele sammeln, die sich dieser Annahme entgegenstellen, und auf Thatsachen bestehen, die im Stande sind, dies allgemeine Vorurtheil zu zerstören, dem wir uns mit Vorliebe hingeben, und ein Verirren der Methode zu vernichten, das wir aus Wahl annehmen; obwohl es nur darauf abzielt, unsere Un-

wissenheit zu bedecken und für die Nachforschungen und Entdeckungen der Wirkungen der Natur ohne Nutzen und selbst schädlich ist. Ohne unsern Gegenstand zu verlassen, können wir andre Beispiele anführen, welche die Endabsichten, welche wir mit so wenigem Grunde der Natur unterstellen, widerlegen werden.

Die Hand- und Fußgelenke, sagt man, sind nur da, um die Finger und Zehen zu bilden; inzwischen besitzt das Schwein unnütze Zehgelenke, weil sie nur zur Bildung von Zehen beitragen, deren sich das Schwein nicht bedienen kann, und bei den Zweihüfern trifft man kleine Knochen an, welche sogar die Gelenke nicht zusammen setzen. Ist das die Absicht der Natur, liegt es dann nicht vor Augen, daß sie beim Schweine nur eben die Hälfte ihres Vorhabens ausgeführt und bei andern es kaum begonnen hat?

Die Allantois ist eine Haut, die sich bei der Leibesfrucht der Sau, der Stute, der Kuh und mehrerer anderer Thiere vorfindet; dieser Behälter hängt an den Grund der Blase der Frucht; der Zweck ihres Vorhandenseyns ist, sagt man, den Harn der Frucht während ihrem Aufenthalte im Mutterleibe aufzunehmen; man findet auch wirklich bei der Geburt des Thieres in diesem häutigen Sack eine gewisse Menge Flüssigkeit; doch ist sie nicht bedeutend; in der Kuh, bei welcher sie vielleicht beträchtlicher als bei irgend einem andern Thiere ist, beläuft sie sich doch nur auf einige Pinten; während die Geräumigkeit des Harnsackchens so groß ist, daß zwischen ihr und dem Enthaltenen kein Verhältniß statt findet. Bläst man diesen Sack auf, bildet er eine Doppel tasche in Form des wachsenden Mondes, die 13 bis 14 Fuß lang ist und 9, 10, 11 selbst 12 Zoll im Durchmesser hat. Bedarf es, um 3 oder 4 Pinten Flüssigkeit aufzunehmen, eines Gefäßes, das mehrere Kubikfuß enthält? Die Blase des Foetus allein würde, wäre sie nicht am Grunde durchlöchert, hinlangen, diese kleine Menge Flüssigkeit zu fassen, wie sie denn auch im Menschen und in den Thierarten, bei welchen man noch keine Allantois entdeckt hat, hinreicht. Dieser Behälter ist demnach nicht in der Absicht gebildet, um den Harn der Frucht aufzunehmen oder irgend einer andern unser Ansichten zu entsprechen; denn dieser große Inhalt der Blase ist nicht allein zu diesem, sondern zu jedem andern Zwecke unnütz; weil man nicht einmal die Mög-

lichkeit annehmen kann, daß sie sich fülle und weil bei der Anfüllung dieses Behälters er einen fast eben so großen Raum einnehmen würde, als der Körper des Thieres ist, das ihn in sich trägt und folglich nicht in ihm enthalten seyn könnte, und da er bei der Geburt zerrissen wird und man ihn mit den andern Häuten, welche die Hülle der Frucht ausmachen, wegwerft; so ist es augenscheinlich, daß er dann noch überflüssiger ist, als er früher war.

Die Anzahl der Zitzen, sagt man, steht bei jeder Thierart im Verhältnisse zu den Jungen, welche das Weibchen wirft und zeugt; warum hat aber das Männchen, was gewöhnlich Nichts gebärt, dieselbe Zitzenzahl? Warum hat die Sau, die oft 18 und selbst 20 Ferkel wirft, gemeiniglich nur 12 Zitzen, häufig weniger und niemals mehr? Beweist dieses nicht, daß wir die Werke der Natur nicht nach Endursachen beurtheilen können, daß wir ihr nicht so kleinliche Absichten unterlegen und sie nicht nach sittlichen Verhältnissen beurtheilen dürfen; sondern daß wir untersuchen müssen, wie sie in der That wirkt und zu ihrer Erfassung alle physischen Beziehungen, welche die unendliche Verschiedenheit ihrer Erzeugungen darbietet, in Anwendung bringen müssen? Ich bekenne, daß diese Methode, die einzige, die uns zu wahren Kenntnissen leiten kann, unvergleichlich schwieriger ist, als die andern und daß es eine zahllose Menge von Thatsachen in der Natur gibt, auf die sie mit Erfolg anzuwenden es unmöglich scheint. Anstatt hingegen zu erforschen, zu welchem Zwecke der große innere Raum der Allantois dient, und herauszufinden, daß sie keinen Nutzen hat und keinen haben kann; thut man besser, wenn man seine Nachforschung auf die physischen Verhältnisse, die uns vielleicht den Grund ihres Ursprunges enthüllen können, wendet. Wenn wir z. B. die Beobachtung machen, daß in der Leibesfrucht der Thiere, welche keinen großen Umfang der Gedärme besitzen, die Allantois entweder sehr klein, oder gar nicht vorhanden ist, und daß mithin die Bildung dieser Haut irgend eine Beziehung zu der Umfangsgröße der Gedärme hat etc., wenn wir ebenfalls in Betracht ziehen, daß die Anzahl der Zitzen der Anzahl der Jungen nicht gleich ist, und bloß zugeben, daß die Thiere, welche die meisten Jungen werfen, zugleich die sind, welche die größte Zahl der Zitzen besitzen; so können wir den Gedanken Raum geben, daß diese zahlreiche

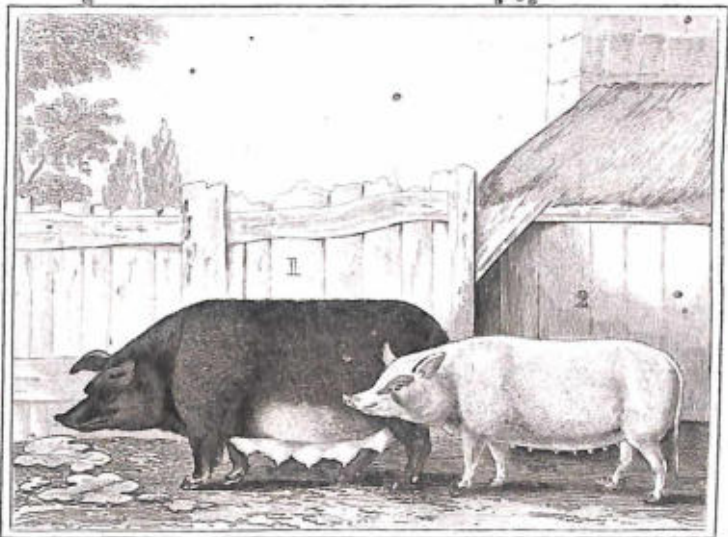
Zeugung von der Bildung der innern Zeugungstheile abhängt und daß, da die Zihen äußere Theile sind, die von den inneren Geschlechtsorganen abhängen, zwischen ihrer Zahl und Ordnung und dem Baue der inneren Theile ein physisches Verhältniß obwaltet, das man zu erforschen suchen muß.

Doch ich zeige hier nur den neuen Weg und verfolge ihn nicht weiter, da es hier der Ort nicht ist; inzwischen mag ich nicht verfehlen im Vorbeigehen die Bemerkung zu machen, daß ich einige Ursache habe anzunehmen, daß die zahlreiche Erzeugung eher von dem Bau der inneren Theile als von irgend einem anderen Grunde abhängt, denn die reichlichere Menge der Samenfeuchtigkeit kann nicht die Ursache der größt'n Zahl in der Zeugung seyn, da das Pferd, der Hirsch, der Widder, der Bock und die andern Thiere, die einen sehr großen Reichthum an Samen besitzen, nur in kleiner Zahl zeugen; während der Hund, die Katze und andere Thiere, die im Verhältnisse zu ihrer Körpergröße eine geringere Samenmenge ergießen, eine große Anzahl hervorbringen. Eben so wenig hängt diese Zahl von der Häufigkeit der Paarung ab, denn man hat die Gewißheit, daß das Schwein und der Hund sich nur einmal zu vereinen brauchen, um zu zeugen und selbst in großer Anzahl zu zeugen. Die lange Dauer des Beischlafs, oder, um es richtiger auszudrücken, die Länge der Zeit, während der Samenergiefung, scheint eben so wenig die Ursache zu seyn; denn der Hund bleibt nur so lange Zeit in der Paarung, weil er durch ein Hinderniß, das durch die Bildung seiner Geschlechtstheile veranlaßt wird, zurückgehalten wird; und obgleich das Schwein, welches dieses Hinderniß nicht hat, eine längere Zeit als die Mehrzahl der andern Thiere in der Vereinigung verweilt; so kann man doch aus diesem Umstande für die zahlreiche Zeugung keinen gültigen Schluß ziehen, weil die Erfahrung lehrt, daß ein Hahn nur eines Augenblicks bedarf, um alle Eier, welche ein Huhn innerhalb eines Monats zu legen im Stande ist, zu befruchten. Ich werde Gelegenheit finden, diese Ideen, die ich nur in der einzigen Absicht zusammenbränge, um bemerkl'ich zu machen, daß eine einfache Wahrscheinlichkeit, eine Vermuthung, wenn sie nur auf physische Beziehung gegründet ist, mehr Licht verbreitet und von größerem Nutzen ist, als alle Endabsichten zusammen, weitläufiger zu entwickeln.

DAS GEMEINE SCHWEIN.

Ordnung: Dickhäuter. Familie: Gemeine
Dickhäuter. Gattung: Schwein. (Cuvier.)

Pl. II.



1. DAS SIAMESISCHE SCHWEIN. 2. DAS GUINEISCHE SCHWEIN.

Ordnung: Familie: Gattung: id. id. id.

Zu den Sonderbarkeiten des Schweines, die wir schon angegeben haben, müssen wir noch eine andere fügen; das Fett des Schweines ist nicht allein in Hinsicht seiner Festigkeit und seiner Beschaffenheit, sondern auch in Hinsicht seiner Lage, in dem Körper des Thieres von dem aller andern Vierfüßer verschieden. Das Fett des Menschen und der Thiere, die keinen Talg besitzen, wie der Hund, das Pferd &c., ist ziemlich gleich unter das Fleisch gemischt; der Talg des Widders, des Ziegenbocks, des Hirschens &c. findet sich nur an den äußersten Enden des Fleisches vor, dagegen ist das Speck des Schweines weder mit dem Fleische vermischt, noch an dessen äußersten Enden angehäuft; es bedeckt dasselbe überall und bildet zwischen dem Fleische und der Haut eine dicke, bestimmte und zusammenhängende Lage. Das Schwein hat dies mit dem Wallfische und den anderen Wallfischarten gemein; auch bei diesen bildet das Fett eine Art von Speck, das beinahe dieselbe Konsistenz besitzt; nur ist es öligter, als das Schweine-Speck. Bei den Wallfischarten bildet das Speck ebenfalls unter der Haut eine Lage von mehreren Zoll Dicke, welche das Fleisch umgibt.

Noch eine Auffallenheit und selbst eine größere, als die andere, ist die, daß das Schwein keinen seiner Milchzähne verliert. Die andern Thiere, wie das Pferd, der Esel, der Ochs, das Schaf, die Ziege, der Hund und selbst der Mensch verlieren alle ihre ersten Schneidezähne, sie fallen alle vor der Mannbarkeit aus und werden in kurzer Zeit durch andere ersetzt. Beim Schweine aber fallen die Milchzähne nie aus, sie wachsen sogar während dem ganzen Leben. In der obern Kinnlade besitzt es sechs scharfe Schneidezähne, denen eben so viele in der untern Kinnlade gegenüberstehen; ihre Vergleichung aber zeigt eine Unvollkommenheit, von der kein Beispiel mehr in der Natur besteht, indem die Schneidezähne des obern Kiefers von einem ganz verschiednern Baue, als die des untern Kiefers sind; anstatt einschneidend und scharf zu seyn, sind sie lang und an der Spitze abgestumpft, so daß sie mit denen des Unterkiefers fast einen rechten Winkel bilden und sie sich nur sehr schräg vermittelst ihrer äußersten Enden aufeinander legen.

Nur das Schwein und zwei oder drei andere Thierarten besitzen Hauer oder sehr verlängerte Hunds Zähne; sie unter-

scheiden sich von den andern Zähnen dadurch, daß sie aus dem Maule hervorragen und während des ganzen Lebens wachsen. Beim Elephanten und der Seekuh sind sie walzenförmig und einige Fuß lang, beim Eber und beim Bär krümmen sie sich in Zirkelform, sind glatt und schneidend und 9 bis 10 Zoll lang, wie ich deren gesehen habe. Sie sind sehr tief in die Zähnlade gedrückt und haben, wie die des Elephanten, an ihrem oberen Ende eine Aushöhlung; der Elephan. aber und die Seekuh haben nur im Oberkiefer Hauer, ihnen mangeln selbst die Hundszähne im Unterkiefer; anstatt daß der Bär und der Eber deren in beiden Kiefern haben und die der untern Kinnlade dem Thiere den meisten Nutzen gewähren; sie sind auch gefährlicher, denn mit den untern Hauern verwundet der Eber.

Die Sau, die Bache und das verschnittene Schwein haben ebenfalls in der untern Kinnlade vier Hundszähne, sie wachsen aber weit weniger, als beim Bär und Eber und treten fast gar nicht aus dem Maule hervor. Außer diesen 16 Zähnen, nämlich den 12 Schneide- und 4 Hundszähnen, besitzen sie noch 28 Backzähne, was in Allem 44 Zähne ausmacht. Der Eber hat größere Hauer, einen stärkeren Rüssel und einen längern Kopf, als das Hauschwein, er besitzt ebenfalls dickere Beine, tiefer gespaltene Klauen und ein stets schwarzes Haar.

Von allen Thieren scheint das Schwein das roheste zu seyn, die Unvollkommenheiten seines Baues scheinen auf sein Naturell Einfluß zu haben; alle seine Gewohnheiten sind grob sinnlich und alle seine Reigungen schmutzig; seine ganze Empfindung beschränkt sich auf die Ausschweifung eines wüthenden Geschlechtstriebs und eine gierige Greflust, die es anreizt, Alles ohne Unterschied zu verschlingen, was sich ihm darbietet und sogar seine Jungen im Augenblicke der Geburt. Seine Gefräßigkeit rührt augenscheinlich von dem beständigen Bedürfnisse, den großen Raum seines Magens auszufüllen, und die Rohheit seiner Grefgierde von dem Stumpfsinn seines Geschmacks und Tastsinnes her. Die Raahheit des Haares, die Härte der Haut, die Dicke des Specks machen diese Thiere für Schläge wenig empfindlich; man hat die Beobachtung gemacht, daß Mäuse sich auf ihrem Rücken einnisteten und ihnen Haut und Speck annagten, ohne daß sie es zu empfin-

den schienen. Sie besitzen demnach einen äußerst stumpfen Tastsinn und der Geschmackssinn ist bei ihnen eben so grob, als jener; die andern Sinne sind hingegen ziemlich scharf; die Jäger wissen recht wohl, daß die Eber in der Ferne sehen, hören und riechen; denn um sie zu überfallen, sind sie genöthigt, denselben während der Nacht und ohne Geräusch zu machen aufzulauern und sich unter den Wind zu stellen, um ihrem Geruchsinne die Ausdünstungen, die sie in der Ferne und immer stark genug wahrnehmen, und dann auf der Stelle zurückrennen, zu entziehen.

Diese Unvollkommenheit des Geschmack- und Geruchsinnes wird noch durch eine Krankheit vermehrt, die sie sinnig d. h. fast gänzlich unempfindlich macht, und deren ersten Ursprung man vielleicht weniger in dem Baue des Fleisches oder der Haut, als in der natürlichen Unsauberkeit des Schweines wie in der Fäulniß der Säfte, welche durch die verdorbenen Speisen, die es manchmal herunterschlingt, veranlaßt werden muß, zu suchen hat; denn der Eber, der solchen Schmutz nicht frisst und sich gewöhnlich von Korn, Früchten, Eicheln und Wurzeln nährt, ist dieser Krankheit eben so wenig unterworfen, als das Ferkel, während es saugt; man beugt ihr nur vor, indem man das Hauschwein in einem saubern Stalle hält und ihm gesunde Nahrung reichlich vorwirft. Sein Fleisch gewinnt auf diese Weise einen herrlichern Geschmack und sein Speck wird fest und brüchig; eben so wenn man es 14 Tage oder 3 Wochen vor dem Schlachten in einen gepflasterten und stets reinen Stall einschließt, ihm keine Streu gibt und es nur mit reinem und trockenem Roggen füttert, und es nur sehr wenig saufen läßt. Hierzu wählt man ein einjähriges Schwein, das gut bei Fleische und schon halb fett ist.

Die gewöhnliche Weise sie zu mästen, besteht darin, ihnen Gerste, Eicheln, Kohl, gekochtes Gemüse und Wasser mit Kleien vermischt in Ueberfluß zu geben; in zwei Monaten sind sie fett; das Speck ist reichlich vorhanden und dick, nur ist es nicht sehr fest und weiß und das Fleisch, obwohl gut, ist doch immer etwas fade. Mit wenigern Kosten kann man sie auf dem Lande mästen, wo es viele Eicheln gibt; man treibt sie während dem Herbst, wenn die Eicheln fallen und die Kastanien und Bachel aus ihren Hülsen gehn, in die Wälder. Sie fressen ebenfalls alle wilde Früchte und werden in kurzer

Zeit fett, besonders wenn sie Abends bei ihrer Rückkehr lauwarmes Wasser, mit etwas Kleien und Polzhmehl angemischt, bekommen; dieser Trank läßt sie schlafen und vergrößert ihre Dickleibigkeit in einem solchen Grade, daß, wie man deren gesehn hat, sie weder gehn noch sich bewegen können. Ihre Mast geht ebenfalls im Herbst während der ersten Fröste besser vor sich, weil Futter dann in Menge vorhanden ist und weil sie weniger ausdünsten als im Sommer.

Man wartet nicht beim Schweine, wie beim übrigen Viehe, das Alter ab, um es zu mästen; je älter es wird, desto schwieriger ist seine Mastung und desto schlechter das Fleisch. Die Verschneidung, die immer der Mast vorhergehn muß, geschieht im 6ten Monate während dem Frühlinge oder Herbst und nie während der großen Hitze und strengen Kälte. Beide Einflüsse würden die Wunde gefährlich und schwer zu heilen machen; indem die Entmannung gewöhnlich durch einen Einschnitt geschieht; obgleich sie auch mandymal durch eine einfache Unterbindung vollzogen wird, was wir in dem Artikel über die Hammel angegeben haben. Verschneidet man den Bär im Frühlinge, setzt man ihn im folgenden Herbst in die Mast und selten läßt man sie zwei Jahre leben, wenn sie auch im zweiten noch stark wachsen und selbst im 3ten, 4ten, 5ten u. Jahre ihr Wachsthum noch nicht aufhört. Die, welche sich vor den andern durch Größe und Dickleibigkeit auszeichnen, sind die ältern Schweine, die man mehrmal in die Eichelmast gestellt hat. Es scheint, daß die Dauer ihres Wachsthums sich nicht auf 4 oder 5 Jahre beschränkt; der Bär oder das männliche Schwein, das man für die Fortpflanzung seiner Gattung aufbewahrt, wächst noch im 5ten oder 6ten Jahre und je älter der Eber ist, desto dicker, fester und schwerer ist er.

Die Lebensdauer eines Ebers kann sich bis auf 25 bis 30 Jahre erstrecken. Aristoteles gibt 20 Jahre für die Schweine im Allgemeinen an und sagt, daß die Sau bis zum 15ten Jahre gebähren und der Bär im gleichen Alter zeugen kann. In einem Alter von 9 Monaten oder einem Jahre sind sie im Stande, sich zu paaren; doch besser ist es, wenn man wartet, bis sie 18 Monate oder 2 Jahre erreicht haben. Der erste Wurf der Sau ist nicht zahlreich; die Ferkel sind schwach und selbst unvollkommen, wenn die Mutter noch kein Jahr

alt ist. Das Mutterschwein ist so zu sagen zu jeglicher Zeit in Brunst; es sucht auch im trächtigen Zustande die Nähe des Männchens, was als eine Ausschweifung unter den Thieren betrachtet werden kann, indem das Weibchen in fast allen Thierarten das Männchen verschmährt, sobald es bezogen ist. Die Hitze der Sau, die fast beständig andauert, gibt sich durch Anfälle und unmäßige Bewegungen kund, die sich immer damit enden, daß die Sau sich im Kothe herum wälzt, während dem sie eine weißliche, ziemlich dicke und reichliche Flüssigkeit vergießt. Sie trägt 4 Monate und wirft im Beginne des 5ten, bald darauf begahrt sie wieder des Mannes, empfängt noch einmal und kann folglich zweimal im Jahre werfen. Die Bache, die in allen andern Hinsichten der Sau gleicht, wird nur einmal im Jahre trächtig. Offenbar liegt der Grund dieser Verschiedenheit in dem Mangel an Nahrung und in der Nothwendigkeit, worin sie ist, ihre Jungen eine lange Zeit zu säugen und zu nähren; wogegen man der Hausau die Ferkel nach 14 Tagen oder 3 Wochen wegnimmt; man läßt ihr nur 8 oder 9^e und verkauft die andern, welche um diese Zeit schon gut zu essen sind. Da man keiner großen Anzahl Mutterschweine bedarf und die verschnittenen Schweine den meisten Gewinn einbringen und das beste Fleisch liefern; so entledigt man sich der weiblichen Milchschweine und läßt bei der Mutter nur 2 und 7 oder 8 männliche Ferkel.

Der Bär, den man zur Fortpflanzung auswählt, muß einen kurzen, gedrunenen, mehr vierschrotigen als langen Körperbau besitzen; er habe einen dicken Kopf, einen kurzen, stumpfen Rüssel, lange, hängende Ohren, kleine glühende Augen, einen großen dicken Hals, einen Hängebauch, breite Schenkel, kurze, dicke Beine, dichte und schwarze Borsten: die weißen Bäre sind nie so rüstig, als die schwarzen. Die Sau muß einen langen Körper, einen breiten und geräumigen Unterleib, lange Zehen besitzen; sie muß auch ruhigen Sinnes und von fruchtbarer Rasse seyn. Sobald sie trächtig ist, sondere man sie vom Bär ab, weil dieser sie verletzen könnte; nach dem Wurf ernährt man sie mit Ueberfluß, wacht darüber, daß sie nicht einige ihrer Jungen frist und hält vor Allem den Eber ferne, der sie noch weniger verschonen würde. Im Anfange des Frühlings läßt man sie bedecken, damit die Ferkel, wenn sie im Sommer geworfen werden, Zeit haben, zu wachsen,

sich zu stärken und vor dem Winter sich zu mästen; will man sie aber des Jahres zweimal sich beziehen lassen, führt man sie im November zum Bären, damit sie im Herbst werfe und läßt sie im Anfange des Mai wiederum bedecken. Es gibt selbst Säue, die regelmäßig alle 5 Monate werfen. Die wilde Sau (die Bache), die, wie wir berichtet haben, nur einmal im Jahre wirft, läßt den Eber im Januar oder Februar zu, und legt im Mai oder Juni ab; sie säugt 3 oder 4 Monate; sie führt ihre Jungen, folgt ihnen, verhindert sie, sich zu trennen oder zu verlieren, bis sie 2 oder 3 Jahre alt sind; es ist nicht selten, Bachen zu sehen, denen ihre ein- und zweijährigen Jungen folgen. Man duldet nicht, daß die Hausau ihre Jungen länger als 2 Monate ernähre; nach Verlauf von 3 Wochen beginnt man sogar, sie mit dem Mutterschweine auf die Felder zu treiben, um sie allmählig an die Nahrungsart derselben zu gewöhnen; 5 Wochen nachher entwöhnt man die Ferkel und gibt ihnen Morgens und Abends Molken mit Kleien oder blos lauwarmes Wasser mit gekochtem Gemüse.

Diese Thiere fressen mit Begierde Regenwürmer und gewisse Wurzeln, als die der wilden Rübe; sie wühlen mit dem Rüssel die Erde auf, um diese Würmer aufzusuchen und die Wurzeln abzubeißen. Der Eber, dessen Rüssel weit länger und stärker ist, als der des Schweines, gräbt deshalb auch tiefer; er wühlt fast immer in gerader Linie derselben Furche nach, während das Schwein bald hier bald dort den Boden aufwirft und oberflächlicher wühlt. Da sie großen Schaden anrichten, muß man sie von bebauten Ländereien fern halten, und sie nur in Wälder und auf Brachfelder treiben.

Die Keuler, die noch nicht 3 Jahre alt sind, nennt man in der Jagdsprache Rudelthiere, weil sie sich bis zu diesem Alter nicht von einander trennen und ihrer Mutter folgen; sie streichen erst dann allein, wenn sie stark genug sind, den Wolf nicht mehr zu fürchten. Diese Thiere bilden mithin von selber Trupps und hiervon hängt ihre Sicherheit ab; werden sie angegriffen, widerstehn sie durch die Zahl, helfen und vertheidigen sich gegenseitig; die stärksten zeigen dem Feind die Stirn, indem sie sich aneinander schließen und einen Kreis bilden, in den sie die Schwächern aufnehmen. Die Hauschweine vertheidigen sich auf dieselbe Weise und es bedarf zu

ihrer Bewachung der Hunde nicht; doch vermag ein behender und starker Mann nur ihrer 50 zu führen, weil sie ungelehrig und störrig sind. Im Sommer und Winter treibt man sie in die Forsten, wo es der wilden Früchte in Ueberfluß gibt; im Sommer führt man sie an feuchte und sumpfige Derter, wo sie Würmer und Wurzeln in Menge finden und im Frühlinge läßt man sie auf den Ländereien und Brachfeldern wühlen. Zweimal täglich treibt man sie vom Monate März bis zum Monate October aus, und läßt sie von früh Morgen, nachdem der Thau von der Wärme aufgezogen ist, bis 10 Uhr und Nachmittags von 2 Uhr bis Abends grasen. Im Winter werden sie nur einmal des Tags und nur bei guter Witterung ausgetrieben; denn der Thau, Regen und Schnee sind ihnen schädlich. Ueberfällt sie ein Gewitter oder auch nur ein starker Regen, sieht man sie gewöhnlich Eines nach dem Andern davon laufen und in vollem Laufe und stetem Schreien der Thür ihres Stalles zufliehen; die Ferkel schreien am meisten und am lautesten. Dies Geschrei ist von ihrem gewöhnlichen Grunzen verschieden; es ist ein Geschrei des Schmerzes, ähnlich dem Tone, den sie ausstoßen, wenn man sie zum Abschlachten fest bindet. Der Eber schreit weniger als die Sau; es sey denn, daß er kämpft und verwundet wird; die Bache schreit häufiger; werden sie überfallen und plötzlich erschreckt, schnaufen sie mit einer solchen Heftigkeit, daß man sie in großer Ferne hören kann.

Wenn auch diese Thiere ungemein gefräßig sind, greifen sie doch nicht, wie die Wölfe, die andern Thiere an und fressen sie; inzwischen verschlingen sie manchmal verdorbenes Fleisch; man hat Eber Pferdefleisch verzehren sehen und wir haben in den Magen derselben Stücke von Rehhaut und Vögelflaueu gefunden; vielleicht fressen sie aber diese Gegenstände mehr aus Noth als Naturtrieb. Man kann übrigens nicht läugnen, daß sie nach Blut und nach blutendem und frischem Fleische begierig sind; denn sie fressen ihre Jungen und selbst Kinder in der Wiege; sobald sie etwas Saftiges, Feuchtes, Fetttes, und Deliges finden, belecken sie es und verschlingen es am Ende. Manchmal sah ich eine ganze Heerde dieser Thiere bei ihrer Rückkehr von der Trift bei einem Haufen eben ausgeworfener Thonerde stille stehen; alle beleckten diese Erde, die nicht sehr fett war, und Einige verschlangen eine bedeu-

tende Menge derselben. Ihre Fressbegierde ist, wie man sieht, eben so grob, wie ihr Naturell roh; sie besitzen kein entschiedenes sich kund gebendes Gefühl; die Jungen erkennen kaum ihre Mütter, oder begehn doch sehr leicht einen Irrthum und saugen an der ersten besten Sau, welche es zuläßt, daß sie ihre Zitzen fassen. Die Furcht und die Nothwendigkeit verleih't den wilden Schweinen sichtlich einen etwas höhern Grad von Empfindung und Naturtrieb; es scheint, daß die Jungen ihrer Mutter treu anhangen, die auch von ihrer Seite die Bedürfnisse ihrer Brut mehr zu beachten scheint, als das Haus-schwein. In der Brunstzeit sucht der Keuler die Wache und folgt ihr und bleibt mit ihr gewöhnlich 30 Tage in dem dichtesten, einsamsten und abgelegnen Theile des Waldes. Er ist dann wilder als zu jeder andern Zeit und wird wüthend, wenn ein anderer Keuler seine Stelle einnehmen will; sie kämpfen, verwunden und tödten sich selbst manchmal. Die Wache wird nur wüthend, wenn man ihre Jungen angreift: im Allgemeinen gilt der Satz bei fast allen wilden Thieren, daß das Männchen mehr oder weniger grimmig wird, wenn es sich paaren will und das Weibchen, wenn es geworfen hat.

Man jagt den Eber offen und mit Hunden, oder man lauert ihm beim Mondschein auf und tödtet ihn; da er nur langsam flieht, einen starken Geruch auf seiner Fährte zurückläßt und sich gegen Hunde vertheidigt und sie oft gefährlich verlegt, darf man ihn nicht mit guten Läufern, die für die Hirsch- und Reh-Jagd bestimmt sind, hegen; die Eber-Jagd würde ihre Nase verderben und sie gewöhnen langsam zu laufen; etwas abgerichtete Fleischhunde gnügen zur Eberhege. Man muß nur die ältesten Keuler hegen, die man leicht an ihrer Spur erkennt; ein junger Keuler von 3 Jahren ist schwer zu stellen, weil er eine sehr weite Strecke rennt, ohne inne zu halten; ein alter Eber hingegen läuft nicht so fern, läßt die Jagd sich nahe kommen, hat keine große Furcht vor den Hunden und steht oft still, um ihnen die Spitze zu bieten. Den Tag über bleibt er gewöhnlich in seinem Lager, das er im dichtesten und stärksten Holze des Waldes aufschlägt; am Abende und in der Nacht verläßt er es, um sein Futter zu suchen. Im Sommer, wenn das Korn reif ist, kann man ihn leicht in den Roggen- und Hafer-Feldern, die er alle Nächte besucht, überfallen; sobald er erlegt ist, tragen die Jäger

Sorge, ihm die Keilen, d. h., die Hoden auszuschnneiden, die einen solchen starken Geruch besitzen, daß, wenn sie nur fünf oder sechs Stunden, ohne weggenommen zu werden, im Hodensack verweilen, das ganze Fleisch davon verdorben wird. Uebrigens ist beim alten Keuler nur der Kopf gut, während alles Fleisch am Frischling und dem jungen Eber, der noch kein Jahr alt ist, zart und selbst fein von Geschmack ist. Das Fleisch des Bär oder des männlichen Hausschweines ist noch schlechter, als das des Keulers, und nur durch die Verschneidung und Mästung wird es schmackhaft. Die Alten hatten den Gebrauch, junge Frischlinge, die man ihrer Mutter wegnehmen konnte, zu verschnneiden, und sie hierauf in den Forst zurück zu bringen; diese verschnittenen Eber mästen sich weit mehr als die andern, und ihr Fleisch ist besser als das der Hausschweine.

Wenn man nur irgend eine kurze Zeit auf dem Lande zugebracht hat, kennt man den Nutzen, den man aus dem Schweine zieht; sein Fleisch verkauft man eben so theuer als das des Ochsen; das Speck steht in einem doppelten und selbst dreifachen Preise; Blut, Gedärme, Eingeweide, Füße, Zunge werden zubereitet und gegessen.

Der Mist des Schweines ist kälter als der der andern Thiere, und man darf sich desselben zum Dünger nur für zu hitzige und zu trockene Ländereien bedienen. Das Fett der Eingeweide und des Darmtrunkes, welches vom Specke verschieden ist, liefert das Schmalz und den Wagenschmier; die Haut gewährt ebenfalls ihre Dienste, aus ihr werden Siebe, und aus den Borsten Bürsten, Pinseln u. dergleichen verfertigt. Das Fleisch dieses Thieres nimmt besser Salz und Salpeter an und erhält sich gesalzen länger als irgend ein anderes.

Obwohl diese Thierart in Europa, Asien und Afrika zahlreich und sehr verbreitet ist, hat man dieselbe doch nicht auf dem Festlande der neuen Welt gefunden; die Spanier brachten sie dorthin; sie setzten auf dem Festlande und fast auf allen großen Inseln Amerika's schwarze Schweine aus, die sich in mehreren Gegenden vermehrt haben und wild geworden sind; sie gleichen unsern Ebern, nur haben sie einen kürzern Körper, einen dickern Kopf und eine dichtere Haut als unsere Hausschweine, die in den heißen Himmelsstrichen alle schwarz wie die Keuler sind.

Aus einem lächerlichen Vorurtheil, das allein der Aberglaube aufrecht erhalten konnte, berauben sich, die Mahomedaner dieses nützlichen Thieres; man hat ihnen vorgesagt, daß es unrein sey und sie wagen nicht, es zu berühren, noch sich von demselben zu nähren. Die Chinesen hingegen finden großen Geschmack am Schweinefleisch; sie halten zahlreiche Heerden, und ihre gewöhnliche Speise ist Schweinefleisch, was auch die Ursache gewesen seyn soll, warum sie Mahomet's Glauben nicht angenommen haben. Die Schweine in China wie die von Siam und Indien sind in etwa von denen in Europa verschieden, sie sind kleiner und haben viel kürzere Beine; ihr Fleisch ist weißer und schmackhafter. Man kennt sie auch in Frankreich und zieht sie hier und dort; sie paaren sich und zeugen mit den Schweinen der gemeinen Rasse. Die Neger ziehen ebenfalls eine große Menge derselben, und wenn sie auch bei den Mauren und in allen von Mohamedanern bewohnten Ländern in geringer Zahl vorhanden sind, findet man doch die wilden Schweine eben so häufig in Afrika und Asien, als in Europa. Diese Thiere, hängen mithin von keinem besondern Klima ab, nur scheint es, daß in den kalten Ländern der zum Hausthier gewordene Eber mehr ausgeartet ist als in den heißen. Ein Wärmegrad mehr langt hin, um die Farbe zu verändern; gemeinlich sind die Schweine in den Nordprovinzen Frankreichs und selbst in Vivarais weiß, während sie fast alle schwarz im Dauphinat, das jenen Provinzen sehr nahe liegt, sind. Die Schweine von Languedoc, der Provence, Spanien, Italien, Indien, China und Amerika besitzen dieselbe Farbe. Das Schwein von Siam gleicht dem Eber mehr als das französische. Eins der hervortretendsten Merkmale der Entartung sind die Ohren; sie werden um so geschmeidiger, weicher und hängen um so tiefer herunter, je veränderter oder wenn man will, je gezähmter durch die Erziehung und den Zustand der Häuslichkeit das Thier geworden ist; das Hausthier besitzt auch in der That weniger starre, viel längere und hängendere Ohren als der Keuler, den man als das Musterbild der Gattung betrachten muß.

Den historischen Thatfachen, die ich über die Rasse der europäischen Schweine und über die der Schweine in Siam und China mittheilte, habe ich nichts mehr hinzuzufügen; alle

drei vermischen sich untereinander und bilden demzufolge auch nur eine und dieselbe Art, obwohl die Schweinerrasse von Europa in Hinsicht der Dicke und der Höhe des Körpers bedeutend größer ist, als die andere. Diese Höhe könnte noch bedeutender werden, wenn man die Thiere eine längere Reihe von Jahren in dem Zustande der Häuslichkeit leben ließe. Hr. Collinson, Mitglied der königlichen Gesellschaft zu London, hat mir berichtet, daß ein Schwein, was auf Befehl des Hrn. Joseph Leastarm gemästet und durch Mess, Mehger zu Congleton in Chestershire geschlachtet wurde, 850 Pfund wog, nemlich die eine Seite 313, die andere 314, der Kopf, der Rückgrath, das innere Fett, die Eingeweide zc. 223 Pfund.

Ueber das Schwein von Siam und China.

Wie wir berichtet haben, gehört das Schwein zu den Thierarten, die am allgemeinsten verbreitet sind. Die Herren Kook und Forster fanden es auf den Gesellschafts-Inseln, Freundschafts-Inseln und neuen Hebriden: „Auf allen Inseln des stillen Meeres, berichten sie, gibt es nur zwei Arten von Hausthieren, das Schwein und der Hund. Die Rasse der dortigen Schweine ist die von China oder Siam; sie haben einen gedrungenen Körper, kurze Beine, einen Hängebauch bis zur Erde, grade aufstehende Ohren und sehr wenige Borsten. Ich habe, sagt Hr. Forster, nie Schweinefleisch gegessen, das so saftig war, und nie Speck, das einen so angenehmen Geschmack hatte. Diese Güte kann nur der trefflichen Nahrung, die sie erhalten, zugeschrieben werden. Sie werden nur mit Brodfrucht, oder mit gesäuertem Teige aus dieser Frucht, Schlingpflanzen-Wurzeln zc. gemästet. Auf den Gesellschafts-Inseln findet man dieselben in großer Menge, fast um jede Hütte sieht man sie. Sie sind eben so zahlreich auf den Märkessats-Inseln und auf Amsterdam, einer der Freundschafts-Inseln, doch seltner sind sie auf den östlichen Inseln der neuen Hebriden.“

Das Schwein von Guinea.

Obgleich dieses Thier sich von dem gewöhnlichen Schweine durch einige ziemlich hervorstechende Merkmale unterscheidet, vermute ich doch, daß es zu derselben Art gehöre und daß diese Abweichungen nur durch den Einfluß des Klimas hervor-

gebrachte Verschiedenheiten sind; ein Beispiel hiervon liefert uns das siamesische Schwein, das sich ebenfalls von dem europäischen unterscheidet und dennoch bestimmt von derselben Art ist, da sie sich mit einander paaren und zeugen; das Schwein von Guinea besitzt beinahe dieselbe Gestalt, wie das unsrige, und hat die Dicke des siamesischen, d. h. es ist kleiner als unser Eber, oder als unser Schwein; ursprünglich stammt es aus Guinea her und ist nach Brasilien verpflanzt worden, wo es sich, wie in seiner Heimath, vermehrt hat; es ist Hausthier und völlig zahm geworden. Es hat ein kurzes, rothes, glänzendes Haar, keine Borsten, nicht einmal auf dem Rücken, nur der Hals und das Kreuz nahe am Ursprünge des Schweifes sind mit etwas längern Haaren als der Rest des Körpers versehen; es hat keinen so dicken Kopf, als das europäische Schwein und weicht von demselben in der Form der Ohren ab, die es sehr lang, sehr spitzig hat und ihm nach hinten längs dem Nacken liegen; sein Schweif ist auch weit länger, berührt fast die Erde und ist bis an seine Spitze ohne Haare; übrigens findet sich die Schweinerrasse, die nach Markgraf aus Guinea herkommt, in Asien und vorzugsweise auf der Insel Java, von wo sie, wie es scheint, durch die Holländer nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung verpflanzt worden ist.

Der Eber vom grünen Vorgebirge.

In den Gegenden, welche in der Nachbarschaft des grünen Vorgebirges liegen, gibt es ein Schwein oder einen Eber, der durch die Zahl der Zähne und durch die ungemeine Größe seiner beiden Hauer im Oberrücken eine von allen andern Schweinen verschiedene Rasse und selbst vielleicht eine verschiedene Art auszumachen und sich in etwa dem Hausschwein von Indien zu nähern scheint; die oberen Hauer gleichen mehr Hörnern von Elfenbein, als Zähnen, sie sind einen halben Fuß lang und haben fünf Zoll im Umfang an der Grundfläche; sie sind beinahe wie die Hörner des Stieres, vorn und rückwärts gewunden. Dieser Charakter allein würde nicht hinlänglich diesen Eber zu einer besondern Art zu erheben; was aber diese Annahme zu bestätigen scheint, ist der Umstand, daß er sich noch vor allen andern Schweinen durch die breite Öffnung seiner Nasenlöcher, durch die große Breite und Form

seiner Kinnladen und durch die Zahl und die Gestalt seiner Backenzähne unterscheidet.* Indessen habe ich die Hauer eines Renlers, der in den Wäldern von Bourgogne getödtet wurde, gesehen, die in etwa denen des Ebers vom grünen Vorgebirge nahe kamen; sie hatten ungefähr $3\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, und 4 Zoll im Umfange an der Grundfläche und waren, wie die Hörner des Stieres, gewunden, d. h. sie hatten eine doppelte Krümmung, während die gewöhnlichen Hauer nur eine einfache Windung in Zirkelform besitzen; sie schienen aus einem festen Elfenbein zu bestehen und sicher war die Kinnlade des Ebers breiter als bei den andern; wir können daher mit einigem Grunde voraussetzen, daß der Eber vom grünen Vorgebirge nur eine einfache Abweichung, eine besondere Rasse in der Art des gewöhnlichen Schweines bildet.

* Wir haben in Betreff eines Thieres, das sich in Afrika vorfindet und dem wir den Namen Eber vom grünen Vorgebirge beigelegt haben, eine Bemerkung mitgetheilt. Wir sagten in derselben, daß er durch die ungemeine Größe seiner beiden Häuer in der obern Kinnlade, aus-schienen eine von allen andern Schweinen verschiedene Rasse und selbst eine neue Art zu bilden, da er überdies in der langen Oeffnung seiner Nasenlöcher und in der großen Breite und Form der Kiefer von denselben abweiche, daß wir aber die Hauer eines in unsern Wäldern von Bourgogne getödteten Ebers gesehen haben, die in etwa denen des Ebers vom grünen Vorgebirge nahe kamen, indem sie ungefähr $3\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und 4 Zoll im Umfang an der Basis hatten u. Dieses ließe uns mit einigen Gründen vermuthen, daß der Eber vom grünen Vorgebirge nur eine einfache Verschiedenheit und keine besondere Art bilde. Hr. Allamand, berühmter Professor der Naturgeschichte zu Leiden, hatte die Güte, die Abbildung dieses Thieres uns einzusenden und über dasselbe folgenden Bericht an Hrn. Daubenton abzustatten:

„Ich glaube mit Ihnen, mein Herr, daß der Eber, welcher auf der beigelegten Platte abgedruckt steht, derselbe ist, den Sie mit dem Namen „Eber vom grünen Vorgebirge,“ bezeichnet haben. Dies Thier lebt noch jetzt (den 5 Mai 1767) in der Menagerie des Prinzen von Oranien. Von Zeit zu Zeit geh ich es sehn, und immer mit neuem Vergnügen; ich kann nicht aufhören, die sonderbare Gestalt seines Kopfes zu

bewandern. Ich habe an die Regierung des Vorgebirgs der guten Hoffnung geschrieben und sie gebeten, mir ein anderes Exemplar, wenn es möglich ist, zu verschaffen; ich wage dies aber kaum zu hoffen, denn am Cap galt es selbst für eine Mißgeburt, der Aehnliches Niemand je erblickt hatte. Wenn ich gegen alle Hoffnung Eins erhalte, schicke ich es nach Frankreich, damit Herr Buffon und Sie es in Augenschein nehmen können. Das hiesige hat man mit einer Sau zu paaren gesucht; aber sobald sie erschien, fiel es über dieselbe her und riß ihr den Leib auf."

Nach dem Kupferstiche, den uns Hr. Allamand übersandt hat, haben wir die Abbildung, die wir hier von dem Thiere mittheilen, zeichnen und stechen lassen. In den *Miscellanea* und in den *Spicilegia zoologica* des Hrn. Pallas und in den Beschreibungen des Hrn. Voßmæer haben wir dieselbe Platte gefunden; Hr. Allamand berichtete ebenfalls in einem Schreiben aus Leyden unter dem 31. Oktober 1766 dem Hrn. Daubenton, daß ein junger Arzt im Haag in einem Werke, das uns wahrscheinlich unbekannt sey, eine Beschreibung des Thieres und eine Abbildung desselben in Kupferstich geliefert habe. Dieser junge Arzt ist wahrscheinlich Hr. Pallas und ihm verdankt demnach das Publikum, zuerst Kenntniß von diesem Thiere erhalten zu haben. Hr. Allamand sagt in demselben Schreiben, daß das Auffallendste am Schweine der Kopf sey, dieser unterscheide sich von dem unserer Schweine in hohem Grade, besonders durch außerordentliche Anhängsel in Form von Ohren an der Außenseite der Augen.

Wir bemerken hier, daß die erste von Hrn. Allamand berichtete Thatsache von dem Abscheu und der Grausamkeit dieses Ebers gegen eine brünstige Sau zu beweisen scheint, daß er der Art nach von unsern Schweinen abweiche. Die Verschiedenheit der Kopfform sowohl im Innern wie im Aeußern scheint dies ebenfalls zu bestätigen; da es inzwischen dem Schweine weit näher steht, als irgend einem anderen Thiere und nicht nur in den Nachbargegenden vom grünen Vorgebirge, sondern auch auf dem Cap der guten Hoffnung lebt, werden wir es den afrikanischen Eber nennen und geben seine Geschichte und Beschreibung in einem Auszuge aus den Werken der Herren Pallas und Voßmæer.

Dieser nennt es das Schwein mit breitem Rüssel oder der afrikanische Eber und unterscheidet es mit Recht von dem Schweine (Waldschweine) aus Guinea mit längen und zugespitzten Ohren und ebenfalls von dem Pecari oder Tacaju in Amerika und von dem Babiroussa (Schweinhirsch) in Indien.

„Hr. v. Buffon, sagt er, indem er von einem Theile der Kiefer, von dem Schweife und den Füßen dieses außerordentlichen Ebers vom grünen Vorgebirge, der im Kabinette des Königs aufbewahrt wird, spricht, berichtet, daß in jenes Kinnladen Vorderzähne sind; nun fehlen sie aber an unserem Exemplare.“

Aus diesem Umstande zieht Hr. Vosmäer den Schluß, daß es nicht dasselbe Thier sey; unterdessen wird man bemerkt haben, daß Hr. Allamand mit uns die Ansicht theilt, daß dieser Eber vom grünen Vorgebirge, von dem ich nur einen Theil des Kopfes gesehen hatte, dennoch das nämliche Schwein mit breitem Rüssel sey, von dem Hr. Vosmäer glaubt, daß es nach allen Naturforschern unbekannt sey.

Hr. Tulbagh, Gouverneur vom Vorgebirge der guten Hoffnung, welcher diesen Eber übersandte, schrieb, daß er zwischen dem Lande der Kaffern und dem der großen Namaquas ungefähr 200 Stunden vom Kap eingefangen worden sey und fügt hinzu, daß er der erste dieser Art sey, den man lebend gesehen habe. Hr. Vosmäer erhielt auch die Haut eines Thieres derselben Art, die in mehreren Hinsichten von der des lebendigen Thieres abzuweichen schien.

„Man hatte,“ berichtet Herr Vosmäer, „das Thier in einen hölzernen Käfig gesetzt, und da man mir gesagt hatte, daß es nicht bössartig sey, ließ ich die Thüre desselben öffnen. Es kam ohne irgend ein Zeichen des Zornes heraus, lief springend hin und her oder süßerte überall nach Nahrung herum und nahm gierig alles, was wir ihm vorhielten. Wir ließen es hierauf einige Augenblicke allein und fanden es bei meiner Rückkehr damit beschäftigt, die Erde aufzuwühlen und hatte trotz dem Pflaster, das aus kleinen wohl zusammengesetzten Estrichen bestand, schon ein Loch von unglaublicher Größe aufgeworfen, um, wie wir später entdeckten, zu einer Wasserrinne, die unten durchlief, zu dringen. Ich ließ es in seiner Arbeit unterbrechen und nur mit vieler Mühe und mit

der Hülfe mehrerer Menschen vermochten wir seinen Widerstand zu überwinden und es in seinen vergitterten Käfig zurückzubringen. Es gab seinen Verdruß durch scharfe und klagende Schreie kund. Man kann annehmen, daß es in den afrikanischen Wäldern jung gefangen wurde, denn seitdem es hier lebt, ist es noch bedeutend gewachsen; es lebt noch, sagt der Verfasser, dessen Werk im Jahre 1767 erschien. Den letzten Winter hat es sehr gesund zugebracht, obgleich die Kälte sehr strenge war und es den größten Theil der Zeit in seinem Behälter zubringen mußte.

An Schnelligkeit scheint es die Schweine unsres Landes zu übertreffen; es läßt sich gerne mit der Hand und selbst mit einem Stocke reizen; man scheint ihm selbst noch größeres Vergnügen durch starkes Reiben zu verursachen; auf diese Weise gelang es uns, dasselbe ruhig zu halten, um es abzuzeichnen. Reckt oder stößt man es, weicht es zurück, indem es sich immer nach der Seite kehrt, wo es angegriffen wird, und heftig den Kopf bewegt oder mit demselben stößt. Wenn man es, nachdem es lange eingeschlossen war, heraus läßt, scheint es sehr froh zu seyn; es springt und jagt die Rehe und andere Thiere, indem es den Schweif, den es sonst hängend trägt, in die Höhe streckt. Es verbreitet einen starken Geruch, den ich mit nichts vergleichen kann und doch nicht unangenehm finde. Reibt man es mit der Hand, nähert sich der Geruch sehr dem des grünen Käses. Es frist jede Kornart; sein Futter am Bord des Schiffes war Mais und Grünes, so gut man dieses haben konnte; nachdem es hier Gerste und Buchweizen, mit denen mehr andere Thiere der Menagerie gefüttert werden, gekostet hat, zieht es dies Futter und die Gras- und Pflanzen-Wurzeln, die es aus der Erde wühlt, jedem andern vor; doch liebt es das Roggenbrod am meisten; es läuft den Menschen nach, die dieses bei sich tragen. Beim Fressen beugt es sich, auf seine krummen Knie gestützt, stark vorüber; dieselbe Haltung nimmt es an, wenn es säuft, was durch Einschlürfen des Wassers von der Oberfläche geschieht; übrigens liegt es sehr häufig auf den Knien seiner Vorderbeine. Es hat ein sehr gutes Gehör und einen feinen Geruch, aber ein kurzes Gesicht, was sowohl durch die Kleinheit als durch die Stellung seiner Augen veranlaßt wird, die es verhindern, die dasselbe umgebenden Gegenstände deutlich wahrzu-

nehmen, indem die Augen weit höher gestellt und weit näher aneinander gerückt sind als bei den andern Schweinen, oben drein stehen sie seitwärts und werden nach unten durch zwei Lappen, welche viele Leute für Ohren ansehen, mehr oder weniger verdunkelt; es besitzt größere Geistesfähigkeiten, als das gewöhnliche Schwein.

Die Gestalt des Kopfes ist scheußlich, die abgeplattete, breite Nase in Verbindung mit der außerordentlichen Länge des Kopfes, mit seinem breiten Rüssel, sonderbaren Lappen, spitzigen Hervorragungen, die an beiden Seiten seiner Augen stark hervortreten, und mit seinen gewaltigen Hauern, dieses alles gibt ihm das Ansehen eines der gräulichsten Ungeheuer.

Seine Körper-Verhältnisse sind folgende:

(Rheinisches Maas.)

Länge des ganzen Körpers	4 Fuß 3 Zoll.
Höhe des Vordertheils	2 $\frac{1}{2}$ 3
Höhe des Hintertheils	4 $\frac{1}{2}$ 11 $\frac{1}{6}$
Die größte Dicke des Körpers	3 $\frac{1}{2}$ 1
Die geringste Dicke des Körpers in der Gegend der Schenkel	2 $\frac{1}{2}$ 10 $\frac{1}{2}$
Länge des Kopfes bis zwischen die Ohren	1 $\frac{1}{2}$ 3
Breite des Kopfes zwischen den Lappen —	9 $\frac{1}{2}$
Breite des Rüssels zwischen den Hauern —	6 $\frac{1}{2}$
Länge des Schweifes	11 $\frac{1}{2}$

Seine Körpergestalt nähert sich ziemlich der unseres Hauschweines, doch scheint es kleiner zu seyn, indem sein Rücken oberhalb glatter und seine Beine kürzer sind.

Sein Kopf ist im Vergleich zu dem der andern Schweine, sowohl in Hinsicht des Baues als der Größe, unförmlich, die Schnauze ist sehr breit, abgeplattet und hart, die Nase beweglich, an der Seite nach unten ein wenig zurückgebogen und schräg abgeschnitten, die Nasenlöcher sind groß, weit von einander abstehend und werden nur sichtbar, wenn das Thier den Kopf erhebt; die Oberlippe ist hart und dick, an der Seite, in der Nähe der Hauer, unter denselben und um dieselben stark hervortretend und hängend und bildet vorzüglich hinter den Hauern eine halbbovale, hangende, knorpelartige Krause, welche die Ecke des Rüssels bedeckt.

Das Thier hat weder im Ober- noch Unterkiefer Schneidezähne; das Zahnfleisch ist aber an dieser Stelle glatt, rund und hart.

Die Hauer haben im Oberkiefer an ihrer Grundfläche einen guten Zoll im Durchmesser, sind zurückgedreht und treten in ihrer krummen Linie $5\frac{1}{2}$ Zoll hervor, nach außen stehen sie weit von einander ab und enden mit einer stumpfen Spitze; an der Seite eines jeden Hauer befindet sich eine Art von ausgehöhlter Rinne oder Furche; die Hauer der unteren Kinnlade sind weit kleiner, weniger gewunden, fast dreieckig und durch ihr fortdauerndes Reiben an die obern Hauer abgenutzt, sie erscheinen wie schräg abgeschnittene. Das Thier hat Mahlzähne, sie stehen aber in der Schnauze sehr nach hinten und der Widerstand des Thieres hinderte uns, sie zu sehen.

Die Augen sind im Verhältnisse zum Kopfe klein, höher gestellt und näher an einander und zu den Ohren gerückt, als bei dem gewöhnlichen Schweine. Der Regenbogen im Auge ist von einem tiefen Braune auf einer weißen Hornhaut. Die obern Augenwimpern sind mit braunen, starren, graden, eng zusammengedrängten Haaren versehen, die in der Mitte länger sind als an den Seiten; die untern Augenlider sind haarlos.

Die Ohren sind ziemlich groß, mehr rund als zugespitzt, im Innern stark mit einem gelben Haare besetzt und liegen nach hinten gegen den Körper zu. Unter den Augen bemerkt man eine Art von kleinem Sacke, der zwiebel- oder drüsenartig ist, und unmittelbar unter denselben erscheinen zwei runde, glatte, dicke, grade und wagrechte Häutchen, die ich Augenhäutchen nenne, ihre Länge und Breite beträgt ungefähr $2\frac{1}{2}$ Zoll. Auf der graden Linie zwischen diesen Häutchen und der Schnauze befindet sich an jeder Seite des Kopfes eine harte, runde, spitzige und nach außen gekehrte Hervorragung. Die Haut scheint sehr dick und an den gewöhnlichen Stellen mit Speck angefüllt zu seyn, nur am Halse, in der Schambug und in der Wanne ist sie abgelöst; an einigen Stellen erscheint sie leicht gereift und ungleich, als wenn die Oberhaut sich stellenweise haarte; auf dem ganzen Körper zeigen sich einzelne dünn gesäte Haare, wie in kleinen Bürsten von drei, vier oder fünf Haaren, die mehr oder weniger lang sind und in gerader

Linie hinter einander stehen. Die Stirn zwischen den Ohren hat ein gerunzeltes Ansehen und ist mit weißen und braunen, aber sehr dichten Haaren besetzt, die vom Mittelpunkt aus sich immer mehr niederlegen, oder kleiner werden. Von dort aus steigt mitten über den Kopf nach dem unterm Theile der Schnauze ein schmaler Streif schwarzer und grauer Haare, die, von der Mitte auslaufend, nach jeder Seite des Kopfes dünner werden; übrigens sind sie dünn vertheilt; im Nacken und auf dem Vordertheile des Rückens besitz das Thier die meisten Borsten, die dort auch am dichtesten stehen und am längsten sind, ihre Farbe ist dunkelbraun und grau, einige derselben haben 7 bis 8 Zoll Länge bei einer Dicke gleich der bei den gewöhnlichen Schweinen und spalten sich von selbst. Die Borsten auf dem Rücken sind nicht gerade, sondern leicht gebogen. Weiter nach dem Rücken hin werden sie dünner und nehmen so sehr an Zahl ab, daß sie überall die nackte Haut durchblicken lassen. Außerdem sind die Seiten, die Brust und der Bauch, die Seiten des Kopfes und der Hals mit kleinen Borsten versehen.

Die Füße stimmen mit denen unserer Schweine überein und sind in zwei spitze und schwarze Klauen gespalten. Die Hinterzehen betreten zwar auch den Boden, doch werden sie die meiste Zeit nicht gebraucht. Der Schwanz ist nackt, hängt senkrecht herunter und endet sich beinahe in eine Spitze; die Geilen hängen zwischen den Schenkeln und in der Bauchhaut, die Vorhaut ist an der Oeffnung sehr weit. — Die Farbe des Thieres ist am Kopfe schwärzlich, aber auf dem Rücken und am Bauche hell, grau-roth; mit der Haut eines andern Thieres derselben Art, das ebenfalls vom Vorgebirge der guten Hoffnung herübergebracht wurde, verglichen, bemerkte Hr. Bosmäer, daß der Kopf des letzteren kleiner und die Schnauze weniger breit war, auch fehlten ihm die beiden Lappen unter den Augen; doch erblickte man an ihrer Stelle zwei Hervorragungen, welche die Grundlage zu ihnen herzugeben schienen. Inzwischen waren die runden und spitzigen Hervorragungen, die auf der graden Linie zwischen den beiden Lappen und der Schnauze liegen, nicht vorhanden; zum Ersatze dagegen sind die Hauer weit größer, die oberen haben auf beiden Seiten eine tiefe Grube oder Rinne, endigen mit einer scharfen Spitze und stehen auf beiden Seiten des Rüssels 6 $\frac{1}{2}$

Zoll heraus; die Länge der unteren beträgt dagegen nur $2\frac{1}{2}$ Zoll, die letzteren sind durch ihr beständiges Reiben gegen die ersteren schräg abgeschliffen und dem zu Folge sehr spitzig. Die Größe der Hauer des letzten Exemplars zeigt hinlänglich, daß die Haut von keinem jungen Thier herrühren konnte. Uebrigens habe ich keinen Unterschied der Füße bemerkt. Herr Vosmaër beschließt seine Beschreibung auf diese Weise und vermuthet, daß die, von ihm angeführten Abweichungen von den Geschlechts-Verschiedenheiten herrühren. Was mich anbetrifft, so bin ich noch nicht überzeugt, daß der Eber von Afrika trotz seinem Widerwillen gegen die ihm zugeführte Sau nur eine einfache Varietät unsers europäischen Schweines sey. Wir sehen, daß in Asien, Siam, China diese Thierart einem großen Formwandel unterworfen ist und die dicken Hauer, die ich an dem ungeheuren Kopfe eines Ebers, der vor ungefähr 30 Jahren in meinen eigenen Wäldern erlegt wurde, fand, Hauer, die fast so groß waren, als die des Ebers vom Cap, lassen mich noch immer in der Unwissenheit, ob es in der That zwei verschiedene Arten, oder nur zwei Varietäten derselben Art gab, die einzig durch den Einfluß des Klimas und der Nahrung hervorgebracht werden.

Ueberdies finde ich eine Note des Hrn. Commerson, worin berichtet wird, daß es auf Madagaskar wilde Schweine gebe, deren Kopf von den Ohren bis zu den Augen die gewöhnliche Form besitze; unter den Augen aber befinde sich ein Fortsatz, der bis an das Ende des Rüssels abnehme, der Art, daß es das Ansehen habe, als seyen zwei Köpfe vorhanden, von denen die Hälfte des einen von der Hälfte des anderen eingefaßt werde; das Fleisch dieses Schweines ist übrigens zäh und wenig schmackhaft. Diese Notiz läßt mich glauben, daß das Thier, was ich Anfangs mit dem Namen Eber vom grünen Vorgebirge belegt habe, weil der Kopf uns aus der Nachbargegend vom Vorgebirge übersandt worden war und das ich später den afrikanischen Eber nannte, weil es auch in den Ländern am Vorgebirge der guten Hoffnung lebt, sich ebenfalls auf der Insel Madagaskar vorfindet.

Zu der Zeit, als ich den vorigen Bogen wieder durchsah und ihn für den Druck besorgte, ist mir eine neue Ausgabe meiner Naturgeschichte gekommen und ich fand im fünfzehnten Bande derselben sehr wichtige Zusätze von der Hand des

Hrn. Allemand, dessen ich Erwähnung gethan habe. Obgleich der fünfzehnte Band 1771 zu Amsterdam gedruckt worden ist, erhielt ich doch erst heute den 23ten Juli 1775 Kenntniß von demselben und ich bekenne, daß ich die ganze Ausgabe, die in jeder Hinsicht sorgfältig veranstaltet worden ist, mit dem größten Vergnügen durchlaufen habe. Die Noten und die Zusätze des Hrn. Allemand sind mit einem solchen Urtheile und so schön geschrieben, daß ich sie mit Freuden annehme; ich werde sie daher am Ende der Artikel, auf welche sich diese Beobachtungen beziehen, in diesen Band aufnehmen. Ich würde der Arbeit entübrigt worden seyn, das Nachstehende abzuschreiben und ich würde selbst einiger schwierigen Nachforschungen und mehrerer Untersuchungen, die anzustellen ich genöthigt war, überhoben worden seyn, wenn ich eher Kunde von der Arbeit des Hrn. Allemand gehabt hätte. Ich glaube, Hrn. Allemands Bereicherungen werden den Lesern eben so sehr befriedigen als mich; den Anfang mache ich hier mit jener, was dieser gelehrte Mann über den afrikanischen Eber beobachtet hat.

Ueber den afrikanischen Eber.

Zusatz des holländischen Herausgebers, Hrn. Professor Allemand.

„In der Naturgeschichte des Schweines, die uns Hr. v. Büffon geliefert hat, that er dar, daß dieses Thier allen Methoden, welche die Erzeugungen der Natur auf bestimmte Klassen und Gattungen zurück führen wollen, und sie durch Merkmale, die sie von einigen ihrer Theile abgezogen haben, unterscheiden, entschlüpft. Obgleich die Gründe, auf die er sich stützt, nicht widerlegt werden können, würden sie doch einen neuen Grad von Stärke erhalten haben, wenn er das Thier, was in unserm Werke abgebildet ist, gekannt hätte.

Es ist ein Eber, der 1765 vom Vorgebirge der guten Hoffnung der Menagerie des Prinzen von Oranien überschieft wurde und der bis dahin allen Naturforschern unbekannt war. Außer allen Sonderbarkeiten, welche unser europäisches Schwein zu einer für sich bestehenden Thierart machen, bietet uns jener Eber noch neue Abweichungen, die ihn von allen andern derselben Art unterscheiden; er hat nicht allein einen verschiedentlich gebauten Kopf, sondern besitzt auch keine Schneidezähne, von denen, obgleich sie auch bei unsern Hausschweinen nicht

beständig sind, doch die Nomenklatoren die unterschiedenden Merkmale dieser Thiere hergenommen haben.

Dem Hrn. Tulbagh, Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hoffnung, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, alles, was das Land nur Merkwürdiges darbietet, nach Europa zu senden, verdanken wir ebenfalls diesen auffallenden Ebre; in dem Schreiben, das ihn begleitete, bemerkte derselbe, daß er tief im Lande, ungefähr 200 Stunden vom Kap der guten Hoffnung, aufgefunden worden, und der erste sey, den man dort am Leben sah. Inzwischen sandte er das vergangene Jahr ein anderes Exemplar und 1657 überschickte er eine Haut, von der man nur den Kopf erhalten konnte; diese verschiedenen Sendungen scheinen darzuthun, daß die Thiere ihrem Vaterlande nicht selten sind. Ich weiß nicht, ob von ihnen Kolbe sprechen wollte, als er sagte: Man sieht nur selten wilde Schweine in den von den Holländern bewohnten Distrikten und weil es in denselben nur wenig Gehölz, ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist, werden sie auch nicht dorthin gelockt; übrigens zerstören Löwen, Tiger und andere Raubthiere sie in einem Grade, daß sie sich nicht sehr vermehren können.

Da er auch nicht die geringste Beschreibung hinzufügt, vermag ich auch nichts aus den Worten zu folgern; obendrein rechnet er unter die Schweine des Kap den großen Ameisenbären oder den Tamandua, ein amerikanisches Thier, was in keiner Hinsicht dem Schweine gleicht. Welchen Werth kann man auf einen Autor legen, der so übel unterrichtet ist?

Unser afrikanisches Schwein gleicht dem europäischen im Körper; unterscheidet sich aber von demselben in der ungeheuren Dicke des Kopfes. Was zuerst in die Augen fällt, sind die beiden ungemein großen Hauer, die auf jeder Seite aus dem Oberkiefer hervorstehn und fast senkrecht nach oben gehn. Sie haben beinahe eine Länge von 7 Zoll, und endigen sich in eine abgestumpfte Spitze. Zwei ähnliche Zähne, nur kleiner und besonders an ihrer innern Seite sehr dünn, befinden sich im Unterkiefer und liegen, wenn der Rachen zu ist, genau an der äußern Seite der obern Hauer; dies sind gewaltige Backen, deren er sich in dem Lande, das er bewohnt und wo er

häufig den Angriffen von Raubthieren ausgesetzt ist, mit Vortheil bedienen kann.

Sein Kopf ist breit und nach vorne flach und endigt sich mit einem weiten Rüssel, dessen Durchmesser fast der Breite des Kopfes gleich kommt und sich der Hornhärte nähert; er bedient sich desselben wie unsre Schweine zum Aufwühlen der Erde. Seine Augen sind klein und stehen nach vorne im Kopfe, so daß er nicht auf die Seite, sondern nur vor sich hin sehen kann; der Abstand von einander und von den Ohren ist geringer als beim gewöhnlichen Eber; unter denselben ist die Haut eingedrückt und bildet eine Art von sehr runzlichem Sacke. Seine Ohren sind im Innern stark mit Haaren besetzt. Etwas tiefer, fast an der Seite der Augen, erhebt sich die Haut und bildet zwei Auswüchse, die, von vorne gesehen, ganz zwei Ohren ähnlich sind; sie haben die Gestalt und die Größe derselben und ohne sehr beweglich zu seyn, liegen sie beinahe in derselben Fläche mit dem Vorderkopfe; unterhalb derselben, zwischen diesen Auswüchsen und den Hauern befindet sich auf jeder Seite des Kopfes eine *Vater-Mage*. Man wird sich leicht vorstellen können, daß eine solche Bildung dem Thiere eine äußerst merkwürdige Physiognomie verleihen muß. Schaut man es von vorne an, glaubt man 4 Ohren auf einem Kopfe, der keine Ähnlichkeit mit dem irgend eines bekannten Thieres hat und Furcht durch die Größe seiner Hauer einflößt, zu erblicken. Die Herren Pallas und Vosmäer, die uns von demselben eine gute Beschreibung geliefert haben, sagen, daß er sehr sanft und sehr zahm war, als er nach Holland kam; da er mehrere Monate auf dem Schiffe zubrachte und sehr jung war als man ihn auffing, so war er fast zum Haushethiere geworden; verfolgte man ihn aber inzwischen und kannte er die Menschen nicht, wich er langsam zurück, indem er dem Angreifer mit drohender Miene die Stirn bot und selbst die, welche ihn täglich sahn, mußten doch noch gegen ihn auf ihrer Hut seyn. Der Mann, dessen Pflege er anvertraut worden war, hat hievon eine traurige Erfahrung gemacht. Das Thier erbozte sich eines Tages gegen ihn und riß ihm mit seinem Hauer den Schenkel auf, an welcher Wunde er am andern Tage starb. Um für die Zukunft solche Unglücke zu verhüten, entfernte man ihn aus der Menagerie und stellte ihn an einen verschlossenen Ort, wo Niemand ihm nahe kommen konnte.

Er starb im Verlaufe eines Jahres und sein Gerippe wie seine Haut werden in dem naturhistorischen Kabinete des Prinzen von Oranien aufbewahrt. Der, welcher an seine Stelle kam und sich noch in derselben Menagerie befindet, ist noch sehr jung; seine Hauer sind kaum mehr als 2 Zoll lang. Läßt man ihn aus seinem Verschlusse heraus, gibt er seine Freude durch Sprünge zu erkennen und rennt mit weit größerer Behendigkeit als unsre Schweine. Aus diesem Grunde haben ihm die Bewohner des Kaps ohne Zweifel den Namen Hartlooper oder Schnellläufer gegeben.

Man kann nicht zweifeln, daß dies Thier eine von den bisher bekannten Rassen der Schweine gänzlich verschiedene Gattung ausmache; wenn es ihnen auch dem Körper nach gleicht, sind doch der Mangel der Schneidezähne und die sonderbare Bildung des Kopfes zu hervortretende, verschiedene Charaktere, als daß man sie Veränderungen, die durch das Klima hervorgebracht worden sind, zuschreiben könne und dies um so mehr, da es in Afrika Schweine gibt, die in keiner andern Hinsicht, als daß sie einen kleinern Wuchs besitzen, sich von den unsrigen unterscheiden. Was meine Ansicht bestätigt, ist der Umstand, daß die afrikanischen Eber der Wahrscheinlichkeit nach mit unsern Schweinen nicht zu zeugen vermögen; zum wenigsten hat man Ursache dies aus den gemachten Erfahrungen zu vermuthen. Man führte ihm eine Sau von Guinea zu; nachdem er sie einige Zeit berochen hatte, verfolgte er sie so lange, bis er sie an einen Ort getrieben hatte, wo sie ihm nicht entfliehen konnte und dort riß er ihr den Bauch mit seinen Hauern auf. Besser empfing er ebenfalls eine gewöhnliche Sau nicht, mit welcher man ihm einige Zeit nachher zusammenbrachte; er mißhandelte sie in einem Grade, daß man sie ihm entreißen mußte, um ihr das Leben zu erhalten.

Es ist auffallend, daß dies Thier, das in seiner Heimath nicht selten zu seyn scheint, noch von keinem Reisenden beschrieben worden ist, oder wenn sie über dasselbe berichtet haben, dies in so unbestimmten Ausdrücken geschah, daß man sich keinen Begriff davon bilden konnte. Flacourt sagt, daß es auf Madagaskar Eber gebe, die zwei Hörner an der Seite der Schnauze, welche schwielichte Auswüchse sind, besitzen, und daß diese Thiere eben so gefährlich sind als in Frankreich,

Hr. Buffon glaubt, daß an dieser Stelle die Rede vom Eber ist und vielleicht hat er Recht; vielleicht ist aber auch nur die Rede von unserm Eber; die Hörner, welche zwei schwielichtelassen Auswüchsen gleichen, können eben sowohl die Hauer dieses Ebers, als die des Babirussa, die schlecht beschrieben sind, seyn und der Zusatz des Glacourt, daß diese Thiere gefährlich sind, scheint besser auf unsern afrikanischen Eber zu passen. Hr. Adanson drückt sich, indem er von dem Eber, den er am Senegal gesehen hat, spricht, folgender Maßen aus: „Ich sah einen jener ungeheuern Eber, die Afrika eigenthümlich sind und von denen, so viel ich weiß, noch kein Naturforscher berichtet hat. Er war schwarz wie der Eber von Europa, aber von einem unendlich höhern Wuchse; er hatte vier große Hauer, von denen die zwei oberen in einem Halbkreis nach der Stirn hin gekrümmt waren und Aehnlichkeit mit den Hörnern, die andere Thiere tragen, hatten. Hr. von Buffon vermuthet noch, daß Hr. Adanson vom Babirussa habe sprechen wollen und ohne sein Ansehn würde ich der Ansicht ge-
 wesen seyn, daß der Verfasser unsern Eber gemeint habe; denn ich vermag nicht zu begreifen, wie er sagen konnte, daß ich Naturforscher Bericht über das Thier erstattet habe, wenn der Babirussa der Gegenstand seines Augenmerks war; er ist in der Naturgeschichte zu bewandert, als daß es ihm unbekannt seyn könne, daß dieses Thier häufig beschrieben worden sey, und der Kopf seines Gerippes fast in allen europäischen Kabinetten aufbewahrt werde.“

Vielleicht gibt es aber in Afrika eine andere Eberart, welche wir noch nicht kennen und die von Hrn. Adanson beobachtet ist. Die Beschreibung, welche Hr. Daubenton von einem Theile der Riefer des Ebers vom grünen Vorgebirge mittheilt, führt mich auf diese Vermuthung; was er von ihnen berichtet, beweist deutlich, daß der Eber von dem unserigen abweiche, und daß alles, was er von demselben sagt, auf den afrikanischen Anwendung finden würde, wenn nicht in den beiden Kinnladen Schneidezähne vorhanden wären.“

Ich stimme gern den meisten Bemerkungen des Hrn. Allmand bei, nur beharre ich bei der Annahme, wie dieses Ange-
 sichts selbst seine Meinung war, daß der Eber vom Kap, von dem wir sprachen und dessen Beschreibung Hr. Daubenton mittheilte, ein und dasselbe Thier mit diesem ist, wenn er

auch keine Schneidezähne hatte; denn es gibt keine Gattung, bei welcher die Zahl der Zähne so sehr wechselte, als beim Schweine. Diese Abweichung allein scheint mir an sich nicht hinzulangen, um zwei bestimmt von einander verschiedene Arten aus dem afrikanischen und dem des grünen Vorgebirges zu bilden, besonders da alle Kennzeichen des Kopfes bei ihnen dieselben sind.

Wir haben oben gesagt, daß der Eber vom grünen Vorgebirge, dessen Kenntniss Hr. Daubenton beschrieb, dasselbe Thier mit dem zu seyn scheine, dessen Abbildung wir unter dem Namen afrikanischer Eber mitgetheilt haben. Wir sind aber jetzt vollkommen überzeugt, daß diese beiden Thiere zwei sehr verschiedene Arten bilden. Sie unterscheiden sich voneinander in der That durch mehrere hervorstechende Charaktere, besonders durch die innere wie äußere Bildung des Kopfes, und vorzüglich durch den Mangel an Schneidezähnen, welche den afrikanischen beständig abgehen; während bei dem Eber vom grünen Vorgebirge deren 6 im Unter- und 2 im Oberkiefersich vorfinden.

Der Eber vom grünen Vorgebirge hat einen langen Kopf und einen schwächtigen Rüssel, dagegen besitzt der von Afrika oder Aethiopien eine sehr abgeplattete und sehr breite Schnauze. Die Ohren stehen gerade auf, sind hoch und spitzig; die Vorfüße, mit denen sie versehen, sind sehr lang, so wie die, welche den Körper und insbesondere die Schultern, den Bauch und die Schenkel bedecken, wo sie länger als an irgend einer andern Stelle sind. Der Schwanz ist dünn, endigt sich mit einer dicken Quaste von Borsten und reicht nur bis in die Kniekehle. Man trifft das Thier nicht blos am grünen Vorgebirge, sondern auf der ganzen Ostküste von Afrika bis zum Kap der guten Hoffnung an. Es scheint dieselbe Ebergattung zu seyn, die Hr. Adanson am Senegal sah und mit dem Namen sehr großer Eber von Afrika bezeichnete.

Der Hund.

(Canis. Chien.)

Die Größe des Wuchses, die Zierlichkeit der Gestalt, die Stärke des Körpers, die Freiheit der Bewegungen, alle die äußern Eigenschaften sind nicht das Edelste an einem belobten Wesen; wie wir am Menschen den Geist der Gestalt, den

Ward der Stärke und das Gefühl der Schönheit vorziehen; so theilen wir auch die inneren Eigenschaften am Thiere die am meisten hervorragenden; durch sie unterscheidet es sich von den Automaten, erhebt sich über die Pflanze und tritt uns näher; die Empfindung ist es, die sein Wesen veredelt, es leitet, belebt, seinen Organen befehlt, seine Glieder in Thätigkeit setzt, das Verlangen gebiert und dem Stosse fortsetzende Bewegung, Willen und Leben verleiht.

Die Vollkommenheit des Thieres hängt mithin von der Vollkommenheit seines Gefühles ab; je umfangreicher dieses ist, desto größer sind die Fähigkeiten und die inneren Hülfquellen des Thieres; je tiefer und inniger sein Daseyn ist, desto mannigfacher sind seine Beziehungen zu dem übrigen Welt. Und je zarter, feiner seine Empfindung ist, in einem desto höheren Grade kann das Thier durch die Erziehung vervollkommnet werden und wird um so würdiger, in einen gesellschaftlichen Bund mit dem Menschen zu treten; es vermag dann zu seinen Absichten mitzuwirken, seine Sicherheit zu bewachen, ihm zu helfen, zu schmeicheln und ihn zu vertheidigen; es versteht durch fortdauernde Dienstleistungen, durch wohlverdiente Liebkosungen seinem Herrn sich vertraut zu machen, ihn für sich einzunehmen und aus einem Tyrannen für sich einen Beschützer zu gewinnen.

Abgesehen von der Schönheit seiner Form, seiner Lebhaftigkeit, Stärke und Behändigkeit, besitzt der Hund alle inneren Eigenschaften in solcher Auszeichnung, daß sie die Blicke des Menschen auf ihn ziehen müssen. Ein feuriges, zorniges, und blutiges Naturell macht den wilden Hund allen anderen Thieren furchtbar und dennoch weicht dieses im Haushunde den mildesten Gefühlen, dem Vergnügen sich anzuschließen und dem Verlangen zu gefallen; kriechend legt er seinen Muth, seine Stärke und seine Gaben zu den Füßen seines Herrn und erwartet seine Befehle, um sie auszuführen; er befragt, fleht ihn und holt seinen Rath ein; ein Wink mit den Augen genügt ihm und er versteht die Zeichen des Willens. Ohne, wie der Mensch, das Licht der Gedanken zu besitzen, hat er die ganze Wärme der Empfindung; er besitzt mehr als sein Herr; er besitzt Treue und Beständigkeit in seinen Neigungen; er hat keinen Ehrgeiz, kein Interesse, kein Racheverlangen, keine Furcht als die zu mißfallen; er ist ganz Eifer, ganz Gluth

und Gehorsam. Empfänglicher für die Erinnerung von Wohlthaten, als Beleidigungen, läßt er sich durch schlechte Behandlungen nicht zurückschrecken; er duldet und vergißt sie und erinnert sich derselben nur, um sich noch mehr anzuschließen; weit entfernt gereizt zu werden oder zu fliehen, unterzieht er sich neuen Prüfungen, er leckt die Hand, die, das Werkzeug seiner Schmerzen, ihn eben geschlagen hat; den Mißhandlungen begegnet er nur mit Klagen und entwaffnet sie durch Geduld und Unterwürfigkeit. Gelehriger als der Mensch, geschmeidiger als irgend ein anderes Thier unterrichtet sich der Hund nicht allein in sehr kurzer Zeit; sondern verähnlicht sich den Bewegungen, den Manieren und allen Gewohnheiten dessen, der ihm befehlt; er nimmt den Ton des Hauses an, das er bewohnt, wie die andern Hausdiener zeigt er bei den Großen Verachtung und auf dem Lande Flegelhaftigkeit gegen die Fremden. Stets um den Herrn beschäftigt und allein zukommend gegen dessen Freunde, beachtet er die Menschen nicht, die seinem Herren gleichgültig sind und zeigt sich denen, die ihrer Lebenslage nach ihn belästigen, zuwider. Er kennt sie ihrer Kleidung, an ihrer Stimme und ihren Mienen und verhindert ihre Annäherung. Vertraut man ihm während der Nacht die Hut des Hauses an, wird er stolzer und mannichmal grimmiger, er wacht, macht die Runde, wittert die Fremden von weitem und, wenn sie nur still stehen, oder die Grenzen des Hauses zu überschreiten suchen, springt er hervor, widerseht sich ihnen und durch wiederholtes Bellen, Anstrengungen und Bornegeheul gibt er das Lärmzeichen und kämpft; eben so wüthend gegen Raubmenschen wie gegen Raubthiere stürzt er über sie her, verwundet, zerreißt sie und entreißt ihnen, was sie mit sich fortzunehmen versuchen. Doch mit dem Siege zufrieden, legt er sich auf die Beute und rührt sie selbst nicht an, um seinem Hunger zu genügen und gibt zu gleicher Zeit das Beispiel des Muthes, der Mäßigkeit und der Treue.

Wenn man einen Augenblick annimmt, daß diese Thierart nie vorhanden war, so wird man erkennen, von welcher Wichtigkeit sie in der Ordnung der Natur ist. Wie hätte der Mensch ohne die Hülfe des Hundes die anderen Thiere überwinden, zähmen und als Sklaven unterjochen können? Wie könnte er ohne ihn die wilden und schädlichen Thiere noch heute austreiben, jagen und zerstören? Um sich in Sicher-

heit sehen und zum Herrn der lebenden Welt zu machen, mußte er damit beginnen, sich eine Partei unter den Thieren zu erwerben, durch Sanftmuth und Schmeicheleien sich die zu gewinnen, welche sich geneigt zeigten, sich ihm zu befreunden und zu gehorchen, um sie gegen die andern Thiere in den Kampf zu führen. Die erste Kunst des Menschen war daher die Erziehung des Hundes und die Frucht derselben die Eroberung und der friedliche Besitz der Erde.

Die Mehrzahl der Thiere ist behender, schneller, stärker und selbst muthiger als der Mensch; die Natur hat sie besser ausgerüstet und bewaffnet; sie besitzen vor Allem einen feineren Geruch; die Eroberung eines muthigen und gelehrigen Thiergeschlechtes, wie das des Hundes, war eben so viel als die Erwerbung neuer Sinne und Fähigkeiten, die uns abgehen. Die Maschinen und Werkzeuge, die wir erfunden haben, um unsere andern Sinne zu vervollkommen und ihren Umfang auszudehnen, nähern sich selbst in Hinsicht der Nützlichkeit, nicht den gänzlich vollendeten Maschinen, die uns die Natur darbietet, die, indem sie der Unvollkommenheit unseres Geruchssinnes zu Hülfe kamen, uns große und ewige Siege und zur Herrschaft gewähren. Der Hund, stets treu dem Menschen, wird für immer sich einen Theil der Herrschaft, einen gewissen Grad des Uebergewichts über die andern Thiere bewahren; er befehlt ihnen, herrscht sogar selbst an der Spitze einer Herde und weiß seiner Stimme eine größere Achtung zu verschaffen, als der Hirt. Sicherheit, Ordnung und Zucht sind die Früchte seiner Wachsamkeit und Thätigkeit; es ist ein Volk, das ihm unterworfen ist, das er leitet und beschützt und gegen welches er nie Gewalt gebraucht als zur Erhaltung des Friedens. Vor Allem aber gibt sich sein Muth im Kriege, im Kampfe gegen die feindlichen und unabhängigen Thiere kund, und in demselben entwickeln sich am vollständigsten seine Geistes-Thätigkeiten, seine natürlichen Gaben vereinen sich dann mit seinen erworbenen Eigenschaften. Sobald der Lärm der Waffen sich hören läßt, sobald der Schall des Hornes oder die Stimme des Jägers das Zeichen zu einem bevorstehenden Kampfe gibt, zeigt der Hund, von neuem Eifer glühend, seine Freude durch die lebhaftesten Aufregungen, durch Sprünge und Bellen verkündet er seine Ungeduld zu streiken und sein Verlangen zu siegen; später schreitet er in

der Stille voran, läßt das Land auszukundschaften und den Feind in seinem Lager oder seinem Baue zu entdecken und zu überfallen, er späht dann die Spuren auf und bezeichnet durch die verschiedenen Töne seines Gebeltes die Zeit, die Entfernung, die Art und selbst das Alter des verfolgten Wildes an.

Eingeschüchtert, gedrängt und verzweifelnd, sein Heil in der Flucht zu suchen, macht auch das Thier von allen seinen Fähigkeiten Gebrauch und bekämpft Klugheit mit Hinterlist. Nie sind die Hülfquellen des Naturtriebes bewunderungswürdiger; um seine Spur zu verwirren, kommt und geht das Wild; macht Sprünge, als wolle es der Erde enteilen und den Raum auslöschen; in einem Sprunge setzt es über Wege, Hecken, durchschwimmt Bäche und Flüsse; aber stets verfolgt und in der Unmöglichkeit seinen Körper zu vernichten, stört es die Ruhe eines jüngeren Nachbarn; treibt ihn auf, läuft, flieht mit ihm und wenn sie ihre Fährten durcheinander vermischen haben und das gehegte Wild glaubt, es habe seinem bösen Gesche für sein ein anderes Haupt gestellt, verläßt es plötzlich seinen Exvertreter, damit sich dieser nicht zu ihm halte, und als Opfer dem betrogenen Feinde falle.

Aber der Hund, durch das Uebergewicht, welches Übung und Erziehung gewähren, und durch die Feinheit der Empfindung, die ihm eigenthümlich ist, geleitet, verliert den Gegenstand seiner Verfolgung nicht; er erspät die gemeinschaftlichen Fährten, löst die Knoten des verworrenen Fadens, der ihn allein führen kann; mit dem Geruche erblickt er alle Windungen des Labyrinths, alle falsche Wege, auf die man ihn verlocken will, und weit entfernt, den Feind für einen gleichgültigen Gegenstand aufzugeben, setzt sein Sieg über die List ihn in Zorn, und verdoppelt seinen Eifer; endlich erreicht er das Gehegte, er greift es an, tödtet es und löscht in seinem Blute seinen Durst und seine Rache.

Die Neigung zur Jagd oder zum Kriege haben wir mit den Thieren gemein; der Wilde kennt nur Krieg und Jagd. Alle Thiere, welche Fleisch lieben, Stärke und Waffen besitzen, jagen von Natur. Der Löwe, der Tiger, deren Stärke so groß ist, daß sie sicher sind, zu siegen, jagen allein und ohne Kunst; die Wölfe, die Füchse und wilden Hunde vereinen, verständigen, unterstützen, lösen sich ab und vertheilen die

Beute unter sich. Wenn die Erziehung dieses natürliche Talent der Haushunde vervollkommenet, wenn man ihn gelehrt hat, seinen Eifer zu dämpfen, seine Bewegungen zu mäßigen und ihn zu einem regelmäßigen Gange und zu einer Art von Zucht, welche für diese Kunst nothwendig ist, gewöhnt hat, jagt er mit Methode und immer mit Erfolg.

In den Wüsten und entvölkerten Ländern gibt es wilde Hunde, die ihren Sitten nach sich von den Wölfen nur durch die Leichtigkeit, mit welcher sie gezähmt werden, unterscheiden; sie sammeln sich ebenfalls in große Heerden, um Hirsche, wilde Stiere, selbst Löwen und Tiger zu jagen und mit offener Gewalt anzugreifen. In Amerika stammen diese wilden Hunde ursprünglich von Haushunden her; sie wurden aus Europa dort hin gebracht und einige, die man vergessen oder in den Wäldern zurückgelassen hat, haben sich in einem Grade vermehrt, daß sie Truppsweise sich in die bewohnten Gegenden verbreiten, Vieh angreifen und selbst Menschen anfallen. Man sieht sich daher genöthigt, sie mit Gewalt zu vertreiben und wie wilde Thiere zu erlegen, und wilde Thiere sind auch in der That die Hunde, so lange sie den Menschen nicht kennen; wäret man sich ihnen aber mit Sanftmuth, werden sie milder, bald vertraulich und bleiben ihren Herren treu ergeben; wogegen der Wolf, wenn auch jung eingefangen und im Hause erzogen, nur in seiner frühern Jugend sanftmüthig ist; doch nie seinen Geschmack an Wildpret verliert und sich früh oder spät seinem Hange nach Raub und Zerstörung überläßt.

Man kann behaupten, daß der Hund das einzige Thier ist, dessen Treue die Probe besteht; das einzige, was immer seinen Herrn und die Freunde des Hauses kennt, aufmerksam darauf ist, wenn ein Fremder erscheint, auf seinen Namen hört und die Stimme der Hausgenossen erkennt; das einzige, was sich nicht selbst vertraut, das, wenn es seinen Herrn verloren hat und ihn nicht wieder finden kann, ihn durch Wimmern ruft; das sich nach einer langen Reise, die es nur einmal gemacht hat, sich des Weges erinnert und den Pfad wieder findet; das einzige endlich, dessen natürliche Gaben sichtbar hervortreten und dessen Erziehung immer mit glücklichem Erfolge gekrönt wird.

Wie zu gleicher Zeit das Naturell des Hundes von allen Thieren am meisten für Eindrücke empfänglich und am leicht-

sten durch moralische Einwirkungen verändert wird; ist er auch von Allen im meisten den Abwechselungen und Abweichungen, welche durch physische Einflüsse hervorgebracht werden, unterworfen; sein Temperament, seine Fähigkeiten und sinnlichen Merkmale des Körpers verändern sich in einem erstaunlichen Grade und selbst seine Gestalt ist nicht beständig; in demselben Lande ist ein Hund sehr verschieden von dem andern und die Art weicht, so zu sagen, in den verschiedenen Klimaten ganz von einander ab.

Aus diesem Grunde entspringt die Verwirrung, die Vermischung und dieser Wechsel so zahlreicher Rassen, die man nicht aufzählen kann; hieraus entspringen die so bezeichneten Verschiedenheiten in der Größe des Wuchses, der Körpergestalt, der Verlängerung der Schnauze, der Bildung des Kopfes, der Länge und Richtung der Ohren und des Schwanzes, in der Farbe, Beschaffenheit und Menge des Haares, u. s. w., so daß diesen Thieren nichts Beständiges, nichts Gemeinschaftliches bleibt, als die Uebereinstimmung des innern Baues und das Vermögen Aller, sich unter einander zu paaren und fortzuzüchten. Da aber die, welche in jeder Rücksicht am weitesten von einander stehn, dennoch Individuen mit einander zeugen, die sich fortpflanzen können, indem sie andere Individuen hervorbringen; so ist es augenfällig, daß alle Hunde, so verschieden und abweichend sie auch von einander seyn mögen, nur eine und dieselbe Art ausmachen. Was aber ungemein schwierig ist, in dieser zahlreichen Abwechselung der verschiedenen Rassen zu erfassen, ist der Charakter der ersten, der Ur- und Mutterrasse aller andern. Wie sind die Wirkungen des Klima's, der Nahrung u. s. w. zu erkennen? Wie sie von andern Einflüssen oder vielmehr von den Folgen der Vermischung dieser verschiedenen Rassen unter sich im Zustande der Freiheit und der Häuslichkeit zu unterscheiden? Alle diese Einflüsse verändern in der That mit der Zeit die beständigsten Formen und das Gepräge der Natur erhält sich an den Wesen, die häufig durch die Hand des Menschen gegangen sind, nie in seiner ganzen Reinheit. Die Thiere, die unabhängig genug sind, um selbst das Klima und ihre Nahrung auszuwählen, sind auch die, welche das ursprüngliche Naturgepräge am treuesten bewahrt haben und man darf glauben, daß das erste, das älteste Thier in dieser Art uns noch heut zu Tage mit großer

DER HÜHNERHUND.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfortentreter. Gattung: Hufd. (Pastor.)

Pl. 9



DER KETTENHUND.
Ordnung: Familie: Gruppe: Gattung: id. id. id. id.

Genauigkeit durch seine Nachkommen vergegenwärtigt wird, daß die hingegelt, welche der Mensch sich unterworfen, aus einem Himmelsstriche in den andern verpflanzt, deren Nahrung, Gewohnheiten und Lebensart er umgewandelt hat, auch einen größern Wechsel in ihrer Form erfahren mußten, als die andern; auch findet man wirklich bei den Hausthier-Arten eine weit größere Mannigfaltigkeit, als bei den wilden Thier-Geschlechtern, und da unter den zahmen Thieren der Hund sich dem Menschen am innigsten angeschlossen hat, der, weil er mit dem Menschen verkehrt, zugleich am unregelmäßigsten lebt, und da die Empfindung eine hinlängliche Herrschaft über ihn besitzt, um ihn gelehrt, gehorsam, für jeden Zwang empfänglich zu machen; so ist es auch nicht auffallend, daß man bei ihm unter allen Thieren die größte Abwechslung in der Gestalt, dem Wuchse und den andern Eigenschaften antrifft.

Einige Umstände tragen noch zu dieser Abweichung bei. Der Hund lebt nur eine sehr kurze Zeit; er zeugt häufig und in großer Zahl, und da er beständig sich unter den Augen der Menschen befindet, so wird man, sobald man, durch einen Zufall, der in der Natur sich nicht selten ereignet, bei einigen Individuen hervorstechende Sonderbarkeiten oder Verschiedenheiten bemerkt hat, versucht haben, dieselben durch Paarung dieser seltenen Individuen zu verewigen, wie man noch heut zu Tage zu Werke geht, wenn man sich eine neue Rasse von Hunden und andern Thieren verschaffen will. Obwohl alle Arten gleich uralt sind, muß doch seit der Schöpfung die Zahl der Zeugungen bei den Thierarten, deren Individuen nur kurze Zeit leben, bei weitem größer gewesen seyn und die Abwechslungen, Abweichungen, Veränderungen, die Ausartungen von der Art selbst müssen bemerklicher geworden seyn; indem diese Thiere von ihrem Urstamme weiter entfernt sind, als die, welche längere Zeit leben; der Mensch ist heut zu Tage dem Adam achtmal näher als der Hund dem ersten Hunde, weil der Mensch 90 Jahre lebt und der Hund nur das zehnte erreicht. Wenn also durch irgend eine Ursache, sie sey, welche sie wolle, diese beiden Arten in gleichem Grade zur Ausartung sich hinneigten, würde die Veränderung jetzt achtmal bezeichneter am Hund als am Menschen seyn.

Die kleinen, kurz lebenden Thiere, die, deren Leben so sehr in der Dauer beschränkt ist, daß sie sich alle Jahre durch

die Zeugung erneuern, sind den Abwechselungen und Abweichungen jeglicher Art unendlich mehr unterworfen, als die andern Thiere. Dasselbe gilt von den jährlichen Pflanzen im Vergleich zu den andern Vegetabilien und es gibt derselben sogar, deren Natur so zu sagen künstlich und nachgemacht ist. Das Korn z. B. ist eine Pflanze, welche der Mensch in einem solchen Grade umgeändert hat, daß sie im Naturzustande nirgends mehr angetroffen wird; man erkennt wohl an demselben einige Aehnlichkeit mit der Trepse, den Gräsern, dem Hundszahne und einigen andern Wiesenkräutern; aber man weiß nicht, von welcher dieser Pflanzenart man es herleiten soll; da es sich jährlich erneuert und dem Menschen zu Nahrung dient, ist es auch die Pflanze, die er am meisten bearbeitet hat und deren Natur von allen am meisten umgewandelt worden ist. Der Mensch ist mithin nicht nur im Stande, alle Individuen der Welt seinen Bedürfnissen und seinem Nutzen dienstbar zu machen, sondern kann auch die Arten verändern, umwandeln und vervollkommen; dies ist selbst das schönste Recht, was er der Natur gegenüber besitzt. Ein unfruchtbares Kraut in ein korntragendes umgeschaffen zu haben, ist eine Art von Schöpfung; deren er sich aber nicht stolz erheben darf, denn nur im Schweisse seines Angesichtes und durch wiederholte Bemerkung vermag er aus dem Schooße der Erde das, oft bittere Brod, was seine Nahrung ausmacht, zu ziehen. — Die Arten, auf welche der Mensch den meisten Fleiß seiner Arbeit verwandt hat, sind mithin sowohl im Reiche der Pflanzen als dem der Thiere die, welche von allen am meisten verändert worden sind und, da sie es manumal in einem Grade sind, daß man ihre Urform nicht mehr erkennen kann, wie das Getreide, das der Pflanze, von der es seinen Ursprung hat, nicht mehr ähnlich ist; so möchte es nicht unmöglich seyn, daß es in der zahlreichen Varietät der Hunde, die wir jetzt erblicken, keinen einzigen gibt, der dem ersten Hunde oder vielmehr dem Urthiere dieser Art ähnelt; vielleicht hat sich diese Art seit der Schöpfung ungemein verändert und ihr Urstamm hat demnach von den Rassen, die jetzt vorhanden sind, sich in einem bedeutenden Grade unterscheiden können, wenn auch diese Rassen ursprünglich aus derselben Wurzel hervorgingen. Die Natur verfehlt inzwischen nie ihre Rechte zurück zu nehmen, sobald man sie in voller Freiheit wirken läßt; der Roggen, auf ein unfrucht-

bare's Land geworfen, artet im ersten Jahre aus; erntete man dieses entartete Korn und säete es von neuem aus, würde die Frucht dieser zweiten Erzeugung noch mehr verändert und nach Verlauf von einer gewissen Anzahl Jahre und Ausfäungen würde der Mensch wieder die Urpflanze des Roggens erscheinen sehen und zu der Kenntniß gelangen, wie viel Zeit die Natur bedürfe, um das Ergebniß einer Kunst, durch die er ihr Zwang anlegt, zu zerstören und sich selbst wieder herzustellen. In Hinsicht des Getreides und der andern Pflanzen, die alle Jahre sich, man möchte sagen, von selbst an denselben Orte wieder erzeugen, würde dieser Versuch nicht gar zu schwer seyn; aber kaum möglich würde es seyn, ihn mit irgend einer Hoffnung auf Erfolg bei den Thieren anzustellen; man müßte die Thiere wieder auffuchen, sie paarweise zusammenstellen und vereinen; sie sind aber schwer zu handhaben, weil sie uns mehr oder weniger durch die Bewegung und den oft unüberwindlichen Widerwillen entgehen, welche sie gegen Dinge, die ihren Gewohnheiten oder ihrem Naturell entgegen sind, hegen. Man kann sich mithin nicht der Hoffnung hingeben, auf diesem Wege je die Ur rasse der Hunde kennen zu lernen, eben so wenig die der andern Thiere, die wie der Hund bleibenden Varietäten unterworfen sind; in Ermangelung der Kenntniß dieser Thatsachen aber, die man sich nicht erwerben kann und die doch nothwendig zur Gewinnung der Wahrheit seyn würde, kann man Andeutungen sammeln und aus denselben wahrscheinliche Folgerungen ziehen.

Die Hunde, welche man in den Einöden von Amerika zurückließ und die seit 150 bis 200 Jahren in der Wildheit leben, müssen sich, wenn sie auch von veränderten Rassen herkommen — Haushunde wären ihre Voretern — während diesem langen Zeitraum der Urform der Hundart zum Theil gehalten haben. Die Reisenden berichten uns inzwischen, daß sie unsern Windhunden gleichen; dasselbe erzählen sie von den wilden, oder wildgewordenen Hunden in Kongo, welche wie die in Amerika sich truppweise vereinen, um Krieg gegen Tiger und Löwe u. dgl. zu führen. Andre hingegen vergleichen zwar nicht die von San-Domingo mit den Windhunden, doch halten sie von denselben, daß sie gewöhnlich einen platten und langen Kopf, eine dünne Schnauze, ein wildes Ansehen, einen schwächlichen und fleischlosen Körper besitzen, sehr leicht

zum Laufen sind, vollkommen jagen und sich leicht zähmen lassen, wenn man sie nur jung einfängt.

Diese wilden Hunde sind mithin ungemein mager und leichtfüßig und da das Windspiel von dem Hofhunde oder von dem Hunde, den wir Schäferhund nennen, übrigens nur sehr wenig verschieden ist; so darf man annehmen, daß diese wilden Hunde eher von dieser Art als von den wahren Windhunden herkommen; da überdies auf der andern Seite die älteren Reisenden berichten, daß die einheimischen Hunde von Kanada grade Ohren, wie die Füchse besitzen, und den mittelgroßen Hofhunden unserer Bauern, d. h. unseren Schäferhunden gleichen; daß die wilden Hunde der Antillen ebenfalls einen sehr langen Kopf und sehr lange Ohren haben und sich der Fuchsgestalt nähern; daß die Indianer von Peru nicht alle Rassen der europäischen Hunde haben, sondern nur große und kleine, die sie *Alfo* nennen, und daß die Hunde auf dem Isthmus von Amerika häßlich sind und rauhes und langes Haar haben, was auch aufrecht stehende Ohren voraussetzt. Man kann daher nicht zweifeln, daß die ursprünglichen Hunde von Amerika, die von der Entdeckung der neuern Welt nur mit denen aus unsern Himmelsstrichen in Berührung gekommen sind, alle zu einer und derselben Rasse gehören und daß die von allen unseren Hunderrassen, welche jener am nächsten kommt, die Rasse mit schwächlig langer Schnauze, graden Ohren und langen grauen Haaren, wie die der Schäferhunde, ist. Was mich noch mehr glauben läßt, daß die auf San-Domingo wild gewordenen Hunde nicht wahre Wildspiele sind, ist der Umstand, daß die Windhunde sehr selten in Frankreich sind, und man sie für den König aus Konstantinopel und anderen Gegenden der Levante bezieht; doch sie nie, so viel ich weiß, aus San-Domingo oder unsern andern amerikanischen Kolonien kommen läßt. Wenn man übrigens zu demselben Zwecke das Zusammenstellt, was die Reisenden über die Gestalt der Hunde in verschiedenen Ländern berichtet haben; wird man finden, daß die Hunde in den kalten Ländern alle eine lange Schnauze und grade Ohren haben; die Hunde in Lappland klein sind, ein langes Haar, grade Ohren und ein zugespitztes Maul haben; die in Sibirien und die, welche wir *Wolfs h u n d* nennen, dicker als die in Lappland sind, aber ebenfalls rauhes Haar, grade Ohren und spitzige Schnauze besitzen; die aus

Inseln, bis auf unbedeutende Punkte, denen in Sibirien ähnlich sind; und daß sogar in den heißen Klimaten wie auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung die einheimischen Hunde eine schmale Schnauze, grade Ohren, einen langen bis zur Erde hängenden Schweif, dünnes, aber langes und immer struppiges Haar haben; daß diese Hunde trefflich zur Bewachung der Heerden sind und folglich nicht bloß der Gestalt, sondern auch dem Naturtriebe nach unseren Schäferhunden gleichen; daß in anderen noch heißeren Klimaten, wie auf Madagaskar, zu Mandura, Kallikut und Malabar, die Hunde des Landes eine lange Schnauze, grade Ohren besitzen und ebenfalls unseren Schäferhunden gleichen; daß, wenn man selbst Hoshunde, spanische Hunde, Pudels, Doggen, Jagd-, Windhunde u. dahin verpflanzt, sie im zweiten oder dritten Geschlechte ausarten, und in den äußerst heißen Ländern wie in Guinea, diese Entartung noch rascher vor sich geht, indem sie nach 3 oder 4 Jahren ihre Stimme verlieren und nur Nachkommen zeugen, die wie die Füchse aufrechtstehende Ohren haben; die einheimischen Hunde sehr häßlich sind, eine spitzige Schnauze, lange und grade Ohren, einen langen und zugespitzten Schweif ohne Haare, eine nackte, gewöhnlich gefleckte und mannichmal einfarbige Haut haben, widerlich dem Gesichte und widerlicher dem Gefühle sind.

Man darf daher mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Schäferhund sich von allen Hunden der Ur rasse dieser Art am meisten nähert, weil in allen von wilden oder selbst halb civilisirten Menschen bewohnten Ländern die einheimischen Hunde dieser Rasse ähnlicher als irgend einer andern sind; auf dem Festlande der neuen Welt keine anderen lebten; sie sowohl im Norden, als im Süden unseres Festlandes allein angetroffen werden, und in Frankreich, wo man sie gewöhnlich Hunde von Brie nennt, und in den anderen gemäßigten Himmelsstrichen noch in großer Anzahl vorhanden sind; wenn man sich gleich mehr Mühe gegeben, die anderen Rassen, welche mehre Annehmlichkeiten besitzen, fortzupflanzen und zu vermehren, als diese zu erhalten, die doch Ruhen bringt und man aus diesem Grunde verachtet und den Bauern, welche mit der Pflege der Heerden belastet sind, überlassen hat. Berücksichtigt man überdies, daß dieser Hund trotz seiner Häßlichkeit und seinem abstoßenden und wilden Ansehen an Naturtrieben alle an-

dere überragt, einen entschiedenen Charakter besitzt, an dem die Erziehung keinen Theil hat; daß er der einzige ist, der so zu sagen ganz ausgebildet geboren wird und, allein von seinem Naturell geführt, von selbst der Bewachung der Heerden mit einem Eifer, einer Wachsamkeit und mit einer ausgezeichneten Treue sich hingibt; daß er sie mit einer bewunderungswürdigen und nicht angelernten Einsicht führt und daß seine Gaben das Erstaunen seines Herrn für sich gewinnen, indem sie seine Ruhe sichern, während im Gegentheil viel Zeit und Mühe dazu gehört, die anderen Hunde zu schulen, und für die Dienste, für welche sie bestimmt sind, abzurichten; so wird man in der Meinung bestätigt werden, daß dieser Hund der wahre Hund der Natur ist, den sie uns zum größten Nutzen verliehen hat, der in der innigsten Verbindung mit der allgemeinen Ordnung der lebenden Wesen, die sich gegenseitig bedürfen, steht, und endlich der ist, dem man als den Urstamm und das Urbild der ganzen Gattung ansehen muß.

Wie die Menschengattung in den eisigen Klimaten des Nordens roh, entartet und eingeschrumpft erscheint, und man in Grönland, Lappland und allen Ländern, worin eine außerordentliche Kälte herrscht, nur kleine, sehr häßliche Menschen findet; in einem benachbarten, minder kalten Himmelsstriche plötzlich aber die schöne Rasse der Dänen, Finnen &c. erscheint, die durch ihre Gestalt, ihre Farbe und ihren hohen Wuchs vielleicht die schönsten aller Menschen sind; eben dieselbe Ordnung, dieselben Verhältnisse trifft man bei der Hundearart an. Die Hunde der Lappen sind sehr häßlich, klein und haben nur einen Fuß in der Länge; die sibirischen, obwohl weniger häßlich, haben doch noch grade Ohren, scheues wildes Ansehn; während man in dem benachbarten Klima, wo man die schönsten Menschen, von welchen wir redeten, findet, die Hunde ebenfalls den schönsten und größten Wuchs haben. In der Tartarei, in Albanien, im Norden von Griechenland, Dänemark, Irland, leben die größten, kräftigsten und stärksten von allen Hunden und man bedient sich ihrer dort zum Wagenziehen. Diese Hunde, welche wir irische Hunde genannt haben, sind von einem sehr alten Stamme und haben sich, wenn auch in geringerer Anzahl, in ihrem ursprünglichen Klima erhalten. Die Alten nannten sie Hunde von Epirus, Hunde von Albanien, und Plinius beschreibt in eben so zierli-

chen als kräftigen Ausdrücken den Kampf Eines dieser Hunde mit einem Löwen und hierauf mit einem Elephanten. Sie sind weit größer als die größten unserer Fleischerhunde. Da sie in Frankreich nur sehr selten sind, habe ich nur einen gesehen, der, selbst wenn er saß, 5 Fuß hoch zu seyn und der Gestalt nach dem Hunde, welcher in Frankreich großer dänischer er heißt, zu gleichen schien; er wich aber von demselben durch die ungeheure Größe seines Wuchses sehr ab; er war ganz weiß und zeigte ein sanftes und ruhiges Naturell. In den noch mehr gemäßigten Ländern, als England, Deutschland, Spanien, Italien, findet man Menschen und Hunde von allen Rassen und Sorten. Diese Verschiedenheit wird theils durch den Einfluß des Klimas, und theils durch die Mitwirkung und Vermischung fremder oder unter sich verschiedner Rassen, welche Mestizen (Zwitterrassen, Blendlinge) in sehr großer Anzahl hervorbrachten, veranlaßt; wir werden hier von denselben nicht sprechen, weil Hr. Daubenton sie beschrieben und jede Abart auf ihre ursprüngliche Rasse zurückgeführt hat; wir wollen aber, so viel es uns möglich ist, die Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche Obdach, Pflege, Nahrung und Klima geschaffen haben, beobachten.

Der große Däne, der Hofhund und der Windhund, wenn auch auf den ersten Anblick sehr verschieden, gehören doch zu derselben Rasse; der große Däne ist nur ein stärkerer fleischigerer Hofhund; der Windhund ist derselbe Hund, nur schwächerer, feiner und beide genossen einer sorgsamern Pflege; zwischen diesen drei Hunden gibt es keine größere Verschiedenheit als zwischen einem Holländer, Franzosen und Italiener. Der Hof- oder Schäferhund würde demnach, bei der Annahme, daß er in Frankreich ursprünglich oder vielmehr einheimisch ist, in einem kältern Klima den großen Dänen und in einem wärmern den Windhund erzeugt haben, und dies wird auch durch die Thatsache bestätigt; denn die großen Dänen beziehen wir aus Norden und die Windhunde aus Konstantinopel und der Levante. Der Schäferhund, der Wolfshund, die andre Abart des Wolfshundes, den wir sibirischen Hund nennen, bilden ebenfalls nur eine und dieselbe Rasse; man könnte hiezu noch den Hund aus Lappland, Canada, der Hottentotten und alle andre Hunde mit gradstehenden Ohren fügen; sie unterscheiden sich in der That von dem Schäferhunde nur durch den Wuchs, durch ihre

größere oder geringere Fleischigkeit oder durch ihr mehr oder minder rauhes, rahr oder minder langes und mehr oder minder dichtes Haar. Der Spürhund, die Bracke, der Dachshund, der Pudel und selbst der spanische Hund können als zu einer Rasse gehörend angesehen werden; ihre Gestalt und ihr Naturtrieb sind fast dieselben und sie unterscheiden sich von einander nur durch die Höhe der Beine und die Größe der Ohren, die doch bei allen lang, weich und hangend sind. Diese Hunde sind unserm Himmelsstriche einheimisch und ich glaube nicht, daß man von ihnen die Bracke, welche man bengalischer Hund nennt, absondern darf; denn sie unterscheidet sich von unsrer Bracke nur durch den Pelz. Was mich auf die Vermuthung bringt, daß dieser Hund nicht ursprünglich aus Bengalen oder irgend einer andern Gegend Indien's herrühre und daß er nicht der indische Hund ist, von welchen die Alten sprechen und von dem sie behaupten, daß er von einem Tiger und einer Hündin erzeugt worden sey; ist der Umstand, daß dieser Hund schon vor 150 Jahren in Italien bekannt war und dort nicht für einen aus Indien herübergepflanzten Hund, sondern für eine gewöhnliche Bracke gehalten wurde. *Canis sagax (vulgo brachus)* sagt Aldovrande, *an unius vel varii coloris sit, parum refert; in Italia eligitur varius et maculosae lyncei persimilis, quum tamen niger color, vel albus, aut fulvus, non sit spernendus.* (Es macht wenig Unterschied, ob der schlaue Hund, den man gewöhnlich Bracke nennt, einfarbig oder gefleckt ist; in Italien zieht man die mehrfarbigen und welche dem gefleckten Luchse mehr ähnlich sind, vor; doch ist auch die Bracke mit weißer, schwarzer oder gelber Farbe nicht zu verachten.)

England, Frankreich, Deutschland u. scheinen den Spür-, Schweiß- und Dachshund erzeugt zu haben; diese Hunde arten aus, sobald sie in heißere Himmelsstriche als in die Türkei, Persien u. verpflanzt werden; die spanischen Hunde hingegen und die Pudel stammen ursprünglich aus Spanien und der Verberei her, wo die Temperatur des Klimas bei allen Thieren längeres, seidenartigeres und feineres Haar als in andern Ländern erzeugt. Der Dogge, der Hund, den man sehr ungeeignet den kleinen Dänen nennt, weil er keine andre Aehnlichkeit mit dem großen Dänen als das kurze Haar hat, der türkische Hund und, wenn man will, der Hund von Island machen nur eine Hunderasse aus, die in das äußerst kalte Klima

von Island verpflanzt, einen starken, dichten Haarmuchs angenommen und in den sehr heißen Himmelsstreichen Afrikas und Indiens ihren Pelz abgelegt haben wird; denn der Hund ohne Haare, der türkische Hund genannt, trägt ebenfalls diesen Namen mit Unrecht; in dem gemäßigten Klima der Türkei verlieren die Hunde ihre Haare nicht; in Guinea und in den heißen Gegenden von Indien geht dieser Wandel vor sich, und der türkische Hund ist nichts weiter als ein kleiner Däne, der, in sehr heiße Länder versetzt, sein Haar verlor und dessen Rasse später nach der Türkei verpflanzt wurde, wo man ihre Vermehrung sich angelegen seyn ließ. Die Ersten, die man laut dem Berichte des Aldovrande zu Europa sah, waren zu seiner Zeit nach Italien gebracht worden, wo sie aber, wie er sagt, weder ausdauern noch sich fortpflanzen konnten, weil das Klima ihnen zu kalt war; da er aber die nackten Hunde nicht beschreibt, vermögen wir nicht anzugeben, ob sie den Hunden, die wir jetzt türkische Hunde nennen, ähnlich waren und ob man sie dem zufolge auf den kleinen Dänen zurückführen darf; indem alle Hunde, von welcher Rasse oder aus welchem Lande sie auch seyn mögen, in den äußerst warmen Gegenden ihr Haar und, wie wir schon berichtet haben, auch ihre Stimme verlieren.

In gewissen Ländern sind sie völlig stumm und in andern verlieren sie nur das Vermögen zu bellen; sie heulen, wie die Wölfe oder Klaffen, wie die Füchse. Durch diese Veränderung scheinen sie sich ihrem Naturstande zu nähern; denn sie verändern auch zugleich ihre Gestalt und ihren Naturtrieb; sie werden häßlich und erhalten alle grade und spitzige Ohren. In den gemäßigten Klimaten allein bewahren die Hunde ihr Feuer, ihre Klugheit und die ändern Gaben, welche sie von der Natur empfangen. Sie verlieren mithin alles, wenn man sie nach zu heißen Ländern versetzt; dort werden sie aber, als wenn die Natur nichts unbedingt Nutzloses schaffen wollte, für den Fisch gesucht und die Neger ziehn ihr Fleisch dem andern Thiere vor. Man bringt die Hunde zum Verkaufe auf den Markt und erstickt sie theurer als den Hammel, das Reh und jedes andre Wildpret; das köstlichste Gericht einer Neger-Mahlzeit ist ein gebratener Hund. Man möchte vielleicht glauben, daß der so entschiedene Geschmack, welche diese Völker am Hundefleische haben, durch eine Beschaffenheits-Veränderung des Fleisches veranlaßt werde, das, wenn es auch

in unsern gemäßigten Erdstrichen sehr schlecht zu genießen ist, vielleicht in jenen brennenden Klimaten einer andern Geschmack gewinnt; was mich aber glauben läßt, daß dieser Geschmack mehr von der Neigung des Menschen, als von der Güte des Hundefleisches abhängt, ist die Beobachtung, daß die Wilden von Canada, die ein kaltes Klima bewohnen, eine gleiche Lust wie die Neger am Hundefleische haben und unsre Missionäre manchmal ohne Widerwillen davon aßen. „Die Hunde“, sagt Vater Fabard Theodat, „werden wie die Hammel bei den Gastmählern gegessen. Verschiednemal habe ich einem Hundegastmahle beigewohnt.“ Ich gestehe aufrichtig, daß mir Anfangs die Speise einen schauernden Ekel erregte; doch hatte ich kaum zweimal davon genossen, so fand ich das Fleisch gut und im Geschmacke dem Schweinefleische ein wenig nahe kommend.“

Die wilden Thiere in unsern Himmelsstrichen, welche dem Hunde, und besonders dem Hunde mit graden Ohren, dem Schäferhunde, den ich als die Wurzel und das Urbild der ganzen Art ansehe, ähneln, sind der Fuchs und der Wolf, und da ihre innere Bildung fast völlig dieselbe ist und die Abweichungen im äußern Baue nur gering sind, so wollte ich den Versuch machen, ob sie sich unter einander fortpflanzten; zum mindesten hoffte ich, daß es gelingen würde, sie zu paaren und wenn sie auch keine fruchtbaren Individuen erzeugen, doch eine Art von Bastard, der von der Natur der beiden Eltern etwas an sich trage, hervorbringen würden. Zu diesem Zwecke ließ ich eine Wölfin, die in einem Alter von 2 oder 3 Monaten war, mit einem Hoshunde von demselben Alter auferziehen. Sie waren zusammen eingeschlossen und bewohnten allein einen ziemlich geräumigen Hof, in welchen kein anderes Thier kommen konnte und wo sie ein Obdach fanden. Weder der Eine noch der Andre kannte irgend ein Individuum ihrer Art, und mit Ausnahme dessjenigen, der mit ihrer täglichen Pflege beauftragt war, keinen Menschen. Man bewahrte sie 3 Jahre hindurch stets in derselben Absicht, und ohne ihnen Zwang anzuthun oder anzuketten, auf. Während dem ersten Jahre spielten die jungen Thiere mit einander und schienen eine gegenseitige, große Neigung zu hegen. Im zweiten Jahre fingen sie an, sich um die Nahrung zu streiten, obgleich man ihnen hinlänglich zu ihrem Bedarfe reichete. Der Streit ging immer von der Wölfin aus. Man brachte Fleisch und Knochen auf einer großen höl-

DER GRÖNLÄNDISCHE HUND.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfortentreter. Gattung: Hund. (Canis)

Pl. 10



DER PUDEL.
Ordnung: Familie: Gruppe: Gattung. id. id. id. id.

zernen Schüssel, die man auf den Boden stellte; sobald die Schüssel erschien, begann die Wölfin, anstatt sich über den Trapp herzuwerfen, den Hund wegzuschieben und faßte dann die Schüssel beim Rande so geschickt, daß Nichts vom Inhalte derselben verloren ging und trug Alles fliehend davon; da sie nicht aus dem Verschlusse heraus kommen konnte, sah ich sie oft fünf, sechsmal nach einander längs der Mauer hin die Runde des Hofes machen, die Schüssel immer wagerecht in den Zähnen halten und sie nur niedersetzen, um Athem zu schöpfen, über das Fleisch mit Gefräßigkeit herzufallen und den Hund, wenn er nahe kommen wollte, mit Wuth anzugreifen. Der Hund war stärker als die Wölfin, da er sich aber sanfter, oder vielmehr weniger grimmig zeigte, fürchtete man für sein Leben und legte ihm ein Halsband an. Nach dem 2ten Jahre wurden die Streifigkeiten noch lebhafter und die Kämpfe noch häufiger, und man legte ebenfalls der Wölfin, die den Hund weniger zu schonen fortfuhr als im ersten Jahre, ein Halsband um. Während der beiden ersten Jahre gab sich nicht das mindeste Zeichen der Brunst oder des Geschlechtstriebes auf der einen oder der andern Seite zu erkennen; erst gegen das Ende des 3ten Jahres fingen die Thiere an, die Eindrücke der Brunstgluth zu empfinden, aber ohne Paarungstrieb, denn weit entfernt, daß dieser Zustand sie sanfter gemacht oder einander genähert hätte, wurden sie noch unlenksamer und grimmiger; es war ein unausgesetztes Schmerzgeheul untermischt mit Zorneschrei, in weniger als drei Wochen magerten sie ab und kamen sich nur nahe, um sich zu zerreißen; endlich wurden sie gegeneinander so erbittert, daß der Hund die Wölfin, welche am abgemagertesten und schwächsten war, tödtete; man war genöthigt den Hund ebenfalls einige Tage nachher zu erschlagen, denn in dem Augenblicke, wo man ihm die Freiheit geben wollte, richtete er einen großen Schaden an, indem er sich wüthend über Geflügel und Hunde herwarf und selbst die Menschen angriff.

Zu gleicher Zeit besaß ich Füchse, zwei Männchen und ein Weibchen, die man in Fallen gefangen hatte und die ich an verschiedenen Orten weit von einander aufziehen ließ. Einen dieser Füchse hatte ich an eine leichte, aber ziemlich lange Kette legen lassen, und man hatte ihm eine kleine Hütte, wo er Obdach fand, gebaut. Ich hielt ihn mehre

Monate hindurch, er befand sich wohl und, obwohl er immer eine verdrießliche Miene zeigte und immer die Augen auf die Füchsin, die er von seiner Hütte aus erblicken konnte, geheftet hielt, unterließ er doch nicht, mit großer Freßlust zu essen. Man führte ihm eine hitzige Hündin, die zu diesem Zwecke aufbewahrt und noch nie belegt war, zu; wie sie beim Fuchse nicht bleiben wollte, fettete man sie in demselben Orte an und reichte beiden reichlich zu fressen. Der Fuchs biß sie weder, noch mißhandelte er sie; es fand mithin zwischen beiden nicht die geringste Streitigkeit statt, weder bei Tage, noch bei Nacht, noch zur Futterzeit. Der Fuchs näherte sich ihr selbst mit großer Vertraulichkeit, aber sobald er seine Gefährtin nahe genug berochen hatte, verschwand jedes Zeichen der Geschlechtslust und er kehrte traurig in seinen Stall zurück. Es fand also keine Paarung statt. Als die Brunstzeit dieser Hündin vorübergegangen war, brachte man ihm eine andere, bei der sie eben begonnen hatte, und hierauf eine dritte und vierte; der Fuchs behandelte sie alle mit derselben Sanftmuth, aber auch mit derselben Gleichgültigkeit. Um mich endlich zu überzeugen, ob natürlicher Widerwille, oder der Zustand des Zwanges, worin er sich befand, ihn verhindere, sich zu vermischen, ließ ich ein Weibchen seiner Art ihm zuführen. Er bedeckte dasselbe am nehmlichen Tage mehr als ein Mal, und wir fanden, als wir es einige Wochen nachher anatomisch untersuchten, daß es trächtig war und vier Jungen geworfen haben würde. Bei dem andern Fuchse schloß man nach der Reihe mehrere hitzige Hündinnen in denselben Hof, wo sie nicht angelottet waren, ein; er zeigte weder Haß noch Liebe, weder Kampf noch Schmeichelei, und starb nach Verlauf von einigen Monaten aus Widerwillen oder Langweile.

Diese Versuche lehren uns zum wenigsten, daß der Fuchs und der Wolf durchaus nicht von derselben Art mit dem Hunde sind, daß diese Arten nicht allein verschieden sind, sondern auch weit genug von einander abstehen, um sich zum mindesten in diesen Klimaten nähern zu können; daß dem zu Folge der Hund seinen Ursprung nicht vom Fuchse oder dem Wolfe herleite und die Nomenklatoren, welche diese beiden Thiere nur für wilde Hunde ansehen, oder die den Hund nur für einen zum Hausthiere gewordenen Wolf oder Fuchs halten und allen dreien den gemeinschaftlichen Namen Hund beilegen,

sich irren, weil sie nicht hinlänglich genug die Natur um Rath gefragt haben.

Es gibt in den Klimaten, die heißer sind, als das unsrige, eine wilde und grausame Thierart, die von den Hunden weniger verschieden ist, als der Fuchs oder der Wolf; dieses Thier, was man den Zwergwolf oder den Schakal nennt, ist von einigen Reisenden beobachtet und ziemlich gut beschrieben worden. In Asien und Afrika, in der Gegend von Trebisond, im Kaukasus, in Mingresien, Anatolien, Hyrkanien, Persien, Indien, in Surate, in Goa, in Guzurate, Bengalen, Kongo, Guinea und in mehren andern Ländern findet man dasselbe in großer Anzahl. Wenn auch dies Thier von den Einwohnern der Länder, die es bewohnt, für einen wilden Hund gehalten und mit einem solchen Namen bezeichnet wird, werden wir doch seine Naturgeschichte, wie die des Wolfes, des Fuchses und aller andern Thiere, die, weil sie sich nicht unter einander vermischen, eben so viele bestimmte und getrennte Arten ausmachen, besonders abhandeln, da es noch sehr zweifelhaft ist, ob es sich mit den Hunden paare und mit ihnen zeugen und fortpflanzen könne.

Nicht, daß ich auf eine entschiedene und unbedachte Weise behaupte, daß der Schakal und der Wolf sich zu keiner Zeit und in keinem Himmelsstriche mit den Hunden vermischt haben; die Alten versichern dasselbe auf eine zu bestimmte Weise, als daß man in dieser Hinsicht trotz den Versuchen, die ich anführte, einigen Zweifel haben könnte, und ich gestehe, daß es einer größerer Zahl ähnlicher Versuche bedürfe, um völlige Gewißheit über diese Thatsache zu erhalten. Aristoteles, dessen Zeugniß ich zu achten sehr geneigt bin, sagt ausdrücklich, daß es selten sey, wenn Thiere von verschiedenen Arten sich paaren; inzwischen sey es gewiß, daß dies unter den Hunden, Füchsen und Wölfen sich ereigne und daß die indischen Hunde von einem andern ihnen ähnlichen wilden Thiere und von einem Hunde herkommen. Man möchte annehmen, daß dieses wilde Thier, dessen Namen er nicht angibt, der Schakal sey; doch sagt er an einem andern Orte, daß die indischen Hunde von einem Tiger und Hunde herrühren, was mir aber noch weit schwieriger zu glauben erscheint, denn das Wesen und die Gestalt des Tigers ist weit mehr von denen des Hundes verschieden, als Wolf, Fuchs oder Schakal. Man muß zugeben, daß

Aristoteles sein Zeugniß in dieser Hinsicht selbst zu entkräften scheint; denn, nachdem er berichtet hat, daß die indischen Hunde ihren Ursprung von einem wilden Thiere, das dem Wolfe und dem Fuchse ähnlich ist, herleiten; sagt er anderswo, daß sie vom Tiger abstammen, ohne anzugeben, ob vom Tiger und der Hündin, oder vom Hunde und der Tigerin; er fügt blos hinzu, daß die Fortpflanzung nicht zum erstenmal, sondern erst bei der dritten fruchtbaren Paarung gelingt; er erzählt nehmlich, daß aus der ersten Paarung nur noch Tiger hervorgehen, daß man die Hunde in den Wüsten anbinde, aber oft, wenn die Tiger sich nicht in Brunst befinden, aufgefressen werden; er behauptet, daß die Ursache, warum Afrika so häufig Ungeheuer und Mißgestalten erzeuge, in der ungemeinen Seltenheit des Wassers und in der sehr großen Hitze liege, indem hierdurch die Thiere von verschiedenen Arten genöthigt werden, sich in großer Anzahl an einem und demselben Orte zu versammeln, und daß sie dort mit einander vertraut werden, sich paaren und fortpflanzen. Alles dies erscheint mir nur muthmaßlich, ungewiß und selbst verdächtig genug, um ihm keinen Glauben beizumessen. Denn je mehr man die Natur der Thiere beobachtet, desto deutlicher erkennt man, daß das sicherste Mittel, über sie ein Urtheil zu fällen, der Naturtrieb ist. Die aufmerksamste Untersuchung der inneren Theile enthüllt uns nur grobe Verschiedenheiten. Das Pferd und der Esel, die sich vollkommen im Bau der inneren Theile gleichen, sind inzwischen Thiere von verschiedener Art; der Stier, der Widder und der Bock, die in Hinsicht der inneren Bildung aller Eingeweide in Nichts von einander abweichen, sind dennoch Arten, die weiter von einander absteigen, als Esel und Pferd; dasselbe gilt von Hund, Fuchs und Wolf. Die Beachtung der äußeren Form gewährt uns größere Aufklärung; da aber bei mehreren Arten und besonders bei denen, die sich nahe stehen, im Aeußeren weit mehr Ähnlichkeit als Verschiedenheit herrscht, so langt diese Beachtung noch nicht hin, um zu entscheiden, ob diese Arten verschieden oder dieselben sind; wenn aber endlich die Schattirungen noch flüchtiger sind, vermögen wir dieselben nur zu erfassen, indem wir die Beziehungen des Naturtriebs mit einander verbinden. Durch das Naturell der Thiere können wir in der That nur ein Urtheil über ihre Natur fällen und, wenn man zwei Thiere in Hinsicht der Form ganz ähnlich, aber in Hinsicht des Naturells

ganz verschieden annimmt, so würden diese Thiere, im Falle sie sich nicht paarten und nicht mit einander zeugen könnten, wenn auch ähnlich, doch zwei verschiedenen Arten angehören.

Dasselbe Mittel, zu dem wir bei der Beurtheilung der Verschiedenheit der Thiere benachbarter Klassen unsre Zuflucht zu nehmen genöthigt sind, müssen wir aus einem um so überwiegenden Grunde vorzugsweise vor Allem anwenden, wenn wir die zahlreichen Varietäten, die wir in einer Art finden, auf feste Punkte zurückführen wollen. Wir kennen 30 Spielarten im Hunde-Geschlechte und wahrscheinlich kennen wir sie noch nicht alle. Unter diesen 30 sind 17, die man auf Rechnung des climatischen Einflusses schreiben muß; als, der Schäferhund, Wolfshund, sibirischer Hund, der Hund aus Island und Lappland; der Hofhund, Windhund, der große Däne und der irländische Hund; der Spür-, Schweiß- und Dachshund, der spanische Hund und der Pudel; der kleine Däne, der türkische Hund und der Dogge; die 13 andern, als: der türkische Bastardhund, der wolfshaarige Windhund, der pausbackige, **V**der Hund von Malta oder Bologneser, der Spitz, der starknasige Dogge, der Mops oder der kleine Dogge, der Hund von Calabrien, der Hund von Burgos, Alicante, der Löwenhund, der kleine Pudel und der Hund, der Artois, Jüvis heißt; alle diese Spielarten sind nur Zwitterzeugungen, aus der Mischung der Ersten hervorgegangen, und bezieht man jeden Bastardhund auf die beiden Rassen, deren Sproß er ist, wird man ziemlich klar seine Natur erkennen. Will man aber die Beziehungen, welche zwischen den 17 ersten Klassen obwalten möchten, erfassen, muß man auf den Naturtrieb, auf die Gestalt und auf mehrere Umstände Rücksicht nehmen. Ich habe den Schäfer- und Wolfshund, den sibirischen, isländischen und lappländischen Hund zusammengestellt, weil sie sich unter einander an Gestalt und Haar weit mehr als den andern Hunden gleichen, alle 5 eine zugespitzte Schnauze fast wie der Wolf haben, die einzigen sind, die grade Ohren besitzen und ihr Naturtrieb sie zur Führung und Bewachung der Heerden bestimmt. Der Fleischerhund, der Windhund, der große Däne und irländische Hund besitzen, außer der Aehnlichkeit in Gestalt und langer Schnauze, dasselbe Naturell; sie rennen und folgen gerne den Pferden und Wagen; sie besitzen wenig Nase und jagen mehr aufs Gesicht als auf den Geruch. Die wahren

Jagdhunde sind der Spür-, Schweiß- und Dachshund, der spanische Hund und der Pudel; wenn sie sich auch in Hinsicht der Körperform etwas unterscheiden, haben sie doch alle eine breite Schnauze, und da ihr Naturtrieb zugleich derselbe ist, kann man sich nicht täuschen, wenn man sie in eine und dieselbe Klasse zusammenwirft. Der spanische Hund ward z. B. von einigen Naturforschern *canis aviarius terrestris* (Land-Spürhund) und der Pudel *canis aviarius aquaticus* (Wasser-Spürhund) genannt, und die einzige Verschiedenheit, die in der That auch zwischen ihrem Naturell herrscht, besteht darin, daß der Pudel mit seinem dichten, starken, langen und krausen Haare lieber ins Wasser geht als der Jagdhund, der einen glatten und weniger dichten Pelz hat oder als die drei andern Hunde, die ein zu kurzes und dünnes Haar haben, um nicht zu fürchten, sich die Haut naß zu machen. Endlich müssen der kleine Däne und der türkische Hund zusammengestellt werden, indem der türkische Hund nur der kleine Däne ist, der sein Haar verloren hat; es bleibt nur noch der Dogge übrig, der durch seine kurze Schnauze sich dem kleinen Dänen mehr als irgend einem andern Hunde zu nähern scheint; der aber in so vielen Rücksichten von demselben abweicht, daß er sowohl in Hinsicht der Form als des Naturtriebes allein eine von allen andern verschiedene Varietät zu bilden scheint. Es hat auch das Ansehen, als suche er ein besonderes Klima; er kommt ursprünglich aus England und man hat in Frankreich Mühe, seine Rasse zu erhalten; die Bastarde, die er in Frankreich zeugt und welche der starkkräftige Dogge und der Mops sind, kommen besser fort. Alle diese Hunde haben eine so kurze Schnauze, daß sie nur wenig Nase besitzen und oft einen starken Geruch verbreiten. Es scheint übrigens, daß die Feinheit des Geruchs mehr von der Dicke als von der Länge der Schnauze abhänge; denn der Wind- und Hophund und der große Däne haben eine sehr lange Schnauze, aber weit weniger Nase, als der Spür-, Schweiß- und Dachshund und selbst weniger als der spanische Hund und der Pudel, die alle im Verhältnisse zu ihrem Körperwuchse eine kürzere, aber dickere Schnauze als die ersten besitzen.

Die größere oder geringere Vollkommenheit der Sinne, die am Menschen keine hervorstechende, nicht einmal eine bemerkenswerthe Eigenschaft bildet, macht an den Thieren ihr

ganzes Verdienst aus und erzeugt als Ursache alle Gaben, deren ihre Natur fähig ist. Ich werde hier nicht alle Eigenschaften eines Jagdhundes aufzählen; man weiß hinlänglich, welchen Vortheil und welches Uebergewicht ihm über alle andere Thiere die Vortrefflichkeit seines Geruchsinnes in Verbindung mit der Schale gewährt; diese Einzelheiten gehören nur von Weitem in die Naturgeschichte und überdies sind die List und die Mittel, welche die wilden Thiere, einzig durch die einfache Natur belehrt, in Anwendung bringen, um den Nachstellungen, Verfolgungen und Angriffen des Hundes sich zu entziehen, vielleicht bewunderungswürdiger als das schlaueste und scharfsichtigste Verfahren der Jagdkunst.

Der Hund ist bei seiner Geburt noch nicht gleich vollendet. Bei dieser Thierart, wie bei allen andern, die in großer Anzahl werfen, sind die Jungen im Augenblicke ihrer Geburt nicht so vollkommen als bei den Thieren, die nur eins oder zwei Jungen werfen. Die Hunde werden gewöhnlich mit geschlossenen Augen geboren; die beiden Augenlider liegen nicht einfach aufeinander, sondern werden aneinander durch eine Haut befestigt, die zerreißt, sobald der Muskel des obern Augenlides stark genug geworden ist, um es aufzuheben und den Widerstand zu besiegen; bei der Mehrzahl der Hunde öffnen sich die Augen erst am 10ten oder 12ten Tag. Während derselben Zeit sind die Schädelfknochen noch nicht vollendet, der Körper ist aufgedunsen, und die Schnauze angeschwollen und ihre Gestalt zeichnet sich noch nicht deutlich ab; aber in weniger als einem Monate lernen sie den Gebrauch aller ihrer Sinne, gewinnen Kräfte und wachsen schnell. Im 4ten Monate verlieren sie einige Zähne, die, wie bei den andern Thieren, durch neue ersetzt werden, welche nicht mehr ausfallen. Sie besitzen 42 Zähne, nemlich 6 Schneidezähne im Ober- und Unterkiefer, 2 Hundszähne oben und unten, 14 Backenzähne in der obern Kinnlade und 12 in der untern; doch ist dies letzte Zahlenverhältniß nicht beständig; es gibt Hunde, die mehrere oder weniger Mahlzähne haben. Im frühern Alter hucken sich die Männchen und Weibchen etwas, wenn sie ihren Harn lassen wollen; erst im 9ten oder 10ten Monate fangen die Männchen, und selbst einige Weibchen, an, beim Harnlassen den Schenkel aufzuheben und von diesem Zeitpunkte an werden sie auch schon zeugungsfähig. Das Männchen kann sich zu jeder Zeit paaren; doch

läßt ihn das Weibchen nur zu bestimmten Zeiten zu; dies geschieht gewöhnlich zweimal im Jahre und im Winter häufiger als im Sommer. Die Hitze dauert 10, 12 und manchmal 14 Tage; sie gibt sich durch äußere Zeichen kund, die Zeugungstheile sind feucht, angeschwollen, und stehn hervor; so lange die Brunst anhält, tröpfelt etwas Blut heraus; dieser Ausfluß sowie die Anschwellung der Mutterscheide tritt einige Tage vor der Paarung ein. Das Männchen wittert den Brunstzustand des Weibchens von weitem und sucht es auf; gewöhnlich aber ergibt es sich erst nach 6 oder 7 Tagen, nachdem es hitzig geworden ist. Man hat die Beobachtung gemacht, daß eine einzige Belegung hinlange, damit sie, selbst in großer Zahl, empfangen; läßt man aber die Tiff in voller Freiheit, paart sie sich mehrere Male des Tages mit allen Hunden, die sich ihr anbieten; doch hat man bemerkt, daß, wenn sie wählen kann, sie die dicksten und größten immer vorzieht, so häßlich und unverhältnißmäßig zu ihr sie auch immer seyn mögen; auch ereignet es sich ziemlich häufig, daß kleine Hündinnen, welche von Bauernhunden belegt worden sind, beim Werfen ihres Jungen das Leben einbüßen.

Eine Thatfache, die aller Welt bekannt ist, die aber darum nicht aufhört, eine Sonderbarkeit der Natur zu seyn, ist der Umstand, daß diese Thiere während der Paarung und selbst nach der Vollendung des Zeugungs-Actes sich nicht trennen können; so lange der Zustand der Erhebung und Anschwellung des Gliedes andauert, müssen sie vereint bleiben, und dies rühret ohne Zweifel von der Bildung der Zeugungstheile her. Der Hund besitzt nicht nur, wie manche andere Thiere, einen Knochen in der Ruthe, sondern die zelligen Körper (*corpora cavernosa*) bilden in der Mitte eine Art von Wulst, die stark hervortritt und bei der Erregung anschwillt. Die Hündin, deren Kitzel während der Brunstzeit von allen Thierweibchen am stärksten und größten ist, hat an diesem Theile eine ähnliche Wulst oder vielmehr eine feste hervortretende Geschwulst, deren Anschwellung, so wie die der Nachbartheile, während der Paarung vielleicht noch länger anhält, als die beim Männchen und vielleicht hinreicht, um ihn wider seinen Willen zurückzuhalten; denn gleich nach vollbrachtem Zeugungs-Acte verändert er seine Stellung; er läßt sich herunter, um auf seinen vier Füßen aus-

zurufen; er hat selbst eine betrübte Miene und nie gehen die Anstrengungen, sich zu trennen, vom Weibchen aus.

Die Hündinnen tragen 9 Wochen, d. h. 63 Tage, manchmal 62 oder 61 und nie weniger als 60; sie werfen 6, 7 und manchmal bis an 12 Jungen; die größten und stärksten werfen in größerer Anzahl als die kleinen, die oft nur mit 4 oder 5 und manchmal nur mit 2 oder 1 Jungen niederkommen und dies besonders bei den ersten Würfen, die bei allen Thieren immer weniger zahlreich sind, als die spätern.

Wenn auch sehr hitzig im Geschlechtstriebe, dauern dennoch die Hunde aus; es hat selbst das Ansehen, daß das Alter die Gluth nicht vermindert; während dem ganzen Leben hindurch, was gemeiniglich 14 oder 15 Jahre erreicht, obwohl man einige bis in ihr 20stes Jahr am Leben erhalten hat, paaren und pflanzen sie sich fort. Die Lebensdauer steht bei dem Hunde wie bei den andern Thieren im graden Verhältniß mit der Zeit des Wachstums; um auszuwachsen, gebraucht er etwa 2 Jahre und lebt zweimal sieben Jahre. Sein Alter kann man an den Zähnen erkennen, die in der Jugend weiß scheinend und spizig sind; in dem Maße er altert, werden sie schwarz, abgestumpft und ungleich. Man erkennt dasselbe auch am Haare; denn mit den Jahren werden die Haare an der Schnauze, an der Stirn und um die Augen weiß.

Diese Thiere, deren Naturell sehr wachsam, thätig und die für die größte Beweglichkeit geschaffen sind, werden durch das Uebermaß der Nahrung in unsern Häusern so schwerfällig und faul, daß sie ihr ganzes Leben mit Schnarchen, Schlafen und Fressen hinbringen. Ihr fast ununterbrochener Schlaf ist mit Träumen begleitet und dies ist vielleicht eine sanfte Weise, sein Daseyn fortzugenießen. Sie sind von Natur aus gefräßig und leckermäulig; dennoch können sie eine lange Zeit ohne Nahrung hinbringen. In den „Memoiren der Academie der Wissenschaften“ wird die Geschichte einer Hündin berichtet, die in einem Landhause vergessen wurde und 40 Tage hindurch von nichts anderem lebte, als von dem Ueberzuge und der Wolle einer Matrahe, die sie zerrissen hatte. Es scheint, als wenn ihnen das Wasser noch nothwendiger ist als die Nahrung. Sie saufen oft und reichlich; es ist sogar ein Volksglaube, daß sie rasend werden, wenn ihnen das Wasser lange Zeit hindurch abgeht. Ihnen eigenthümlich ist, daß sie jedes

Mal, so oft sie sich entleeren, sich anzustrengen und zu leiden scheinen; der Grund hiervon liegt nicht, wie Aristoteles behauptet, darin, daß die Gedärme immer enger nach dem After hin werden; denn es ist gewiß, daß beim Hunde wie bei den andern Thieren, sich die Dickdärme immer mehr erweitern und der Mastdarm weit geräumiger als der Grimmdarm ist. Die trockne Leibesconstitution dieser Thiere langt hin, um diese Wirkung zu erzeugen, und die Einknürungen im Grimmdarm liegen zu fern, als daß man sie der Bildung der Eingeweide zuschreiben könne. Um eine deutlichere Idee von der Ordnung der Hunde, ihrer Verpflanzung in die verschiedenen Klimate und der Vermischung ihrer Rassen zu geben, füge ich eine Tafel, oder, wenn man will, eine Art von Stammbaum bei, worin man auf einen Blick alle ihre Verschiedenheiten überschauen kann. Diese Tabelle ist wie die geographischen Karten niedergelegt worden und man hat bei ihrer Anfertigung, so viel als möglich, die gegenseitigen Lagen-Verhältnisse der Klimate berücksichtigt.

Der Schäferhund ist die Wurzel des Baumes; dieser Hund, in die strengen Himmelsstriche des Nordens verpflanzt, ist bei den Lappländern häßlich geworden und zusammen geschrumpft und scheint in Island, Rußland, Sibirien, deren Klima nicht ganz so streng ist und wo die Völker etwas mehr civilisirt sind, sich erhalten und selbst vervollkommenet zu haben. Diese Veränderungen sind allein durch den Einfluß der Himmelsstriche, der keine große Abweichung in der Form veranlaßt hat, hervorgebracht worden; denn alle diese Hunde besitzen grade aufstehende Ohren, dichtes und langes Haar, wilde Miene und bellen nicht so häufig und nicht auf dieselbe Weise, wie die, welche sich in günstigeren Erdstrichen in einem höhern Grade vervollkommenet haben. Der isländische Hund ist der einzige, der keine ganz grade Ohren besitzt, sie sind am Ende etwas gebogen, auch wird Island von allen Ländern des Nordens am längsten von halb civilisirten Menschen bewohnt. — Derselbe Schäferhund, in gemäßigtere Himmelsgegenden und unter cultivirten Völker versetzt, wie nach England, Frankreich und Deutschland, muß sein wildes Ansehen, seine graden Ohren, sein rauhes, dickes und langes Haar verloren haben, und als Spür- und Fleischhund geworden seyn. Der Fleischhund und der Dogge

DER WINDHUND.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Totentreter. Gattung: Hund. (Linne.)

Pl. 11.



DER BULLENBEISER.

Ordnung: Familie: Gruppe: Gattung: id. id. id. id.

haben zum Theil noch lange Ohren, die nur halb herabhängen, und sie gleichen in ihrem Naturell in bedeutendem Grade dem Hunde, von dem sie ihren Ursprung herleiten; der Spürhund entfernt sich von dem Schäferhund und von diesen dreien am weitesten; die langen, völlig hangenden Ohren, die Sanftmuth, Gelehrigkeit, und, wenn man will, die Furchtsamkeit dieses Hundes sind eben so viele Beweise seiner großen Entartung, oder, wenn man will, der großen Vervollkommenung, welche eine lange Hausgenossenschaft in Verbindung mit einer sorgfältigen und fortgesetzten Zucht hervorgebracht hat.

Der Spür-, Schweiß- und Dachshund machen nur eine und dieselbe Hunderasse aus; denn man hat die Beobachtung gemacht, daß in einem und demselben Wurfe Spürhunde, Bracken und Dachse sich befanden, obgleich die Hündin nur von einem dieser Hunde belausen worden war. Ich habe die Bracke von Bengalen mit der gewöhnlichen Bracke zusammengestellt, weil sie wirklich von derselben nur durch den Pelz, der besprenkelt ist, sich unterscheidet; ich habe ebenfalls die Bracke mit krummen Beinen mit der gemeinen Bracke in eine Rasse geworfen, weil der Fehler der Beine bei diesen Hunden ursprünglich von einer Krankheit, welche Aehnlichkeit mit der Scrophulkrankheit hat, herrührt; einige Individuen, die von dieser Krankheit ergriffen wurden, vererbten die Folgen derselben, die Mißbildung der Knochen nämlich, auf ihre Nachkommen.

Der Spürhund, nach Spanien und der Barberei verpflanzt, wo fast alle Thiere ein feines, langes und weiches Haar haben, wird zum spanischen Hunde und zum Pudel umgewandelt; der große und kleine spanische Hund, die nur im Wuchse sich unterscheiden, haben in England die Hautfarbe von Weiß in Schwarz verändert und sind durch den Einfluß des Klimas große und kleine Hunde englischer Spielart geworden; zu ihnen muß man noch den Pyram (Pintsher) gesellen, der wie die englische Spielart schwarz, aber an allen vier Pfoten, an den Augen und an der Schnauze gelb gezeichnet ist.

Der Hofhund, nach Norden gebracht, ward großer Däne; nach Süden geführt Windhund. Die großen Windhunde kommen aus der Levante her; die von mittlerer Größe aus Italien und diese, nach England verpflanzt, sind Windspiele, d. h. noch kleinere Windhunde geworden.

Der große Däne, nach Irland, der Ukräne, nach der Tartarei, Epirus, Albanien gebracht, ist zum irländischen Hunde, dem größten von Allen, umgewandelt worden.

Der Dogge, aus England nach Dänemark verpflanzt, ward kleiner Däne, und türkischer Hund in den heißen Klimaten. Alle diese Rassen mit ihren Abwechslungen sind nur durch den Einfluß des Klimas in Verbindung mit der Annehmlichkeit des Hauses, der Wirkung der Nahrung und mit dem Erfolge einer sorgfältigen Erziehung erzeugt werden. Die andern Hunde sind von reiner Rasse und entspringen aus der Vermischung der Erstern. Mit punktirten Linien habe ich den doppelten Ursprung dieser Bastardrassen bezeichnet.

Der Wind- und Hoshund zeugten den Bastard-Windhund, den man auch wolfshaariger Windhund nennt. Die Schnauze desselben ist nicht so dünn als beim großen Windhunde, der sehr selten in Frankreich ist.

Der große Däne und der große spanische Hund haben zusammen den Hund von Kalabrien gezeugt, der ein schöner Hund, mit langen dichten Haaren und am Wuchse größer als der dickste Hoshund ist.

Der spanische und der Dachshund zeugten einen andern Hund, den man Burgos nennt.

Der spanische Hund und der kleine Däne brachten den Löwenhund, der sehr selten ist, hervor.

Die Hunde mit langen, feinen und krausen Haaren, die man pambackige nennt und den Wuchs von den größten Pudeln haben, stammen vom großen, spanischen Hunde und dem Pudel her.

Der kleine Pudel kommt vom spanischen Hunde und dem Pudel.

Der Dogge zeugt mit dem Fleischerhunde einen Bastard, den man starkrassige Dogge nennt, der weit dicker als der wahre oder der englische Dogge ist und sich mehr dem Doggen als dem Fleischerhunde nähert.

Der kleine Dogge stammt vom Doggen und dem kleinen Dänen ab.

Alle diese Hunde sind einfache Mestizen und entspringen aus der Vermischung von zwei reinen Rassen; es gibt aber noch andre Hunde, die man doppelte Mestizen nennen könnte,

weil sie aus der Paarung einer reinen Rasse mit einer Bastardart herrühren.

Der Kurzmäntler (*roquet*) ist ein zweifacher Bastard und stammt von dem kleinen Dogge und dem kleinen Dänen ab.

Der Hund von Alicante ist ebenfalls ein doppelter Zwitterhund und leitet seinen Ursprung vom kleinen Doggen und dem kleinen spanischen Hunde her.

Der Malteser oder Bolzgnefer gehört endlich noch zu dieser Klasse, indem er von dem kleinen spanischen Hund und dem kleinen Pudel stammt.

Endlich gibt es noch Hunde, die man dreifache Bastarde nennen könnte, weil sie aus der Paarung zweier schon vermischter Rassen entspringen; ein solcher Hund ist der Artois, Zissis oder Achtzig, der von einem kleinen Doggen und einem Kurzmäntler herrührt; solche Hunde sind auch die, welche man gewöhnlich Straßenhunde heißt, die allen Hunden im Allgemeinen und Keinem insbesondere gleichen, weil sie die Frucht schon mehrfach gemischter Rassen sind.

Hr. D. Mailly, Mitglied der Akademie von Dijon, wegen mehrerer trefflicher literarischer Werke bekannt, hat mir eine Thatsache mitgetheilt, die in der Naturgeschichte der Hunde ihre Stelle zu finden verdient; hier ein Auszug aus dem Schreiben, das er mir unter dem 6ten Oktober 1772 zusandte.

„Der Pfarrer von Norges, in der Nähe von Dijon, besitzt eine Hündin, die, ohne je trächtig gewesen zu seyn oder geworfen zu haben, doch alle Merkmale an sich trägt, welche diese beiden Lebenszustände bezeichnen. Sie wird fast um dieselbe Zeit, wie alle Thiere ihrer Gattung, brünstig, nur mit dem Unterschiede, daß sie keine Männchen duldet und auch nie Eins zugelassen hat. Gegen das Ende der gewöhnlichen Tragzeit füllen sich ihre Zitzen, als habe sie geworfen, ohne daß ihre Milch durch irgend eine besondre Behandlung herbeigewockt worden sey, wie dies sich mitunter bei andern Thieren ereignet, aus deren Zitzen bei fortgesetztem Melken man Milch oder eine dieser sehr ähnliche Flüssigkeit zieht. Hier findet dergleichen durchaus nicht Statt; alles folgt hier der Naturordnung und die Milch scheint von solcher Güte zu seyn, daß die Hündin schon einige junge Hunde ernährte, für welche sie eine eben so große Zärtlichkeit, Sorgsamkeit und Aufmerksamkeit zeigte, als wäre sie die rechte Mutter gewesen. Gegenwärtig

befindet sie sich in diesem Falle und ich theile Ihnen nur das mit, was ich selbst sah. Eine noch auffallendere Thatsache ist es vielleicht, daß dieselbe Hündin vor etwa 2 oder 3 Jahren zwei Katzen säugte, deren eine so sehr die Naturtriebe der Nährerin annahm, daß selbst ihr Geschrei dies kund gab; denn nach einiger Zeit bemerkte man, daß es mehr dem Bellen des Hundes als dem Miauen der Katze glich."

Varietäten bei den Hunden.

In den letzten Jahren befand sich auf der Messe von St. Germain ein sibirischer Hund, der uns von dem, welchen wir kennen, in einem ziemlich hohen Grade abzuweichen schien. Er war mit einem weit längern Haare, das fast bis auf die Erde fiel, bedeckt. Auf den ersten Anblick glich er einem großen Bologneser; doch waren seine Ohren grade und viel länger. Er war ganz weiß und maß von der Spitze der Nase bis zum äußersten Ende des Körpers, $20\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge, 11 Zoll 9 Linien in der Höhe an den Hinterfüßen und 11 Zoll 3 Linien an den Vorderfüßen; sein Auge war kastanienbraun, die Spitze der Schnauze, sowie der Rand der Nasenlöcher und der obere Theil der Lippen waren schwärzlich. Die Ohren, die er immer gradstehend trug, waren im Innern stark mit einem weißgelblichen und am Rande und an den Spitzen mit einem gelblichen Haare bewachsen. Die langen Haare des Kopfes bedeckten zum Theil seine Augen und fielen bis auf die Nase, die Zehen wurden ebenfalls durch die langen Haare des Beins, die von derselben Länge wie am übrigen Körper waren, verborgen; der Schweif, der sich, wie der am Wolfshunde, krümmte, war ebenfalls mit sehr langen, im Allgemeinen 7 bis 8 Zoll langen, hangenden Haaren besetzt. Von allen Hunden ist sein Pelz am reichsten und dicksten.

Audere Hunde, welche 1759 die Russen nach Paris brachten und denen sie den Namen sibirische Hunde beilegte, waren eine sehr verschiedene Rasse von dem vorigen. Das Männchen und Weibchen waren gleich dick und beide von der Größe der Windhunde mittleren Wuchses, ihre Nase war spitzig, die Ohren waren halb grade und in der Mitte etwas gebogen. Diese Hunde waren nicht schwächig wie die Windhunde, sondern, unter dem Bauche sehr gerundet. Der Schwanz besaß ungefähr 8 bis 9 Zoll Länge, war dick und am Ende abgestumpft, ihre

Hautfarbe war schwarz und ohne ein weißes Haar; das Weibchen besaß bis auf die Mitte des Kopfes einen grauen Haarbüschel und das Männchen einen von derselben Farbe am Ende des Schweifes; sie waren mit ihren Schmeicheleien so zutraulich, daß sie lästig wurden, und zeigten eine solche Eßlust, eine solche Gefräßigkeit, daß man sie nie sättigen konnte; sie waren zugleich unerträglich schmutzig und stöberten beständig herum, um ihren Hunger zu stillen; ihre Beine hatten die gehörige Stärke, ihre Pfoten aber waren breit, glatt und stark eingeschnitten; ihre Zehen waren durch eine kleine Haut verbunden; ihre Stimme war sehr stark; sie zeigten keine Neigung zu beißen und liebkosten ohne Unterschied alle Welt; ihre Lebhaftigkeit aber ging über jede Beschreibung hinaus. Nach dieser Bemerkung scheint es, daß die sogenannten sibirischen Hunde vielmehr zu der Rasse derer gehören, die ich isländische Hunde genannt habe, und die eine bedeutende Anzahl Kennzeichen aufweisen, die denen in der nachstehenden Beschreibung ähnlich sind.

„Ich habe mich,“ schrieb Hr. Collinson, „nach den sibirischen Hunden erkundigt. Die, welche vor die Schlitten und Karren gespannt werden, sind von mittlerer Größe, sie haben eine spitze Nase, grade und lange Ohren, tragen den Schweif gekrümmt und ähneln den Wölfen und andere den Füchsen; gewiß ist es, daß die sibirischen Hunde sich mit den Wölfen und Füchsen paaren. Aus Ihren Versuchen, fährt Hr. Collinson fort, habe ich gesehen, daß diese Thiere im Zustande des Zwangs sich nicht vermischen wollen, in der Freiheit aber paaren sie sich, wie ich dieses selbst in England bei einem Hunde und bei einer Wölfin beobachtete; ich habe aber noch Niemand gefunden, der mich versicherte, eine Vereinigung von Hunden und Füchsen gesehen zu haben; inzwischen kann ich nicht zweifeln, daß eine solche Vereinigung zwischen einer Hündin und einem Fuchse stattfand; die Frucht der ersteren, welche in den Wäldern in voller Freiheit lebte, überzeugte mich hiervon hinlänglich. Es gibt Landleute, welche diese Zwitterart kennen und sie Fuchshund nennen.“

Die Mehrzahl der Hunde in Grönland sind weiß, doch finden sich auch schwarze und mit sehr dichter Bekleidung vor, sie heulen und grinsen eher, als daß sie bellen, sind stumpfsinnig und durchaus nicht zu irgend einer Jagd zu gebrauchen;

man bedient sich ihrer dennoch zum Schlittenziehen, vor welche man sie zu viere oder sechsen spannt. Die Grönländer essen ihr Fleisch und verfertigen aus ihrer Haut Kleidungsstücke.

Die Hunde aus Kamtschatka sind roh, unbeholfen und halb wild, wie ihre Herren; gemeiniglich sind sie weiß und schwarz, behender und lebhafter als die unsrigen; sie werden meistens mit Fischen ernährt und dienen zum Schlitten ziehen. Während dem Sommer läßt man ihnen alle Freiheit, erst im Oktober treibt man sie zusammen, um sie vor die Schlitten zu spannen; im Winter ernährt man sie mit einem Teige aus Fischen, die man in einer Grube hat in Gährung übergehen lassen; bevor man ihnen dieses Futter reicht, wird es erwärmt und beinahe gekocht.

Aus diesen beiden Berichten der Reisenden scheint es hervorzugehen, daß die Hunderassen von Grönland und Kamtschatka und vielleicht auch die in den nördlichen Himmelsstrichen eine größere Aehnlichkeit mit den isländischen als mit allen andern Hunderassen haben, denn die obige Beschreibung der beiden aus Rußland nach Paris gebrachten Hunde; wie die eben angeführten Berichte über die Hunde aus Grönland und Kamtschatka stimmen hinlänglich mit einander überein und können mit gleichem Fuge auf die isländischen Hunde bezogen werden.

Obgleich wir alle beständige Varietäten, die wir im Hundegeschlecht auffinden konnten, angeführt haben, bleiben dennoch einige übrig, deren Beschreibung und Darstellung wir uns nicht verschaffen konnten, z. B. es gibt eine Rasse wilder Hunde, von der ich zwei Individuen sah, zu deren Beschreibung und Abzeichnung aber mir keine Gelegenheit geboten wurde. Hr. Aubrey, Pfarrer von Saint-Louis, dessen schönes Cabinet allen Gelehrten bekannt ist, und der mit großen Kenntnissen in der Naturgeschichte die Neigung verbindet, seinen Besitz in dieser Hinsicht durch eine offene und großmüthige Mittheilung wißbar zu machen, hat uns oft neue Thiere, die uns unbekannt waren, übermacht; in Betreff der Hunde hat er uns versichert, daß er vor mehreren Jahren einen Hund fast von der Größe eines spanischen Hundes, der langes Haar und einen großen Bart am Kinn hatte, gesehen habe. Der Hund stammte von Eltern derselben Rasse, die ehemals vom Grafen Toulouse Ludwig dem XIV. geschenkt worden war, her; der Graf von Laffai besaß dieselben Hunde; man weiß aber nicht,

was aus dieser merkwürdigen Rasse geworden ist. In Betreff der wilden Hunde, unter denen es wie unter den Haushunden verschiedene Rassen gibt, habe ich keine andere Aufklärung erhalten, als die, deren ich in meinem Werke erwähnte; es hatte der Vicomte von Querboent die Güte, mir eine Note in Hinsicht der wilden Hunde, die sich in den benachbarten Ländern am Kap der guten Hoffnung befinden, mitzutheilen. „Es gibt, berichtet er, am Kap sehr zahlreiche Gesellschaften wilder Hunde, die am Wuchs unseren großen Hunden gleich kommen und ein verschiedenfarbiges Fell haben; sie besitzen grade Ohren, laufen äußerst schnell und haben nirgendwo einen dauerhaften Aufenthalt; sie tödten eine erstaunliche Menge wilder Thiere; selten erlegt man welche und nur schwer lassen sie sich in Fallen fangen, denn sie nähern sich nicht leicht Gegenständen, die der Mensch berührt hat. Da man mannigmal in den Wäldern auf ihre Zungen gestoßen ist, hat man versucht, sie zu zähmen; sie sind aber so böse, wenn sie groß werden, daß man darauf verzichtet hat.“

In der Geschichte und Beschreibung der verschiedenen Hunderassen wird man bemerkt haben, daß die des Schäferhundes die Wurzel oder der gemeinschaftliche Stamm aller anderen Rassen zu seyn scheine und ich habe die Vermuthung durch einige Thatsachen und mehrere Vergleichen wahrscheinlich gemacht. Dieser Schäferhund, den ich für den wahren Naturhund betrachte, findet sich in fast allen Ländern von der Welt; die Hrn. Cook und Forster erzählen, daß sie in Neu-Seeland eine große Anzahl Hunde, welche die Einwohner sehr zu lieben schienen und in ihren Pirogen, in der Mitte des Leibes angebunden, mit sich führten, gesehen haben; die Hunde gehörten zu der Rasse mit langen Haaren und glichen sehr dem Schäferhund des Hrn. v. Buffon; sie waren von verschiedener Farbe, die einen gefleckt, die andern vollkommen schwarz und wieder andere vollständig weiß; sie nährten sich von Fischen oder von denselben Speisen wie ihre Herren, die sie später tödteten, um ihr Fleisch zu genießen und sich in ihre Haut zu kleiden; von mehreren dieser Thiere, welche sie uns verkauften, wollten die älteren nichts fressen, die jüngeren dagegen gewöhnten sich an unsere Nahrung.

Auf Neu-Seeland, sagen dieselben Reisenden wie die ersten Reiseberichte nach den tropischen Inseln des stillen Meeres,

sind die Hunde die dummsten und trübsinnigsten Thiere der Welt und scheinen keinen größeren Scharfsinn zu besitzen als unsere Hämme; da man sie auf Neuzeeland nur mit Fischen und auf den Inseln des stillen Meeres bloß mit Vegetabilien füttert, mögen diese Nahrungsmittel beigetragen haben, ihren Naturtrieb umzuändern.

Hr. Ferster fügt noch hinzu, daß die Hunderrasse auf den Inseln der Südsee sehr den Schäferhunden gleicht, nur ist ihr Kopf, wie er sagt, ungemein dick, ihre Augen sind auffallend klein, ihre Ohren zugespitzt, ihr Haar lang und ihr Schwanz kurz und stark behaart. Auf den Gesellschaftsinseln nähren sie sich bloß von Früchten, auf den Inseln unter dem Winde aber und auf Neuzeeland fressen sie nur Fische; ihr Stumpfsinn ist außerordentlich; sie bellen selten oder fast nie; doch heulen sie von Zeit zu Zeit, ihr Geruch ist sehr schwach und sie sind ungemein faul. Die Einwohner mästen sie ihres Fleisches wegen, was sie leidenschaftlich lieben und dem Schweinefleisch vorziehen; aus ihrem Haare verfertigen sie Schmucksachen; auf den Gesellschaftsinseln Fransen und Brustharnische und auf Neuzeeland belegen sie mit demselben ihre Kleider." Man findet ebenfalls Hunde einheimisch in Südamerika, wo man sie Waldhunde nennt, weil sie wie unsere Hunde noch nicht zu einer dauernden Häuslichkeit gewöhnt worden sind.

Der Hund in den Wäldern von Cayenne.

Es gibt wirklich mehrere andere Thiere, welche die Einwohner von Guiana Waldhunde genannt haben und welche diesen Namen verdienen, denn sie paaren sich und zeugen mit den Haushunden. Die erste Gattung ist die, von welcher wir hier die Beschreibung gegeben haben und deren Fell uns Hr. de La Borde gesandt hat. Das Thier hatte 2 Fuß 4 Zoll in der Länge; der Kopf ist von der Spitze der Schnauze bis auf den Hinterkopf 6 Zoll 9 Linien lang, oberhalb den Augen, die 5 Zoll 3 Linien von der Schnauzen-Spitze abstehn, ist der Schädel gebogen. Man sieht, daß diese Verhältnisse fast dieselben, wie beim Schäferhund sind; auch gleicht der Hund von Guinea am meisten dieser Rasse, er hat wie der Schäferhund grade und kurze Ohren und ganz dieselbe Kopfbildung; doch hat er kein langes Haar auf dem Körper, an den Beinen und

DES NEUFUNDLÄNDISCHE HUND.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren .
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Hund. (Canis.)

Pl. 12.



DES SCHOTTLÄNDISCHE HUND.
Ordnung: Familie: Gruppe: Gattung: id. id. id. id.

am Schweife. Dem Wolfe ähnelt er im Haare auf eine solche Weise, daß man ihn für den letztern ansehen könnte, doch besitzt er weder den Hals noch den Schweif des Wolfes. Sein Körper ist dick, wie beim Schäferhunde; die Beine und der Schwanz etwas klein, der Rand um die Augenlieder und das Ende der Nase schwarz, die Backen mit zwei schwärzlichen Ringen versehen, die Schnauzhaare schwarz und die größten unter denselben 2 Zoll und 5 Linien dick. Die Ohren sind nur 2 Zoll lang und an ihrer Grundfläche 14 Linien breit; an der Oeffnung sind sie mit weißen und gelblichen Haaren besetzt und übrigens mit einem kurzen, röthlich-braun gemischten Haare bedeckt. Diese röthliche Farbe dehnt sich von den Ohren bis über den Hals aus, gegen die Brust hin wird sie grünlich und in der Mitte des Bauches wie an der Vorderseite der Schenkel und Beine weißlich gelb. Das Haar des Kopfes und Körpers ist aus Schwarz, Gelb, Grau und Weiß gemischt. Das Gelbliche herrscht auf dem Kopfe und an den Beinen vor; aber das Graue auf dem Körper, weil mehr weiße Haare untermengt sind. Die Beine sind schwächlig und das Haar daran kurz; es ist wie an den Füßen dunkelbraun mit etwas Roth untermischt; die Füße sind klein und haben bis zum äußersten Ende der größten Zehen nur 17 Linien; die Klauen an den Vorderfüßen $5\frac{1}{2}$ Linie; die erste innere Klaue ist stärker als die andern; sie enthält 6 Linien in der Länge und 3 Linien in der Breite an ihrem Ursprunge; die Klauen an den Hinterfüßen sind 5 Linien lang. Der Schweifsturz hat 11 Zoll und ist mit kleinen, gelben, ins Graue spielenden Haaren besetzt, der mittlere Theil des Schwanzes spielt ins Braune und das Ende ist schwarz.

Mehre Personen haben mich versichert, daß es im Innern von Guiana, besonders in den großen Wäldern des Canton von Oyapok, eine andere Rasse Waldhunde gebe, kleiner als die vorhergehende, mit schwarzem, sehr langem Haare, äußerst dickem Kopfe und langer Schnauze. Die Wilden erziehen diese Hunde zur Jagd der Agutis und Neuchis. Diese kleinen Waldhunde vermischen sich ebenfalls mit dem europäischen, und erzeugen Bastarde, welche die Wilden sehr werth achten, weil sie für die Jagd größres Talent als die Waldhunde zeigen.

Uebrigens jagen diese beiden Rassen die Agutis, Pacas u., verfolgen, greifen und tödten sie; in Ermangelung des Wildes

erklettern sie die Bäume, deren Früchte sie lieben, als das Rothholz zc. Sie werden nur mit großer Schwierigkeit gezähmt und behalten fortdauernd einen bösen Character.

Vom türkischen Hunde und dem Kurzmäntler.

Ich liefere hier noch die Beschreibung einer sehr kleinen Hündin, welcher der Frau Präsidentin v. Saint-Fargeau gehörte. Diese kleine Hündin war 13 Jahre alt und hatte zur Mutter einen ganz schwarzen Kurzmäntler, die dicker, als ihre Tochter war, welche von der Spitze der Nase bis zum Ursprunge des Schweifes nur 1 Fuß in der Länge maß, an den vordern Beinen war sie 7 Zoll hoch und die hintern maßen 7 Zoll 9 Linien. Der Kopf war am Hinter Schädel sehr dick und hatte in der Höhe der Augen eine Vertiefung; die Schnauze war kurz und schwächig; der Theil unter den Augen wie die Nasenlöcher und die äußersten Gliedmaßen waren schwarz; die Kinnladen schwärzlich braun; der Augapfel war sehr groß, das Auge schwarz, die Augenbraunen stark gezeichnet, die Farbe des Kopfes und des Körpers war grau, schieferhell, und hier und dort mit fleischfarbigen Stellen untermengt; die Ohren grade und 2 Zoll 10 Linien lang und 15 Linien an der Grundfläche breit; sie sind glatt, ohne Haare im Innern und fleischfarbig, besonders an ihrem untern Theile; sie endigen mit abgerundeter Spitze und sind nach Außen mit weißlichen, ziemlich dünnen Haaren versehen. Diese Haare sind, besonders an der Grundfläche der Ohren lang, wo sie 16 Linien betragen und da der ganze Ohrenrand mit langen, weißen Haaren besetzt ist, so hat er das Ansehn, als sey er mit Hermelin umgeben; der Körper ist hingegen nach vorne hin nackt, ohne Haare und Flaum. Die Haut fällt am Halse, auf dem Rücken und am Bauche, wo sich sehr kleine Zitzen befinden, in Falten; am Kopfe stehn lange, weiße, seidenartige Haare; auf dem Halse bis zu den Schultern sind diese Haare dünn gesät; aber auf dem Kopfe und um die Backen stehn sie gedrängt, was der Runde des Gesichts ein weißliches Ansehn gibt. Der Schweif, 3 Zoll 11 Linien lang, ist an seinem Ursprunge dicker, als an seinem Ende und ohne Haare, wie das Uebrige des Körpers. Die Beine haben dieselbe Farbe mit dem Körper, sind nackt und ohne Haar; die Klauen sind sehr lang, gekrümmt und nach oben schwärzlich grau.

Aus dieser Beschreibung ersieht man, daß diese kleine Hündin, abstammend von einem weiblichen Kurzmäntler und von

einem unbekannten Vater, in Hinsicht der Nacktheit und Körperfarbe dem türkischen Hunde gleicht; die großen Ohren aber, die sie immer grade trägt und eine Aehnlichkeit mit den Ohren der Ratte haben, so wie der Schweif, den sie nicht erhebt und immer wagerecht, gerade oder senkrecht zwischen den Beinen hat, scheinen dieser Hündin einen eigenthümlichen Character zu verleihen; inzwischen ist der Schwanz doch nicht schuppig, wie bei der Ratte; er ist blos nackt und an einigen Stellen ist er knotig. Diese kleine Hündin hatte demnach nichts von ihrer Mutter, ausgenommen das dünne Haar an den angegebenen Stellen und nach aller Wahrscheinlichkeit war ihr Vater ein türkischer Hund von kleinem Wuchse. Sie hatte die Gewohnheit, die Zunge hervorzustrecken und sie aus dem Maule mehr als $1\frac{1}{2}$ Zoll lang hangen zu lassen; man versicherte uns, daß diese Gewohnheit ihr angeboren und ihr dieselbe seit ihrer Geburt eigen gewesen sey. Ihre Mutter hatte nur einen Hund, der ziemlich groß gestorben war, und diese kleine Hündin geworfen, die so abweichend war, daß sie mit keiner bekannten Rasse im Hunde-Geschlechte in Vergleich gestellt werden konnte.

Der große Wolfshund.

Der Herr Marquis von Menezaga hat mir in einem Schreiben aus Paris unter dem 3. Dezember 1782 Kunde von diesem Hunde gegeben.

Der Herzog von Bourbon hatte diesen Hund aus Cadix mitgebracht. Er hat, wenn gleich noch jung, in Gestalt eine entfernte Aehnlichkeit mit einem großen Wolfe; er ist wohl gebaut und von hohem Wuchse; doch ist er nicht, wie der Wolf, einfarbig; sondern zeigt zwei Hautfarben, Braun und Weiß, die ziemlich scharf von einander unterschieden, und unregelmäßig gestellt sind; die schwärzlich-braune Farbe befindet sich am Kopfe, an den Ohren, um die Augen, am Halse, an der Brust, auf dem Rücken, an den Seiten und auf der Oberfläche des Schweifes; das Weiße findet sich an den Kinnladen, an der Seite der Backen, einem Theile der Schnauze, im Innern der Ohren, unter dem Schweife, an den Beinen, den innern Seiten der Schenkel und unter dem Bauche und der Brust.

Sein Kopf ist schmal, seine Schnauze länglich und diese Bildung verleiht ihm ein zierliches Ansehn. Das Haar um die Schnauze ist kurz, die Augen sind klein und der Regenbogen

derselben grünlich. Ueber den Augen hat er einen ziemlich großen weißen Fleck und auf der Mitte der Stirn einen kleinen, der spitz ausläuft. Die Ohren sind grade und breit an der Grundfläche; der Schweif hat bis zum Ende der Haare, die 6 Zoll 9 Linien lang sind, eine Länge von 16 Zoll; er trägt denselben hoch; der Schwanz hat Aehnlichkeit mit einem Federbusche und ist nach vorne gebogen wie beim Wolfshunde; die Haare des Körpers sind ein Zoll lang, an der Wurzel weiß und übrigens bis an ihre Spitze braun; die Haare unter dem Bauche sind weiß und 3 Zoll 2 Linien lang, die der Schenkel haben 5 Zoll, sind braun in der Länge und weiß an der Spitze; unter dem langen Haare befindet sich kürzeres, was wollig und von gelblicher Farbe ist. Der Kopf ist zugespitzt, wie beim wolfsartigen Windhunde. „Die Jäger,“ sagt Hr. von Almezaga, „unterscheiden Wolfshofshunde und Wolfswindhunde, deren Geschlecht weit seltener als das andere ist. Der Kopf dieses Hundes gleicht mithin durch die zugespitzte Schnauze einem Wiadhunde; er ist ungefähr 8 Monate alt und scheint sanft und sehr einschwärmelnd zu seyn. Die Ohren sind sehr kurz und gleichen denen des Schäferhundes; das Haar ist dick und kurz, am Grunde ist es gelblich und nach oben kastanienbräun; die Schenkel besitzen von der Schulter an eine gelbliche Farbe, sie sind breit und stark und der Fuß gleicht genau dem des Wolfes; er zeigt eine große Lust, hinter den Hühnern herzu laufen; aus diesem Umstande habe ich geschlossen, daß er seinen Ursprung von der Urrasse herleite, und bin der Meinung, daß man ihn mit einer schönen Schäferhündin paare. Er scheint einen sehr feinen Geruch und für die Zuneigung kein besonderes Gefühl zu haben.“

Dieses ist Alles, was wir von diesem Hunde, dessen Geburtsland wir nicht kennen, in Erfahrung gebracht haben.

Der große russische Hund.

Im Jahre 1783 brachte mein Sohn aus Petersburg nach Paris einen Hund und eine Hündin, die von allen, deren Beschreibung ich gegeben habe, verschieden waren. Obgleich der Hund noch sehr jung war, hatte er doch eine weit bedeutendere Höhe als der größte Däne; sein Körper war länglicher und in der Leistengegend schmaler; er hatte eine feinere Physiognomie und eine sehr lange Schnauze; die Ohren hingen wie beim

Dänen und dem Windhunde herab und die Beine waren zierlich und die Füße klein. Sein Schweif hing herunter und berührte, wenn er sich nicht bewegte, den Boden; doch trug er ihn während dem Laufen gehoben und die Haare desselben bildeten einen nach vorne gebogenen Helmbusch. Von den großen Windhunden unterschied er sich nicht allein durch die größere Länge des Körpers, sondern auch durch die großen Haare um die Ohren, am Halse, unter dem Bauche, an der hintern Seite der Vorderbeine, an den Schenkeln und an dem Schweife, wo sie am längsten waren.

Er ist fast gänzlich, mit Ausnahme einiger grauen Flecke auf dem Rücken, zwischen den Augen und den Ohren mit weißen Haaren bedeckt. Der Umkreis der Augen und die Spitze der Schnauze sind schwarz; der Regenbogen im Auge ist ziemlich hell, gelbröthlich; die Ohren, die sich mit einer Spitze endigen, sind gelb und am Rande mit schwarzen Haaren besetzt; um den Gehörgang und oberhalb des Ohres ist das Haar braun, der Schweif, einen Fuß und einen Zoll lang, ist mit weißen Haaren von 5 Zoll Länge stark besetzt; auf dem Körper haben sie nur 13 Linien, unter dem Bauche 2 Zoll 2 Linien und an den Schenkeln 3 Zoll.

Das Weibchen war etwas kleiner als das Männchen, dessen Beschreibung wir eben geben; sein Kopf war schmaler und seine Schnauze schwächer. Im Allgemeinen war die Hündin leichter geformt als der Hund, und im Verhältnisse reichlicher mit langen Haaren versehen. Die Haare des Männchens waren fast auf dem ganzen Körper weiß, dagegen besaß das Weibchen sehr große kastanienbraune Flecke auf den Schultern, dem Rücken, den Hinterbeinen und dem Schweife, den sie weniger häufig erhob; in Hinsicht der andern Merkmale gleich es dem Männchen.

Bastardhunde,

herstammend von einer Wölfin und einem Schweißhunde.

Herr Surirey von Boissy, den ich schon angeführt habe, übersandte mir im Monate März 1776 einen Brief, worin er mir die Nachricht gibt, daß er von vier Jungen, die am 4ten Juni 1773 von einem Schweißhunde und einer Wölfin gezeugt worden waren, zwei Weibchen, die nicht lange lebten, seinen Freunden gegeben habe; das letzte Weibchen aber und das

einziges Männchen, was im Wurf war, wurde nach dem Landhause des Marquis von Spontin gebracht; sie lebten dort den Herbst und die Wölfin-Mutter wurde, nachdem sie den Rutscher des Hauses gebissen hatte, auf der Stelle getödtet. Hr. von Boissy berichtet, daß von diesen beiden Zwitterhunden das Weibchen von Jugend auf weniger wild als das Männchen war, was eine größere Aehnlichkeit mit dem Wolfe als das erste hatte. Später brachte man sie im Winter nach dem Schlosse von Florennes, was ebenfalls dem Marquis von Spontin zugehört; sie wurden dort sorgsam gepflegt und sehr zutraulich; am 30ten December 1775 endlich paarten sich diese beiden Thiere und die Hündin warf in der Nacht von dem 2ten auf den 3ten März vier Junge.

In der Folge hatte der Hr. Marquis von Spontin die Güte, mir aus Namur unter dem 21ten April 1776 zu schreiben, daß er, um meinem Wunsche, Nachrichten über die Abkömmlinge dieser beiden Bastardthiere zu erhalten, in jeder Hinsicht entgegen zu kommen, sich nach seinem Landgute begeben habe, um aufmerksam die Verschiedenheiten, welche die Jungen mit ihren Eltern haben könnten, zu beobachten. Der Jungen waren vier, zwei Männchen und zwei Weibchen. Die letzteren haben weiße Vorderpfoten, wie einen weißen Hals nach vorne zu und gleich ihrem Vater einen sehr kurzen Schweif; die Ursache dieser Bildung liegt darin, daß der Fleischerhund, der die Wölfin bedeckte, keinen größern Schweif als ein Jagdhund hatte. Eines der Männchen besitzt eine tief braune, fast schwarze Farbe und gleicht weit mehr einem Hunde als einem Wolfe, obgleich er der wildeste von allen ist. Das andere Männchen zeichnet sich durch nichts aus, und scheint im gleichen Grade dem Vater wie der Mutter zu ähneln. Die beiden Hunde haben den Schweif mit dem Vater gemein. Der Hr. Marquis von Spontin fügt gütigst hinzu: „Wenn Sie mein Herr, mir die Ehre gewähren, das Anerbieten anzunehmen, Ihnen auf meine Kosten die Mutter und die beiden Jungen zuzusenden, werden Sie mich ungemein verpflichten; für mich würde ich die beiden andern Jungen behalten, um zu sehen, ob die Rasse nicht ausarte und ob die Abkömmlinge wieder zu wahren Wölfen oder wahren Hunden werden.“

In einem zweiten Briefe aus Namur vom 2. Juni 1776 beehrt mich der Hr. Marquis von Spontin mit seinem Danke,

daß ich seinen glücklichen Versuch in dem Supplement-Bande zu meiner Naturgeschichte der Vierfüßer angeführt habe, und meldet mir zugleich, daß er sich vorgenommen habe, einen Versuch mit der Paarung der Hunde und Füchse anzustellen, daß er aber an dem Erfolge einer Vermischung eines Wolfes und einer Hündin zweifelte; indem er glaube, daß der grausame und grimmige Character des Wolfes ihn weit gefährlicher als bei der Wölfin machen würde. Der Ueberbringer dieses Briefes, fügt Hr. von Spontin hinzu, hat den Auftrag, Ihnen zwei Hunde von der ersten Zeugung mit zwei von ihren Jungen zuzuführen; ich habe die stärksten und die sowohl dem Vater als der Mutter, die ich mitsende, am meisten gleichen, ausgewählt. Es bleiben mir demnach noch zwei, von denen der eine wie der Vater einen ganz kurzen Schweif hat und eine tief schwarze Farbe erhalten wird. Er scheint auch gelehriger und zutraulicher als die andern zu seyn; inzwischen besißt er noch den Wolfesgeruch, denn jeder Hund, der ihn riecht, nimmt die Flucht vor ihm; dasselbe können Sie auch an denen beobachten, die ich Ihnen übersende. Der Vater und die Mutter haben nie Jemanden gebissen und sind selbst sehr einschmeichelnd; Sie können dieselben auf Ihr Zimmer kommen lassen, wie ich die Wölfin ohne die geringste Gefahr in das meinige kommen ließ. Die Reise wird sie noch vertrauter mit den Menschen machen. Ich zog vor, dieselben Ihnen auf diese Weise zuzusenden, weil ich fürchtete, daß sie, die nie eingeschlossen oder angefettet waren, sich in einem Korb nicht gewöhnen könnten &c."

Diese vier Thiere empfing ich auch wirklich im Anfange des Juni 1776 und war Anfangs genöthigt, sie sechs Wochen hindurch in einem verschlossenen Orte aufzubewahren; wie ich aber bemerkte, daß sie immer grimmiger wurden, setzte ich sie gegen das Ende des Juli in Freiheit und ließ sie am Tage in meinem Garten herumirren und während der Nacht in einen Stall einsperren. Die Freiheit, die sie am Tage genossen, erhielt sie beständig gesund und, nachdem ich eine lange Zeit ihre angeborenen Gewohnheiten beobachtet hatte, überließ ich die beiden ältern, d. h. das Männchen und Weibchen, welche unmittelbar von dem Hunde und der Wölfin herstammten, der königlichen Menagerie, und behielt die beiden Jungen,

ein Männchen und Weibchen, welche von jenen erzeugt worden waren.

Hier ist die Geschichte und die Beschreibung von jedem dieser vier Thiere.

V o m M ä n n c h e n .

(Erste Zeugung.)

In Hinsicht des Naturells hatte er eine größere Aehnlichkeit mit dem Wolfe als mit dem Hunde; er behielt immer in etwa die Wildheit des Vaters; hatte ein blißendes Auge, einen grimigen Blick und einen wilden Character. Alle, die ihn ansahen oder ihm nahe kamen, bellte er sofort an; sein Bellen war aber nicht stark bezeichnet, es war vielmehr ein Heulen, was er sehr häufig in den Augenblicken des Bedürfnisses und der Langeweile vernehmen ließ; er zeigte selbst wenig Sanftmuth und Gelehrigkeit gegen die Personen, die er am besten kannte, und wahrscheinlich wäre er den Sitten nach ein wahrer Wolf geworden, wenn er in voller Freiheit gelebt hätte. Nur mit denen, welche ihm seine Nahrung reichten, war er vertraut. Hatte er Hunger und gab ihm der Mann, der ihn pflegte, zu fressen, schien er ihm seine Dankbarkeit zu bezeigen, indem er an ihn heraussprang und ihm Gesicht und Hände leckte. Daß es nur das Bedürfnis war, was ihn geschmeidig machte und ihn zu lieblosen bewog, erhellt daraus, daß er bei andern Gelegenheiten die Hand, welche ihn streichelte, zu verletzen suchte. Er war demnach nur aus einem groben Interesse für Schmeicheleien empfänglich, und ungemein eifersüchtig auf die, welche man seinem Weibchen und seinen Jungen, für die er gar keine Zuneigung besaß, machte; er behandelte sie häufiger als Feind denn Freund und schonte sie, besonders wenn es galt, den Fraß zu theilen, nicht mehr als fremde Thiere. Man war genöthigt, ihm das Futter abge sondert zu geben und ihn, während die Andern fraßen, anzubinden; denn seiner Gefräßigkeit genügte ihre Portion nicht und er warf sich über die Andern her, um ihnen ihren Antheil zu entziehen. Bei der Annäherung eines Unbekannten erzürnte er sich, ward wüthend, besonders wenn der Fremde schlecht gekleidet war; er bellte, heulte, kratzte die Erde und sprang auf und ab, ohne daß man ihn zu beruhigen vermochte, und sein Zorn hörte nicht eher auf, als bis der Gegenstand, der ihn reizte, sich zurückzog und verschwand.

DER IRLÄNDISCHE HUTER.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Hund. (Canis.)

Pl. 15.



DER SCHÄFERHUND.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

So war sein Naturell während der ersten 6 Wochen, die er, so zu sagen, in Gefangenschaft zubrachte; nachdem man ihm die Freiheit gegeben hatte, zeigte er sich weniger grimmig und weniger böse. Er spielte mit seinem Weibchen und schien den ersten Tag nicht genug seiner Freiheit genießen zu können; er hörte nicht auf, zu laufen, zu springen, und seine Familie zu denselben Bewegungen anzureizen. Auch in Hinsicht der Fremden ward er milder, er sprang nicht mehr mit solcher Wuth gegen sie an und begnügte sich zu knurren; sein Haar erhob sich bei ihrem Anblick, wie dies gewöhnlich bei allen Haushunden geschieht, sobald sie unbekannte Menschen ihrem Herrn oder auch nur der Behausung sich nähern sahn. Er fand ein solches Vergnügen an der Freiheit, daß man ihn am Abende nur mit Mühe wieder einfangen und zum Stalle bringen konnte. Erblickte er seinen Wärter mit der Kette, ward er mißtrauisch, entfloß und ließ sich erst, nachdem er denselben durch verschiedne listige Streiche getäuscht hatte, einfangen; in seinem Stall angekommen, gab er seinen Mißmuth durch ein fast beständiges Heulen kund, was nur nach Verlauf von einigen Stunden aufhörte.

Das Männchen und Weibchen waren im August 1776, zu der Zeit, wo ich sie beschrieb, 3 Jahre und 2 Monate alt und demnach vollkommen ausgewachsen. Das Männchen hatte beinahe den Wuchs eines starken Fleischerhundes und war in jeder Hinsicht fleischiger, doch war er nicht so groß wie ein alter Wolf; er hatte nur von der Spitze der Nase bis zum Ursprung des Schweifes 3 Fuß Länge und ungefähr von der Schulter bis zu dem äußersten Ende der Füße 22 Zoll Höhe, während der Wolf 3 Fuß 7 Zoll lang und 2 Fuß 6 Zoll hoch ist. Er hatte weit mehr vom Hunde als vom Wolfe in der Bildung seines Kopfes, der eher rund als verlängert war; wie beim Hunde trat seine Stirn hervor, seine Schnauze war ziemlich dick und die Spitze der Nase etwas aufgestülpt, so daß man sagen konnte, er habe genau den Kopf seines Vaters und den Schweif von seiner Mutter, der Wolfen; denn er war nicht kurz wie beim Vater, sondern fast so lang wie beim Wolfe. Seine Ohren waren gegen ihre Enden hin gekrümmt und hatten einige Aehnlichkeit mit denen des Wolfes; sie standen immer grade, mit Ausnahme der Spitzen, die herab sanken und selbst in dieser Lage blieben, wenn er

und Gegenstände, die ihm zuwider waren, erblickte; auffallend war es aber, daß die Ohren nicht beständig nach der Seite des Kopfes hin gebogen waren; sondern häufig fielen sie auch nach der Seite der Augen hin und diese Verschiedenheit der Bewegung schien von dem Willen des Thieres abzuhängen; sie waren am Ohrrande breit und endigten sich in eine Spitze.

Die Augenlieder waren fast wagerecht geschnitten und geöffnet und die innern Augenwinkel standen im Verhältnisse zu der Breite des Kopfes sehr nahe zusammen; der Augenlieder rand war schwarz, so wie der Schnauzbart, die Nasenspitze und der Lippenrand. Die Augen waren wie beim Hunde gestellt und die Augenhöhlen lagen nicht schief, wie beim Wolfe, der Regenbogen war fahlgelb, ins Gräuliche spielend; oberhalb der innern Augenwinkel befanden sich zwei gegen einander überstehende weiße Flecke, welche die grimmige Miene des Thieres noch zu erhöhen schienen. Er stand nicht so hoch auf den Beinen als sein Vater, der Hund, und näherte sich in den Verhältnissen des Körpers und in der Hautfarbe in bedeutendem Grade dem Wolfe; unterdessen schien der Hintertheil etwas höher als beim Wolfe, wenn auch etwas niedriger als beim Hunde zu seyn; dies rührte daher, daß die hintern Beine am Wolfe weit mehr im Kniegelenke gebogen sind, was dem Wolfe das Ansehn gibt, als gehe er auf die Hacke. Das Thier hatte ebenfalls mehr Bauch als die gewöhnlichen Hunde, was ein Erbtheil von seiner Mutter, der Wölfin, war; übrigens waren die Beine stark und nervig, wie die Füße, die größtentheils schwarze und längere Klauen hatten als beim Hunde; das Thier breitete sie im Gehen auseinander, so daß die Spur, die es dem Boden eindrückte, größer war, als die des Hundes. An den Vorderfüßen war die äußere Klaue und die, welche auf die innere folgt, weiß oder fleischfarbig, am linken Hinterfuße waren die beiden Klauen, welche auf die innere folgen, von derselben Fleischfarbe; der Schweif war lang, dem des Wolfes sehr ähnlich und hing fast immer zur Erde; nur in den Augenblicken der größten Freude erhob ihn das Thier; im Zorne aber streckte es ihn erst wagerecht aus, bewegte ihn in seiner ganzen Länge und preßte ihn dann zwischen die Beine, eine Gewohnheit, die den Hunden gemeinschaftlich mit den Wölfen ist.

Das Haar des Thieres glich in Allem dem des Wolfes; die Augen waren mit fahlgelb und grau gemischten Haaren umzogen; dieselben Farben hatten sie in Verbindung mit Röthlichbraun auf dem obern Theile der Nase; das Braunröthliche war mit einer leichten Schattirung von Fahlgelbem untermengt; der innere Theil der Backen, die Seiten der Nase, die ganze innere Kinnlade, das Innre der Ohren, der obre Theil des Halses zeigten ein mehr oder weniger schmutziges Weiß; die äußre Oberfläche der Ohren war braun mit Fahlgelb gemischt, der obre Theil des Kopfes und des Halses gelb mit Aschgrau untermengt; die Schultern, die Vorderseite der Beine, der Rücken, die Lenden und die äußre Seite der Schenkel waren schwarz mit einem blassen Fahlgelb und braun durchzogen. Das Schwarze herrschte auf dem Rücken, dem Kreuze wie auf dem obern Theile der Schulter vor, oder war doch durch eine Vermischung mit Grau gesprenkelt. An den andern Theilen der Schultern, in den Seiten und auf den Schenkeln hatte das Haar eine leichte Färbung von Bläßgelb; das Hellenweise Jaspisartig mit Schwarz durchzogen war; der untere Bauch war bläßgelb mit Grau gemischt; aber weiß war das Haar auf der Brust und um den After. Die Beine waren dunkelfalb nach Außen und nach Innen graulich weiß, die Füße weiß, mit einer leichten Färbung von Hellgelb. An dem äußersten Ende des Körpers bemerkte man große, falbe Haare mit weißen untermengt, welche sich mit denen, welche den After umgaben, vereinten. Der Schwanz war gut, selbst dicht mit Haaren versehen; die Stellung dieser Haare ließ sie schmal in der Nähe ihrer Wurzeln, sehr dick in ihrer Länge, gekrümmt in ihrer Form und mit einem kleinen Büschel schwarzer Haare endigend erscheinen. Diese Haare waren unterhalb weiß und oberhalb schwarz; doch war das Schwarz mit Grau und Bläßfahl untermischt.

Von dem Weibchen.

(Erste Zeugung.)

Das Naturell des Weibchens erschien uns von dem des Männchens sehr verschieden; es war nicht bloß nicht wild, sondern sanft und einschmeichelnd, es schien selbst die Menschen, die es liebte, zu sich zu locken und drückte ihre Freude durch einen kleinen Schrei aus. Selten war die Hündin übler

Laune; beim Anblicke eines unbekannten Gegenstandes bellte sie zwar, ließ aber keine weiteren Merkmale des Zornes blitzen; ihr Geheul war weniger stark und grell wie das des Hundes; der Ton desselben glich der Stimme eines Hundes, der einen starken Schnupfen hat. Oft wurde sie durch ihre fortgesetzten Schmeicheleien belästigt; sie war so sanft, daß sie selbst gegen die üble Behandlung des Männchens sich nicht vertheidigte; sie legte und wälzte sich vor seinen Füßen, als wollte sie um Gnade bitten. Ihre Physiognomie, wenn auch der Wölfin sehr ähnlich, entsprach doch diesem angegebenen Naturell; ihr Blick war sanft, ihr Gang frei, ihr Körper wohl geformt, obwohl weit kleiner als der des Männchens, indem er nur 2 Fuß 9 Zoll von der Nasenspitze bis an den Ursprung des Schweifes maß; mit ihrer Länge stand ihre Höhe im Verhältnisse, sie betrug nur 21 Zoll und 3 Linien von der Schulter bis ans Ende der Füße.

Sie besaß ebenfalls eine große Aehnlichkeit mit ihrer Mutter, der Wölfin, in der Bildung des Kopfes und in der Farbe der Haare, welche diesen Theil bedeckten; wie bei der Wölfin war ihre Schnauze an der Seite der Augen breit, so daß die Augenwinkel viel weiter von einander entfernt waren als beim Hunde und als selbst bei dem eben beschriebenen Männchen; wie die Wölfin besaß sie eine platte Stirn, die Spitze der Schnauze etwas erhoben, die Augenhöhlen etwas schräg gestellt, die Ohren kurz und immer aufrecht stehend; doch bekundete ihre Verwandtschaft mit dem Hunde der Schweif, der kurz und abgestumpft war, wogegen das Männchen den Schwanz der Wölfin hatte. Ihre Ohren waren grade, an der Grundfläche breit und endigten sich mit einer Spitze, ohne wie beim Männchen in sich selbst gebogen zu seyn; sie ähnelte mithin vollkommen der Mutter in diesen Charakteren. Sie war ungemein schnellfüßig, weil sie im Verhältnisse zum Männchen höher auf ihren Beinen stand; sie besaß ebenfalls feine Schenkel und Beine, sprang eine bedeutende Höhe und würde leicht über eine Mauer von 6 bis 7 Fuß gesetzt haben. Sie hatte 6 Zehen unter dem Bauche. Im Uebrigen waren wie beim Männchen ihr Augenliederrand, ihre Lippen und Nasenspitze schwarz, der Regenbogen war gelblich, der Umkreis der Augen dunkelfarb, auf den obern Augenlidern aber heller; die Backen und die Kinnlader waren weiß, zwischen den Augen

standen braune Haare, welche auf dem Scheitel einen Büschel bildeten. Das Haar des Körpers war schwarz und durch die Untermengung weißer Haare grau marmorirt; vom Halse ab bis zum Kreuze stach das schwarze am stärksten hervor, so daß in dieser Gegend das Weibchen schwärzer als das Männchen war. Die Seiten und der Hals bis zu den Ohren waren graulich; die Haare waren weiß an ihrer Wurzel und schwarz an der Spitze; der hintere Theil der Schultern und die vordere Seite des Halses waren falbig. Das Innre der Ohren, der Rand der Oberlippe, die ganze untre Kinnlade, die Brust, der Bauch, die untre Fläche des Schweifes und der Kreis um den After waren mehr oder weniger weiß; dies Weiße aber war weniger rein und trat weniger hervor wie beim Männchen und war an einigen Stellen mit blassem Gelb oder mit Aschgrau untermischt. Der Scheitel und die Seiten des Kopfes, der obere Theil der Schnauze, das Außere der Ohren, die äußere Seite der Beine und die untre Hälfte der Seiten waren röthlich oder gelblich; das Innre der Beine war wie der Bauch fast weiß; sie hatte, wie das Männchen, keine weißen Flecke über den Augen oder auf dem Halse. Der Lippenrand, die Brauen, die Augenslieder, der Schnauzbart, die Nasenspitze und alle Klauen waren schwarz. Der Schwanz glich dem des Vaters, des Hundes, er war von dem des Männchens gänzlich verschieden, der, wie wir schon berichtet haben, dem der Wölfin ähnelte. Der Schweif des Weibchens war kurz, platt, unterhalb weiß, und oberhalb mit schwarzen Haaren besetzt, die mit einem Wischen Gelbigen leicht schattirt waren und sich mit schwarzen Haaren endigten.

Vergleicht man die Farbe der Füße mit der der Klauen in diesen beiden Individuen, so scheint die Farbe der letzteren von der Farbe des Haares, was sie bedeckt, abzuhängen; ich glaube sogar, daß diese Beziehung allgemein ist und sich ohne Mühe bei der Mehrzahl der Thiere wieder erkennen läßt; die Ochsen, Pferde, Hunde &c., die unmittelbar oberhalb ihren Hufen, ihrem Horne und ihren Klauen &c. weißes Haar liegen haben, besitzen auch weißes Haar auf diesen Theilen; manigmal gibt sich das Weiße durch Streifen kund, wenn die Beine und die Füße von verschiedener Farbe sind. Zwischen der Haut und der Farbe des Haares herrscht ebenfalls ein übereinstimmendes Verhältniß. Die Haut ist weiß, wenn das

Haar weiß ist, vorausgesetzt, daß es diese Farbe in seiner ganzen Ausdehnung hat; denn ist das Haar nur an der Spitze weiß und an der Wurzel roth oder schwarz, ist auch die Haut eher schwarz oder roth als weiß.

V o m M ä n n c h e n .

(Zweite Zeugung.)

Das Männchen und Weibchen von der ersten Zeugung, geboren den 6ten Juni 1773, paarten sich den 30ten December 1775 und das Weibchen warf vier Junge den 3ten März 1776, es war mithin 2 Jahr und 7 Monat alt, als es hühig wurde, und seine Tragzeit betrug 63 Tage, welche der Tragzeit der Hündin gleich kommt. In diesem Wurf befanden sich nur ein Männchen und drei Weibchen, von denen zwei kurz nach der Geburt starben; am Leben blieben nur das eine Weibchen und das Männchen, deren Beschreibung, zu zwei verschiedenen Epochen ihres Lebens aufgefasset, wir hier folgen lassen.

Am 3ten September 1776, im sechsten Monat ihres Alters nemlich, zeigte das Männchen folgende Verhältnisse:

	Fuß. Zoll. Linien.		
Länge des Körpers in gerader Linie von der Spitze der Schnauze bis an den Ursprung des Schweifes gemessen	2	2	—
Höhe des Vordertheils	1	6	—
Höhe des Hintertheils	1	5	—
Länge der Schnauze bis an den Hinterkopf	—	7	—
Entfernung der Nasenspitze bis zum Auge	—	2	10
Entfernung des Auges vom Ohre	—	1	9
Länge der Ohren	—	4	—
Breite der Ohren an ihrer Grundfläche	—	2	4
Länge des Schweifes	—	9	—
Vom Bauch bis zur Erde	—	9	6

Es war nicht möglich, diese Maaße an dem Vater, seiner Wildheit wegen, zu nehmen. Dasselbe Naturell schien mindestens zum Theile auf das junge Männchen übergegangen zu seyn, das seit dem Alter von 6 Monaten scheu und wild war und dessen Blick und Haltung diesen Charakter andeuteten. Beim Anblick eines Fremden entfloß der Hund und suchte sich zu verbergen; Liebkosungen flößten ihm kein Vertrauen ein und er

schaute den Gegenstand, der ihm Argwohn einflößte, von der Seite an, runzelte die Augenbrauen, senkte seinen Kopf und zog seinen Schweif zwischen die Beine, er schauderte und zitterte aus Born oder Furcht und schien dann auch denen, die er am besten kannte, zu mißtrauen; wenn er nicht biß, geschah dieses eher aus Mangel an Muth als an Bosheit. Der Mann, der mit seiner Pflege beauftragt war, hatte viele Mühe ihn am Abende in den Gärten, worin er sich am Tage aufhielt, wieder einzufangen; mit seinem Vater und seiner Großmutter, der Wölfin, hatte er einen langen und hangenden Schweif; mit seinem Vater und seinem Großvater, dem Hunde, hatte er den sehr gedrunghenen Kopf, die fast wagerecht liegenden Augenhöhlen und den ziemlich kleinen Raum zwischen den Augen gemein. In allen diesen Merkmalen glich er genau seinem Vater, nur besaß er im Verhältniß zum Kopfe größere Ohren, die fast ihrer ganzen Länge nach herunterhingen, wogegen sie beim Vater nur an der Spitze etwa ein Drittel ihrer Länge gebogen waren. Er unterschied sich ebenfalls noch von seinem Vater durch die Farbe des Haares, was auf dem Rücken, an den Seiten, unter dem Halse und unter dem Schweife schwarz war und sich in einem schwarzen Streifen, der zwischen den Ohren und den Augen auslief, über die Stirn zog. Auf der Oberfläche der Schenkel, an der hintern Seite der Schultern und auf dem Halse und an dessen Seiten bildete das Haar eine Mischung von Fahlgelb, Grau und Schwarz und war in dem Streifen, der über die Stirn hinlief, ein wenig röthlich ins Braune spielend; das Bauchhaar war sehr kurz und wie bei dem wahren Wolfe eben so rauh anzufühlen und gleich grau.

Der Scheitel, der Rand um die Augen, der obere Theil der Nase und ihre Seiten, das Aeußere der Ohren und die äußeren Seiten der Beine waren mit einem Haare von röthlicher oder gelblicher Farbe bedeckt, was nur an dem äußeren Rande der Ohren bis zu ihren Enden und bis zum Scheitel mit Braun untermengt war. Die gelbliche Farbe war auf den inneren Seiten der Vorderbeine blässer. Der obere Theil der inneren Seite der Schenkel, wie der der Beine, der vordere Theil der Brust, der untere des Schweifes, der Kreis um den After, das Innere der Ohren, der untere Theil der Backen und die ganze Kinnlade zeigte ein schmutziges Weiß, das an einigen Stellen mit einem klaffen Gelb untermengt war;

im Innern war der Ohrrand mit Haaren von derselben Farbe besetzt und man erblickte Spuren derselben vorne an der Brust und unter dem Schweife. Die Vorderbeine waren denen der Hunde gleich, die hintern hingegen im Knie gebogen und selbst mehr als beim Vater, und waren nach innen zu etwas gekrümmt; er hatte verhältnißmäßig stärkere Beine als sein Vater und seine Mutter, schwarze Klauen wie eine schwarze Fußsohle an den Stellen, wo keine Haare sich befanden; die letzte Eigenschaft hatte er mit seinem Vater und seiner Mutter gemein.

Von dem Weibchen.

(Zweite Zeugung.)

Die junge Hündin, welche am 3ten September 1776 sechs Monate alt war, besaß folgende Körperverhältnisse:

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfes und des Körpers in grader Linie von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprung des Schweifes gemessen . . .	2	2	—
Höhe des Vordertheils	1	2	6
Höhe des Hintertheils	1	2	—
Von der Nasenspitze bis zum Hinterhaupt	—	7	6
Von der Nasenspitze bis zum Ohr	—	3	2
Abstand des Auges vom Ohre	—	2	4
Länge des Ohres	—	3	10
Breite des Ohres an seiner Grundfläche	—	2	3
Länge des Schweifes	—	5	10
Vom Bauche bis zur Erde	—	9	—

Aus diesem Verhältnisse ersieht man, daß das Weibchen keinen so hohen Körper hatte als das Männchen in demselben Alter, es war aber weit fleischiger; diese beiden jungen Thiere glichen sich in Hinsicht ihres Naturells eben so wenig als ihr Vater und ihre Mutter; die junge Hündin war sanft wie die Mutter und der junge Hund hatte den wilden Character und den grimmigen Blick seines Vaters. Die Gegenwart der Fremden reizte die Hündin nicht, noch war sie ihr zuwider; sie nahte sich sogar denselben, wenn sie nur etwas geschmeichelt wurde, auf der Stelle vertraut, sie kam ihnen selbst, wenn sie sich gleichgültig zeigten, zuvor; wenn gleich sie ihre Freunde,

welchen sie stets beim Empfange den Vorzug gab und gegen die sie sich so einschmeichelnd zeigte, daß sie oft lästig wurde, wohl zu unterscheiden wußte.

Wie ihre Mutter und ihr Großvater, der Hund, besaß sie einen kurzen und abgestumpften Schweif, der nach unten bis zur Hälfte seiner Länge mit weißen und dessen Rest mit bloß gelblichen Haaren, die ins Aschgraue hinüber spielten, besetzt war; der obere Theil des Schweifes hingegen war schwarz mit einem blassen Fahlgelb und Aschgrau untermischt, und am Ende fast ganz schwarz. Ihr Kopf war etwas verlängert und dies in einem merklich höhern Grade als beim jungen Hunde; ihre Augenhöhlen lagen schräg und die Augen waren von einander entfernt, wenn gleich in einem geringerm Grade als die der Mutter, mit welcher sie noch überdieß Aehnlichkeit hatte in der gelblichen Farbe des Scheitels, der Stirn, der Umgebung der Augen, des oberen Theiles und der Seiten der Nase bis ungefähr einen Zoll von der Oberlippe, des Aeußeren der Ohren und der Beine, und der Seiten des Bauches; endlich glich sie derselben noch durch die graulichen Haare, die sie von den Augen bis zur Schnauzenspitze besaß; inzwischen war ihre gelbe oder röthliche Farbe nicht so dunkel als bei der Mutter, sie spielte selbst ins Weißliche herüber; dieses schien sie vom Vater geerbt zu haben, dessen gelbliches Haar an dieser Stelle fast weiß war.

Ihre Verwandtschaft mit dem Vater beurfundete sie ebenfalls durch die Füße und Klauen, die weißlich waren, und durch die Ohren, die herabhingen; am Vater fanden sich nur 7 weißliche Klauen vor, wogegen sie an dieser jungen Hündin alle beinahe diese Farbe besaßen. Ihre Ohren hingen ebenfalls völlig herab, beim Vater hingegen krümmten sie sich nur bis zum Drittel. Wie der Vater besaß sie überdieß unter dem Halse einen großen länglichen Flecken, der, an der Gurgel seinen Ursprung nehmend, und sich immer mehr erweiternd, sich über die Brust ausdehnte und gegen die Mitte des untern Theils des Körpers in eine Spitze auslief; sie ähnelte ihrem Vater ebenfalls durch das weißliche Haar auf den Backen, am Rande der Oberlippe, auf dem ganzen Unterkiefer, auf der inneren Seite der Beine, im Umfange des Afters und an den Füßen, und endlich durch die Farbe des Bauches, der weißlich und mit Aschgrau untermengt war.

Mit seinem Vater und seiner Mutter hatte er Aehnlichkeit durch die gräuliche Farbe am Rücken und an den Seiten des Leibes und durch das Gemisch von Fahlgelb und Weißlich auf dem Halse, den hintern Theilen der Schultern und am obern Theile der äußern Seite der Schenkel.

Nach der Untersuchung und Beschreibung, die wir eben von diesen vier Thieren geliefert haben, scheint es mir, daß sie in Hinsicht der Farbe des Haares größere Aehnlichkeit mit der Wölfin als mit dem Hunde haben; denn wie bei der Wölfin war ihr ganzer Obertheil des Körpers und die Seiten desselben grau, an einigen Stellen mit einem Fahlgelb untermischt, auf dem Kopfe waren die Haare röthlich und weißlich, wie auf den Beinen und unter dem Bauche; nur besaß das Männchen der ersten Zeugung mehr Weißes und weniger Gelbes als das Weibchen, was von dem Vater, der mehr weiß als schwarz war, herzurühren schien. Inzwischen war die Beschaffenheit des Haares der des Haares der Wölfin nicht durchaus gleich; an diesen vier Thieren war es weniger rauh und lang, und legte sich mehr wie bei der Wölfin, die übrigens gleich allen andern wilden Raubthieren ein weißes kurzes Haar, was unmittelbar an der Haut sich kräufelte, und die Wurzel der langen Haare umgab, besaß. An den vier Thieren bemerkten wir zwar auch dies kurze Haar, doch war es nicht so kraus und dicht wie bei der Wölfin, dem es doch seiner Beschaffenheit nach glich, weil dies zweite Haar gemeiniglich nicht bei unsern Haushunden gefunden wird. Ueberdies war das Haar der vier Thiere, wenn auch in Hinsicht seiner Beschaffenheit von jenem der Wölfin verschieden, doch rauer und dichter als beim Hunde; es scheint demnach, daß die Mutter auf die Farbe und der Vater auf die Natur des Haares den meisten Einfluß ausgeübt habe.

In Betreff der Körperform kann man behaupten, daß sie beim Männchen und Weibchen der ersten Zeugung eine größere Aehnlichkeit mit der Wölfin als mit dem Hunde gehabt habe; denn diese beiden Thiere hatten wie die Wölfin einen sehr dicken Körper von unten nach oben und viel Bauch. Ihr Vordertheil senkte sich sehr, was durch die Bildung ihrer vordern Beine hervorgebracht wurde, die mehr im Kniegelenke gebogen waren als bei gewöhnlichen Hunden, obwohl weniger

als bei den Wölfen. Dies stimmt vollkommen mit dem überein, was ich von dem Maulesel gesagt habe, und scheint darzuthun, daß die Mutter ihre Größe und Körper-Gestalt ihren Fröchten ertheilt, während der Vater ihnen die Bildung der äußern Theile und Gliedmaßen überträgt.

Aus den Beziehungen, in welchen diese vier Thiere zu dem Hunde und der Wölfin, von denen sie abstammten, standen, geht ebenfalls hervor, daß der Vater einen größern Einfluß auf die Männchen und die Mutter einen vorherrschenden auf die Weibchen ausgeübt; denn das Männchen der ersten Zeugung hatte wie sein Vater, der Hund, einen kurzen Kopf, halbhängende Ohren, die Augen fast wagerecht geschnitten und ziemlich nahe an einander, und weiße Klauen und Füße; das Männchen der zweiten Zeugung hatte ebenfalls einen kurzen Kopf, die Augen wagerecht liegend und nicht weit von einander abste hend, und noch mehr hangende Ohren als sein Vater.

Zu gleicher Zeit hatte es das Ansehn, als habe die Mutter Wölfin eine eben so große Einwirkung auf die Bildung des Schweifes bei den Männchen als auf die ihres Körpers ausgeübt; denn die Männchen sowohl der ersten als zweiten Zeugung hatten alle einen langen, hängenden Schweif, wie ihre Großmutter, die Wölfin. Ferner schien es, als habe die Mutter mehr auf die Gestaltung des Kopfes bei den Weibchen eingewirkt als der Vater; denn beide, sowohl das Weibchen der ersten, als zweiten Zeugung, hatten einen verlängerten Kopf, schräg liegende und weiter von einander abste hende Augen, eine mehr aufgestülpte Nasenspiße und grade stehende Ohren, Kennzeichen, die nur von der Wölfin herkommen können; während im Gegentheil die beiden Weibchen den kurzen Schweif ihres Großvaters, dessen weißes Haar unter dem Halse, an den Füßen und Nägeln hatten; ein Beweis, daß die äußern Theile vom Vater und nicht von der Mutter herrühren. Wenn wir diese Thatsachen zusammenfassen und daraus Folgerungen ziehen, so ergeben sich folgende Resultate:

Ersten s. Der Großvater, der Hund, scheint mehr Theil als die Großmutter, die Wölfin, an der Bildung des Kopfes und des Schweifes des Weibchens von der ersten Zeugung; dagegen die Wölfin einen größern Einfluß als der Hund auf die

Gestaltung des Kopfes des Weibchens und des Schweifes des Männchens von dieser ersten Zeugung gehabt zu haben.

Zweitens. Es scheint, daß das Männchen der ersten Zeugung die Charactere, welche es vom Hunde und der Wölfin empfing, dem jungen Hunde der zweiten Zeugung übertrug und daß dagegen die Mutter ebenfalls den jungen Weibchen der zweiten Zeugung die Kennzeichen, welche sie von der Wölfin und dem Hunde erhalten hatte, mit Ausnahme der Ohren und der weißen Farbe an den Füßen und den Klauen, welche bei dem jungen Weibchen von dem Vater herzurühren schienen, mitgetheilt habe, ein Beweis, daß der Vater nicht bloß auf die äußeren Gliedmaßen der Männchen, sondern auch auf die der Weibchen einwirkt. Die vier Thiere, Männchen sowohl wie Weibchen, zeigten in der Form der Füße, obwohl die Hinterbeine etwas gebogen waren, eine weit größere Ähnlichkeit mit dem Hunde als mit dem Wolfe; wie der Hund, hatten sie im Verhältniß zum Beine einen breiten Fuß und anstatt wie der Wolf auf dem unteren Theile des Fußgelenks zu gehen, reckten sie im Gegentheil beim Laufen wie der Hund diesen Theil ziemlich gradeheraus, so daß sie nur den eigentlichen Fuß auf die Erde stellten.

Eben so schnell wie man die physische Vermischung der Körpertheile des Hundes und der Wölfin an diesen vier Thieren wahrnehmen konnte, schien auch sich an ihrem Naturell und ihren Gewohnheiten das, was man die moralische Seite des Thieres nennen möchte, bemerkbar zu machen.

Erstens. Jedermann weiß, daß die Hunde, sobald sie erwachsen sind, ein Bein beim Harnlassen aufheben; in ihrer frühern Jugend dagegen wie die Hündinnen dabei niederhocken; das ausgewachsene Männchen der ersten Zeugung hob ebenfalls das Bein, das junge Männchen der zweiten Zeugung aber hockte sich noch in einem Alter von sechs Monaten.

Zweitens. Die Wölfe heulen und bellen nicht; unsere vier Thiere bellten allerdings, aber mit einem belegten Tone und heulten zugleich wie Wölfe; überdies stießen sie noch einen kurzen Schrei, ein Knurren vor Vergnügen oder Verlangen aus wie der Hund, der in die Nähe seines Herrn kommt. Obwohl sie nur mit Beschwerde zu bellen schienen, unterließen sie es doch nie bei dem Ausblicke von Fremden oder anderen Gegenständen, die sie beunruhigten. Ihren kleinen Schrei oder

ihr Knurren ließen sie nur in der Freude vernehmen und heulten blos, wenn sie sich langweilten oder Hunger hatten; doch in letzterer Hinsicht folgten sie nur den Hunden, die man zu lange eingeschlossen hält. Die Veränderung der Witterung schienen sie im Voraus zu empfinden, bei Annäherung des Regens und bei trübem Wetter heulten sie stärker und häufiger als bei schöner Witterung. Die Wölfe in den Wäldern haben denselben Naturtrieb und man hört sie bei schlechtem Wetter und vor den Gewittern heulen. Uebrigens besten die beiden Hunde der zweiten Zeugung mit wenigern Beschwerden als die des ersten Wurfs, sie heulten nicht so häufig und immer erst, nachdem sie gebellt hatten. Sie schienen daher in Hinsicht der Stimme sich weit mehr dem Hunde als dem Wolfe zu nähern.

Drittens. Sie besaßen überdies eine auffallende Gewohnheit, die unseren Hunden nicht eigenthümlich ist, sie wühlten nehmlich mit ihrer Schnauze die Erde auf, um ihren Koth zu bedecken, oder den Rest ihres Fraßes zu verbergen, während die Hunde sich zu dieser Absicht nur der Klauen bedienen. Sie wühlten mit ihren Schnauze nicht allein kleine Löcher in der Erde, sondern höhlten sogar eine hinlänglich große Grube aus, um sich darein zu legen, was wir nie an unsern Haushunden beobachtet haben.

Viertens. Wir haben bemerkt, daß von unsern vier Hunden die beiden Männchen grimmig und boshaft waren, dagegen die beiden Weibchen zutraulich und sanft; das alte Männchen übte sogar seine Bosartigkeit an seiner ganzen Familie aus, als habe es sie nie gekannt; wenn der Hund auch mannigmal sein Weibchen liebte, mißhandelte er es wie die Jungen bald darauf, riß sie zu Boden, biß sie ohne Schonung und erlaubte ihnen nicht eher wieder aufzustehen, als bis sein Zorn vorüber war. Die Weibchen hingegen erbosten sich gegen Niemanden, wenn sie nicht zum Zorne gereizt wurden; sie besten nur unbekannte Personen an, doch niemals sprangen sie auf dieselben ein.

Fünftens. Das Männchen und das Weibchen der ersten Zeugung besaßen einen feinen Geruch; sie witterten schon in großer Ferne, und ohne Hülfe ihrer Augen unterschieden sie von weitem die Fremden und ihre Bekannten, sie rochen dieselben selbst durch die Mauern und die Schrauben ihres Verschlusses; denn sie heulten, wenn ein Fremder um ihren

Stall ging und bezeugten ihre Freude, wenn ein Bekannter sich ihm näherte. Hierbei wurde die Beobachtung gemacht, daß die Männchen durch ihren Geruch zuerst in Kenntniß gesetzt zu werden schienen, denn die Weibchen bellten oder heulten in diesem Falle erst nach dem Männchen.

Sechstens. Sie verbreiteten einen starken Geruch, der eine große Aehnlichkeit mit den Ausdünstungen des Wolfes hatte; die Haushunde mißkannten denselben nicht und flohen sie als wenn sie Wölfe gewesen wären; auf der Reise, welche diese Thiere von Ramur nach Paris machten, liefen die Bauernhunde, anstatt sich ihnen zu nähren, davon, sobald sie dieselben erblickten oder witterten.

Siebtens. Spielten diese vier Thiere zusammen und zeigte sich eins derselben mißmüthig oder schrie es, weil ihm zu wehe geschehen oder es verletzt worden war, fielen die andern drei alsbald über dasselbe her, wälzten es heram, zogen es am Schweife, an den Füßen u. so lange, bis es zu klagen aufgehört hatte, und dann fuhren sie fort, mit demselben wie früher zu spielen. Dieselbe Thatsache beobachtete ich bei mehreren anderen Thierarten und besonders bei den Mäusen. Die Thiere können im Allgemeinen das Schmerzgeschrei eines ihres Gleichen nicht ertragen, und strafen dasselbe, wenn es ohne Ursache diesen Schrei ausstößt.

Achtens. Ich wünschte den Naturtrieb dieser vier Thiere in Hinsicht ihres Widerwillens wie ihres Muthes kennen zu lernen und ließ deshalb eine Rahe, welche Thierart die Hunde vorzugsweise hassen, in den verschlossenen Garten, in welchem sie sich aufhielten, bringen. Sobald sie dieselbe erblickten, ward sie mit Hast verfolgt; die Rahe erkletterte einen Baum und die vier Thiere stellten sich, wie eine Wache, herum und verloren keinen Blick von der Beute, die sie erwarteten. Sobald man durch Zerbrechung des Astes, auf welche sich die Rahe geflüchtet hatte, sie zur Erde fallen ließ, faßte das ältere Männchen sie in seinen Rachen, ehe sie noch den Boden berührt hatte. Mit Hülfe seiner Familie, die bei diesem Unternehmen sich vereinte, tödtete er dieselbe; doch kostete weder er noch irgend ein anderer ihr Fleisch, gegen das sie einen eben so großen Widerwillen zeigten, als die gewöhnlichen Hunde.

Am andern Morgen brachte man eine dicke Hündin von der Rasse der Doggen in den Garten, und ließ den älteren

Hund gegen sie los, der auf der Stelle auf sie zusprang; anstatt sich aber zu vertheidigen, legte die Hündin sich mit dem Bauche auf die Erde. In dieser Stellung berock er sie, und ließ sie in Ruhe, sobald er sein Geschlecht erkannt hatte. Hierauf führte man die alte Hündin herein, die, wie das Männchen, gleich auf sie zusprang, aber, statt sie zu beriechen, sich auf sie hinwarf. Die Dogge entfloß, stellte sich gegen eine Mauer und zeigte einen solchen entschlossenen Widerstand, daß das Weibchen sich mit einem zweiten Angriff auf dieselbe begnügte, in welchem das Männchen die Rolle eines Vermittlers zwischen seinem Weibchen und der Hündin übernahm; es gab selbst seinem Weibchen einen tüchtigen Biß, um dasselbe zu nöthigen, den Kampf einzustellen. Als man aber den Friedensstifter an die Kette gelegt hatte, um dem Weibchen volle Freiheit zu lassen, umfreiste dasselbe die Hündin und suchte sie von hinten zu fassen. Eine wahre Angriffsart des Wolfes, der bei seinen Angriffen immer mehr List als Muth zeigt. Demungeachtet schien das ältere Männchen Kühnheit und Muth zu besitzen; es stand nicht an, sich über die Hunde herzuwerfen, griff sie herzhast von vorne an, ohne den Versuch zu machen, sie von hinten zu überfallen. Uebrigens bestien weder das Männchen noch das Weibchen unserer Bastardthiere, wie die Hunde, wenn sie kämpfen: ihr Haar sträubte sich und kurz vor dem Angriffe auf ihren Feind knurrten sie nur etwas.

Einige Tage nachher führte man einen Hofhund, fast so stark und so groß als das alte Männchen, zu ihm, was keinen Augenblick mit dem Angriffe zögerte. Anfangs vertheidigte sich der Hofhund ziemlich brav, weil er von seinem Herrn zum Kampfe angespornt wurde; als aber dieser Mann genöthigt ward, sich zurückzuziehen, weil der Wolfshund ihn schon beim Kleide gepackt hatte und Miene machte, über ihn herzufallen, stellte sich sein Hund gleich mit dem Hintertheile gegen die Thüre, aus welcher sein Herr gegangen war und wagte nicht, weiter in den Garten zu kommen. Während dieser ganzen Zeit zeigte die Wolfshündin viele Ungeduld zum Kampfe; ehe man ihr aber die Freiheit hiezu gab, glaubte man, um die Stärke der Feinde in ein Gleichgewicht zu bringen, den Wolfshund anketten zu müssen. Sobald die Hündin frei war, sprang sie unverzüglich auf den Hund los, der, da er seine Stellung nicht verlassen hatte, nur von hinten angegriffen werden konnte;

gleich beim ersten Angriffe wagte die Wolfshündin es nicht, sich mit dem Hoshunde in einen regelmäßigen Kampf einzulassen; sie begnügte sich damit, in leichten Sprüngen um den Hund zu schweifen und die Gelegenheit zu suchen, ihn von hinten anzugreifen, wie sie einige Tage zuvor bei der Hündin verfahren war, und als dies ihr nicht gelang, blieb sie ruhig.

In der Voraussetzung, daß der geringe Widerstand und Muth, den der Hoshund, der übrigens für sehr stark und böse galt, gezeigt hatte, vielleicht von dem Umstande herrühre, daß er an einem fremden Orte kämpfe und daß er vielleicht im Hause seines Herrn sich kühner zeigen würde, brachte man den ältern Wolfshund an der Kette dahin. Er fand den Gegner in einem kleinen Hofe; der Wolfshund ward nicht eingeschüchtert und ging stolz im Hofe auf und ab; der Hoshund aber, obwohl er auf seinem Stroh lag, schien sehr erschrockt und wagte nicht, aus der Ecke, wo er sich hingekauert hatte, hervorzukommen, so daß er sich ohne Kampf für besiegt erklärte; da er zu Hause bei seinem Herrn war, würde er nicht angestanden haben, seinen Gegner anzugreifen, hätte er nicht schon bei der ersten Begegnung die Erfahrung von der Ueberlegenheit des Wolfshundes an Stärke gemacht.

Aus diesen beiden Versuchen wie aus andern ähnlichen Thatfachen, welche uns die Wärter und Aufseher dieser Hunde berichtet haben, ersieht man, daß nie ein anderer Hund sie anzugreifen wagte, als erkannten sie noch in diesen Individuen ihren natürlichen Feind, den Wolf.

Von dem Weibchen.

(Dritte Zeugung.)

Im Monate November 1776 ließ ich das Männchen und Weibchen der zweiten Zeugung, die am 3ten März desselben Jahres geworfen worden waren, nach meinem Gute Buffon bringen. Bei ihrer Ankunft setzte man sie in einen großen Hof, wo ich ihnen eine kleine Hütte zum Schutze gegen die schlechte Witterung und zum Aufenthalt während der Nacht erbauen ließ; sie brachten dort ungefähr zwei Jahre zu. Sie lebten stets in guter Eintracht und zeigten niemals Widerwillen gegen einander; nur schien das Männchen beim Ausgange des ersten Jahres ein gewisses Ansehn über das Weibchen sich erworben zu haben; denn oft erlaubte der Hund seiner Ge-

fährtin nicht, zuerst die Nahrung zu berühren, besonders wenn sie aus Fleisch bestand.

Ich gab Befehl, sie, besonders als sie das Alter von 18 Monaten erreicht hatten, niemals bei den Vorshunden zu lassen, um eine Vermischung mit denselben zu verhüten. Diese Vorsicht schien mir nöthig zu seyn; denn da es meine Absicht war, die Erfahrung zu machen, ob nach dem Verlaufe einer gewissen Anzahl von Zeugungen diese Mestizen nicht gänzlich zur Wolfs- oder Hunde-Art herübergingen, war es wesentlich, die Rasse immer rein zu erhalten und nur die Abkömmlinge derselben unter sich zu paaren. Man sieht wohl ein, daß, hätte man diese Bastardthiere, anstatt sich nur unter sich paaren zu lassen, beständig mit dem Hunde vermischt, die Rasse allmählig, aber unfehlbar, die ganze Bildung der letztern Art angenommen und alle Charaktere die sie, mit dem Wolfe gemeinschaftlich hatte, verloren haben würde. Dasselbe, nur mit entgegengesetztem Erfolge, würde statt gefunden haben, wenn man sie beständig und ohne Unterbrechung mit dem Wolfe vereint hätte; nach Verlauf einer gewissen Reihe von Zeugungen wären die Individuen keine Bastarde mehr gewesen; sondern würden in Allem der Wolfsart geglichen haben.

Gegen das Ende des Jahres 1777 schienen das Männchen und Weibchen der zweiten Zeugung ihr volles Wachsthum erreicht zu haben; dennoch paarten sie sich erst den 30sten oder 31sten Dezember 1778, d. h. in einem Alter von 2 Jahren 10 Monaten. Beinahe in diesem Alter wird die Art des Wolfes zeugungsfähig; unsre Bastardhunde schienen mithin in Hinsicht der Zeit, wo sie zeugungsfähig wurden, mehr Aehnlichkeit mit dem Wolfe als mit dem Hunde, der sich gewöhnlich in einem Alter von einem Jahre und einigen Monaten fruchtbar paart, zu haben. Zu dieser ersten Aehnlichkeit muß man noch eine zweite gesellen, die der Fruchtbarkeit nemlich, welche beinahe dieselbe zu seyn schien. Unsre Mestizen, sowohl von der ersten als zweiten Zeugung warfen nur einmal in zwei Jahren. Das Männchen und Weibchen der ersten Zeugung, die zum erstenmale den 3ten März 1776 warfen, und die ich im Monate November desselben Jahres nach der königlichen Menagerie sandte, zeugten erst im Frühlinge 1778 wieder; ebenso zeigten das Männchen und Weibchen der zweiten Zeugung, die zum erstenmale auf meinem Gute Büffon warfen,

21 Monate nach ihrem ersten Wurf nicht das geringste Zeichen der Hitze oder des Geschlechtstriebes.

In Betreff der Fruchtbarkeit bei dem Wolfsgeſchlechte, was im Stande der Naturfreiheit lebt, bewegen uns mehrere Gründe zum Glauben, daß ſie nicht ſo groß iſt, als man behauptet hat, und daß, anſtatt jedes Jahr einmal zu werfen, der Wolf in der That nur einmal in zwei Jahren und vielleicht ſelbſt in drei Jahren nur einmal zeugt. Deur:

Erſtens, ſcheint es gewiß, daß, wenn die Wölfin jedes Jahr ſechs oder ſieben Jungen würfe, wie mehre Naturforſcher verſichert haben, das Geſchlecht des Wolfes trotz dem Kriege, den man ohne Aufhören gegen dieſen Feind der Heerden führt, weit zahlreicher ſeyn würde, als es iſt; überdieß ſcheint die Analogie einen Beweis zu liefern, den man nicht von der Hand weiſen kann. Unſere Baſtardthiere zeigten ſowohl in Hinſicht ihrer inneren Fähigkeiten, als in Bezug auf Geruch und mehrere andere äußere Merkmale eine ſolche Aehnlichkeit mit dem Wolfe, daß es kaum möglich iſt, anzunehmen, daß ſie in einem der Hauptpunkte, in der Fruchtbarkeit nämlich, abweichen ſollten.

Zweitens. Für einen Wolf, der erlegt wird, erleiden vielleicht 100 Hunde daſſelbe Schickſal und dennoch iſt die letztere Gattung unendlich zahlreicher, als die des Wolfes, wenn ſie auch aller Wahrscheinlichkeit nach nur viermal fruchtbarer iſt.

Drittens. Erblickt man in einem Walde einen Wurf junger Wölfe mit ihrer Mutter, kann man die Bemerkung machen, daß man ſie gewöhnlich in folgenden Jahren nicht wieder ſieht, obgleich die Mutter ihren Aufenthalt, wenn nicht andere Wölfinnen ſich in ihrer Geſellſchaft befanden, nicht verändert hat. Würde die Wölfin jedes Jahr, würde man jedes Jahr die junge Brut, von der Mutter geleitet, ſich im Frühlinge in die Felder verbreiten ſehen, um dort ihre Nahrung oder ihre Beute aufzuſuchen. Da man aber von dieſer Thatſache nie ein Beiſpiel ſah und wir überdieß alle Urſachen, die wir angeführt haben, für gegründet halten, beharren wir bei der Meinung, daß die Wölfin in zwei Jahren nur einmal wirft.

Den 4ten März 1779 warf das Baſtardweibchen der zweiten Zengung; die Jungen waren ſieben an der Zahl und ſchienen wie ihr Vater, oder wie die ebeugeborenen Wölfe.

von brauner oder schwärzlicher Farbe zu seyn. Da das Weibchen am 30sten oder 31sten vorigen December belegt worden war, ist es augenscheinlich, daß die Tragzeit wie beim Geschlechte der Hunde nur 63 Tage betrug und nicht, wie man es vielleicht ohne Grund angibt, $3\frac{1}{2}$ Monat, wie bei der Wolfsart; denn nimmt man auch hier die Analogie zum Führer, ist es kaum möglich, sich der Meinung zu entziehen, daß die Tragzeit beim Geschlechte des Hundes nicht eben so lange dauere, als bei dem des Wolfes, indem diese Thiere sich in so vielen Rücksichten gleichen und in so vielen Beziehungen gegen einander stehen, daß man nicht zweifeln kann, daß ihre Art und Gattung weit mehr verwandt seyen, als die des Esels und des Pferdes; die letzteren Thiere nämlich zeugen mit einander Wesen, die sich nicht fortpflanzen können, d. h. unvollkommne Geschöpfe, denen die Natur die kostbarste ihrer Gaben, in einer Nachkommenschaft jenseits der Grenzen ihres Daseyns zu leben oder fortzudauern, versagt hat, während der Wolf und der Hund durch ihre Paarung Individuen zeugen, welche Andern das Daseyn verleihen können, indem sie alle Fähigkeiten, die zur Fortpflanzung erforderlich sind, besitzen.

Einige Stunden vor der Niederkunft bereitete das Weibchen mit vieler Sorgfalt ein Strohlager in einer Ecke, um dort abzusehen; es war eine Aushöhlung in der Form eines großen Nestes, das rund herum durch einen erhobenen Rand beschützt wurde. Als sie die Jungen geworfen, erfüllte sie mit Eifer an denselben die ersten Pflichten einer Mutter; sie hörte fast nicht auf, sie zu belecken, zu lieblosen und sie in eine behagliche Lage zu versetzen; sie erlaubte dem Männchen nicht, sich ihnen zu nähern und schien befürchtet zu seyn, daß es ihnen Böses zufügen möchte; diese Sorgsamkeit aber und diese Zeichen der mütterlichen Zärtlichkeit und Zuneigung dauerten eine kurze Zeit, an ihre Stelle trat bald eine barbarische Wuth. Zwei oder drei Stunden nach der Geburt war der Mann, der mit der Pflege dieser jungen Thiere beauftragt war, neugierig dieselben zu beschauen; er wollte sie betasten, oder sie, um dieselben in der Nähe zu betrachten, aufheben; mehr bedurfte es nicht, um die Mutter zu erzürnen, die sich auf der Stelle über die eben geborenen Jungen herwarf und sie wüthend seinen Händen entriß, um sie hernach selbst zu tödten und sie zu verschlingen; sie fraß dieselben, als wären sie ihre gewöhnliche

Nahrung gewesen. Sechs von diesen jungen Thieren, die von dem Wärter berührt worden waren, erlitten dieses grausame Loos, so daß uns von dem ersten Wurf nur das junge Weibchen, dessen Beschreibung wir mittheilen, übrig blieb.

Bei dieser Gelegenheit bemerken wir, daß es mehre Weibchen unter den Thieren gibt, welche die Jungen ihres ersten Wurfs verschlingen, wenn man sie im Augenblicke ihrer Geburt berührt; die Sau gehört vorzugsweise zu dieser Zahl und ist mehr, wie jedes andere Weibchen, hiezu geneigt; diese Handlungen einer barbarischen Grausamkeit sind doch, so sonderbar sie auch erscheinen mögen, nur die Folge einer zu großen Zuneigung, einer zu ausschweifenden Liebe, oder einer physischen Zärtlichkeit, die an Wahnsinn grenzt; denn die Natur, welche der Mutter die Pflicht aufbürdete, ihre Familie zu erziehen und mit ihrer Milch zu ernähren, verließ ihr zu gleicher Zeit Liebe und Zärtlichkeit; ohne dies würde sie ihren wahren Zweck, die Erhaltung und Fortpflanzung der Geschöpfe, verfehlt haben; denn besäßen die Mütter durchaus keine Neigung für ihre Jungen, würden diese aus Mangel an Pflege fast eben sobald zu Grunde gehen, als sie geboren würden. Man kann daher mit einigem Grunde glauben, daß die jungen Mütter ihre eben geborene Familie aus Furcht, daß man ihnen dieselbe raube, tödten, oder weil sie nicht wollen, daß dieses kostbare Unterpfand, was die Natur ihnen anvertraut hat, irgend einem Andern, als ihrer Sorgfalt sein Wohlfeyn verdanke.

Uebrigens zeigte das Bastardweibchen der zweiten Zengung von dem wir eben sprechen, eine große Anhänglichkeit zu seiner Tochter. Ja es duldete nicht, wie wir schon berichtet haben, daß das Männchen Anfangs sich ihr näherte und erst nach Verlauf von mehren Wochen erlaubte es ihm, einigen Theil an der Erziehung seiner kleinen Gefährtin zu nehmen; nach dieser Zeit aber haben beide nicht aufgehört, das Junge sorgfältig zu warten; nie ließen sie dasselbe allein gehen, begleiteten es fast auf allen seinen Schritten; nöthigten es mannigmal in ihrer Mitte zu laufen und berührten selten die Nahrung, bevor sie ihm nicht seinen Theil davon gegeben hatten. Oft warf man ihnen ganze Hammel zum Fraße hin; Vater und Mutter schienen dann ihre kleine Gefährtin anzureizen, zuerst davon zu kosten; vermochte sie aber die Beute

nicht anzugreifen, rissen Vater und Mutter Stücke herunter, um ihr den Fraß zu erleichtern.

Das eine Weibchen der dritten Zeugung, den 4ten März 1779 geworfen, hat nur eine halbhäusliche Erziehung erhalten. Seit seiner Geburt war es fast beständig mit seinem Vater und seiner Mutter in einem großen Behälter, aus dem sie nur von Zeit zu Zeit gelassen wurden, um in einem großen Hofe frische Luft zu schöpfen; man begnügte sich, ihnen zu bestimmten Stunden das Futter vorzuwerfen und fand es zwecklos, der jungen Hündin gefellige und sanfte Sitten beizubringen, da es bei der Erhaltung und Bewahrung dieser Thiere in der That meine einzige Absicht war, die Erfolge der Zeugung zu beobachten. Die junge Hündin war deshalb auch sehr schwächtern und wild; dennoch war sie weder grimmig noch boshaft; sie besaß im Gegentheil ein durchaus sanftes und friedliches Naturell. Sie spielte selbst gern mit gewöhnlichen Hunden und suchte nie ihnen Böses zuzufügen, obgleich sie 21 Monate alt war, sich mithin in einem Alter befand, das ihr Kräfte genug zum Angriffe und zur Vertheidigung verlieh; bemerken muß ich aber, daß die Hunde nur mit Widerwillen sich zu ihr gesellten, als witterten sie noch den Geruch ihres Feindes. Trat man in ihren Verschluß, duckte sie sich an den Boden, als wenn sie glaubte, so hinlänglich verborgen zu seyn, folgte mit unruhigen Blicken allen Bewegungen des Eingetretenen, und rührte, während man sie anschaute, ihre Nahrung nicht an. Drehte man in ihrer Nähe ihr den Rücken zu und ließ seine Hände herabhängen, kam sie leise herbei und leckte sie, sobald man sich aber wieder umdrehte, floh sie rasch zurück und duckte sich wieder auf den Boden, wo man sie betastete, ihre Ohren und Pfoten berühren und ihr selbst den Rachen aufsperrn konnte, ohne daß sie Lust zum Beißen zeigte. Gab man ihr in einem Garten die Freiheit, konnte man sie nur schwer wieder einfangen, weil sie, sobald man ihr sich nähern wollte, davon rannte; einmal wieder eingefangen, ließ sie sich fortführen, selbst forttragen, ohne Widerstand zu leisten oder Zorn zu zeigen. Man sieht demnach, daß diese junge Hündin, obwohl furchtsam und wild, dennoch an Sanftheit ihrer Sitten und ihres Naturells ihrer Großmutter und ihrer Mutter glich, die, weil sie eine ganz häusliche Erziehung erhalten hatten, immer sehr gutmüthig, einschmeichelnd und vertraulich waren,

und dies ist ein neuer Beweis dessen, was wir über diese Thiere ausgesagt haben, nämlich, daß der Hund durch seine Vermischung mit der Wölfin den Weibchen, die aus dieser Paarung hervorgingen, sein Naturell und seine Sitten übertragen zu haben schien und daß die Mütter ihre innern Fähigkeiten auf ihre Töchter vererbten; dagegen habe die Wölfin durch ihre Paarung mit dem Hunde den Söhnen aus dieser Ehe ihr Naturell und ihre Sitten mitgetheilt und der Hund ebenfalls seine innern Fähigkeiten auf seine Söhne fortgepflanzt.

Wir geben hier die Beschreibung des Weibchens von der dritten Zeugung; zuerst geben wir an, was die junge Wölfin mit dem Hunde gemein hatte; hierauf die Aehnlichkeiten, die sie mit dem Hunde zeigte und diese Vergleichung wird uns lehren, daß sie wie alle die andern Weibchen dieser Rasse, eine weit größere Aehnlichkeit mit dem Wolfe als mit dem Hunde hatte. Wünschenswerth wäre es gewesen, wenn wir auch ein Männchen von diesem Wurfe besessen hätten, um sie wie die beiden frühern Zeugungen beschreiben zu können. Wir würden dann erkannt haben, ob dieses Männchen, wie sein Großvater und Vater, in der Bildung des Kopfes der Hundart näher gekommen wäre als jener des Wolfes und ob seine Sitten übereinstimmend mit der letzten Thierart gewesen wären; dies würde unsre Ansichten über den Einfluß der Männchen und Weibchen auf die Gestalt und Begabung der Frucht bestätigt oder widerlegt haben.

Erstens. Die junge Hündin der dritten Zeugung hatte in ihrer Miene, ihrem Gange, in ihrer Art zu laufen und in der Leichtigkeit, womit sie heulte, viele Aehnlichkeit mit dem Wolfe; man hörte sie nie bellen. Der Ton und die Biegungen der Stimme beim Geheul waren genau dieselben wie beim Wolfe.

Zweitens. Wie der Wolf besaß sie einen sehr dicken Körper von unten nach oben, nach dem Bauche zu, der am Vordertheile höher war, als am Hintertheile und bis zum Ursprunge des Schweifes sich sehr bemerklich senkte.

Drittens. Sie glich ferner noch dem Wolfe in der Bildung des Kopfes, dessen Schnauze um die Augen dicker und dünner an ihrem Ende war, und in den Ohren, die kurz waren, grade aufstanden und sich mit einer Spitze endigten.

Viertens. Endlich glich sie dem Wolfe durch die Hundszähne, die im Verhältnisse zum Wuchse des Thieres größer und dicker waren, als die der gewöhnlichen Hunde. Dieses sind die Hauptmerkmale, durch welche sich diese Hündin der Wolfsart näherte und die vom Vater auf alle Weibchen der ersten Zeugung sich fortgepflanzt zu haben schienen. Wir fügen nur die Bemerkung bei, daß in dem Stiche, welcher das Weibchen der zweiten Zeugung, d. h. die Mutter derjenigen, welche wir hier beschreiben, abbildet, die Ohren halb gebogen sind, weil das Thier noch jung war, als es abgezeichnet wurde und die Ohren noch nicht Kraft genug hatten, sich ganz aufrecht zu erhalten; seitdem kamen sie gerade zu stehen und hatten dieselbe Form, als die bei den andern Weibchen. Wir sehen noch hinzu, daß die Hündin der dritten Zeugung, von welcher wir hier die Beschreibung liefern, einen langen und stark mit Haaren besetzten Schweif hatte, der genau dem des Wolfes glich und sie durch dieses letztere Merkmal sich von ihrer Großmutter und ihrer Mutter, welche einen kurzen Schwanz besaßen, zu entfernen und ihrem Großvater und ihrem Vater, deren Schweif sehr lang war, näher zu treten schien.

Mit ihrem Vater hatte sie Aehnlichkeit:

Erstens. In der braunen mit grau gemischten Farbe, die ihren Rücken, ihre Körperseiten, den untern Theil des Halses und in der schwärzlichen, welche den Kopf und die Stirne bedeckte. Wir bemerken in Hinsicht dieser Haarfarbe, daß auf der Platte, welche das Männchen zweiter Zeugung darstellt, d. h. der Vater des Weibchens, von dem hier die Rede ist, ein dunkler gefärbtes Haar besitzt, weil das Thier, was in dem Alter von 6 bis 7 Monaten gezeichnet ist, noch nicht seine wahre Farbe erlangt hatte, die in der Folge fast der Farbe des Weibchens, von dem wir hier sprechen, ähnlich wurde und in einem mit Grau untermengten Braun bestand. Wir sehen hinzu, daß die Hündin, wie ihr Vater und ihre Mutter, auf dem ganzen oberen Theile der Schnauze eine schwärzliche Farbe zeigte.

Zweitens. Ihrem Vater ähnelte sie noch in dem mit schmutzigem Weiß untermengten Grau, was sie unter dem Körper von dem untern Theil der Brust an bis in die Gegend des Bauches besaß; in der röthlichen Farbe, die sich auf der äußern Seite der Beine, an den Seiten der Nase und an der äußern Fläche der Ohren, wo sie bräunlich schattirt war, be-

fand und in dem Schwärzlichen, was den Rand der Ohren bedeckte; in dem Weißen endlich, was auf der innern Oberfläche der Ohren, auf dem untern Theile der Backen, der untern Kinnlade, der untern Seite der Schenkel und Beine, auf dem Unterleibe und um den After sich vorfand. Vergessen dürfen wir aber hier nicht, daß bei allen Individuen, sowohl Männchen, als Weibchen, dieser Bastardrasse, stets mehr oder weniger weiß an allen diesen verschiedenen Theilen vorhanden war und daß demzufolge die Väter und Mütter einen gleichen Theil an der Uebertragung dieser Farben auf ihre Jungen gehabt haben können.

Drittens. Endlich hatte diese Hündin mit ihrem Vater die Farbe aller Klauen und die Bildung und Stellung der Augen, deren Höhlen, wie beim Hund, fast wagerecht lagen, gemein; dagegen glich sie dem Vater und der Mutter durch die Beschaffenheit des Haares, was an der Wurzel keinen Flaum besaß und das, wenn es auch nicht so rauh sich anfühlte, wie beim Wolfe, doch weit rauher war als bei dem Hunde.

Vergleicht man diese Beschreibung mit den vorhergehenden, wird man finden, daß sie geeignet ist, die größere Zahl der Urtheile, die wir schon in Hinsicht dieser Bastardthiere ausgesprochen haben, zu bestätigen; inzwischen ist es wahr, daß die Mutter hier auf die Bildung der Augen keine Einwirkung gehabt zu haben scheint, indem die Gesichtsorgane bei allen Weibchen, wie die des Wolfes, immer schräg lagen, während sie bei der Hündin der dritten Zengung horizontal, wie beim Vater, oder vielmehr wie beim Hunde überhaupt, geschnitten waren; übrigens hatte sie, wie ihre Großmutter und Mutter, keinen kurzen und abgestumpften Schweif, sondern einen sehr langen und hangenden, was darzuthun scheint, daß hier das Männchen einen größern Einfluß auf die Bildung dieser verschiedenen Theile ausgeübt habe, als bei den andern Hunden in den vorhergehenden Zengungen; übrigens vernichten alle diese Thatfachen, genau betrachtet, unsere frühern Behauptungen nicht, weil wir stets der Meinung waren, daß die Männchen mehr als die Weibchen auf die Gestaltung der äußern Gliedmaßen des Körpers einwirken; doch wird man, trotz den wiederholten Erfahrungen, wohl einsehen, daß sie etwas sicher Begründetes über den wechselseitigen Einfluß der Männchen und Weibchen auf

die Frucht nicht feststellen und daß sie nicht hinreichen, den gewöhnlichen Gang der Natur zu erkennen und auszuforschen. Es gibt so viele Ursachen, die uns bei einem so geheimnißvollen Gegenstand irre leiten können, daß, wie groß auch der Schärfsinn eines Naturforschers seyn mag, er immer Ursache haben wird, seinen Ansichten zu mißtrauen, wenn er keine vollständige Sammlung von Beweisen zu ihrer Unterstützung besitzt, z. B. es ist sehr wahrscheinlich, daß, wenn ein Unterschied in Hinsicht der Kraft und des Temperaments zwischen den beiden Thieren, die sich paaren, vorhanden ist, die Frucht dieser Vereinigung mit dem von ihnen, welcher die größte Rüstigkeit und Kraft des Temperaments besitzt, die meiste Aehnlichkeit haben wird und daß, wenn das Männchen in dieser Beziehung überwiegt, die Jungen auch mehr ihrem Vater als ihrer Mutter gleichen werden.

V o m M ä n n c h e n .

(Vierte Zeugung.)

Die Hündin der 3ten Zeugung gerieth in Brunst, ward von ihrem Vater belegt und warf im Frühling des Jahres 1781 vier Junge, eben so viel Männchen als Weibchen, von denen zwei vom Vater und von der Mutter aufgefressen wurden. Es blieben nur noch ein Männchen und ein Weibchen übrig. Die jungen Thiere waren sanft und einschmeichelnd; inzwischen waren sie etwas gefräßig und griffen das Geflügel an, was in ihre Nähe kam.

Das Männchen dieser vierten Zeugung bewahrte stets die Gesichtsbildung des Wolfes. Seine Ohren waren breit und grade, sein Körper verlängerte sich im Laufen, wie beim Wolfe, der Schweif war etwas gebogen und hing zwischen den Beinen, die Farbe des Haares auf dem Kopfe und dem Körper hatte er ebenfalls mit dem Wolfe gemein.

Im Alter von beinahe einem Jahre betrug seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After in grader Linie gemessen 2 Fuß 8 Zoll 6 Linien und längs der Krümmung seines Körpers 3 Fuß 4 Zoll 9 Linien.

Die Augenlider, die Nase und die Nasenlöcher waren schwarz, die Backen weiß, wie die untere Fläche der unteren Kinnlade; weißes Haar bemerkte man ebenfalls auf der Brust und an den innern Seiten der Beine und der Schenkel; der

Unterleib zeigte bis zur Brust hin ein schmutziges ins Gelbliche spielendes Weiß.

Der Schwanz war 9 Zoll 8 Linien lang, dick und mit einem dichten und ziemlich kurzen Haare besetzt, oberhalb schwärzlich, unterhalb gelblich und am Ende schwarz.

Vom Weibchen.

(Vierte Zeugung.)

Diese Wolfshündin, zugleich mit dem vorhergehenden Hunde geworfen, hatte mit ihrer Urgroßmutter, der Wölfin, die Gesichtsbildung, den Blick, die großen Ohren und den zwischen den Beinen hangenden Schweif gemein. Sie war nur etwas kleiner als das Männchen und in ihren Körperformen, wie in ihren Beinen leichter gebaut.

In dem Alter von etwa einem Jahre maß ihre Länge von der Nasenspitze bis zum After in grader Linie 2 Fuß 4 Zoll 1 Linie und längs der Krümmung des Körpers 2 Fuß 8 Zoll 9 Linien, was 4 Zoll 5 Linien weniger als beim Männchen betrug; die Hündin unterschied sich noch durch die Körperform, die weniger schwerfällig war und ihrem Urgroßvater, dem Hunde, näher kam; sie hatte einen längern und feinern Kopf als ihr Bruder, einen weit längern Schweif und weit größere Ohren, deren Spitzen herabfielen, wogegen sie beim Männchen grade waren; die Farben ihres Haares glichen im Allgemeinen weit mehr denen des Hundes, als denen der Wölfin, von der sie ihre Abstammung herleitete.

Die Nasenspitze, die Nasenlöcher und Pfoten waren schwarz. Sie war noch sanfter und furchtsamer als das Männchen und ertrug geduldig Bestrafung und Schläge.

Fortsetzung der Mestizen.

Herr Leroy, Lieutenant der Königlichen Jagden und Aufseher im Parke von Versailles, theilt mir in einem Schreiben vom 13. Juli 1778 die Beobachtungen mit, welche er über den Wolfshund, den ich ihm anvertraut hatte, angestellt hat. Ich habe, sagte er in demselben, Ihnen Bericht über die mir anvertrauten Wolfshunde abzulegen. Zwei derselben gab ich dem Hrn. Prinzen von Condé; Herr v. Amézaga hat sie beobachtet, und er kann Ihnen mittheilen, wie sie sich gemacht haben. Einen bewahrte ich auf, um zu sehen, ob er zu

irgend einem Dienste tauglich würde. In seiner Kindheit ließ man ihn in einem Hause und in einem Verschlusse frei herum-schwärmen. Er lebte mit den Hausleuten ziemlich vertraut, und nährte sich von Allem; doch zog er rohes Fleisch jeder andern Nahrung vor. Seine Gestalt zeigte eine große Aehnlichkeit mit der des Wolfes, mit Ausnahme des Schweifes, der kürzer war, aber doch wie beim Wolfe niederhing. In seiner Gesichtsbildung hatte er vorzugsweise jenes *Torvus* (Grimmig von unten auf Schielendes), was dem Wolfe eigen ist. Seine Art zu gehn und zu laufen glich vollkommen der des Wolfes. Rief ihn Einer von denen, mit welchen er am vertrautesten war, kam er nie grade auf ihn zu, wenn er nicht genau unter dem Winde war; sonst suchte er erst den Wind und näherte sich nicht eher, als bis sein Geruchssinn das Zeugniß seiner Augen bestätigt hatte. Uebrigens besaß er nichts von jenem spielenden Frohsinne unsrer jungen Hunde, wenn gleich er manchmal mit ihnen schäkerte; alle seine Bewegungen waren gesetzt, und verkündeten Ueberlegung und Mißtrauen. Kaum 6 Monate alt, mußte man ihn an eine Kette legen, weil er unter dem Geflügel eine große Verheerung anzurichten begann. Man versuchte, diesen Fehler an ihm zu verbessern; aber, außer daß es weder leicht noch sicher war, sich seiner zu bemächtigen, machte ihn die Strafe nur zum Heuchler. Sobald er sich nicht beobachtet glaubte, trat seine Raubbegierde in ihrer ganzen Stärke wieder hervor; unter dem Geflügel wählte er vorzugsweise die Truthähne zum Gegenstand seiner Mordlust aus. An die Kette gelegt, schien seine Grimmigkeit nach dem Verlust der Freiheit sich nicht zu vermehren. Zum Wächter taugte er eben so wenig; er bellte selten, sein Gebell war kurz und bewies Ungeduld; er knurrte nur, wenn Fremde sich ihm näherten und heulte häufig des Nachts. In dem Alter von einem Jahre nahm ich ihn mit zur Jagd und weil er kühn und ausdauernd zu seyn schien, wollte ich den Versuch machen, ob er Eber heßen würde; aber sein Muth ward für ihn verhängnißvoll; er unterlag bei der ersten Probe. Man hatte ihn mit andern Hunden auf einen Eber geworfen, den er von vorne angriff und der ihn auf der Stelle tödtete. Dies die Geschichte dieses Thieres.

Ich paarte seinen Vater, einen von jenen Hunden, die Sie mir übergeben hatten, mit einer jungen Wölfin in unserm

Thierzwinger. Da er weit stärker als sie war, begann er damit, sie sich unterwürfig zu machen, und hiß sie einige Mal scharf, augenscheinlich, um sie unter seine Herrschaft zu bringen. Später stellte sich das gute Einverständniß zwischen ihnen wieder her und als die Wölfin ungefähr 18 Monate alt und in Brunst gerieth, ward sie bedeckt und warf drei Junge, welche dem Hunde weit weniger, als die der ersten Zeugung ähnelten. Unter anderm war das Haar dem des jungen Wolfes gleich. Ein seltener Umstand war hierbei, daß die trachtige Wölfin etwa einen Monat vor ihrer Niederkunft noch das Männchen zuließ; er bedeckte sie in Gegenwart eines der Thierwärter, bei allen Glauben verdient. Er berichtet, daß sie nur einen Augenblick in der Vereinigung blieben; aber bei weitem nicht so lange, als unsere Hunde. Zwei von diesen jungen Wolfshunden lasse ich, von den andern getrennt, aufziehen, um den Versuch zu machen, ob man sie in irgend einer Hirsicht zur Jagd abrichten kann. Frühzeitig werde ich sie als Leithunde schulen, denn dies ist der einzige Weg, auf dem man von ihnen einige Gelehrigkeit erwarten kann. Den dritten Wolfshund werde ich mit der Wölfin sich paaren lassen, um die Erfahrung zu machen, welchen Grad von Einfluß die Rasse des Großvaters, der ein Hund war, auf die Abkömmlinge in der Zeugung bewahren werde."

Zweite Fortsetzung der Mestizen.

Zu diesem ersten sicheren Beispiele einer fruchtbaren Paarung zwischen Hund und Wölfin könnten wir noch andre fügen, deren nähere Umstände uns aber lange nicht so bekannt sind. 1776 sah man in der Champagne zwischen Vitry-le-Francois und Chalons auf den Gütern des Grafen du Hamel, einen Wurf von 8 Wölfen, deren 6 ein starkes, rothes Haar hatten, der siebente besaß ein ganz schwarzes mit weißen Pfoten und der achte war fahl-gelb mit Grau gemischt. Diese jungen Wölfe, auffallend durch ihre Haarfarbe, haben ihren Geburtsort nicht verlassen und wurden sehr häufig von den Einwohnern der Dörfer Ablancourt und La Chaussée, die in der Nähe des Forstes liegen, erblickt. Man hat mich versichert, daß diese Wölfe aus der Vereinigung eines Hundes mit einer Wölfin abstammten, denn die röthlichen jungen Wölfe glichen in einem solchen Grade einem Hunde der Nachbarschaft, daß

man sie für denselben halten konnte. Bei dieser Voraussetzung muß man zum mindesten noch annehmen, daß der röthliche Hund, der Vater dieser Bastarde, zum Vater oder zur Mutter einen schwarzen Hund gehabt habe. Die Wölge dieser jungen Thiere, die mir in den königlichen Garten übersandt wurden, erkannte ein Kürschner, dem ich sie zur Beurtheilung vorlegte, auf den ersten Anblick für Hundsfelle; als er sie aber näher untersuchte, erkannte er zwei andere Haararten, welche den Wolf und die anderen wilden Thiere von den Haushunden unterscheiden. Die Kenntniß dieser Thatsache verdanke ich dem Hrn. von Cernon; er hatte die Güte, uns die Wölge zur Untersuchung zu übersenden. Unter dem 28. October 1776 hatte ich die Ehre, von ihm ein Schreiben zu erhalten, aus dem ich hier einen Auszug liefere.

Am 4. November beim Aufbruch des Tages ward die Treibjagd auf diese kleinen Wölfe begonnen. Man ließ den Wald durch Spürhunde, welche auf die Wolfsfährte abgerichtet waren, abjagen; man trieb sie an diesem Tage nicht auf, obgleich sie zwei Tage vorher vom Hr. v. Ablancourt gesehen worden waren, der zu Fuße und ohne Waffen sich ein Vergnügen daraus gemacht hatte, sie eine lange Zeit und etwa 20 Loisen von ihm an der Grenze des Waldes zu beobachten und erstaunt gewesen war, sie so wenig wild zu finden. Ich fragte, sagte Hr. v. Cernon, den Hirten von Ablancourt, der gegenwärtig war, ob er diese Wölfe schon gesehen habe; er gab mir zur Antwort, daß er ihnen täglich begegne, sie zahm wie Hunde wären, selbst sein Rindvieh hüteten und mitten unter dem Rindvieh spielten, ohne demselben die geringste Furcht einzusößen; er fügte hinzu, daß ein ganz schwarzer sich unter denselben befinde, während alle andere röthlich seyen, mit Ausnahme eines anderen, der eine aschgraue Farbe besitze. Den 5ten November fanden wir diese Wölfe in einem einzeln stehenden Gebüsch zwischen Méry und Cernon und verfolgten dieselben. Nachdem wir ihnen anderthalb Stunde zu Fuße gefolgt waren, nöthigte uns der Einbruch der Nacht, die Jagd aufzugeben; doch vermochten wir die Farben der jungen Thiere und ihrer Mutter, die bei ihnen war, deutlich zu unterscheiden.

Den 7ten erfuhren wir, daß die Wölfe zu Longy gesehen worden waren; der Schloßvoigt des Hrn. von Pange einen getödtet, der Furschhüh einen andern erlegt und auf den

schwarzen in großer Nähe geschossen und wahrscheinlich verfehlt habe; er sah sie hierauf nach dem Orte rennen, wo sie geworfen worden waren. Drei Tage darauf versammelten sich die Jäger und suchten sie dort wieder aufzutreiben. Die Mutter-Wölfin ward zuerst erblickt und von meinem Sohne angeschossen; da sie auf den Schuß nicht fiel, ward sie von den Hunden in der Nähe geheßt; fast alle Jäger erblickten sie in der Ebene und bemerkten an derselben nichts von den gewöhnlichen Wölfen Verschiedenes. Hierauf tödtete man im Walde einen von den jungen Wölfen, der vollständig röthlich war, ein kürzres Haar und längere Ohren, als die Wölfe besitzen, hatte; die Ohrenspitze war etwas nach Innen gebogen und im ganzen Körperbau fand man Etwas, was der Gestalt eines langen Fleischerhundes näher kam, als der eines Wolfes. Ein anderer dieser jungen Wölfe ward tödtlich verwundet; als er den Schuß erhielt, schrie er gleich einem Hunde, der geprügelt wird. Der Feldhüter, der auf ihn geschossen hatte, ward selbst durch die Farbe und den Schrei des jungen Wolfes erschreckt, weil er fürchtete, einen Hund aus der Meute, der dasselbe Haar besaß, getödtet zu haben; auf der Verfolgung desselben ward er aber bald enttäuscht und erkannte ihn für einen jungen Wolf; doch vermochte er ihn nicht einzufangen, das verwundete Thier entschlüpfte in einen Bau, wo es sich verlor.

„Der Jagdhüter des Hrn. Poisson, der Fallen legt, fand einen dieser Wölfe beim Beine ergriffen und hielt ihn für einen Hund; einige andere Menschen, die bei ihm waren, sahen ihn ebenfalls für ein solches Thier an; sie tödteten denselben und ließen ihn in dem Glauben, daß er kein junger Wolf, sondern ein Hund sey, liegen. Wir ließen den vermuthlichen Hund holen und erkannten in ihm einen jungen Wolf, dem anderen völlig ähnlich, mit der Ausnahme aber, daß sein Haar zum Theil röthlich, zum Theil grau war; der Schweif, die Ohren, die Kinnlade, der Nacken glichen aber denen eines Wolfes durchaus.

„Endlich trieb man einige Tage darauf die übrigen dieser jungen Wolfsbrut in einem Walde eine Stunde von Chalons auf und tödtete einen derselben, der röthlich und dem, dessen Haut ich dem königlichen Kabinette übersandt habe, ähnlich war.

„Den 18ten November 1776 erlegte Hr. Poisson in einiger Entfernung von seinem Schlosse zwei dieser jungen Wölfe,

deren Fell ich überschickt habe; der eine war röthlich, der andere schwarz; der erste ein Männchen, der zweite ein Weibchen, was kleiner war und schneller lief, als das Männchen."

Nach den angeführten Thatfachen ist einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese jungen Wölfe aus der Vermischung eines Hundes mit einer Wölfin entsprungen seyn können, denn sie besaßen eine solche Aehnlichkeit mit dem Hunde, daß eine große Anzahl Jäger sie für Hunde hielt.

Unter diesen 8 jungen Wölfen waren 6 röthlich, die, wie man behauptet, durch diese Farbe einem Hunde aus der Nachbarschaft glichen, und besaßen halb hängende Ohren; dieses begründet die Vermuthung, daß sie von jenem Hunde herkommen können; doch unter denselben befand sich auch einer mit graulichem Haare, der demzufolge von einem Wolfe herrühren möchte; der achte war schwarz, er konnte demnach auch von einem Wolfe stammen, denn das schwarze Haar ist eine Varietät, die mannigmal im Wolfsgeeschlechte beobachtet wird.

Drittes Beispiel einer Frucht von einem Hunde und einer Wölfin.

(Auszug eines Briefes des Hrn. von Cérjal zu Lausanne an den Baron von Woellwarth zu Paris.)

"Sehen Sie den Hrn. Grafen von Buffon, bitte ich Sie, ihm zu sagen, daß Niemand besser als ich die Wahrheit einer Note auf der ein und zwanzigsten Seite seiner Naturgeschichte der Vierfüßer bezeugen kann; denn ich habe selbst zwei junge Hunde, die von einem Jagdhunde und von der Tochter des Wolfes herstammten, von welchen der Lord Pembroke dem Hrn. Bourgelas schreibt, abgerichtet; mit großer Mühe und Sanftmuth hatte ich sie dahin gebracht, mit einigen 30 Spürhunden zu jagen und das Wild durch Stillstehen anzuzeigen; sie hatten Nase, aber übrigens auch alle schlechten Eigenschaften des Wolfes; es bedurfte einer langen Zeit, um ihnen das Hote beizubringen; sobald sie nur im geringsten gescholten wurden, wichen sie hinter mein Pferd zurück und konnten erst einige Stunden nachher wieder zum Jagen bewogen werden. Da sie nur von sehr mittelmäßiger Güte waren, behielt ich sie nur wegen ihrer ungewöhnlichen Abstammung und gab sie später dem Lord Pembroke zurück."

Viertes Beispiel

einer Frucht von einem Hunde und einer Wölfin.

Den 11ten August 1784 ward im Walde von Silleguy, 3 Stunden von Meh, ein junger männlicher Wolf aufgejagt und nach einer Heze von einer Stunde von der Gesellschaft der Wolfsjagd eingefangen. Der Pelz dieses Wolfes glich dem der gewöhnlichen Wölfe nicht; er war röthler und näherte sich dem Hundsfelle. Sein Schweif kam zwar mit dem des Wolfes überein, seine Ohren hingegen, anstatt grade zu stehen, senkten sich von der Spitze bis zur Mitte; seine Augen waren größer, als die des gewöhnlichen Wolfes, von dem er sich auch durch den Blick zu unterscheiden schien; seine Hinterfüße waren an der Spitze in der Nähe der Klauen weiß; überhaupt schien das Thier eben so viel mit dem Hunde, als mit dem Wolfe gemein zu haben, was vermuthen läßt, daß er von einer Wölfin, die von einem Hunde bedeckt ward, geworfen worden sey.

Man verhinderte die Hunde, ihn zu erwürgen und der Graf von Houssonville, Großwölfssjägermeister von Frankreich, läßt ihn auferziehen, um ihn dem Thierzwinger zu übersenden. Man hat schon beobachtet, daß auch derselbe, wie die Hunde, das Getränk einschluppt.

Fünftes Beispiel

einer Frucht von einem Hunde und von einer Wölfin.

1774 erschien in der Unter-Normandie eine Wölfin, die den Wald von Mont-Castre, nahe bei dem Schlosse von Laune und dem Flecken de la Hoya-du-Puits, zum Aufenthalt wählte.

Nachdem diese Wölfin mehre Stücke Vieh auf den Haiden und in den Sümpfen der Umgegend geholt hatte, beschloßen die Einwohner des Cantons, sie zu jagen und trieben die Gegend zu verschiedenen Malen ab, aber immer mit vergeblichem Erfolge; das schlaue und gewandte Thier wußte stets zu entflüpfen; es gelang ihnen blos, dasselbe nach einem Aufenthalte von einem Jahre aus ihrem Distrikte zu vertreiben.

Sehr verwundert war man aber, daß man mehrmals, bei der Verfolgung dieser Wölfin, sie in Gesellschaft eines Hundes von der Rasse der Windhunde erblickte, der sich zu ihr hielt und dem Herrn des Kirchspiels Mobeec, in der Nachbarschaft des Waldes von Mont-Castre gehörte.

DIE WILDE KATZE.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfortentreter. Gattung: Katze. (Cuvier.)

Pl. 14.



DIE HAUSKATZE.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

Man wußte, daß diese Wölfin, ohne Zweifel in der Brunst sich befindend, des Nachts in die Umgegend des Hauses des Herrn der Gemeinde Mobec kam, und ein Geheul vernehmen ließ, um den Hund an sich zu locken, der auch in der That zu ihr eilte; man gab deshalb dem Hrn. von Mobec den Rath, den Hund zu tödten, was auch geschah. Inzwischen ward die Wölfin trüchtig; einige Zeit darauf warf sie Junge. Die Einwohner fanden deren 5, von denen sie zwei zum Schlosse von Laune brachten. Der Pfarrer von Angoville erzog einige Zeit hindurch einen derselben, der Ähnlichkeit mit dem Wolfe und dem Hunde hatte; er ward aber so bössartig und dem Hühnerhose so gefährlich, daß man genöthigt war, ihn zu tödten.

Nach Erlegung des Windhundes und nach der Gefangenschaft der jungen Wolfe, erschien die Wölfin nicht mehr im Lande.

Gewiß ist es, daß sie vom Hunde bezogen worden war, weil man sie mehremale zusammen gesehen hatte, kein Wolf im Bezirke hauste und weil sie ungefähr 3 Monate nachher, als man auf ihre Vereinigung und auf ihr Geheul, womit sie den Hund zu sich lockte, aufmerksam geworden war, warf.

Alles dies ereignete sich vom Sommer 1774 bis zum Sommer 1775 und war allen Einwohnern des Bezirks bekannt.

Bei dem Hrn. Grafen von Castelmoré sah man einen kleinen, ungefähr ein Jahr alten Hund von ziemlich niedlicher Gestalt; der, wie man versicherte, aus der Vereinigung einer kleinen Hündin mit einem Fuchse herrühre.

Alle diese Thatfachen bestätigen, was die Alten vor uns beobachtet oder vermüthet hatten; denn Mehre unter ihnen haben berichtet, daß die Hunde sich mit den Wölfen paaren und zeugen können.

Die Katze.

(Felis. Le chat.)

Die Katze ist ein ungetreuer Hausknecht, die man aus Noth unterhält, um sie gegen einen Hausfeind zu gebrauchen, der noch lästiger ist und den man nicht jagen kann; wir berücksichtigen hier die Menschen nicht, die, weil sie an allen Thieren Gefallen finden, die Katzen nur zu ihrem Vergnügen aufziehen; jenes ist rechter Gebrauch, dies Mißbrauch. Wenn

auch diese Thiere, besonders in ihrer Jugend, eine zierliche Artigkeit besitzen, haben sie doch eine angeborne Bosheit, einen falschen Character, ein angestammtes böses Naturell, die mit den Jahren wachsen und durch die Zucht nur verhüllt werden. Entschiedne Räuber, werden sie, im Falle sie wohl erzogen sind, geschmeidige Schmeichler wie die Gaudiebe; sie besitzen dieselbe Gewandtheit, dieselbe Feinheit, dasselbe Gefallen am Bösen und dieselbe Neigung zu kleinen Räubereien; wie sie verstehen sie ihre Schritte zu verbergen, ihre Absicht zu verstellen, die Gelegenheit auszuspähen, den Augenblick zu wählen, ihren Streich auszuführen, sich dann der Bestrafung zu entziehen, zu fliehen und sich in der Ferne zu halten, bis man sie zurückeruft. Sie nehmen leicht gesellige Gewohnheiten, aber nie gesellige Sitten an. Ihre Zuneigung und Anhänglichkeit ist nur Schein; man sieht es an ihren schrägen Bewegungen, an ihren zweideutigen Blicken; nie schauen sie die geliebte Person ins Gesicht; immer, es sey Mißtrauen oder Falschheit, machen sie Umwege, um sich ihr zu nähern und ihre Liebkosungen zu suchen, für welche sie nur empfindlich sind, weil sie ihnen selbst Vergnügen machen. Ganz verschieden von jenen treuen Thiere, dessen Empfindungen sich alle auf die Person seines Herrn beziehen, scheint die Katze nur für sich Gefühl zu haben, nur bedingungsweise zu lieben und sich dem menschlichen Verkehre nur anzuschließen, um denselben zu mißbrauchen und wegen dieser Uebereinstimmung des Naturells ist sie dem Menschen weit weniger zuwider als dem Hunde, an dem Alles Aufrichtigkeit ist.

Ihre Körpergestalt und ihr Temperament stehen im Einklange mit diesem Naturell; die Katze ist artig, leicht, gewandt, sauber und wollüstig; sie liebt, es sich bequem zu machen, sucht die weichsten Sitze aus, um darauf zu ruhen und sich auszustrecken. Zur Liebe ist sie sehr geneigt und das Weibchen, was selten bei den Thieren ist, scheint hitziger als die Männchen zu seyn. Die Katze lockt, sucht und ruft den Kater; durch lautes Geschrei verkündet sie die Gluth ihres Verlangens oder besser das Uebermaß ihres Bedürfnisses; sie verfolgt, beißt und zwingt fast denselben, sie zu befriedigen, wenn gleich die Paarung mit einem lebhaften Schmerze begleitet ist. Die Hitze dauert 9 oder 10 Tage an und tritt nur zu bestimmten Zeiten ein; gewöhnlich zweimal des Jahres, im

Frühlänge und im Herbst; oft drei und mitunter auch viermal. Die Kaze trägt 55 bis 56 Tage und wirft keine so große Anzahl Junge als die Hündin; sie werfen gewöhnlich deren 5 oder 6. Weil die Kater geneigt sind, die Früchte zu fressen, verbergen sich die Kazen bei ihrem Werfen und sobald sie fürchten, daß man ihre Jungen entdecken und wegnehmen möchte, tragen sie dieselben in Löcher oder nach andern unbekannten und unerreichbaren Orten. Nachdem sie dieselben einige Wochen hindurch gesäugt haben, bringen sie ihnen Mäuse, kleine Vögel und gewöhnen sie frühzeitig, Fleisch zu fressen; doch durch eine Verkehrtheit, die schwer zu begreifen ist, werden diese so sorgsam, so zärtlichen Mütter manchmal grausam und legen so ganz die mütterliche Natur ab, daß sie ihre Kleinen, die ihnen früher so theuer waren, auffressen. Die jungen Kazen sind munter, lebhaft, artig und würden zum Vergnügen der Kinder sehr geeignet seyn, wenn nicht die Pfotenhiebe zu befürchten wären; aber ihre Spielerei, obwohl immer angenehm und leicht, ist doch nie unschuldig und kehrt sich bald in ihre angestammte Bössartigkeit um und da sie diese Gabe mit einigem Glücke nur gegen kleine Thiere ausüben können, so stellen sie sich neben einem Käfig auf die Pauer, erspähen Vögel, Mäuse, Ratten und werden aus sich selbst und ohne die geringste Schule zur Jagd geschickter, als die best abgerichteten Hunde. Ihr Naturell, das jedem Zwange feind ist, macht sie für eine fortgesetzte Zucht unfähig. Man erzählt unterdessen, daß griechische Mönche auf der Insel Cypren Kazen zur Jagd abrichteten und sie lehrten, Schlangen, welche die Insel unheimlich machten, aufzugreifen und zu tödten; dies geschah aber eher aus ihrer natürlichen Neigung, Alles zu vernichten, als aus Gehorsam, daß sie jagten; denn ihre Lust ist es, ohne Unterschied alle schwache Thiere, als Vögel, junge Kaninchen, junge Hasen, Ratten, Mäuse, Feldmäuse, Fledermäuse, Maulwürfe, Kröten, Frösche, Eidechsen, Schlangen u. durch Aufauern anzugreifen und zu tödten. Sie zeigen nicht die geringste Gelehrigkeit; ihnen geht auch die Feinheit des Geruchs ab, zwei am Hunde hervorragende Eigenschaften; auch verfolgen sie die Thiere nicht mehr, sobald sie dieselben aus dem Gesichte verloren haben; sie jagen nicht, sondern lauern ihnen auf, greifen sie durch Ueberfall an und tödten sie, nachdem sie lange genug mit ihnen gespielt haben, ohne

irgend eine Nothwendigkeit, auch dann, wenn sie sehr wohl genährt sind und im mindesten nicht der Beute bedürfen, um ihren Hunger zu stillen.

Die physische Ursache, die ihrem Gange, andere Thiere aufzuspähen und zu überfallen, zu Grunde liegt, ist der Vortzug, welcher ihnen die besondere Bildung ihrer Augen gewährt. Die Pupille (die Sehe) vermag sich beim Menschen und bei der Mehrtheit der Thiere in einem gewissen Grade zusammen zu ziehen und auszudehnen; sie erweitert sich beim Mangel des Lichts und verengt sich bei einem zu lebhaften Lichte. Im Auge der Katze und der Nachtvögel ist dies Zusammenziehen und Ausdehnen so bedeutend, daß die Pupille, die im Dunkel rund und weit ist, am hellen Tage länglich und schmal wie eine Linie wird; aus diesem Grunde sehn diese Thiere besser bei der Nacht als am Tage, wie man es bei der Nachteule, dem Uhu etc. bemerkt; denn die Gestalt der Sehe ist, sobald sie nicht zusammen gezogen ist, immer rund. Im Auge der Katze findet mithin am Tage eine fortdauernde Zusammenziehung der Pupille statt, und das Thier vermag so zu sagen nur durch Anstrengung bei großem Lichte zu sehen; dagegen sie in der Abenddämmerung, wo die Pupille ihren natürlichen Zustand annimmt, vollkommen sieht und diesen Vortheil benützt, die andern Thiere zu erkennen, anzugreifen und zu überumpeln.

Obgleich die Katzen unsre Häuser bewohnen, kann man doch nicht sagen, daß sie vollständig zu Hausthieren geworden sind; auch die zahmsten sind deshalb noch nicht die dienstbarsten; man darf sonach behaupten, daß sie völlig frei sind; sie thun, was sie wollen und nichts in der Welt würde im Stande seyn, sie auch nur einen Augenblick an einem Orte zurückzuhalten, wenn sie sich einmal entfernen wollten. Uebrigens ist der größere Theil noch halb wild; kennt ihre Herren nicht, haust nur auf Speichern und Dächern und steigt nur, wenn der Hunger sie drückt, von Zeit zu Zeit in die Küche und den Speisesaal herunter. Obgleich die Katzen in größerer Anzahl gezogen werden, sieht man sie doch nicht so häufig als die Hunde, weil sie durch die Zahl kein Aufsehn machen; auch fassen sie weniger Anhänglichkeit für die Person als für das Haus; trägt man sie in einer bedeutenden Entfernung fort, eine Stunde oder zwei, so kehren sie von selbst zu ihrem Speicher zurück und

dies augenscheinlich aus der einzigen Ursache, weil sie dort alle Ein- und Ausgänge und alle Wege der Mäuse kennen und die Mühe, einen langen Weg zurückzulegen, für sie weniger beschwerlich ist, als die seyn würde, die sie sich geben müßten, sich dieselben Kenntnisse auf einem neuen Jagdrevier zu erwerben. Sie fürchten das Wasser, die Kälte und die üblen Gerüche; sie halten sich gern in der Sonne auf und strecken sich an den wärmsten Orten hinter Schornsteinen und Backöfen hin; sie lieben auch die Wohlgerüche und lassen sich gern von Menschen, welche sie an sich tragen, fassen und liebkosen. Die Ausdünstung einer Pflanze, die man Katzenkraut nennt, erregt sie so stark und wollüstig, daß sie vor Vergnügen außer sich zu seyn scheinen. Um diese Pflanze in den Gärten zu erhalten, ist man genöthigt, sie mit einem geschlossenen Gitter zu umgeben; die Katzen wittern sie von weitem, eilen herbei, um sich daran zu reiben und sich so häufig drüber hin- und herzuwälzen, daß sie dieselbe in kurzer Zeit zerstören.

Im 15ten oder 18ten Monate haben diese Thiere ihren vollen Wachsthum erreicht; ehe sie ein Jahr alt geworden sind, befinden sie sich im Stande sich zu paaren und vermögen ihr ganzes Leben hindurch, was kaum über 9 oder 10 Jahre hinausgeht, sich zu begatten; demungeachtet sind sie sehr ausdauernd und lebensstark und besitzen mehr Nerv und Lebenskraft als andre Thiere, die länger leben.

Die Katzen können nur langsam und beschwerlich lauen; ihre Zähne sind so kurz und so schlecht gestellt, daß sie sich derselben nur zum Zerreißen und nicht zum Zermalmen der Nahrung bedienen können; deshalb wählen sie vorzugsweise das zarteste Fleisch aus; sie lieben Fische und fressen sie roh und gekocht. Sie saufen häufig. Ihr Schlaf ist leicht, und sie schlafen weniger, als sie sich den Anschein geben. Sie gehn mit großer Leichtigkeit und fast immer ohne das geringste Geräusch zu machen; um sich zu entleeren, entfernen und verbergen sie sich und bedecken ihren Koth mit Erde. Weil sie sauber sind und ihr Pelz immer trocken und glänzend ist, wird ihr Haar leicht elektrisirt und man sieht in der Dunkelheit Funken aus demselben sprühen, wenn man es mit der Hand reibt. Ihre Augen leuchten in der Finsterniß fast wie Diamanten, die während der Nacht das Licht, was sie so zu sagen am Tage in sich gezogen haben, wieder zurückströmen.

Die wilde Rahe zeugt mit der Hausrahe und beide bilden demnach eine und dieselbe Art. Nicht selten sieht man männliche und weibliche Rahen während der Brunnzeit die Wohnungen verlassen, und in den Wäldern die wilden Rahen aufsuchen und hernach zu ihrer Behausung zurückkehren; dies ist auch die Ursache, warum einige von unsern Hausrahen so ganz den wilden gleichen; die eigentliche Verschiedenheit findet sich nur im innern Baue. Die Hausrahe hat gewöhnlich ~~weniger~~ längere Gedärme als die wilde; inzwischen ist die wilde Rahe stärker und dicker als die zahme; sie hat stets schwarze Lefzen, gradre Ohren, einen dickern Schweif und beständige Farben. In unserm Himmelsstriche kennt man nur eine Art wilder Rahen und nach dem Zeugnisse der Reisenden scheint es, daß sich diese Art in fast allen Himmelsgegenden wiederfindet, ohne einer großen Abwechselung unterworfen zu seyn. Es gab derselben in der neuen Welt, ehe sie entdeckt wurde; ein Jäger brachte eine, die er in den Wäldern von Christoph Columbus angetroffen hatte. Diese Rahe war von gewöhnlicher Größe, hatte ein grau-braunes Haar und einen sehr langen und ~~stark~~ feinen Schweif. Wilde Rahen fanden sich in Peru vor, obgleich man keine zahmen kannte; ihrer gab es auch in Canada, im Lande der Illinois &c. Man hat sie in mehren Gegenden Afrika's, als in Guinea, auf der Goldküste, auf Madagaskar, wo die Einwohner selbst Hausrahen besaßen und auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden, wo, wie Kolbe sagt, wilde Rahen von blauer Farbe, doch nur in geringer Anzahl leben. Diese blauen oder vielmehr schieferartigen Rahen halten sich ebenfalls in Asien auf. „Es gibt,“ sagt Pietro della Valle, „in Persien eine Rahengattung, die ursprünglich aus der Provinz Korazan herrührt; ihre Größe und Gestalt kommt mit den gewöhnlichen Rahen überein; ihre Schönheit ruht in der Farbe und im Haare, was grau und ohne ein Fleckchen und selbst ohne ein Stippchen ist und dieselbe Farbe auf dem ganzen Körper zeigt, nur daß diese etwas dunkler auf dem Rücken und Kopfe und heller unter der Brust und dem Bauche ist, wo sie manchmal bis zum Weißen übergeht, das, nach der Malersprache, in Verbindung mit jenem annehmen Hell Dunkel, einen wunderbaren Effect hervorbringt; überdies ist ihr Haar frei, fein, glänzend, weich, zart wie Seid und so lang, daß es, obwohl es nicht borstenartig aufsteht,

sondern liegt, an einigen Stellen und besonders unter dem Halse gelockt erscheint. Diese Katzen verhalten sich zu den andern wie der Pudel zu den Hunden. Das Schönste an ihrem Körper ist der Schweif, der sehr lang und in seiner ganzen Ausdehnung mit 5 bis 6 Zoll langen Haaren bedeckt ist; wie die Eichhörnchen strecken sie ihn aus und legen ihn auf den Rücken, die Spitze in Gestalt eines Federbusches erhoben. Sie sind zahm. Die Portugiesen haben die Rasse von Persien nach Indien verpflanzt." Pietro della Valle fügt hinzu, daß er vier Paare derselben besitze, die er nach Italien überbringen wollte. Man ersieht aus dieser Beschreibung, daß diese Katzen der Farbe nach denen gleichen, die wir Karthäuserkatzen nennen und mit Ausnahme der Farbe vollkommen denen, die bei uns Angorakatten heißen, gleichkommen. Es ist daher wahrscheinlich, daß die Katzen aus Korazan in Persien, die Angorakatte in Syrien und die Karthäuserkatze eine und dieselbe Rasse sind, deren Schönheit von dem Einflusse des Klima's, das Syrien eigenthümlich ist, herührt; wie die spanischen Katzen, die roth, weiß und schwarz sind und deren Haar sehr weiß und glänzend ist, ihre Schönheit dem Einflusse des spanischen Klimas verdanken. Im Allgemeinen darf man die Behauptung aufstellen, daß von allen Klimaten der bewohnten Erde das von Spanien und Syrien für die schönen Varietäten der Natur am günstigsten ist; die Schafe, die Ziegen, die Katzen, die Kaninchen &c. haben in Spanien und Syrien die schönste Wolle, die reizendsten und verschiedenartigsten Farben; es scheint, als mache dies Klima die Natur milder und verschönere die Gestalt aller Thiere. Die wilde Katze hat grelle Farben und ein etwas rauhes Haar, wie die Mehrzahl der wilden Thiere; zu Hausthieren geworden, wird das Haar weicher, die Farbe mannigfaltiger und in dem günstigen Klima von Korazan und Syrien ist das Haar länger, feiner und dichter geworden und die Farben haben sich in eben dem Grade gemildert; das Schwarze und Röthliche wandelten sich in Hellbraun und das Graubraun in Aschgrau um. Vergleicht man eine wilde Katze unsrer Wälder mit einer Karthäuserkatze, wird man finden, daß sie sich wirklich nur durch die allmähliche Abstufung der Farben unterscheiden; ferner, da diese Thiere mehr oder weniger Weiß unter dem Bauche und an den Seiten haben, so ist es leicht

zu begreifen, daß, um ganz weiße Katzen mit langem Haare zu erzielen, man nichts weiter zu thun braucht, als aus jener gemilderten Rasse die auszusuchen, welche an den Seiten und unter dem Bauche das meiste Weiß haben und sie mit einander zu paaren und man wird von ihnen völlig weiße Katzen gewinnen, wie man auf dieselbe Weise verfahren ist, ein weißes Kaninchen, weiße Hunde, weiße Ziegen, weiße Hirsche, weiße Rehe &c. zu erzeugen. An der spanischen Rasse, die auch nichts Anders als eine Varietät der wilden Rasse ist, sind die Farben, anstatt sich wie bei der syrischen Rasse durch gleichförmige Schattirungen zu schwächen, durch das Klima Spaniens greller, lebhafter und schärfer begrenzt worden. Das Röthliche ist fast roth, das Braune schwarz und das Graue weiß geworden.

Diese Katzen, nach den amerikanischen Inseln verpflanzt, haben ihre Farben bewahrt, und sind nicht ausgeartet. „Es gibt,“ sagt W. du Tertre, „auf den Antillen eine große Anzahl Katzen, welche wahrscheinlich die Spanier dorthin gebracht haben; die Mehrzahl ist röthlich, schwarz und weiß gezeichnet. Mehrere Franzosen, die davon gegessen hatten, brachten die Felle nach Frankreich zum Verkaufe mit. Im Anfange unseres Aufenthaltes in Guadeloupe waren diese Katzen so gewohnt, sich von Feldhühnern, Turteltauben, Krametsvögel und andern kleinen Vögeln zu ernähren, daß sie auf Ratten, Mäuse &c. nicht die geringste Rücksicht nahmen; nachdem aber jezt das Wildpret sehr zusammengeschmolzen ist, haben sie den Wasserstillstand mit den Ratten aufgehoben und führen einen kräftigen Krieg gegen dieselben.“ Im Allgemeinen sind die Katzen nicht so sehr der Ausartung unterworfen wie die Hunde und verändern sich nicht, wenn man sie auch in heißere Klimate verpflanzt.

„Die Katzen von Europa,“ sagt Bosman, „untergehen, wie die Hunde, keiner Veränderung, wenn sie nach Guinea gebracht werden; sie bewahren ihre Gestalt &c.“ Ihre Natur ist in der That weit beständiger, und auffallen darf es uns nicht, daß sie der Abwechselung weniger ausgesetzt sind, da ihre häusliche Zucht nicht so vollständig noch so allgemein und vielleicht auch nicht so alt als die des Hundes ist. Wenn sich auch unsere Hauskatzen von einander durch die Farben unterscheiden, bilden sie doch nicht verschiedene und getrennte Ras-

sen; einzig die Himmelsstriche von Spanien, von Syrien oder vielmehr von Korazan haben beständige Varietäten, die sich fortpflanzen, hervorgebracht; zu diesen könnte man noch das Klima der Provinz von Pe-chi-ly in China fügen, wo es Katzen mit langen Haaren und hängenden Ohren gibt, von denen wir keine weitläufige Beschreibung besitzen; sie entfernen sich ohne Zweifel weiter wie die andern mit graden Ohren von der Rasse der wilden Katze, wenngleich sie die ursprüngliche und die Ur rasse aller Katzen ist.

Wir beschließen hier die Geschichte der Katze und mit ihr zugleich die Geschichte der Hausthiere. Das Pferd, der Esel, der Ochse, die Ziege, das Schwein, der Hund und die Katze sind unsere einzigen Hausthiere. Wir zählen zu denselben nicht das Kameel, den Elephanten, das Rennthier und die andern, die für uns darum nicht weniger fremd sind, wenn sie auch in andern Ländern als Hausthiere gebraucht werden, und erst nach der Geschichte der wilden Thiere unseres Himmelsstriches werden wir von den fremden Thieren sprechen. Die Katze überdies bildet so zu sagen nur zur Hälfte ein Hausthier und den Uebergang zwischen den zahmen und wilden Thieren, denn unter die Zahl der Hausdiener darf man nicht lästige Nachbarn, Mäuse, Ratten und Maulwürfe rechnen, die, obgleich sie sich in unsern Behausungen und Gärten aufhalten, doch nicht weniger frei und wild sind, weil sie, anstatt dem Menschen unterworfen zu seyn, oder sich ihm anzuschließen, denselben fliehen und in ihren dunkeln Schlupfwinkeln ihre Sitten, Gewohnheiten und ihre völlige Freiheit bewahren.

In der Geschichte jeglichen Hausthiercs hat man erkannt, wie sehr die Zucht, das Obdach, die Pflege und die Hand des Menschen auf das Naturell, Sitten und selbst auf die Gestalt der Thiere einwirken; man hat bemerkt, daß diese Ursachen in Verbindung mit dem Einflusse des Klima's die Arten in einem Grade umwandeln und verändern, daß sie von ihrer ursprünglichen Form gänzlich verschieden erscheinen und zu gleicher Zeit und in derselben Art eine solche Abweichung unter den Individuen hervorbringen, daß man Grund hätte, sie als eben so viele verschiedene Thiere zu betrachten, wenn sie nicht die Fähigkeit behalten hätten, mit einander fruchtbare Wesen zu zeugen, welches den wesentlichen und einzigen Charakter der Art ausmacht. Man hat die Beobachtung gemacht, daß die

verschiedenen Rassen der Hausthiere in den verschiedenen Klimaten fast derselben Ordnung folgen, als die Menschenrasse; daß sie wie die Menschen in den kalten Ländern stärker, größer und muthiger, in den gemäßigten civilisirter und sanfter und in den zu heißen Klimaten feiger, schwächer und häßlicher sind; in den gemäßigten Himmelsstrichen und bei den kultivirtesten Völkern sich die größte Verschiedenheit, die mannichfachste Mischung und die zahlreichsten Varietäten in jeder Thierart vorfinden und was nicht weniger bemerkenswerth ist, daß bei mehreren Thieren gleich unzweideutige Zeichen des hohen Alters ihrer Sklaverei angetroffen werden; die hängenden Ohren nämlich, die verschiedenen Farben und das lange und feine Haar sind eben so viele Wirkungen, welche die Zeit oder vielmehr die lange Dauer der Häuslichkeit hervorgebracht hat. Fast alle freie und wilde Thiere haben grade aufstehende Ohren; der Eber hat sie grade und starr, das Hauschwein gekrümmt und halbhängend. Bei den Lappländern, den Wilden von Amerika, Hottentotten, Negern und bei den andern nicht gestitteten Völkern besitzen alle Hunde grade Ohren, wogegen sie in Spanien, Frankreich, England, in der Türkei, Persien, China und bei allen kultivirten Nationen meist hangende und weiche Ohren haben. Die Hauskazen haben keine so aufrecht stehende Ohren als die wilden, und man findet in China, einem seit uralten Zeiten civilisirten Lande, und wo das Klima sehr milde ist, Hauskazen mit hangenden Ohren. Aus diesem Grunde muß man auch die Ziege von Angora, deren Ohren sich völlig senken, als die betrachten, welche sich unter allen Ziegenrassen am weitesten vom Naturzustande entfernt hat. Der so allgemeine und hervorstechende Einfluß des Klima's von Syrien in Verbindung mit der Hausgenossenschaft dieser Thiere unter einem so uralte civilisirten Volke hat mit der Zeit jene Verschiedenheit, die sich in einer andern Himmelsgegend nicht zu erhalten vermag, hervorbringen müssen. Die in Frankreich geworfenen Angora-Ziegen haben weder so lange noch so herabhängende Ohren als in Syrien und würden wahrscheinlich nach einer gewissen Anzahl von Zeugungen die Ohren und das Haar unsrer Ziegen wiedergewinnen.

Ich habe früher gesagt, daß die Kazen weniger schlafen, als sie sich das Ansehen geben. Einige Personen haben aus dieser Stelle geschlossen, ich sey der Meinung, daß die Kazen

gar nicht schlafen. Inzwischen wußte ich sehr wohl, daß die Katzen schlafen, aber unbekannt war es mir, daß ihr Schlaf manchmal sehr tief ist. Bei dieser Gelegenheit erhielt ich von Hrn. Pasumot, Mitglied der Akademie von Dijon, der in den verschiedenen Theilen der Naturgeschichte sehr bewandert ist, ein Schreiben, aus dem ich hier einen Auszug liefere:

„Erlauben Sie mir, mein Herr, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich glaube, Sie haben in dem Artikel über die Katzen gesagt, daß die Katzen nicht schlafen. Ich kann Sie aber versichern, daß sie schlafen. Sie schlafen in der That selten, aber ihr Schlaf ist so tief, daß er fast einer Starrsucht gleicht. Ich habe denselben zum wenigsten zehnmal bei verschiedenen Katzen beobachtet. Ich war noch sehr jung, als ich diese Beobachtung zum erstenmal machte. Ich hatte die Gewohnheit, eine Katze bei mir im Bette schlafen zu lassen, der ich stets ihr Lager an meinen Füßen anwies. In einer Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, stieß ich die Katze weg, die mich belästigte und war erstaunt, sie so schwer und zu gleicher Zeit so unbeweglich zu finden, daß ich sie für todt hielt; ich ergriff sie sofort, zog sie zu mir und war nicht weniger erstaunt, sie trotz dieser Bewegung fast ohne Leben zu finden; ich schüttelte sie heftig und sie erwachte aber nur langsam und mit Mühe. Später habe ich denselben Schlaf und dieselbe Schwierigkeit beim Erwachen beobachtet. Fast immer geschah dies während der Nacht und nur einmal bemerkte ich es am Tage und in der That erst, seitdem ich gelesen hatte, was Sie über die Schlaflosigkeit dieses Thieres berichten; ich suchte den Schlaf der Katzen nur aus dem Grunde Ihrer Behauptung zu beobachten. Ich könnte Ihnen noch das Zeugniß einer Person, welche wie ich den Schlaf der Katze selbst am hellen Tage und unter denselben Umständen beobachtet hat, anführen. Diese Person hat sogar die Erfahrung gemacht, daß, wenn dieses Thier am hellen Tage schläft, dies in der größten Hitze und zur Zeit eines herannahenden Gewitters geschieht.“

Hr. de Vefree, Kaufmann zu Chalons in der Champagne, der oft Katzen bei sich schlafen ließ, hat beobachtet:

Erstens. Daß, wenn diese Thiere eine Art Schnarchen vernehmen lassen, ruhig sind oder zu schlafen scheinen, sie manchmal tief und lang einathmen und gleich darauf stark ausathmen und in diesem Augenblicke aus dem Maule einen Ge-

ruch verbreiten, der dem Geruche des Moschus oder dem eines Marders sehr nahe kommt.

Zweitens. Wenn sie einen Gegenstand erblicken, der ihnen plötzlich erscheint, als einen Hund oder irgend einen anderen Gegenstand, der sie unerwartet überrascht, lassen sie eine Art von falschem Pfeifen hören, was denselben Geruch verbreitet. Diese Beobachtung gilt nicht allein vom Männchen; ich machte sie bei Katzen wie bei Katzen von verschiedener Farbe und verschiedenem Alter.

Aus diesen Thatfachen scheint Hr. de Lesiree zu schließen, daß die Katze im Innern der Brust oder im Magen einige Bläschen, mit einem wohlriechenden Stoffe angefüllt, besitze, dessen Ausdünstungen sich durch den Mund nach Außen verbreiten; die Anatomie weist aber nichts dergleichen nach.

Wir haben berichtet, daß es in China Katzen mit hängenden Ohren gebe. Diese Varietät findet sich nirgends anderswo und bildet vielleicht eine von den Katzen verschiedene Art; denn die Reisenden berichten von einem Thiere, daß die Chinesen Sumxu nennen und das in China ein vollkommenes Häusthier ist und sehen hinzu, daß man es nicht besser als mit der Katze, mit welcher es die meiste Ähnlichkeit habe, vergleichen könne. Seine Farbe ist schwarz oder gelb und sein Haar ungemein glänzend. Die Chinesen legen diesen Thierchen silberne Halsbändchen um und machen sie ungemein vertraulich; da sie nicht gewöhnlich sind, kauft man sie zu einem sehr hohen Preise, sowohl ihrer Schönheit wegen, als auch, weil sie gegen die Ratten den blutigsten Vertilgungskrieg führen.

Auf Madagascar hat man ebenfalls wilde Katzen gezähmt; die meisten haben einen stark gerundeten Schweif; man nennt sie Saca; diese wilden Katzen aber sind von derselben Art mit unsern Hauskatzen, denn sie vermischen sich und zeugen mit denselben.

Eine andere Varietät Katzen haben wir hier beobachtet, in unserm Himmelsstriche nemlich werden manchmal Katzen mit Haarbüscheln an der Spitze der Ohren geworfen. Herr von Zee, dessen zu erwähnen ich mehrere Male Gelegenheit haben werde, schreibt mir unter dem 16. November 1773, daß in seinem Hause zu Paris eine junge Katze von jener Rasse, die wir spanische Katze nennen, geworfen worden ist, welche an den Ohrenspitzen mit kleinen Haarbüscheln versehen ist,

obgleich Vater und Mutter die Ohren gewöhnlicher Katzen, d. h. ohne Büschel besitzen. Einige Monate nach der Geburt waren diese Haarpinsel an der jungen Katze so sehr gewachsen, daß sie im Verhältnisse zu dem Körperwuchse des Thieres eben so groß waren, als die an dem Luchse von Canada.

Neulich hat man mir aus Cayenne den Balg eines Thieres übersandt, das unsrer wilden Katze sehr glich. In Guiana nennt man das Thier *Haira* und ist sein Fleisch, was weiß und schmackhaft ist; dies langt zur Vermuthung hin, daß der *Haira*, wenn er auch der Katzen-Art sehr nahe komme, doch eine andre Thierart ist; möglich ist es aber, daß der Name *Haira* hier am unrechten Plage ist und ich vermuthete, daß *Haira* eigentlich *Taira* seyn soll; mit dem letztern Namen belegt man aber keine Katze, sondern einen kleinen Marder, von dem wir berichten werden.

Wilde Katze aus Neu-Spanien.

Aus Spanien hat man mir folgende Notiz über eine Tiger- oder Waldfkatze zugesandt.

„Die Tiger- oder Wald- oder wilde Katze aus Neu-Spanien ist beinahe 3 Fuß hoch, ihre Länge beträgt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes mehr als 4 Fuß; sie hat kleine Augen und einen ziemlich kurzen Schweif; die Farbe ist aschgrau ins Bläuliche überspielend und schwärzlich gefleckt; das Haar ist steif genug, um Pinsel mit festen Spitzen aus demselben zu verfertigen.“

Die Tiger- oder Waldfkatze aus Neu-Spanien scheint mit dem Serval, dessen Abbildung wir geben, ein und dasselbe Thier zu seyn.

Wilde Thiere.

Einleitung. In den Hausthieren, wie in den Menschen haben wir die Natur im Zustande des Zwanges, selten vervollkommnet, häufig verändert, entstellt und immer mit Hindernissen umgeben oder mit fremdartigem Schmucke beladen gesehn; jetzt wird sie vor unsern Blicken nackt erscheinen, einzig mit ihrer Einfachheit geschmückt, aber weit anziehender in ihrer naiven Schönheit, in ihrem leichten Gange, ihrer freien Miene und in ihren andern Characterzügen des Adels und der Unabhängigkeit. Wir werden sie erblicken, wie sie als Herrscherin über die Oberfläche der Erde hineilt, ihr Gebiet mit den Thieren theilt und jedem sein Element, sein Klima und seine Nahrung anweist; wir werden sie in den Forsten, den Gewässern und auf den Ebenen schauen, wie sie ihre einfachen, aber unerschütterlichen Gesetze verkündet, ihre Gaben vertheilt und Wohl und Wehe in ein Gleichgewicht stellt; wie sie den Einen Stärke und Muth, in Verbindung mit stürmendem Bedürfnisse und Gefräßigkeit, den Andern Milde, Sinnes-Mäßigkeit und Körperschnelle im Verein mit Scheu, Unruhe und Furchtsamkeit; Allen aber Freiheit und beständige Sitten verleiht und Allen Verlangen und Liebe, die immer so leicht zu befriedigen sind und die immer von einer so glücklichen Fruchtbarkeit begleitet werden, einhaucht. Liebe und Freiheit, welche Wohlthaten! Diese Thiere, welche wir wild nennen, weil sie unsre Sklaven nicht sind, was bedürfen sie mehr, um glücklich zu seyn? Sie leben noch in der Gleichheit, sie sind weder die Knechte noch die Tyrannen ihres Gleichen; das einzelne Wesen hat nicht, wie der Mensch, sein ganzes übrige Geschlecht zu fürchten; unter ihnen herrscht Friede und den Krieg bringen ihnen nur Fremde und wir. Sie haben demnach alle Ursache, den Menschen zu flieh'n, sich seinem Anblicke zu entziehen, in den Einöden, weit von unsern Wohnungen, ihre Behausungen zu suchen, alle Hülfsmittel ihres Naturtriebes in Thätigkeit zu setzen, um sich in Sicherheit zu bringen und,

nen der Macht des Menschen nicht in die Hände zu fallen, alle Mittel der Freiheit in Anwendung zu bringen, welche die Natur ihnen gab, indem sie ihnen zu gleicher Zeit die Sehnsucht nach Unabhängigkeit einflößte.

Die Einen, und dies sind die sanftesten, unschuldigsten und ruhigsten, begnügen sich damit, sich fern zu halten und bringen ihr Leben in unsern Fluren zu, während die wüthendsten und scheuern die Einsamkeit der Wälder suchen; die Andern, als wüßten sie, daß es nirgends auf der Oberfläche Sicherheit für sie gebe, graben sich unterirdische Wohnungen, flüchten sich in Höhlen oder Forsten und auf die unersteiglichsten Gipfel der Gebirge; die grimmigsten endlich, oder vielmehr die stolzesten bewohnen nur Wüsten, und gebieten als Herrscher in jenen brennenden Climaten, wo der Mensch, so wild wie sie, ihnen doch das Reich nicht streitig machen kann.

Da Alles den physischen Gesetzen unterworfen ist, da alle Wesen und sogar die freiesten ihnen unterthan sind, und die Thiere wie der Mensch die Einflüsse des Himmels und der Erde empfinden; so scheint, daß dieselben Ursachen, welche in unsern Himmelsstrichen das Menschen-Geschlecht gemildert und civilisirt, ähnliche Wirkungen bei den andern Thierarten hervorgebracht haben; der Wolf, der in unsern gemäßigten Climaten vielleicht von Allen das grimmigste Thier ist, zeigt sich doch bei Weitem nicht so fürchterlich und grausam, als der Tiger, der Panther und Löwe der brennenden Zone oder als der Eisbär, der Luchs und die Hyäne des eisigen Erdgürtels. Diese Verschiedenheit waltet nicht allein im Allgemeinen ob, als hätte die Natur, um in ihre Erzeugungen mehr Einflang und Harmonie zu bringen, das Clima für die Thierarten und die Thierarten für das Clima gemacht; sondern man findet bei jeder Thierart insbesondere, daß das Clima für ihre Sitten und ihre Sitten für das Clima gebildet worden sind.

In Amerika, wo die Hitze geringer und Luft und Erde milder sind, obgleich es unter demselben Breite-Grade mit Afrika liegt, besitzen Tiger, Löwe und Panther nichts Furchtbares als den Namen; sie sind nicht mehr jene Tyrannen der Wälder, jene eben so stolzen als unerschrocknen Feinde des Menschen, jene nach Blut und Mord lechzenden Ungeheuer; es sind Thiere, die gewöhnlich vor dem Menschen fliehn, die weit entfernt, ihm die Spitze zu bieten und anzugreifen, selbst

weit entfernt, die andern Thiere mit Gewalt anzufallen, meist nur Trug und Hinterlist anwenden, um sie zu überrumpeln; es sind Thiere, die wie die andern gebändigt, und fast gezähmt werden können.

Sie sind demnach ausgeartet, wenn Wildheit mit Grausamkeit verbunden ihre eigentliche Natur wäre, oder sie sind vielmehr durch den Einfluß des Klimas umgewandelt worden; unter einem milden Himmel hat sich auch ihr Naturell gemildert; das Uebermäßige hat sich in ihnen gemäßiget und durch die Veränderungen, die sie erfuhren, sind sie der Erde, die sie bewohnen, bloß gleichförmiger geworden. Die Pflanzen, welche diese Erde bedecken und inniger mit ihr zusammenhangen, als das Thier, was sie abgrast, nehmen an der Natur des Klimas auch einen größern Antheil; jedes Land, jeder Temperatur-Grad hat auch seine besondern Pflanzen. Man findet an dem Fuße der Alpen die Pflanzen von Frankreich und Italien; auf der Spitze derselben trifft man die des Nordens, wie man die Pflanzen der nördlichen Zone auf den beeisten Spitzen der afrikanischen Gebirge wiederfindet. An den Bergketten, welche das Reich des Großmoguls vom Königreiche Caschemir trennen, findet man auf der Südseite alle Pflanzen Indiens und ist nicht wenig erstaunt, auf der andern Seite die Pflanzen Europas anzutreffen. Aus den Ländern mit ungemein stark hervorstechendem climatischen Character zieht man auch die Droguerien, Wohlgerüche, Gifte und überhaupt die Pflanzen, deren Eigenschaften außerordentlich grell ausgeprägt sind; das gemäßigte Klima erzeugt dagegen nur gemäßigte Producte; die mildesten Kräuter, die gesündesten Gemüse, die süßesten Früchte; die ruhigsten Thiere, die gebildeten Menschen sind die Mitgift dieser glücklichen Himmelsgegenen. Die Erde bildet mithin die Pflanzen; die Erde und die Pflanzen bilden die Thiere und alle drei den Menschen; denn die Eigenschaften der Vegetabilien rühren unmittelbar von der Erde und der Luft her; das Temperament und die andern relativen Eigenschaften der Thiere, welche sich von Gräsern und Kräutern nähren, hangen im hohen Grade von denen der Pflanzen ab, die ihnen zur Nahrung dienen; die physischen Fähigkeiten des Menschen und der Thiere endlich, die sich eben so sehr von andern Thieren als von Pflanzen ernähren, werden, wenn auch in größerer Ferne, durch dieselben Ursachen,

deren Einfluß sich bis auf ihr Naturell und ihre Sitten ausdehnt, erzeugt. Was noch mehr beweist, daß in einem gemäßigtem Klima auch Alles ein gewisses Maß hat, und Alles an den beiden äußersten Enden der klimatischen Leiter ins Uebermaß übergeht, ist, daß die Größe und Gestalt, die unbedingte, feste, dauernde Eigenschaften zu seyn scheinen, dennoch, wie die andern Verhältniß-Eigenschaften von dem Einflusse des Klima's abhängen. Der Wuchs unsrer Vierfüßer kommt der Gestalt eines Elephanten, Nashorns, Nilpferdes nicht bei; unsere größten Vögel sind sehr klein in Vergleich mit dem Strauß, dem Condor, dem Casuar, und welch ein Unterschied zwischen den Fischen, Eidechsen, Schlangen unsrer Himmelsstriche und den Wallfischen, Pottfischen und den andern Wallfischarten, welche die Meere des Nordens bevölkern und zwischen den Krokodillen, den großen Eidechsen und den ungeheuren Schlangen, welche die Länder und Gewässer des Südens unsicher machen! Vergleicht man überdies jede Art in den verschiedenen Klimaten, wird man auffallende Abweichungen in Größe und Gestalt derselben finden. Alle nehmen eine mehr oder weniger ausgeprägte Färbung vom Klima an. Diese Veränderungen gehen nur langsam und unmerklich vor sich. Der große Werkmeister der Natur ist die Zeit. Da sie immer mit ebenmäßigen, gleichförmigen und geregelten Schritten voran geht, thut sie nie etwas durch einen Sprung, sondern Alles in einer allmählichen Reihesfolge, durch Stufen, Uebergänge und Schattirungen; die Zeit vollbringt Alles, und die anfänglich unmerklichen Abweichungen werden allmählig bemerklich und treten endlich in Thatsachen hervor, die man nicht mehr verkennen kann.

Inzwischen sind die wilden und freien Thiere vielleicht von Allen, selbst nicht einmal mit Ausnahme der Menschen, den Wechseln, Veränderungen und Umwandlungen jeder Art am wenigsten unterworfen. Da sie, unumschränkte Herren, ihre Nahrung und ihr Klima auswählen und sich eben so wenig beschränken, als man ihnen Zwang anlegt; so ist ihr Wesen aezringerem Wandel ausgesetzt, als das der Hausthiere, die man unterjocht ohne dabei ihre Neigungen zu Rathe zu ziehn. Die wilden Thiere leben fortwährend auf dieselbe Weise und schweifen nicht aus einem Himmelsstriche in den andern. Der Wald, in welchem sie geboren wurden, ist ihr Vaterland, dem sie treu

anhangen; selten entfernen sie sich aus demselben und nie verlassen sie ihn gänzlich, sie müßten denn fühlen, daß sie dort nicht mehr in Sicherheit leben können. Sie flieh'n weniger ihre Feinde als die Gegenwart des Menschen; gegen die andern Thiere gab die Natur ihnen Waffen und Hülfsmittel, sie stehn mit denselben auf gleichem Boden, kennen ihre Stärke und Gewandtheit, ahnen ihre Absichten und Wege und können sie ihnen nicht ausweichen, vertheidigen sie sich, indem sie dieselben Brust an Brust bekämpfen; mit einem Worte, ihre Gegner sind doch Geschöpfe ihrer Art, aber was vermögen sie gegen Wesen, die sie aufzufinden verstehen, ohne daß sie dieselben sehn, und sie erlegen, ohne ihnen nahe zu kommen? —

Es ist also der Mensch, der sie beunruhigt, sie verdrängt und sie weit wilder macht, als sie sonst seyn würden; denn die Mehrzahl begehrt nur Ruhe, Frieden und den eben so mäßigen als unschuldigen Gebrauch der Erde und Luft; selbst von Natur aus sind sie geneigt, bei einander zu wohnen, Familienweise zu leben und eine Art von Gesellschaft zu bilden. Spuren dieses geselligen Zusammen-Lebens findet man noch in den Ländern, deren sich der Mensch noch nicht gänzlich bemächtigt hat; man erblickt dort selbst gemeinschaftlich ausgeführte Werke, gewisse Entwürfe, die ohne grade mit Vernunft angelegt zu seyn, doch auf einer vernunftmäßigen Uebereinkunft zu beruhen scheinen und deren Ausführung zum wenigsten Eintracht, Vereinigung und Mitwirkung Aller, die daran beschäftigt waren, voraussetzt. Nicht durch Gewalt oder durch physische Nothwendigkeit, wie die Ameisen, die Bienen u. arbeiten und bauen die Biber zusammen; denn weder der Raum noch die Zeit, noch die Anzahl zwingt sie hiezu; aus Wahl treten sie in eine Gesellschaft zusammen; die, welche sich einander zusagen, bleiben zusammen; die sich nicht im Bunde gefallen, wandern aus und man sieht sogar Einige, welche, von allen andern zurückgewiesen, einsam zu leben genöthigt sind. Nur in den abgelegenen entfernten Gegenden, wo sie wenig die Gegenwart der Menschen zu befürchten haben, lassen sie sich nieder und errichten stärkere und bequemere Wohnungen, indem sie Hütten in Form von Dörfern aufschlagen, die sehr wohl die schwachen Arbeiten und die ersten Anstrengungen eines jungen Staates zu versinnlichen im Stande sind. In den Ländern hingegen, wo der Mensch sich verbreitet hat, scheint

DER GEMEINE HIRSCH.

Ordnung: Wiederkäuer. *Abtheilung:* Wiederkäuer mit
Hörnern. *Gattung:* Hirsch. (*Cervus*.)

Pl. 13



DER DAMMHIRSCH.

Ordnung: Wiederkäuer. *id. id.*

DER TIGER.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Pfortentreter. Gattung: Katze. (Cuvier.)

Pl. 52



DER PANTHER.

Ordnung: Raubthiereid...id...id.

die Furcht unter ihnen zu wohnen; das gesellige Zusammenleben hört unter den Thieren auf, alle Betriebsamkeit verschwindet, jede Kunst wird erstickt, sie denken nicht mehr daran, zu lauen und jede Bequemlichkeit vernachlässigen sie; unausgesetzt durch die Furcht und die Nothwendigkeit bedrängt, suchen sie nur ihren Lebensunterhalt, zu fliehen und sich zu verbergen, und wenn, wie man annehmen darf, das Menschen-Geschlecht im Laufe der Zeiten fortfährt, die Oberfläche der Erde gleichmäßig zu bevölkern, wird man nach einigen Jahrhunderten die Geschichte der Viber für eine Fabel ansehen.

Man darf daher die Behauptung aufstellen, daß die Thiere, anstatt an Fähigkeiten und Talenten zu wachsen, im Gegentheil an denselben abnehmen; selbst die Zeit ist gegen sie thätig; je mehr das Geschlecht der Menschen sich vermehrt und vervollkommnet, desto mehr fühlen sie die Schwere einer eben so fürchterlichen als unbeschränkten Herrschaft, die ihnen kaum ihr individuelles Daseyn läßt und ihnen jedes Mittel der Freiheit, jede Idee einer Gesellschaft raubt und selbst den letzten Funken ihrer Geistes-Thätigkeit vernichtet. Was sie geworden sind, was sie noch werden, gibt wahrscheinlich nicht hinlängliche Kunde von dem, was sie waren und was sie seyn könnten. Wer weiß, wem von ihnen das Scepter der Erde gehörte, wenn das Menschengeschlecht verlitgt wäre?

Der Hirsch.

(Cervus. *Le Cerf.*)

Dies ist Eins von jenen unschuldigen, sanften, ruhigen Thieren, die nur geschaffen zu seyn scheinen, um die Stille der Wälder zu verschönern und zu beleben und fern von uns die friedlichen Zufluchts-Orter dieser Gärten der Natur zu bewohnen. Seine leichte, zierliche Form, sein eben so spritzender als schön gebauter Wuchs, seine geschmeidigen und nervigen Glieder, sein Kopf mit einem lebenden Gehörs, eher zum Schmuck als zur Waffe ausgestattet und das, wie der Gipfel der Bäume, sich jährlich erneuert; seine Größe, Schnelle und Stärke unterscheidet es hinlänglich von den andern Bewohnern der Wälder und weil es das edelste Thier unter ihnen ist, dient es auch nur zum Vergnügen des Adels unter den Menschen; zu jeder Zeit füllte seine Jagd die Mußestunden der Helden aus. Die Uebung der Jagd muß den Anstren-

gungen des Krieges folgen, und ihnen selbst vorhergehn; die Kenntniß der Waffen-Führung und der Verord-Leitung ist dem Jäger wie dem Krieger gemein. Die Gewöhnung an Bewegungen, Mühseligkeiten, die Geschicklichkeit, Leichtigkeit des Körpers, so nothwendig zur Unterstützung und zur Befeurung des Muthes, lernt man auf der Jagd und bringt sie mit in den Krieg. Die Jagd ist die angenehmere Schule einer nothwendigen Kunst, sie ist die einzige Erholung, die von den Geschäften gänzlich Einen zerstreut, die einzige Abspannung ohne Weichlichkeit, das einzige lebhafteste Vergnügen, ohne Ermattung, ohne Beimischung und ohne Uebersättigung.

Was können die Menschen Besseres thun, die ihrem Stande nach unaufhörlich durch die Anwesenheit anderer Menschen ermüdet werden? Immer umgeben, belagert, belästigt durch ihre Zahl und durch ihre Bitten und Zudringlichkeiten in Spannung erhalten; gezwungen sich mit fremden Angelegenheiten und Sorgen zu beschäftigen, aufgeregt durch große Interessen, und um so mehr dem Zwange Preis gegeben, je höher sie stehn; würden die Großen nur das Gewicht ihrer hohen Stellung empfinden und nur für Andre leben, wenn sie sich nicht auf Augenblicke selbst dem Schwarme der Schmeichler entzögen. Um sich selbst zu genießen, um die persönlichen Zuneigungen, die geheimen Wünsche, die innersten Gefühle, tausendmal köstlicher als die Vorstellungen der Größe, in ihre Seele zurückzurufen, bedürfen sie der Einsamkeit und welche Einsamkeit ist wechselvoller, belebter als die der Jagd? Welche Uebung ist für den Körper gesunder? Welche Ruhe angenehmer für den Geist?

Es würde eben so beschwerlich seyn, stets Audienz zu geben, als fortwährend nachzudenken. Der Mensch ist von Natur aus nicht geschaffen, übersinnliche Gegenstände zu betrachten; eben so wenig sich ohne Unterbrechung mit schwierigen Studien, verwickelten Geschäften zu beschäftigen und es ist ein wenig natürlicher Zustand, eine stets sitzende Lebensart zu führen, in die Studirstube zum Mittelpunkte seines Daseyns zu machen; doch scheint es, daß ein geräuschvolles, bewegtes Leben, das so zu sagen durch die Bewegungen anderer Menschen mit fortgerissen wird, wo man genöthigt ist, unausgesetzt sich selbst zu beobachten, sich zu beherrschen, um in den Augen der Menschen seine Würde zu behaupten, noch eine gezwungenere Lage ist. Welche Idee wir auch immer von uns selbst haben mögen, ist doch leicht zu

erkennen, daß Vorstellen nicht Seyn ist, und daß wir weniger zum Denken als zum Handeln, weniger zum Vernünfteln als zum Genießen gemacht sind; unsre wahren Vergnügungen entspringen aus dem freien Gebrauch unsrer selbst, unsre wahren Güter liegen in der Natur; es sind der Himmel, die Erde, die Fluren, Ebenen und Wälder, deren fruchtbringenden unerschöpflichen Genuß sie uns darbietet. Aus diesem Grunde ist die Neigung zur Jagd, zur Fischerei, zum Garten- und Landbaue ein allen Menschen natürlicher Hang und in den einfachern Gesellschaften als die unsrige, gibt es auch nur zwei Stände, welche auf diese Lebensweisen Bezug haben: die Adligen, deren Gewerbe Jagd und Waffen sind, und die untere Klasse, welche sich mit dem Ackerbau beschäftigt.

Da man in den gesitteten Gesellschaften alles ins Große treibt und Alles vervollkommnet; so hat man auch die Jagd, um deren Unterhaltungen lebhafter und reizender zu machen und die Ausübung derselben, die edelste von Allen, zu veredeln, zu einer Kunst herangebildet. Die Hirschjagd verlangt Kenntnisse, die man nur durch Erfahrung sich erwerben kann; sie erfordert eine königliche Zurüstung, ein fürstliches Gefolge; Pferde, Hunde, alle gewandt, wohl geschult, abgerichtet, und geführt, die durch ihre Bewegungen, Aufspürungen und Einsichten zu demselben Ziele mit hinarbeiten müssen. Der Jäger muß Alter und Geschlecht des Wildes erkennen und genau zu unterscheiden wissen, ob der Hirsch, dessen Lager er mit seinem Leithunde aufgespürt hat, ein Spießer, ein Kalb, ein junger zehnzünftiger oder ein alter Hirsch ist; die vorzüglichsten Merkmale, welche diese Kenntnisse gewähren, sind die Fährte und die Losung (Dünste aus dem Magen.) Der Fuß des Hirschcs ist besser geformt, als die der Hindin; sein Bein ist dicker und der Ferse näher, seine Spur ist besser gestellt, seine Schritte größer und er geht regelmäßiger und setzt den Hinterfuß immer in die Spur des vordern; dagegen hat die Hindin einen schlechter gebildeten Fuß; ihre Gänge sind kürzer und der Hinterfuß tritt nicht regelmäßig in die Spur des vordern. Sobald der Hirsch sein viertes Geweih erhalten hat, ist er kenntlich genug, um sich nicht mehr in ihm zu irren; aber es bedarf der Uebung, um die Spur eines jungen Hirschcs von der einer Hindin zu unterscheiden und, um sicher zu gehn, muß man sie nahe und zu verschiednen Malen betrachten. Die jungen, zehnzünftigen Hir-

sche, die zehnzinkigen Hirsche u. sind noch leichter zu erkennen; ihr Vorderfuß ist dicker als ihr Hinterfuß und je älter sie werden, desto dicker und abgenutzter werden die Seiten der Füße; man kann dies leicht an den Fußspalten erkennen, die eben so regelmäßig als bei den jungen Hirschen sind, indem der Hinterfuß immer ziemlich genau in die Spur des Vorderfußes niedersinkt, im Falle sie nicht ihr Geweih abgeworfen haben; denn alsdann leitet die Spur des alten Hirschens fast eben so oft irre, als die des Jungen, nur auf eine verschiedene Weise und mit einer gewissen Regelmäßigkeit, die man an den Fährten der jungen Hirsche und der Hindinnen nicht bemerkt; sie setzen nämlich den Hinterfuß immer neben den Vorderfuß nieder und nie oberhalb oder unterhalb desselben.

Wenn der Jäger während der Trockenheit des Sommers die Spur des Thieres nicht erkennen kann, ist er genöthigt, seine Rückspur zu verfolgen, um zu versuchen, die Fassung des Thieres aufzufinden und es an diesem Merkmale zu erkennen, was aber eben so viele und vielleicht noch mehr Übung verlangt, als die Beurtheilung durch die Spur; ohne diese Kenntniß würde es ihm unmöglich seyn, einen genauen Bericht der Jagdgesellschaft abzustatten. Hat man nun nach seiner Aufgabe die Hunde auf die Wildbahn (der durch abgebrochene Zweige angezeigte Weg des Wildes) gesetzt, muß er noch den Leithund anzufeuern und ihn so lange auf der Spur zu halten verstehen, bis der Hirsch aufgetrieben wird; sobald dies geschieht, stößt der, welcher die Hundemeute leitet, ins Horn, um das Zeichen der Entkoppelung der Hunde zu geben; auch er muß Kenntnisse von der Fährte des Wildes haben und auf die Spur des Hirschens wohl merken, um sie in einem Spurwechsel oder auch in dem Falle, wo der Hirsch in Gesellschaft mit einem andern rennt, wieder zu erkennen. Bei einem solchen Falle geschieht es häufig, daß die Hunde sich theilen und zwei Jagden verfolgen, alsdann müssen sich auch die Treiber trennen und die Hunde, welche auf der falschen Fährte sind, zurückrufen, um sie mit denen, welche den Hirsch der Meute jagen, wieder zu vereinen. Der Treiber (zu Pferd, Parforcejäger, Piqueur) muß immer in der Nähe der Hunde bleiben, sie immer anfeuern, ohne sie zu sehr zu heizen, ihnen bei einem Wechsel- oder Rückspur zu Hülfe kommen und suchen, so oft es ihm möglich ist, den Hirsch ins Gesicht zu bekommen, um

sich nicht zu täuschen; denn das Wild verfehlt nie, seine Listen in Anwendung zu bringen; zwei, dreimal kehrt der Hirsch auf jeder Fährte hin und wieder, sucht andere Thiere auf, um sie mit sich in Verein rennen zu lassen, und den Jäger hierdurch irre zu leiten und alsdann springt er plötzlich durch den Jagdkreis und entfernt sich, oder er wirft sich auf die Seite, verbirgt sich und legt auf den Bauch sich nieder. In diesem Falle, wenn man die Spur gänzlich verloren hat, geht ein Theil der Jagd voraus und der andere kehrt um; Treiber und Hunde suchen gemeinschaftlich; findet man die Fährte des Hirschens nicht wieder auf, nimmt man an, daß er in dem Umkreise, den man abgetrieben hat, zurückblieb und jagt die Gegend von Neuem ab; treibt man dennoch den Hirsch nicht wieder auf, bleibt nichts weiter übrig, als mit Berücksichtigung der Gegend, worin man sich befindet, den Weg der Flucht desselben zu errathen und ihn dort aufzusuchen. Sobald man seine Fährte wieder aufgefunden hat und die Hunde von der falschen Jagd zurückgebracht sind, werden sie mit einem desto größern Vortheile heßen, weil sie wohl fühlen, daß der Hirsch ermattet ist; ihr Jagdeifer mehrt sich in dem Grade als er sich erschöpft und ihr Geruch ist um so schärfer und um so lebhafter, je mehr der Hirsch erhitzt ist (schweißet); sie verdoppeln ihr Laufen und ihr Vellen und obgleich er dann mehr als jemals listig zu Werke geht, sind doch seine Listen und Umwege ohne Nutzen für ihn, weil er nicht mehr so schnell rennen und sich demnach nicht sehr von den Hunden entfernen kann; das einzige Hülfsmittel, was ihm dann noch übrig bleibt, ist, die Erde zu verlassen, die ihn verräth und sich ins Wasser zu stürzen, um seine Ausdünstungen den Nasen der Hunde zu entziehen. Die Treiber sehen entweder durch das Wasser oder umgehn dasselbe und bringen dann die Hunde wieder auf die Spur des Wildes, das, sobald es durch's Wasser gegangen ist, nicht mehr rennen kann und bald in den letzten Zügen liegt, wo es noch sein Leben vertheidigt und oft mit den Zinken seines Geweihs die Hunde und die zu hitzigen Jagdpferde verwundet, bis einer der Jäger ihm die Kniekehle durchschneidet, um es zum Felle zu bringen und mit dem Stich eines Waidmessers unter die Schulter tödtet. Das Verenden des Hirschens wird mit dem Jagd-Hallo der Hörner gefeiert; man läßt die Hunde ihn beschnuffeln und sie ihres Sieges in vollem Maße genießen, in-

dem man ihnen ihr Jagdrecht gewährt (d. h. gewisse Theile des erlegten Wildes unter sie vertheilt.)

Nicht alle Jahreszeiten sind zu Hirschjagden gleich günstig; im Frühlinge, wenn die Blätter zum Schmucke des Waldes zu keimen beginnen, die Erde sich mit neuen Gräsern bekleidet und sich mit Blumen ziert, verursachen ihre Gerüche, daß die Hunde keine so sichere Nase haben und weil zu gleicher Zeit der Hirsch sich in seiner größten Stärke befindet, haben die Hunde, im Falle das Wild ihnen nur etwas voraus ist, viele Mühe, dasselbe einzuholen. Ferner stimmen die Jäger überein, daß zu der Zeit, wann die Hindinnen dem Kalben nahe sind, die Jagd vor Allem am schwierigsten ist; weil die Hunde oft die Spur eines schlecht gejagten Hirschens verlassen, um eine Hindin, die vor ihnen herspringt, zu hegen; im Anfange des Herbstes, wenn der Hirsch in Brunst ist, spüren die Leithunde ohne Eifer; der starke Geruch der Brunst macht sie vielleicht gegen die Fährte gleichgültig; vielleicht aber haben auch alle Hirsche in dieser Zeit denselben Geruch. Im Winter, während Schnee liegt, kann man den Hirsch nicht jagen; die Leithunde haben keinen Geruch und scheinen die Spur mehr mit dem Gesichte als mit der Nase zu verfolgen. Während dieser Zeit verlassen die Hirsche den Wald, wo sie nichts mehr zu fressen (äßen) finden und kommen in das offene Feld, in die niedrigen Büsche und selbst auf die besäeten Ländereien; im Monate December treten sie in Rudel zusammen und während der strengen Fröste suchen sie an geschützten Bergseiten oder an dichtbewachsenen Orten einen Zufluchtsort, wo sie sich fest an einander drängen und sich gegenseitig durch ihren Athem erwärmen. Gegen das Ende des Winters suchen sie die Waldgränze wieder auf und gehen zu äßen in die Saatsfelder. Im Frühling werfen sie die Geweihe ab; es fällt entweder von selbst ab oder sie helfen ihm durch eine kleine Anstrengung nach, indem sie sich an einen Baumast stoßen. Selten fallen beide Geweihe genau zu derselben Zeit; die alten Hirsche setzen zuerst gegen das Ende des Februar oder im Anfange des März ab, die Zehrender legen erst um die Mitte oder das Ende des März; die jungen Zehrender im April; die jungen Hirsche im Anfange und die Spießer gegen die Mitte oder das Ende des Mai ab; doch herrscht in allem diesen viel Wechsel und man hat manchmal alte Hirsche gesehen, die spä-

ter abwerfen als andere, die jünger waren. Uebrigens tritt der Hornwechsel der Hirsche eher ein, wenn der Winter milde, und später, wenn er rauh war und lange anhielt.

Sobald sie ihrer Geweihe los sind, trennen sich die Hirsche und nur die Zungen bleiben noch zusammen. Sie halten sich nicht mehr in den Wäldern auf; sondern suchen die schönen Gegenden, die kleinen Gebüsche und das lichte Schlagholz, wo sie sich den ganzen Sommer zur Erneuerung ihres Geweihs aufhalten; während dieser Zeit gehn sie mit gesenktem Haupte, aus Furcht die jungen Hornsprößlinge an Zweige zu stoßen, denn so lange das Geweih noch nicht völlig ausgewachsen ist, ist es sehr empfindlich. Das Geweih der alten Hirsche ist gegen die Mitte des Mai kaum zur Hälfte vollendet und erst gegen das Ende des Juli ist es völlig ausgewachsen und verhärtet. Das der jungen Hirsche, was später abfällt, sprießt und wird später ersetzt; sobald es vollständig ausgewachsen ist und seine hinlängliche Härte erlangt hat, reiben die Hirsche dasselbe gegen die Bäume, um die Haut, die es umgibt, abzuschälen und da sie mehrere Tage nach einander, mit diesem Reiben fortfahren, so behauptet man, daß es die Farbe des Saftes des Holzes, an welches es gerieben wird, annimmt; an Buchen und Birken roth, an Eichen braun und schwärzlich an Hagebuchen und Eschen wird. Man versichert auch, daß die glatten und wenig körnigen Geweihe der jungen Hirsche sich bei weitem nicht so sehr färben als die der alten, deren Knochenförner gedrängt neben einander stehen; weil diese Körner es sind, welche den färbenden Saft des Baumes annehmen. Ich kann mich aber nicht überzeugen, daß dies die wahre Ursache dieser Erscheinung sey; ich hatte Hirsche in ein Geheg eingeschlossen, in welchem kein Baum vorhanden war, deren Geweihe aber eben so gefärbt waren, wie die aller Andren. Einige Zeit, nachdem die Hirsche ihren Kopf wieder beschattet haben, fangen sie an, die Eindrücke der Brunst zu empfinden; die Alten fühlen zuerst das Bedürfnis des Geschlechtstriebes; mit dem Ende des August und mit dem Anfange des September verlassen sie die Gebüsche, begeben sich wieder in die Stände und suchen die Hindinnen auf; ihr Gebrüll ist stark, Hals und Kehle schwellen ihnen an; sie sind ungemein unruhig; durchstreichen am hellen Tage die Brachfelder und Ebenen, rennen mit dem Kopfe gegen Bäume und Hecken, schei-

nen überhaupt außer sich und wüthend zu seyn, und rennen aus einer Gegend in die andere, bis sie die Weibchen aufgefunden haben; doch sie angetroffen zu haben, langt nicht, blos hin, der Hirsch muß sie verfolgen, sie zur Paarung zwingen und sich dieselben unterwerfen; denn anfänglich vermeiden sie ihn, fliehen und erwarten ihn erst, nachdem sie ihn eine lange Zeit hindurch durch die Verfolgung ermüdet haben. Die Brunstzeit macht sich ebenfalls bei den alten Hindinnen zuerst bemerkbar; die Zungen werden später hitzig, und wenn zwei Hirsche sich bei einer Hindin zusammen finden, muß noch ein Kampf über ihren Besitz entscheiden; sind sie von gleicher Stärke, drohen sie sich, wühlen die Erde auf, brüllen auf eine fürchterliche Weise, stürzen sich gegeneinander, kämpfen bis auf das Aeußerste, und verwunden sich oft durch Kopfstöße und Zinfenhiebe bis zum Tode. Der Zweikampf hört nur mit der Niederlage und der Flucht eines von Beiden auf, und der Sieger verliert keinen Augenblick, um sich in den Besitz des Gegenstandes seines Sieges und seiner Wünsche zu setzen, vorausgesetzt, daß kein Anderer sich hineinmischet, in welchem Falle er sich auf den Eindringling stürzt, und ihn wie den Ersten in die Flucht schlägt. Die ältern Hirsche sind immer die Herren, weil sie stolzer und kühner als die Jungen sind, die weder ihnen noch der Hindin sich zu nähern wagen und genöthigt sind, so lange zu warten, bis die Aeltern sie verlassen haben, und die Reihe des Genusses an sie kommt; manchmal inzwischen springen sie, während die Alten im Kampfe begriffen sind, auf die Hirschkuh, befriedigen in aller Hast ihren Geschlechtstrieb und fliehen rasch davon. Die Kühe ziehen die alten Hirsche vor; nicht weil sie muthiger, sondern weit glühender und hitziger als die Jungen sind; auch sind sie unbeständiger, oft gesellen sie sich zu mehreren Hindinnen zugleich, und im Falle sie auch nur Eine besitzen, schließen sie sich derselben nicht für die Dauer an; sie bewahren dieselbe nur einige Tage, trennen sich dann von ihr und suchen eine Andere, bei welcher sie noch kürzere Zeit verweilen, und vereinen sich mit Mehren nach der Reihe, bis sie völlig erschöpft sind.

Diese Wuth des Geschlechtstriebes dauert nur 3 Wochen; während dieser Zeit fressen sie sehr wenig, schlafen und ruhen fast gar nicht, sind Tag und Nacht auf den Beinen und thun nichts weiter als rennen, kämpfen und genießen. Aus diesem

Gründe sind sie auch nach der Brunstzeit so abgemattet, erschöpft und mager, daß sie einiger Zeit bedürfen, um ihre Kräfte wieder herzustellen; gewöhnlich begeben sie sich dann an den Saum der Wäldungen und in die Grasplätze, wo sie eine reichliche Nahrung finden können und verweilen dort so lange, bis sie ihre Kräfte wieder gewonnen haben. Die Brunstzeit der alten Hirsche beginnt mit dem 1sten September und endet gegen den 20sten; die der Zehrender und der jungen Zehrender fängt mit dem 10ten September an und hört in den ersten Tagen des Oktobers auf; die jungen Hirsche sind vom 20sten September bis zum 15ten Oktober hitzig und gegen das Ende dieses Monats befinden sich nur noch die Spießier in Brunst, weil bei ihnen die Hitze am spätesten eintritt; auch die jungen Hindinnen sind ebenfalls am letzten brünstig. Die Brunstzeit ist mithin vollständig mit Anfang Novembers beendigt, und die Hirsche sind während dieser Zeit der Schwäche leicht zu jagen. In den Jahren, in welchen der Eichelnwuchs reichlich ist, erkräftigen sie sich durch gute Nahrung in kurzer Zeit wieder und man beobachtet gegen das Ende des Oktober eine zweite Brunst, die aber bedeutend kürzer als die erste ist.

In den heißen Klimaten, als Frankreich, wo die Jahreszeiten eher eintreten, erscheint auch die Brunst frühzeitiger. Aus dem, was Aristoteles berichtet, scheint z. B. hervorzugehn, daß in Griechenland die Brunst in den ersten Tagen des August beginne und mit dem Ende des September aufhöre. Die Hindinnen tragen 8 Monate und einige Tage und gebären gewöhnlich ein Kalb und sehr selten zwei; im Monat Mai und im Anfange Juni werfen sie. Sie tragen große Sorge, ihr Kalb den Verfolgungen der Hunde zu entziehen; bei Annäherung der Hunde kommen sie zum Vorschein und lassen sich selbst heßen, um die Hunde zu entfernen und später zu ihren Jungen zurückzukehren. Nicht alle Hindinnen sind fruchtbar; man nennt die unfruchtbaren Gellthiere, die nicht trächtig werden. Diese Hindinnen sind dicker und nehmen eine weit größere Menge Nahrung zu sich, als die andern; auch kommen sie zuerst in Brunst. Man behauptet ebenfalls, daß manchmal Hirschfühe ein Geweihe wie die Hirsche tragen und dies steht nicht mit jeder Wahrscheinlichkeit unbedingt im Widerspruche. Das Kalb führt seinen Namen nur ungefähr

sechs Monate; dann fangen die Hörner an zu sprießen und es erhält den Namen Schmalthier, bis zu der Zeit, wo die Hörnchen sich zu Spießen verlängern, wo es dann Spießer heißt. In der ersten Zeit verläßt das Junge seine Mutter nicht, obwohl es rasch wächst, und folgt ihr den ganzen Sommer hindurch. Im Winter sammeln sich die Hirschfüße, die Schmalthiere, die Spießer und die jungen Hirsche in Rudel und bilden Heerden, die um so zahlreicher sind, je strenger die Jahreszeit ist. Im Frühlinge trennen sie sich; die Hirschfüße suchen verborgene Verter, um zu wachen, und während dieser Zeit gehen die Spießer und die jungen Hirsche nur noch zusammen. Im Allgemeinen sind die Hirsche geneigt, zusammen zu leben, truppweise zu ziehen und nur die Furcht oder die Nothwendigkeit trennt und zerstreut sie. —

Der Hirsch ist in dem Alter von 18 Monaten zeugungsfähig, denn man hat Spießer, d. h. Hirsche, die im Frühlinge des vorhergehenden Jahres geworfen wurden, im folgenden Herbst Hündinnen bedecken gesehen und man darf annehmen, daß ihre Paarung fruchtbar war. Was vielleicht Zweifel hiergegen erregt, ist der Umstand, daß die Spießer zu der Zeit etwa die Hälfte oder zwei Drittel ihres Wachstums erreicht haben, die Hirsche bis zu ihrem achten Jahre wachsen und dicker werden, und daß ihr Geweih bis zu demselben Alter sich jährlich vergrößert; man muß aber berücksichtigen, daß das Kalb von seiner Geburt an in kurzer Zeit Kräfte gewinnt, daß in dem ersten Jahre sein Wachsthum schnell zunimmt und im zweiten sich nicht vermindert und daß zur Zeit, wo es Spieße treibt, Ueberfluß an Nahrung vorhanden ist; die Spieße aber das sicherste Kennzeichen des Zeugungsvermögens sind. Wahr ist es allerdings, daß die Thiere im Allgemeinen nur im Stande zu zeugen sind, wenn sie den größern Theil ihres Wachstums zurückgelegt haben; doch die, welche eine bestimmte Brunst- oder Laichzeit haben, scheinen eine Ausnahme von dieser Regel zu machen. Die Fische laichen und erzeugen, ehe sie den vierten und selbst den achten Theil ihres Wachstums zurückgelegt haben, und die Vierfüßer, die wie der Hirsch, das Elendthier, der Dammhirsch, das Rennthier, das Reh u. eine genau bezeichnete Brunstzeit besitzen, zeugen eher als die andern Thiere.

Die Ernährung, die Erzeugung des Geweihs, die Brunst und die Fortpflanzung stehen bei diesen Thieren in einer solchen innigen Verbindung, daß es nothwendig ist, um die ihnen eigenthümlichen Folgen zu erkennen, sich dessen zu erinnern, was wir als die allgemeinste und sicherste Thatsache in Betreff der Zeugung festgestellt haben; sie hängt nämlich in jeder Hinsicht von dem Ueberflusse der Nahrung ab. So lange das Thier wächst, (und immer schreitet die Zunahme im frühesten Alter am schnellsten voran) wird die Nahrung auf die Entwicklung des Körpers verwandt; es gibt mithin keinen Ueberfluß und folglich auch keine Hervorbringungen, keine Ausscheidung der Saamenfeuchtigkeit und dies ist die Ursache, warum die jungen Thiere nicht zeugungsfähig sind; sobald sie aber den größten Theil ihres Wachsthumis zurückgelegt haben, beginnt der Ueberfluß durch neue Erzeugungen sich kund geben.

Beim Menschen gehn der Bart, das Haar, die Anschwellung der Brüste und die Entwicklung der Geschlechtstheile der Mannbarkeit vorher. Bei den Thieren im Allgemeinen und bei den Hirschen im Besondern macht sich der Ueberfluß der Nahrung noch durch auffallendere Wirkungen bemerkbar; er verursacht das Geweih, die Anschwellung der Geilen, die Aufreibung des Halses und der Kehle, die Feistheit, die Brunst &c. Da überdies der Hirsch in der ersten Zeit sehr schnell wächst, so vergeht von seiner Geburt an bis zu dem Zeitpunkte, wo der Nahrungs-Ueberfluß sich durch die Horn-Erzeugung nach Außen kund gibt, kein Jahr; an den im Monate Mai gebornen bemerkt man schon in demselben Monate des andern Jahres die Spieße aus dem Kopfe hervortreten. Es sind zwei Hornspitzen, die in dem Maßstabe wachsen, sich verlängern und verhärten als das Thier Nahrung zu sich nimmt; gegen Ende des October sind sie schon völlig ausgewachsen und fest genug, daß die Thiere sie gegen die Bäume reiben, um die Haut davon loszuschälen; zu derselben Zeit wird der Hirsch mit Feist beladen, ein Fett, das durch den Ueberfluß der Nahrung in großer Menge hervorgebracht wird. Nach der Feistung nimmt der Nahrungsstoff seine Richtung nach den Zeugungstheilen und erregt im Hirsche jene Gluth der Brunst, die ihn wüthend macht. Was sichtlich beweist, daß die Erzeugung des Geweihs und der Saamenfeuchtigkeit von einer und derselben Ursache abhänge, ist die Erfahrung, daß bei Vernichtung der Zeugungs-

Quelle der Saamenfeuchtigkeit durch Entfernung der Organe, welche diese Flüssigkeit bereiten, zugleich das Keimen und Wachsen des Geweihs verhindert wird; denn nimmt man die Verschneidung zu der Zeit vor, wo das Geweih abgefallen ist, bildet sich später kein neues; verrichtet man sie hingegen zur Zeit, wo das Geweih wieder hergestellt ist, fällt es nicht mehr ab; das Thier verbleibt mit einem Warte in dem Zustande, worin es sich bei der Entmannung befand und da es die Brunst nicht mehr empfindet, verschwinden auch die Zeichen, die sie charakterisiren. Die Saamenfeuchtigkeit vergeht, der Hals und die Kehle schwellen nicht mehr an und das Thier wird sanfter und ruhiger. Die Theile, welche man entfernt hat, waren mithin nicht blos nothwendig zur Ausscheidung der überflüssigen Nahrung, sondern sie dienten auch, den Nahrungsstoff zu beleben, ihn nach Außen in alle Theile unter der Form der Feiste und besonders nach dem Ober-Schädel zu treiben, wo er sich mehr als anderswo durch die Horn-Erzeugung bemerklich machte. Wahr ist es, daß die verschnittenen Hirsche fetter werden; aber sie bringen kein Geweih mehr hervor, nie schwillt ihr Hals und Gurgel an und ihr Fett verändert sich nicht, noch erhitzt es sich, wie bei den unentmanneten Hirschen, die während der Brunstzeit einen so starken Geruch verbreiten, daß man ihn in der Ferne wahrnehmen kann; selbst ihr Fleisch ist von demselben so geschwängert und durchdrungen, daß man es weder essen noch riechen kann, und es in kurzer Zeit verdirbt, wogegen das Fleisch der verschnittenen Hirsche frisch bleibt und zu jeder Zeit gegessen werden kann. Ein anderer Beweis, daß die Erzeugung des Geweihs einzig durch den Ueberfluß der Nahrung verursacht wird, ist die Verschiedenheit, welche unter den Geweihen der Hirsche von demselben Alter herrscht; die Einen sind sehr dick und gefüllt und die Andern dünn und schwächig und dies hängt gänzlich von der Menge der Nahrung ab; denn ein Hirsch, der in einer fruchtbaren Gegend lebt, wo er nach seiner Lust essen und nach der Weide in aller Ruhe wiederkäuen kann, wird stets ein schönes, hohes, weit geöffnetes Geweih besitzen, dessen Krone breit und stark gefüllt, dessen Stange dick und kräftig gekörnet und dessen Zinken stark und lang sind; wogegen der Hirsch, welcher in einer Gegend lebt, wo er weder Ruhe noch hinlängliche Nahrung findet, nur ein sehr schwächtiges Geweih haben wird, an dem

die Schaufeln enge zusammengedrängt stehn, der Stamm dünn und die Enden klein und in geringerer Zahl sind, so daß man leicht aus dem Geweihe eines Hirsches schließen kann, ob er ein futterreiches und ruhiges Land bewohnt, und gut oder schlecht genährt wird. Die sich nicht wohl befinden, verwundet waren oder die beunruhigt und gejagt sind, erhalten selten ein schönes Geweih und eine gute Feiste, und gerathen erst später in Brunst; sie werfen ihre Geweihe erst nach den Andern ab und bedürfen eine längere Zeit zu ihrer Wiederherstellung. So scheint alles zu dem Beweise hin zu wirken, daß das Geweih, wie die Saamenfeuchtigkeit, nur der sichtbar gewordne Ueberschuß des organischen Nahrungsstoffes ist, der für die Entwicklung des Wachstums und die Erhaltung des Thieres nicht ganz verbraucht wird.

Mangel an Nahrung verzögert demnach das Wachsthum des Geweihs und vermindert sehr bedeutend den Umfang desselben; vielleicht möchte es nicht unmöglich seyn, durch eine starke Entziehung der Nahrung die Hornerzeugung zu verhindern, ohne die Verschnéidung zur Hülfe zu nehmen; gewiß ist es Thiergenossen, daß die verschnittenen Hirsche weniger fressen, als die unentmaunten; der Grund, warum die Weibchen der Hirsche, Dammhirsche, Elendthiere und Rehe keine Geweihe haben, liegt ebenfalls in dem Umstande, daß sie weniger fressen als die Männchen, und daß, wenn auch Nahrung in Uebersfülle vorhanden ist, sie grade in der Zeit, wo der Ueberschuß durch Hervorbringungen nach Außen sich zeigen könnte, trüchtig werden; ein Ueberfluß ist mithin bei ihnen nie vorhanden, indem er auf die Ernährung der Frucht und später auf die Säugung des Kalbes verwandt wird. Der Einwurf aber, daß das Weibchen des Rennthiers ein Geweih wie das Männchen trägt, ist dieser Erklärung eher günstig als entgegen; denn von Allen diesen Thieren, die Geweihe tragen, besitzt das Rennthier im Verhältniß zu seiner Körpergröße das dickste und umfangreichste; es streckt sich nach hinten und vorne und oft über die ganze Länge des Körpers aus; von Allen ist ebenfalls das Rennthier am meisten mit Feist versehen; übrigens ist das Geweih des Weibchens im Vergleich zu dem des Männchens sehr klein. Dies Beispiel beweist demungeachtet nur, daß, wenn Nahrungstoff in solcher Fülle vorhanden ist, daß er während der Tragzeit durch die Ernährung der Frucht nicht erschöpft

werden kann, er sich nach Außen verbreitet und beim Weibchen wie beim Männchen Aehnliches erzeugt, d. h. ein Geweih, was einen weit kleineren Umfang hat, weil der Nahrungs-Ueberschuß sich beim erstern in geringer Menge vorfindet.

Was ich hier von der Nahrung sage, darf weder auf die Masse noch den Umfang der Nahrungs-Mittel bezogen werden; sondern einzig auf die Menge der organischen Theile, welche in den Nahrungs-Mitteln enthalten sind; dieser Stoff allein ist belebend, thätig, erzeugend; das Uebrige ist nur nutzloser Abgang, der mehr oder weniger vorhanden seyn kann, ohne auch nur das Geringste am Thiere zu verändern. Da überdies das Moos, die gewöhnliche Nahrung des Rennthiers, ein reichhaltigeres Nahrungs-Mittel gewährt, als die Blätter, Rinden und Baumknochen, von denen sich der Hirsch nährt; so ist es nicht auffallend, daß ein größerer Ueberschuß dieser organischen Nahrungsstoffe im Moose sich vorfindet und daß dem zu Folge das Rennthier ein größeres Geweih und mehr Feiste besitzt, als der Hirsch. Uebrigens muß man eingestehen, daß der organische Stoff, welcher in dieser Thierart das Geweih bildet, nicht vollständig von den röhren Theilen, die ihn einhüllen, befreit ist, und auch nach seinem Gange durch den Körper noch Merkmale seines ehemaligen Pflanzenstandes an sich trägt. Das Hirsch-Geweih keimt, wächst und bildet sich wie das Holz an einem Baume; seine Substanz ist vielleicht weniger Knochen- als Holzartig; es ist, wenn man sich auf diese Weise ausdrücken darf, ein auf ein Thier gepropftetes Pflanzen-Gewächs, das an dem Wesen beider Theil nimmt und eine von jenen Mittelstufen bildet, zu denen die Natur in den äußersten Endpunkten der Geschöpfe sich immer hinneigt und deren sie sich bedient, um die entfernteren Wesen einander nahe zu bringen.

Wie wir schon gesagt haben, wächst der Knochen an Thiere an seinen beiden Enden zu gleicher Zeit. Der Stützpunkt, gegen welchen die Kraft der Längen-Ausdehnung wirkt, liegt in der Mitte der Länge des Knochens; dieser Theil in der Mitte wird zuerst gebildet und verknöchert auch zuerst; die beiden Enden entfernen sich immer mehr von diesem mittlern Theile und bleiben weich, bis der Knochen sein völliges Wachsthum in dieser Richtung erlangt hat. In der Pflanze hingegen wächst das Holz nur an dem einen seiner Enden;

die Knospe, die sich entwickelt und einen Zweig bilden soll, sitzt nur mit ihrem untersten Ende auf dem alten Holze und auf diesen Stützpunkt hin wirkt die Kraft der Längen-Ausdehnung. Dieser so hervorstechende Unterschied zwischen dem Wachsthum der Thierknochen und dem der festen Theile der Pflanzen findet sich nicht im Hirschgeweih wieder; nichts ist hingegen dem Wachsen des Holzes an einem Baume ähnlicher. Das Horn im Geweih dehnt sich nur an einem Ende aus, während das Andre als Stützpunkt dient; Anfangs ist es zart wie Gras und verhärtet sich später wie Holz; die Haut, die mit ihm wächst und sich ausdehnt, ist seine Rinde, die entfernt wird, sobald das Horn völlig ausgewachsen ist; so lange es wächst, bleibt das oberste Ende immer weich. Das Horn theilt sich in verschiedene Aeste; die Stange ist der Baumstamm, die Zinken sind die Zweige. Mit einem Worte, Alles ist in der Entwicklung und dem Wachsthum des Einen wie des Andern ähnlich, fast gleichförmig und die organischen Atome, welche den lebenden Bestandtheil des Hirsch-Geweihs ausmachen, bewahren noch ihr Pflanzen-Gepräge, weil sie sich auf dieselbe Weise wie in den Pflanzen-Gewächsen an einander fügen. Der Stoff beherrscht mithin hier noch die Form. Der Hirsch, der nur in den Wäldern haust und sich einzig von Pflanzen-Sproßlingen nährt, nimmt eine so starke Prägung vom Holze an, daß er selbst eine Art von Holz erzeugt, was in einem hinlänglichen Grade die Merkmale seines Ursprungs bewahrt, um sich nicht darin zu täuschen, und diese Wirkung, wenn auch sehr merkwürdig, ist doch nicht einzig; sie entspringt aus einer allgemeinen Ursache, die anzudeuten ich mehr als einmal Gelegenheit in diesem Werke hatte.

Das Beständigeste, „das Unerlöschlichste in der ganzen Natur ist das Gepräge der Urform jeder Art und dies sowohl im Thier- als Pflanzen-Reiche; das Veränderlichste, das am meisten dem Wandel Unterworfenste, ist der Stoff, der sie zusammensetzt. Der Stoff scheint sich im Allgemeinen der Annahme dieser oder jener Form gleichgültig hinzugeben. Die organischen Ur-Theile, d. h. die lebenden Theile der Materie gehn ohne Zerstörung, ohne Veränderung von den Pflanzen zu den Thieren über und führen im gleichen Grade den belebenden Stoff dem Grase, dem Holze, dem Fleische und den Knochen zu. Auf den ersten Anblick sollte es daher scheinen,

daß der Stoff nie über die Form vorherrschen könne und daß, welche Art Nahrung die Thiere auch zu sich nehmen, sobald sie nur im Stande sind, die organischen Ur-Theile, die sie enthält, aus derselben zu ziehen, und sich dieselben durch die Verdaunung zu verähnlichen und anzueignen; diese Nahrung doch nichts an ihrer Form verändern könne und keine andere Wirkung äußern werde, als die Erhaltung und den Wachsthum ihres Körpers zu befördern, indem sie sich in allen Theilen nach der innern Form gestaltet und sie innig durchdringt; ein Beweis für diese Ansicht ist, daß im Allgemeinen die Thiere, welche von Pflanzen, die doch im Vergleiche zu dem Stoffe ihres Körpers eine so verschiedene Substanz zu seyn scheinen, leben, eine Nahrung aus denselben ziehen, die geeignet ist, in Fleisch und Blut verwandelt zu werden und daß sie selbst eben so sehr und sogar noch mehr als die Thiere, die vom Fleische leben, wachsen und gedeihen. Betrachtet man inzwischen die Natur genauer, wird man die Erfahrung machen, daß mitunter diese organischen Ur-Theile sich nicht vollkommen der innern Form verähnlichen und häufig der Stoff auf eine sehr merkwürdige Weise auf die Form einwirkt, z. B. die Größe, welche eine Eigenschaft der Form ist, verändert sich in jeder Thierart nach den verschiedenen Climates; die Beschaffenheit, die Menge des Fleisches, die ebenfalls Eigenthümlichkeiten der Form sind, wechseln nach den verschiedenen Nahrungsmitteln. Der organische Stoff, den das Thier durch die Verdaunung und Ernährung seinem Körper verähnlicht, bietet sich demnach nicht so ganz ohne Widerstand bei der Annahme dieser oder jener Gestaltung dar; er wird nicht völlig der Form, die er früher besaß, beraubt und bewahrt einige Züge des Gepräges seines ersten Zustandes. Er wirkt mithin durch seine eigne Form-Beschaffenheit mit auf die des organischen Körpers, dem er zur Nahrung dient und wenn auch diese Einwirkung fast unmerklich und die Macht seines Einflusses unendlich kleiner ist, als die Gewalt, die den Nahrungsstoff zwingt, sich der Form, die ihn in sich aufnimmt, zu verähnlichen, müssen doch mit der Zeit sehr sichtbare Wirkungen aus seiner Einwirkung entspringen. Der Hirsch, der nur Wälder bewohnt und fast einzig von Holz lebt, trägt eine Art von Holz, was, so zu sagen, nur die Schlacke seiner Nahrung ist. Der Biber, der im Wasser lebt und von Fischen sich nährt, hat einen mit Schuppen

bedeckten Schwanz; das Fleisch der Fischotter und die Mehrzahl der Wasser-Vögel ist eine Fasten-Speise. Man darf daher annehmen, daß die Thiere, denen man ohne Wechsel nur dieselbe Nahrung reicht, in ziemlich kurzer Zeit von der Beschaffenheit der Nahrung sich etwas aneignen und daß, wie stark das Gepräge der Natur seyn möge, im Laufe der Zeit, wenn man stets fortführe, ihnen dieselbe Nahrung zu geben, das Ergebniß dieses Verfahrens eine Art von Umwandlung vermittelt einer Verähnlichung, welche der vorhergehenden ganz entgegengesetzt wäre, seyn würde; die Nahrung würde in diesem Falle sich nicht vollständig der Form des Thieres verähnlichen; sondern das Thier würde sich zum Theil der Form der Nahrung zu bilden, wie man es beim Geweihe des Hirsches und beim Schweif des Bibers wahrnimmt.

Das Geweih des Hirsches ist demnach ein zufälliger, und man möchte sagen, seinem Körper fremder Theil, ein Erzeugniß, das nicht als thierischer Theil betrachtet wird, weil er auf einem Thiere wächst; sondern der wahrhaft pflanzenartig ist, weil er die Merkmale der Pflanze, von der er seinen Ursprung hernimmt, behält und das Geweih dem Gehölze der Bäume in der Weise, wie es wächst, sich entwickelt, verzweigt, verhärtet, vertrocknet und sich trennt, nahe kommt; denn es fällt von selbst ab, sobald es seine vollständige Härte erlangt hat und aufhört, Nahrung in sich aufzunehmen, wie eine Frucht, deren Stiel sich zur Zeit der Reife von dem Zweige lostrennt; selbst der Name *bois*, (Geweih und Holz) den man ihm in der französischen Sprache gegeben hat, beweist, daß man diese Erzeugung als ein Holz und nicht als ein Horn, einen Knochen, einen Hauer, Zahn u. angesehen hat. Obwohl nun durch Alles, was ich gesagt habe, dies hinlänglich angedeutet und selbst bewiesen zu seyn scheint, darf ich doch eine Thatsache, welche die Alten anführen, nicht vergessen. Aristoteles, Theophrastus, Plinius behaupten Alle, daß man auf dem Geweihe der Hirsche, wenn es noch zart ist, Epheu habe keimen und wachsen gesehn. Wäre diese Thatsache wahr, und es würde leicht seyn, sich durch Erfahrung davon zu überzeugen, würde sie noch mehr die innige Ähnlichkeit zwischen dem Geweihe und dem Baumholze darthun.

Die Hörner und Hauer der andern Thiere bestehen nicht nur aus einer Masse, die ganz von der des Hirsch-Geweihes

verschieden ist; sondern ihre Entwicklung, ihr Bau, ihr Wachsthum und ihre innere und äußere Form haben nichts Aehnliches, selbst nichts Analoges mit dem Holze. Diese Theile wachsen zwar, wie die Nägel, Haare, Mähnen, Federn, Schuppen, in gewisser Hinsicht pflanzenartig; doch ist die Weise ihres Wachsthums sehr von der des Holzes verschieden. Die Hörner des Rindviehs, der Ziegen, Gazellen u. sind im Innern hohl, wogegen das Geweih des Hirsches fest in seiner ganzen Dicke ist. Die Substanz der Hörner ist ebenfalls wie die, der Nägel, Krallen und Schuppen, dieselbe; die des Hirsch-Geweihs im Gegentheil gleicht mehr dem Holze als irgend einem andern Stoffe. Alle diese Hörner sind im Innern mit einer Knochenhaut bekleidet und haben in ihrer Höhle einen Knochen, der ihnen als Stützpunkt und Kern dient; sie fallen nie ab und wachsen das ganze Leben des Thieres hindurch, so daß man sein Alter nach den jährlichen Knoten oder Kreisen beurtheilen kann. Anstatt wie das Hirsch-Geweih an ihren obern Enden zu wachsen, vergrößern sie sich im Gegentheil an ihrem untern Ende, wie die Nägel, Federn, Haare. Dasselbe gilt von den Hauern des Elephanten, der Seekuh, des Ebers und aller andern Thiere; sie sind im Innern hohl und wachsen nur von ihrem untern Theile aus. Die Hörner und Hauer haben mithin keine größere Aehnlichkeit mit dem Hirsch-Geweih, als die Nägel, Haare oder Federn.

Alle Wachsthum-Arten können demnach auf drei zurückgeführt werden; die Erste, wenn das Wachsen vermittelt des obern Endes geschieht, wie bei den Gräsern, Pflanzen, Blumen, Hirsch-Geweihsen und allen andern Vegetabilien; die Zweite, wenn im Gegentheil das Wachsthum von dem untern Theile ausgeht, wie bei den Hörnern, Krallen, Körper- und Kopfharen, Federn, Schuppen, Hauern, Zähnen und bei andern äußern Theilen des Körpers der Thiere; die Dritte ist endlich, wenn das Wachsthum zugleich an beiden Enden vor sich geht, wie in den Knochen, Knorpeln, Muskeln, Sehnen und den andern innern Theilen der Thiere. Alle drei haben zur materiellen Ursache den Ueberfluß an organischer Nahrung und ihre gemeinschaftliche Wirkung ist die Verähnlichung dieser Nahrung zu der Form, welche sie empfängt. Das Thier wächst schnell im Verhältnisse zu der Menge dieser Nahrung und wenn der Körper den größten Theil seiner Vollendung erreicht hat,

nimmt der Nahrungs-Stoff seine Richtung nach den Saamen-Behältern, sucht sich nach Außen zu verbreiten und auf dem Wege der Paarung andere organische Wesen hervorzu-
bringen. Der Unterschied, der zwischen den Thieren, welche, wie der Hirsch, eine feste Brunstzeit haben, und denen, welche zu allen Zeiten zeugen können, obwaltet, hängt ebenfalls von ihrer Ernährungs-Weise ab. Der Mensch und die Haus-thiere, welche alle Tage fast dieselbe Menge Nahrung, die oft sehr reichlich ist, zu sich nehmen, vermögen zu jeder Zeit zu zeugen. Der Hirsch hingegen und die Mehrzahl der wilden Thiere, welche während dem Winter großen Mangel leiden, haben zu jener Zeit nichts Ueberflüssiges und werden erst zeugungsfähig, wenn sie während dem Sommer ihre Kräfte wieder hergestellt haben, so wie denn auch unmittelbar nach dieser Jahreszeit die Brunstzeit eintritt, während welcher der Hirsch sich so erschöpft, daß er den Winter in einem Zustande der Ermattung zubringt; sein Fleisch ist alsdann so gänzlich von guter Substanz entblößt und sein Blut ist so sehr seiner kräftigern Bestandtheile beraubt, daß sich unter seiner Haut Würmer erzeugen, welche sein Elend noch vermehren, und erst im Frühlinge verschwinden, wenn er durch die kräftige Nahrung, welche ihm die neuen Zeugungen der Erde gewähren, so zu sagen, ein neues Leben gewonnen hat.

Sein ganzes Leben bewegt sich zwischen diesen Wechsel-Fällen von Ueberfluß und Mangel, von Wohlbeleibtheit und Abmagerung, von Gesundheit und Krankheit, ohne daß diese so schneidenden Gegensätze und dieser stets ins Uebermäßige ausschweifende Zustand seine Constitution verschlimmert; er lebt so lange als die andern Thiere, welche diesem Wechsel nicht unterworfen sind. Da er 5 bis 6 Jahre wächst, lebt er auch 7 Mal 5 bis 6 Jahre, daher 36 bis 40 Jahre. Was man von dem langen Leben der Hirsches gehört hat, ist völlig ohne Grund; es ist ein Volks-Vorurtheil, was schon zu Aristoteles Zeiten gang und gäbe war und dieser Philosoph setzt mit Grund hinzu, daß diese Annahme ihm unwahrscheinlich zu seyn scheine, indem die Tragzeit und die Wachstums-Periode des jungen Hirsches nichts weniger als ein langes Leben andeuten. Trotz dieser Autorität, die hätte hinlänglich sollen, das Vorurtheil zu zerstören, hat man dasselbe in den Jahrhunderten der Unwissenheit durch eine Geschichte oder neue

Fabel eines Hirschcs, der im Walde von Senlis von Carl VI. gefangen wurde, und der einen Halsband mit der Inschrift: „Caesar hoc mihi donavit“ (Cäsar schenkte mir dies) erneuert; man unterstellte diesem Thiere lieber tausend Jahre, und ließ ihm das Halsband von einem römischen Kaiser umlegen, als die Angabe zuzulassen, daß der Hirsch auch aus Deutschland, wo die Kaiser zu allen Zeiten den Namen Cäsar geführt haben, habe herkommen können.

Das Hirsch-Geweih vergrößert sich jährlich in der Dicke und Höhe vom zweiten Lebensjahre bis ins achte Jahr ihres Lebens; es bleibt immer schön und bleibt fast dasselbe während den rüstigen Lebensjahren; doch senkt es sich, wenn sie altern. Selten haben unsere Hirsche 20 bis 22 Enden, selbst zu der Zeit, wo ihr Geweih am schönsten ist; auch ist die Zahl derselben nichts weniger als beständig; denn häufig ereignet es sich, daß ein Hirsch in einem Jahre eine bestimmte Anzahl Enden hat und im folgenden Jahre mehr oder weniger besitzt, je nachdem er Nahrung und Ruhe genoss. So wie die Größe des Geweihs von der Menge der Nahrung abhängt, rührt auch die Beschaffenheit desselben von der verschiedenen Beschaffenheit der Nahrung ab; wie das Waldholz ist es in feuchten und fruchtbaren Gegenden groß, zart und ziemlich leicht; in trockenen, unfruchtbaren Ländern hingegen ist es kurz, hart und schwer.

Dasselbe Verhältniß findet sich auch bei den Thieren in Bezug auf Größe und Wuchs; beide sind nach den Orten, die sie bewohnen, sehr verschieden. Die Hirsche der Ebene, Thäler und Hügel, welche Saamen in Fülle hervorbringen, haben einen weit größern Körper und höhre Beine, als die Hirsche der trocknen, unfruchtbaren und steinigten Gebirge. Diese besitzen einen niedern, kurzen und untersehten Körper; sie können zwar nicht so schnell rennen als die ersten; dafür halten sie aber auch das Laufen länger aus; sie sind boshafter, haben ein lauges Haar auf dem Kopfe, ihr Geweih ist gewöhnlich niedrig und schwarz, beinahe gleich einem verkrüppelten Baume, dessen Rinde sich geschwärzt hat; wogegen das Geweih des Hirschcs in der Ebene hoch ist und jene helle, röthliche Farbe hat, wie der Baum und die Baumrinde, welche auf gutem Boden wachsen. Diese kleinen, verkrüppelten Hirsche halten sich selten im Hochwalde und fast nur im Schlagholze auf,

wo sie den Verfolgungen der Hunde leichter entgehen können; ihre Felle ist feiner und ihr Fleisch schmackhafter als das der Hirsche der Ebene. Der Hirsch in Corsika scheint der kleinste von allen Berghirschen zu seyn; er erreicht kaum die Hälfte der Höhe der gewöhnlichen Hirsche; er ist, wenn man sich so ausdrücken darf, der Dachshund unter den Hirschen. Er hat ein braunes Haar, einen verkrüppelten Körper und kurze Beine. Was mich völlig überzeugt hat, daß die Größe und der Wuchs der Hirsche im Allgemeinen lediglich von der Menge und der Güte der Nahrung abhängen, ist der Versuch mit einem Hirsche, den ich in meiner Behausung aufziehen ließ; nachdem ich ihn 4 Jahre hindurch reichlich gefüttert hatte, war er in diesem Alter weit höher, dicker und fleischiger, als die ältesten Hirsche in meinen Wäldern, die doch einen schönen Wuchs hatten.

Die Hautfarbe des Hirsches ist meist fahlgelb; inzwischen gibt es auch und selbst in ziemlich großer Anzahl braune Hirsche und andere, die röthlich sind; die weißen Hirsche sind sehr selten und scheinen in sehr alten Zeiten Hausthiere gewesen zu seyn; denn Aristoteles und Plinius reden von weißen Hirschen, und es hat das Ansehen, daß sie damals nicht häßlicher waren als jetzt. Die Farben des Geweihs wie die des Haares scheinen insbesondere von dem Alter und der Körperbeschaffenheit des Thieres und im Allgemeinen von dem Eindrucke der Luft abzuhängen; die jungen Hirsche haben ein weißlicheres und weniger gefärbtes Geweih als die Alten. Die Hirsche, deren Haarfarbe fahlgelb und hell ist, besitzen häufig ein blasses und schlecht gefärbtes Geweih; die mit einem lebhaft fahlgelben Haare, haben gewöhnlich ein rothes, und die Braunen, besonders die, welche schwarzes Haar im Nacken haben, besitzen ein schwarzes Geweih. Wahr ist es, daß im Innern das Geweih aller Hirsche fast gleichmäßig weiß ist, aber diese Geweihe unterscheiden sich doch in einem hohen Grade durch ihre Festigkeit und durch ihr mehr oder weniger kompaktes Gefüge; es gibt aber auch deren, die sehr schwammig und selbst welche, worin sich geräumige Aushöhlungen vorfinden; diese Verschiedenheit im Baue langt hin, um die Geweihe verschiedenlich zu färben und zur Erklärung der verschiedenen Färbung hat man nicht nothwendig zu den verschiedenartigen Baum-Eigenschaften als Ursache dieser Wirkung seine Zuflucht zu nehmen; denn wir können täglich die Beobachtung machen,

daß das weißeste Elfenbein an der Luft gelb oder braun wird, obgleich sein Gefüge ungemein fester und weit weniger porenhaltig als das Geweih des Hirschens ist.

Der Hirsch scheint ein gutes Gesicht, einen trefflichen Geruch und ein herrliches Gehör zu besitzen. Wenn er aufhorcht, hebt er den Kopf in die Höhe, reckt die Ohren empor und vernimmt dann aus großer Ferne; wenn er in ein kleines Gehölz oder an irgend einen halboffenen Ort kommt, bleibt er stehen, um sich nach allen Seiten umzuschauen und sucht hierauf den Wind zu gewinnen, um heraus zu wittern, ob nicht jemand da sey, der ihn beunruhigen könne. Sein Naturell ist sehr einfach; doch ist er neugierig und listig; wenn man ihm pfeift oder von Weitem zuruft, bleibt er plötzlich stehen und betrachtet fest und mit einer Art von Bewunderung Wagen, Menschen und Vieh; erblickt er weder Waffen noch Hunde, geht er zuversichtlich weiter und setzt stolz und ohne zu fliehen seinen Weg fort. Er scheint mit eben so vieler Ruhe als großem Vergnügen dem Klange der Schalmey und der Flöte der Hirten zuzuhören und die Jäger bedienen sich manchemal dieses Kunstgriffes, um ihn sicher zu machen. Im Allgemeinen fürchtet er weniger den Menschen als die Hunde und fast nur in dem Grade als er beunruhigt worden ist, Mißtrauen und übt Listen aus. Er frist langsam und wählt seine Nahrung; nach der Aesung sucht er einen Ruheort, um mit Bequemlichkeit wieder zu kauen; es scheint aber, daß das Wiederkäuen bei ihm nicht mit so großer Leichtigkeit von Statten geht, als beim Ochsen, denn nur, so zu sagen, stoßweise vermag der Hirsch das Futter, was in seinem ersten Magen enthalten ist, wieder ins Maul zu bringen. Dies rührt von der Länge und der Richtung des Weges her, den die Nahrung zurücklegen muß; der Ochse hat einen kurzen und graden Hals, der Hirsch hat ihn lang und gebogen; es bedarf daher bei ihm einer größern Anstrengung, um die Speisen aus dem Magen herauszuholen und diese Anstrengung geschieht mit einer Art von Aufstoßen, dessen Bewegung sich nach Außen kund gibt und die ganze Zeit der Wiederkäuung hindurch dauert.

Je älter er ist, desto stärker, tiefer und zitternder ist seine Stimme; die Stimme der Hindin ist schwächer und kürzer; sie brüllt nur aus Furcht und nicht aus Geschlechtstrieb; während der Brunstzeit brüllt der Hirsch auf eine fürchterliche Weise; er

ist dann so außer sich, daß ihm nichts Unruhe oder Furcht einflößt. In dieser Zeit kann man ihn leicht überfallen und, da er mit Feist überladen ist, hält er die Jagd der Hunde nicht lange aus; er ist aber im letzten Todeskampfe gefährlich und fällt über die Hunde wüthend her. Im Winter säuft er sehr wenig und noch weniger im Frühlinge; das zarte und mit Thau bedeckte Gras genügt ihm; aber während der Hitze und Trockne des Sommers trinkt er an Bächen, Sümpfen und Quellen, und in der Brunstzeit ist er so sehr erhitzt, daß er überall das Wasser sucht; nicht nur um seinen brennenden Durst zu stillen, sondern auch, um sich zu baden und seinen Körper zu erfrischen. Er schwimmt vollkommen gut und in der Brunstzeit behender als zu jeder andern Zeit, weil die Feiste leichter ist als eine Wassermasse von gleichem Umfange. Man hat gesehen, daß sie sehr breite Ströme durchschwammen und behauptet sogar, daß die Hirsche, durch die Ausdünstungen der Hindinnen angelockt, sich zur Brunstzeit ins Meer werfen und von einer Insel zur andern in einer Entfernung von mehreren Stunden schwimmen. Sie springen noch behender als sie schwimmen; wenn sie verfolgt werden, sehen sie leicht über eine Hecke und selbst über einen Zaun von der Höhe einer Toise. Ihre Nahrung ist verschieden nach den verschiedenen Jahreszeiten; im Herbst nach der Brunst suchen sie die Knospen der grünen Gebüsch, die Blumen der Birken, die Blätter der Brombeersträucher u. a.; im Winter, wenn es schneit, schälen sie die Bäume ab, nähren sich von Rinden, Moosen u. a.; und äßen bei milderer Witterung in den Saatzfeldern; im Anfange des Frühlings suchen sie die Käsechen der Eschen, der Weiden, der Haselnüsse, die Blumen und die Knospen der Kornelkirschen u. a.; im Sommer haben sie die Auswahl; sie ziehen aber den Roggen allen Korngräsern und die schwarze Erle allen Holzarten vor.

Das Fleisch des Hirschkalbes ist gut zu essen, das der Hindin und des Spießers ist nicht durchaus schlecht; das Fleisch des Hirsches aber hat immer einen unangenehmen und starken Geschmack; den meisten Nutzen gewährt das Thier durch sein Geweih und seine Haut; die letzte bereitet man und verfertigt aus derselben ein weiches und dauerhaftes Leder; das Geweih gebrauchen die Messerschmiede, Schwertschmiede u. a. und die Chemie zieht von demselben den flüchtigen Hirsch-

horngeißt ab, von dem in der Arzneikunde häufig Gebrauch gemacht wird.

Man weiß, daß bei mehreren Thieren, als bei den Katzen, den Uhus u. die Pupille im Auge sich am hellen Tage zusammen zieht und in der Dunkelheit ausdehnt; an den Augen des Hirschcs hatte man bis jetzt dies noch nicht bemerkt. Den 28ten October 1767 erhielt ich aus Turin von Hrn. Beccaria, gelehrten Naturforscher und berühmten Professor zu Pisa, nachfolgendes Schreiben, von dem ich hier eine Uebersetzung und einen Auszug liefere:

„Ich hielt, sagt Beccaria, einem Hirsche, der in einem dunkeln Ort verschlossen war, Brod vor, um ihn nach einem Fenster zu locken, und dort mit Bequemlichkeit die rechtwinkelige Gestalt seiner Pupille zu beobachten, die in einem lebhaften Lichte höchstens eine halbe Linie breit und ungefähr 15 Linien lang war. Bei dem schwächern Lichte dehnte sie sich über 1½ Linien aus, behielt aber ihre rechtwinkelige Form bei; in der Dämmerung erweiterte sie sich ungefähr 4 Linien bei einer stets queren d. h. wagerechten Lage und rechtwinkliger Gestalt. Von diesen Thatfachen konnte man sich leicht überzeugen, wenn man das Auge des Hirschcs mit der Hand beschattete; in dem Augenblicke, wo man es bedeckte, sah man die Pupille um mehr als 4 Linien sich ausdehnen.“

Diese Beobachtung läßt den Hrn. Beccaria mit Grund vermuthen, daß die Pupillen bei den andern Thieren der Hirschgattung dieselbe Leichtigkeit, sich auszudehnen und zusammenzuziehen, besitzen; was aber hierbei am Merkwürdigsten ist, ist der Umstand, daß die Pupillen der Katzen, Nachtenten und mehrerer andern Thiere sich in senkrechter Richtung ausdehnen und zusammenziehen, während die Pupille des Hirschcs sich wagerecht verengt und erweitert.

Zu der Geschichte des Hirschcs muß ich noch eine Thatfache fügen, die mir von dem Hrn. Marquis v. Amezaga, der mit vielen Kenntnissen eine große Jagderfahrung verbindet, mitgetheilt worden ist.

„Die Hirsche, berichtet er, werfen im Herbstc früher oder später je nach ihrem Alter die Geweihe ab. Gegen das Ende Juni besitzen die schweren Hirsche schon ein verlängertes Geweih, was dann sie zu jucken anfängt. Zu derselben Zeit beginnen sie auch, sich an die Bäume zu reiben, um von dem

Geweih die sammetartige Haut, welche die Stange und die Zinken umgibt, zu entfernen. Im Anfange des August nimmt das Geweih die Festigkeit an, welche es den Rest des Jahres hindurch behalten soll. Den 7ten Oktober trieb das Jagdgesolge Sr. königlichen Hoheit des Prinzen von Conde einen jungen Hirsch von zehn Enden auf; in diese Jahreszeit fällt die Brunst der Hirsche und sie sind in Folge derselben weit weniger kräftig; mit großem Erstaunen sahen wir daher diesen Hirsch in gestrecktem Rennen davon eilen und uns fast 6 Stunden von dem Orte, wo er aufgetrieben wurde, entfernen.

„Bei dem erlegten Hirsch fanden wir ein weißes und blutiges Geweih, wie es zu der Zeit gewesen seyn würde, wo die Hirsche das Geweih an die Bäume reiben; es war mit den Fellen einer sammetartigen Haut, die sich von den Zweigen ablöste, umgeben; Zinke stand an Zinke und Gehörn an Gehörn und hatte 2 Stangen ohne Krone. Alle Jäger, welche um den todten Hirsch sich versammelten, waren über diese Erscheinung sehr verwundert; erstaunten aber noch mehr, als man die Geißen hinwegnehmen wollte; man fand dieselben nicht im Hodensacke; aber nach Eröffnung des Bauches traf man zwei kleine Geißen in der Größe von Haselnüssen an; wir erkannten deutlich, daß er noch nicht in Brunst gerathen war und hielten dafür, daß er nie die Brunst gekannt habe. Man weiß, daß in den Monaten Juni, Juli und August die Hirsche mit einer außerordentlichen Menge Fett beladen sind und bis zum 15ten September dies Fett mit dem Harne entfernen, so daß ihnen nur noch das Fleisch übrig bleibt; der erlegte Hirsch hatte seinen Talg bewahrt, weil er nicht brünstig werden konnte. An dem Hirsche fanden wir einen andern Fehler, indem wir seine Beine aufhoben; am rechten Fuße fehlte ihm der Knochen des innern Theils und dieser Knochen, welcher sich im linken Fuße vorfand, war einen halben Zoll lang, spizig und dick wie ein Zahnstocher.

„Bekannt ist es, daß ein Hirsch, den man während der Zeit, wo sein Geweih abgefallen ist, verschneidet, kein Geweih wieder erhält; daß hingegen, wenn man ihn zu der Zeit, wo sein Geweih seine Vollendung erreicht hat, entmannt, er dasselbe stets behält. Nun schien es, daß die kleinen Zeugungsheile an unserm hinklangten, einen Geweihwechsel hervorzubringen, daß die Natur aber bei der Bildung dieses Thieres im-

mer im Rückstande war; denn wir fanden keine Spur von irgend einer Erscheinung, die uns zu dem Glauben verleiten konnte, daß diese Ordnung der Natur verkehrt worden sey; so daß man mit vielem Grunde behaupten kann, daß diese Verzögerung einzig aus der geringen Entwicklung der Zeugungstheile in diesem Thiere hervorgegangen sey; wenn auch diese hinlängten, um den Abfall und die Wiedererzeugung des Geweihs zu bedingen, denn die Geweihrosen bewiesen uns, daß er seine Epische, sein zweites, drittes, viertes und zu der Zeit, wo wir ihn erlegten, eben sein zehnzinkiges Geweih gehabt hatte."

Diese Beobachtung des Hrn. Marquis von Amezaga scheint mehr als alle andere Beobachtungen, die wir eben angeführt haben, zu beweisen, daß der Abfall und die Wiederherstellung des Geweihs im Allgemeinen von der Gegenwart der Geilen und ins Besondere von ihrem mehr oder minder vollständigen Zustande abhängen; denn in dem obigen Falle, wo die Geilen unvollkommen und zu klein waren, bedurfte das Geweih zu seiner Bildung einer längern Zeit und fiel auch später ab als bei den andern Hirschen.

In Betreff einer besondern Hirschrasse, bekannt unter dem Namen schwarzer Hirsch oder Hirsch der Ardenennen, haben wir eine ziemlich ins Einzelne gehende Anzeige mitgetheilt erhalten; doch unbekannt war es uns, daß diese Rasse ihre Varietäten habe. Der verstorbene Hr. Collinson hat mir berichtet, daß der König von England, Jacob der Erste, mehrere schwarze oder doch sehr braune Hirsche aus verschiedenen Ländern, besonders aus Holstein, Dänemark und Norwegen herüberholen ließ; Hr. Collinson bemerkte mir zugleich, daß diese Hirsche von denen, welche ich in meinem Werke beschrieben, verschieden gewesen wären.

„Sie haben, sagt er, breite und abgeplattete Schaufen an der Krone, wie das Geweih der Dammhirsche, und dies findet sich nicht an den Hirschen der Ardenennen. Er fügt hinzu, der König Jacob habe mehrere dieser Hirsche in zwei Wälder, die in der Nachbarschaft Londons lagen, gesetzt, und einige andere nach Schottland gesandt, wo sie sich an verschiedenen Orten verbreitet haben. Im Winter sind sie schwarz und haben borstiges Haar; im Sommer sind sie braun und ihr

Haar ist glatt; ihr Fleisch ist aber nicht so gut zu essen als das der gewöhnlichen Hirsche."

Pontoppidan sagt, wo er von den norwegischen Hirschen spricht, daß es deren nur in den Kirchsprengeln von Borghen und Drontheim, d. h. im westlichen Theile des Königreiches, gebe und daß diese Thiere oft Heerdenweise über die Kanäle, die das feste Land von den Inseln der Küste trennen, setzen, indem sie ihr Geweih auf das Hintertheil eines andern stützen und wenn der Anführer des Trupps ermüdet ist, verläßt er die Spitze des Juges, um auszuruhen und der Rüstigste nimmt seine Stelle ein.

Einige sind der Ansicht, daß man die Hirsche unsrer Wälder zu Hausthieren erziehen könne, wenn man sie, wie die Lappländer ihre Rennthiere, mit Sorgfalt und Sanftmuth behandelte. Wir vermögen in dieser Hinsicht ein Beispiel anzuführen, dem man folgen könnte. Ehemals gab es auf der Ile-de-France keine Hirsche; die Portugiesen haben mit denselben die Insel bevölkert. Als die Franzosen sich dort niederkießen, trafen sie eine sehr große Menge Hirsche an; sie erlegten einen Theil derselben und die andern flohen in die einsamsten Theile der Insel. Es gelang, sie zu Hausthieren zu erziehen und einige Einwohner hielten Heerden derselben.

In der Thierarzneischule haben wir eine kleine Hirschart gesehen, die, wie man uns berichtete, vom Vorgebirge der guten Hoffnung herrührte, deren Fell mit weißen Flecken besäet war, wie das des Axis (Hirsch von Ganges, Damhirsch aus Bengalen); man gab dem Hirsche den Namen Hirsch-eber, weil er nicht dieselbe Körperleichtigkeit und dicke Beine als die andre Hirschart besaß. Von der Schnauze bis zum äußersten Ende des Körpers maß er nur 3 Fuß und 4½ Zoll; er hatte kurze Beine, sehr kleine Füße und Hufen, fahl-gelbes Haar, schwarzes, wohlgeöffnetes Auge mit langen schwarzen Haaren am obern Augenlide, schwarze Muster, einen schwarzen Streif, der von den Nasenlöchern nach den Mundwinkeln lief; der Kopf hatte die Farbe der Haare unter dem Bauche der Hindin mit Grau gemischt; der Vordertheil desselben (die Blässe) und die Seite der Augen waren braun, die Ohren sehr breit, im Innern mit schwarzen Haaren versehen und auf der äußern Oberfläche mit kurzen grauen mit Fahl-gelb untermischten Haaren besetzt. Das Geweih dieses Hir-

sches war 11 Zoll 7 Linien lang und hielt 10 Linien in der Dicke; der obere Theil des Rückens war brauner als der Rest des Körpers; der Schweif war oberhalb fahlgelb und unterhalb weiß und die Beine waren schwärzlich braun.

Es scheint, daß dieses Thier sich mehr dem Hirsche als dem Damhirsche näherte; blos der Anblick des Geweihes gibt hiedon den Beweis.

° Zu den Thatfachen, die wir in der Naturgeschichte dieser Thiere und in diesem Bande angeführt haben, müssen wir noch einige andere bemerkenswerthe anführen, die mir von dem Grafen von Mellin, Kammerherr des Königs von Preußen, der mit vielen Kenntnissen ein herrliches Urtheil verbindet und der sich als gewandter Beobachter und unermüdlicher Jäger mit Allem, was Bezug auf die wilden Thiere seines Landes hat, beschäftigte, mitgetheilt hat. Hier folgt, was er mir in einem Briefe vom Schlosse Anisow nahe bei Stettin unter dem 5ten November 1784 berichtet hat:

„Sie sagen, Hr. Graf, in Ihrer Naturgeschichte des Hirsches, Band 14 Seite 425 Ihrer Ausgabe: Der Mangel an Futter verzögert mithin den Wachsthum des Geweihes und vermindert dessen Umfang sehr bedeutend; vielleicht würde es selbst nicht unmöglich seyn, durch Entziehung vieler Nahrung dieses Gewächs völlig zu unterdrücken, ohne seine Zuflucht zur Entmannung zu nehmen.“ Diese Erfahrung ist gemacht worden, m. H., und ich kann Sie versichern, daß Ihre Vermuthung sich völlig bewahrheitet hat. Im Monate Januar ward in der Nacht im Mondscheine in einem Garten ein Hirsch erlegt. Der Jäger, welcher ihn erschoss, hielt ihn für eine alte Hindin und war sehr erstaunt, in ihm einen alten Hirsch ohne Geweih zu erkennen; er untersuchte sofort die Geilen und fand dieselben in gehörigem Zustande; als er aber den Kopf näher betrachtete, bemerkte er, daß der Unterkiefer zum Theil durch einen weit frühern Schuß weggenommen worden war. Die Wunde war zwar geheilt, aber die Schwierigkeit, welche der Hirsch bei seiner Aesung erfuhr, hatte ihn jeder Feiste beraubt und die Zeugung des Geweihes gänzlich zurückgehalten. Der Hirsch war so mager, daß er nur aus Haut und Knochen bestand, und es war ihm unmöglich gewesen, das einmal abgeworfene Geweih durch ein Neues zu ersetzen; die Kronen hatten durchaus keine neuen Ansätze und waren einfach mit einer

sammetartigen Haut bedeckt, wie sie sich in den ersten Tagen, nachdem der Hirsch sein Geweih abgelegt hat, zeigen. Diese Thatsache, wenn auch nicht einzig, ist doch sehr selten; sie trug sich der Nachbarschaft meiner Güter zu und könnte, wenn es erfordert würde, amtlich bestätigt werden."

In einem spätern Briefe theilt mir der Herr Graf von Melstin einige Erfahrungen, die er über die Entfernung des Hirsch-Geweihs gemacht hat, mit; welche Entfernung sie wie die Entmannung der Zeugungsfähigkeit beraubt.

„Es ist klar bewiesen, daß die Geilen und der Ueberfluß der Nahrung die Ursache des Wachsthums des Geweihs der Hirsche und aller Thiere, welche Geweihe tragen, sind. Die Geilen und der Ueberschuß sind die Ursache und das Geweih die Wirkung. Wer hätte aber geglaubt, daß beim Hirsche eine Rückwirkung von der Wirkung auf die Ursache Statt finde, und daß, wenn man das Geweih gleich nach seiner Wiedererzeugung d. h. vor der Brunstzeit abhaut, im Hirsche die Zeugungskraft für dieses Jahr zerstört ist? Dennoch ist nichts wahrer als dieses. In diesem Jahre bin ich hiervon durch eine sehr auffallende Beobachtung überzeugt worden. Im Jahre 1782 schloß ich in einen Dammhirsch-Park, der an der Seite meines Schlosses lag, einen Hirsch und eine Hindin ein, die beide von demselben Alter und beide in einem gleichen Grade wohl genährt waren. Der Park hat einen bedeutenden Umfang und trotz den sich dort aufhaltenden Dammhirschen ist die Nahrung in einem solchen Ueberflusse vorhanden, daß der Hirsch unmittelbar nach der Ablegung seiner Spieße, (es war im Jahre 1782) ein Geweih von zehn Enden, fünf Zinken auf jeder Stange, ansetzte. Inzwischen ward der Hirsch für die, welche in meinem Parke spazieren gingen, gefährlich; dieß veranlaßte mich, ihm die Geweihstämme unmittelbar unter der ersten Zinke, nachdem er sein Geweih an die Bäume gerieben hatte, absägen zu lassen. Im Herbst ward der Hirsch brünstig, brüllte stark, bedeckte die Hindin und betrug sich sonst wie ein alter Hirsch; die Hirschkuh wurde aber nicht belegt. Im folgenden Jahre 1783 trug der Hirsch ein weit stärkeres Geweih als im vorhergehenden. Ich ließ es ebenfalls absägen. Der Hirsch gerieth zwar wieder in Brunst; seine Paarungen waren aber nicht fruchtbar. Die Hindin, die nie trächtig gewesen war, kam erst, nachdem der Hirsch seine ersten Spieße,

das einzige Geweih, was ich ihm nicht abnehmen ließ, abgeworfen hatte, in das Gehege. Im dritten Jahre war der Hirsch größer und stärker als der älteste Hirsch meiner Forsten und hatte ein Geweih von sechs Enden auf jeder Stange, und obgleich er regelmäßig hüzig wurde, blieb doch seine Begattung ohne Folgen. Dies bewog mich, ihm im folgenden Jahre 1785 sein Geweih zu lassen, weil der Zustand der Kraft, worin er und die Hindin sich befanden, mich zweifeln ließ, ob wirklich ihre Unfruchtbarkeit aus dem Umstände entspringe, daß ich immer das Geweih hatte wegnehmen lassen, und der Erfolg überzeugte mich, daß ich Recht hatte; denn nach Verlauf des Herbstes bemerkte ich, daß die Hindin nur kurze Zeit die Annäherung des Hirsches duldete. Sie ward bezogen und warf in diesem Jahr 1786 ein Kalb, das noch lebt und groß und kräftig ist; die Hindin verlor ich in diesem Jahre durch eine Wunde, welche ihr der Hirsch während der Brunstzeit durch einen Zinkenstoß beigebracht hatte, an welcher sie einige Wochen darauf starb."

Der Damhirsch.

(Dama. Le daim.)

Keine Thierarten stehen sich so nahe als die des Damhirsches und die des Hirsches; demohngeachtet ziehen diese Thiere, die sich in so vielen Rücksichten gleichen, nie zusammen; sie fliehen sich und vermischen sich nie mit einander und bilden demzufolge keine Mittelrasse. Selten findet man sogar Damhirsche in der Gegend, die von vielen Hirschen bewohnt wird, im Falle sie nicht dorthin verpflanzt worden sind; ihre Natur scheint weit weniger kräftig und rauh als die des Hirsches zu seyn; auch leben sie in den Forsten in weit geringerer Anzahl. Man zieht sie in den Parks, wo sie, so zu sagen, halb zahm sind, auf. In England findet man dieselben in größerer Anzahl als in irgend einem Lande Europa's und man schätzt dort ihre Felle ungemein; auch die Hunde ziehen ihr Fleisch, dem aller andern Thiere vor, und wenn sie einmal vom Damhirsche gekostet haben, hält es ihnen schwer, die Spur des Hirsches oder des Rehes zu bewahren. In der Umgegend von Paris wie in einigen Provinzen Frankreichs gibt es Damhirsche; man findet dieselben auch in Spanien und Deutschland und selbst in Amerika, wohin sie vielleicht aus Europa verpflanzt worden sind. Es scheint, daß es ein Thier der ge-

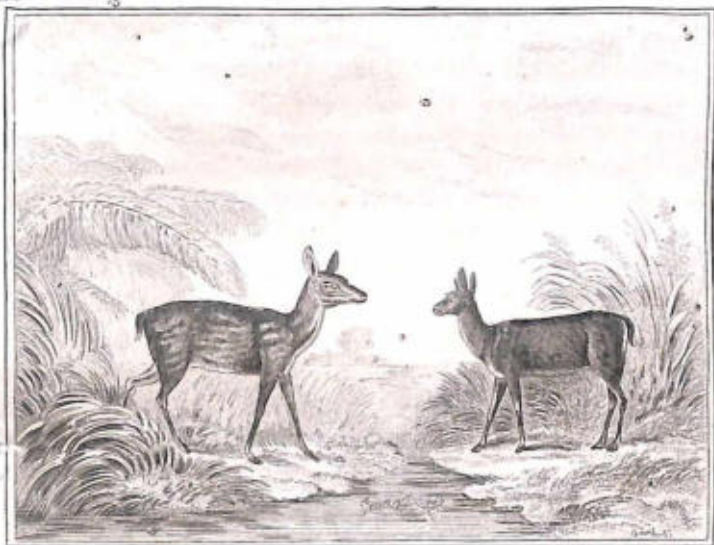
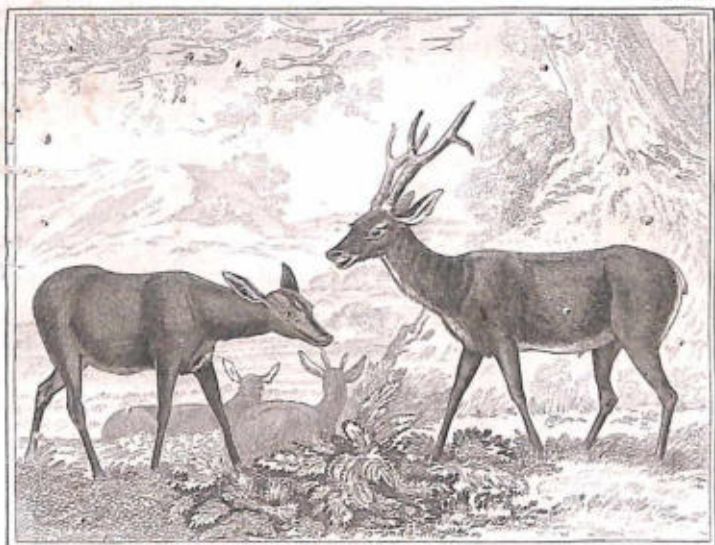
mäßigten Himmelsstriche ist; denn man trifft dasselbe nicht in Rußland an und sehr selten findet es sich in den Wäldern Schwedens und der andern nördlichen Länder.

Die Hirsche sind weit allgemeiner verbreitet; in Europa leben sie allwärts, selbst in Norwegen und dem ganzen Norden, vielleicht mit Ausnahme von Lappland; man findet ihrer in Menge in Asien, besonders in der Tartarei und in den nördlichen Provinzen von China. Sie leben in Amerika, denn die Hirsche von Canada unterscheiden sich von den unsrigen nur durch die Höhe des Geweihes und durch die Zahl und Richtung der Enden, die häufig nicht grade nach vorne wie bei den Geweihen unsrer Hirsche stehen, sondern durch eine starke Windung rückwärts gedreht sind, so daß die Spitze jeder Zinke nach der Stange hin gefehrt ist und diese Bildung des Geweihes ist den Hirschen von Canada nicht ausschließlich eigenthümlich, denn man findet ein ähnliches Geweih in der Jagdpflege des Du Jonilloux. Das Geweih des Hirsches von Canada, das wir mit gradeaufstehenden Enden haben abmalen lassen, beweist hinlänglich, daß dies nur eine Varietät ist, die sich manchmal bei den Hirschen aller Länder vorfindet. Dasselbe gilt von den Geweihen, die oben an der Schaufel eine große Anzahl Zinken gleich einer Krone stehen haben; man findet diese Spielart sehr selten in Frankreich und kommt nach Du Jonilloux aus Rußland und Deutschland her; es ist nur eine andre Varietät, weshalb doch jene Hirsche nicht aufhören, eine und dieselbe Art mit den unsrigen auszumachen. In Canada wie in Frankreich haben demnach die Mehrzahl der Hirsche grade Enden; doch ist im Allgemeinen ihr Geweih größer und dicker, weil die Thiere in jenen unbewohnten Ländern mehr Nahrung und Ruhe finden, als in sehr volkreichen Gegenden. In Amerika gibt es wie in Europa große und kleine Hirsche; doch so sehr auch diese Thierart verbreitet ist, scheint sie sich doch auf die kalten und gemäßigten Himmelsstriche zu beschränken. Die Hirsche von Mexiko und in den andern Südländern Amerika's, die, welche man Hindinnen der Wälder und der Paletuviers auf Cayenne, (große Bäume, die ihre Zweige in den Boden senken, wo sie Wurzel schlagen, so daß aus einem Baum mit der Zeit ein ganzer Wald entstehen kann); ferner die, welche man Hirsche des Ganges nennt und deren man in den Memoiren des Hrn. Perrault unter dem

DAS REH.

*Ordnung: Wiederkäuer. Abtheilung: Wiederkäuer mit
Hörnern. Gattung: Hirsch. (vier.)*

Pl. 16.



DAS HIRSCHKALE, UND DAS REH-JUNGE.

Ordnung: Wiederkäuer. id. id.

auf; wenn es auch nicht so edel ist, geringre Kräfte und eine weit geringere Höhe des Wuchses besitzt, zeigt es doch mehr Anmuth, mehr Lebhaftigkeit und selbst mehr Muth als der Hirsch; es ist munterer, behender, aufgeweckter, seine Form gerundeter, zierlicher und seine Gestalt lieblicher; besonders sind seine Augen schöner, glänzender und scheinen von einem lebhaftern Gefühle beseelt zu werden; seine Glieder sind geschmeidiger, seine Bewegungen rascher; es springt ohne Anstrengung mit eben so vieler Kraft als Leichtigkeit. Sein Fell ist immer sauber, sein Haar rein und glänzend; nie wälzt es sich wie der Hirsch im Roth herum und gefällt sich nur in den höchsten und trockensten Gegenden, wo die Luft am reinsten ist. Es ist listiger, gewandter, um sich den Nachsetzungen zu entziehen und schwieriger zu verfolgen; es besitzt eine größere Schlaueit und mehr Hülfquellen des Naturtriebes; obgleich es den verhängnißvollen Nachtheil hat, stärkere Spuren, die überdieß den Hunden mehr Eifer und eine größere Jagdlust als der Geruch des Hirschens erregen, hinter sich zu lassen, weiß es doch sich der Heze derselben durch die Schnelligkeit seines ersten Laufes und durch seine vielfachen Umwege zu entschlüpfen. Um seine List anzuwenden, wartet es den Zeitpunkt nicht ab, wo die Kräfte ihm schwinden; sobald es im Gegentheil merkt, daß die ersten Anstrengungen einer raschen Flucht ohne Erfolg waren, kehrt es auf seine Spur mehrmalen hin und wieder und wenn es durch diese entgegengesetzte Bewegung die Richtung seiner verschiedenen Fahrten verwirrt und seine jüngsten Ausdünstungen mit den frühern vermischt hat, verläßt es die Bahn mit einem Sprunge, wirft sich auf die Seite, legt sich mit dem Bauche auf die Erde und lößt, ohne sich zu rühren, die ganze Meute seiner verfolgenden Feinde nahe an sich vorbeirennen.

Vom Hirsche und vom Damhirsche unterscheidet es sich durch sein Naturell, sein Temperament, seine Sitten und fast durch alle seine natürlichen Gewohnheiten. Anstatt wie sie, sich in einen Rudel zu vereinen und in großen Heerden zu ziehen, bleibt es bei seiner Familie; der Vater, die Mutter und die Jungen ziehen zusammen und niemals sieht man sie sich zu Fremden gesellen. Sie sind in ihrer Liebe eben so beständig, als wankelmüthig der Hirsch ist. Da die Rehziege gewöhnlich zwei Junge wirft, ein Männchen und ein Weibchen, so fassen diese jungen Thiere, die zusammen erzogen und

ernährt werden, eine solche Neigung zu einander, daß sie sich nie verlassen, wenn nicht Eins die Ungerechtigkeit des Schicksals, was nie das trennen sollte, was sich liebt, trifft; diese Zuneigung ist mehr Anhänglichkeit als Geschlechtstrieb; denn obgleich sie stets zusammen leben, empfinden sie die Brunst nur einmal des Jahres und obendrein dauert sie nur 14 Tage; sie beginnt mit dem Ende October und hört den 15. November auf. Sie sind alsdann nicht wie der Hirsch mit einer überflüssigen Feiste beladen, sie verbreiten keinen starken Geruch, werden nicht wüthend und zeigen mit einem Worte nichts, was eine Veränderung und einen Wandel ihres Zustandes andeutet; nur dulden sie nicht, daß ihre Zungen bei ihnen bleiben; der Vater treibt sie fort, als wolle er sie nöthigen, ihre Stelle einem kommenden Geschlecht einzuräumen und für sich selbst eine neue Familie zu bilden; demohngeachtet kommen nach der Brunstzeit die Rehjungen zu ihrer Mutter zurück, bleiben noch einige Zeit bei ihr und verlassen sie dann für immer, um sich in einiger Entfernung von ihrem Geburtsorte niederzulassen.

Die Nische oder das Weibchen des Rehbocks trägt 5½ Monat: gegen das Ende des Aprils oder im Anfang Mai wirft sie; die Hindinnen tragen, wie wir berichtet haben, über 8 Monate; diese Verschiedenheit würde allein hinlängen, zu beweisen, daß diese Thiere von einer Art sind, die weit genug von einander entfernt ist, um sich zu nähern, zu vermischen und mit einander eine Mittelrasse zu zeugen; in dieser Hinsicht wie in Hinsicht der Gestalt und des Wechsels nähern sie sich eben so sehr der Ziegenart als sie sich von der des Hirsches entfernen; die Ziege trägt fast eben so lange und das Reh kann man fast für eine wilde Ziege ansehen, die, weil sie sich von Holz nährt, ein Geweih statt Hörner besitzt; die Nische trennt sich vom Rehbocke, wenn sie werfen will; sie verbirgt sich in das dichtste Gehölz, um den Wolf, welcher ihr gefährlichster Feind ist, zu vermeiden. Nach Verlauf von 10 oder 12 Tagen sind die Kälber stark genug, um ihrer Mutter zu folgen. Wird sie von irgend einer Gefahr bedroht, verbirgt sie dieselben an einen dicht bewachsenen Ort; sie selbst zeigt sich dem Feinde und läßt sich hehen; doch durch alle Sorgfalt kann sie nicht verhindern, daß die Menschen, Hunde und Wölfe ihre Jungen rauben; dies ist ihre verhängnißvollste

Zeit, worin diese Thierart, die sehr zahlreich ist, am meisten ausgerottet wird; eine eigene Erfahrung liefert mir hiervon einen Beweis. Ich bewohne häufig ein Landgut in einer Gegend, deren Rehe in einem großen Rufe stehen; es geht kein Jahr vorbei, wo man mir nicht im Frühjahre mehrere Kälber, die sowohl lebend von den Menschen aufgegriffen als von den Hunden getödtet werden, überbringt, so daß ich erkannte, es müßte, ohne die zu rechnen, welche die Wölfe verschlingen, in dem einzigen Monate Mai eine größere Anzahl derselben vernichtet seyn, als in dem Verlaufe des ganzen übrigen Jahres; überdies habe ich seit 25 Jahren beobachtet, daß, als gäbe es in Allem ein vollkommenes Gleichgewicht zwischen den Ursachen der Zerstörung und der Wiederverzeugung, fast stets die gleiche Anzahl derselben in den Districten vorhanden war. Es hält nicht schwer, sie zu zählen, denn nirgends sind sie zahlreich, halten sich Familienweise zusammen und wohnen ebenfalls von andern Familien getrennt, so daß z. B. auf 100 Morgen Holzung eine Familie aus 3, 4 oder 5 Gliedern bestehend, lebt; denn die Rieche, welche gemeiniglich zwei Junge wirft, legt oft nur 1 und mitunter 3, aber dies äußerst selten, ab. In einem andern Districte, doppelt so groß als der vorige, werden 7 bis 8, d. h. zwei Familien sich aufhalten und ich habe die Beobachtung gemacht, daß diese Zahl sich immer gleich bleibt; ausgenommen in den Jahren, wo der Winter zu streng ist und viel Schnee fällt und lange liegen bleibt; eine solche Witterung tödtet oft eine ganze Familie; im folgenden Jahre aber erscheint eine andre, und die Gegenden, welche sie vorzugsweise lieben, bevölkern sie fast immer auf gleichmäßige Weise. Inzwischen behauptet man doch, daß ihre Zahl im Allgemeinen abnehme und wahr ist es, daß es in Frankreich Provinzen gibt, wo keine mehr angetroffen werden; daß in England keine mehr leben, obgleich sie in Schottland häufig sind, und daß sie in Schweden weit seltener geworden sind, als sie früher waren &c. Diese Verminderung möchte aber ihre Ursache in dem Aushauen der Wälder haben oder die Wirkung irgend eines strengen Winters wie der von 1709 seyn, während dem fast alle in Burgund umkamen, so daß mehre Jahre vorüber gingen, ehe sich die Art wieder erneuert hatte. Uebrigens behagt es ihnen auch nicht in allen Gegenden in gleichem Grade, indem sie immer in einer und derselben Gegend doch

noch besondere Derter auswählen; sie lieben die Hügel und die Hochebenen auf dem Rücken der Berge, sie haufen weder in der Tiefe der Forsten, noch in der Mitte eines Waldes von großem Umfange; am liebsten halten sie sich in dem Umkreise der Wälder, welche Ackerland umgeben, in dem lichten Schlagholze und auf schlechtem Boden auf, wo die schwarze Erle, der Brombeerstrauch u. in großer Menge wächst.

Die Kälber bleiben in Allem etwa 8 bis 9 Monate bei ihrem Vater und ihrer Mutter; nach ihrer Trennung, d. h. gegen das Ende ihres ersten Lebensjahres fängt ihr Geweih in der Form zweier Spießer, die weit kleiner als die des Hirsches sind, hervorzusprießen; eine größere Verschiedenheit bildet zwischen diesen Thieren noch das Abwerfen der Geweihe; beim Hirsche fällt es im Anfange des Frühlings und stellt sich erst im Sommer völlig wieder her; dagegen setzt das Reh sein Geweih im Herbst ab und erneuert es im Winter. Mehrere Ursachen wirken zu diesen verschiedenen Erscheinungen zusammen. Der Hirsch nimmt im Sommer eine Menge Nahrung zu sich, beladet sich mit einer Menge Feist und erschöpft sich hierauf in der Brunstzeit so sehr, daß er den ganzen Winter nothwendig hat, um seine Kräfte wieder herzustellen; weit entfernt, daß er in dieser Jahreszeit Ueberfluß an Nahrung besitzt, leidet er Mangel; mithin kann sein Geweih erst im Frühlings wieder sprossen, wenn er hinlängliche Nahrung zu sich genommen hat, um einen Ueberschuß an Nahrungsstoff zu besitzen. Das Reh im Gegentheile, was sich in der Brunstzeit nicht so sehr erschöpft, bedarf daher auch nicht der Wiedererstärkung in einem solchen Grade und da es mit Feiste nie überladen ist, fast immer in demselben Zustande sich befindet und die Brunst an seiner Körperkonstitution nichts ändert; so besitzt es auch zu jeder Zeit den nämlichen Nahrungsüberfluß. Aus diesem Grunde vermag es selbst im Winter und kurz nach der Brunstzeit sein Geweih abzusetzen und es zu erneuern. Auf diese Weise nimmt bei allen Thieren der Ueberschuß der organischen Nahrung, ehe er nach den Geschlechtsorganen treibt und dort zur Ausscheidung der Saamenfeuchtigkeit den Stoff hergibt, seine Richtung nach dem Kopfe und erscheint dort nach Außen durch die Erzeugung des Geweihs, wie beim Menschen das Haar und der Bart der Mannbarkeit vorhergehen und sie ankündigen. Es scheint, daß jene Hervorbringungen, die noch viel

Pflanzenartiges an sich tragen, zwar aus einem überreichen, organischen Stoffe gebildet werden, daß aber jener Stoff noch unvollkommen und noch mit rohen Theilen versetzt sey, weil jene Erzeugnisse in ihrem Wachsthum wie in ihrer Substanz Pflanzen-Eigenschaften bewahren; idogegen der Saame, dessen Bildung später eintritt, ein rein organischer Stoff von allen rohen Theilen befreit und vollkommen dem Thierkörper verähnlicht ist.

Wenn das Reh sein Geweih wieder gewonnen hat, reißt es dasselbe an Bäume, wie der Hirsch, um von demselben die Haut, welche es umkleidet, zu trennen; gewöhnlich geschieht dies im Monat März, bevor noch die Säfte in den Bäumen zu treiben anfangen; es kann mithin nicht der Baumsaft seyn, welcher das Geweih färbt. Die Rehe mit braunen Haaren erhalten ein braunes Geweih und die mit röthlichen Haaren ein gelbes; demnach hängt die Farbe des Geweihs, wie ich schon gesagt habe, von der Beschaffenheit des Thieres und der Einwirkung der Luft ab. Beim zweiten Geweih hat das Reh schon 2 bis 3 Zinken auf jeder Seite, beim dritten 3 oder 4, beim vierten 4 oder 5; selten trifft man deren an, die mehr Enden besitzen. Alte Rehe erkennt man einzig an der Dicke der Stange, der Breite des Wurzelknotens, an der Größe der Knochenperlen &c. So lange das Geweih noch weich ist, zeigt es eine ungemeine Empfindlichkeit. Ich war Zeuge, daß ein Schuß mit einer Kugel eine der Stangen des eben wieder hervorsproßenden Geweihs rein abschlug; das Reh ward von dem Schusse so betäubt, daß es wie todt niederfiel; der Jäger, der in der Nähe stand, warf sich über dasselbe her und ergriff es beim Bein; aber das Reh, das plötzlich sein Bewußtseyn und seine Stärke wieder gewann, schleppte den sehr kräftigen Mann mehr als 30 Schritte mit sich in den Wald; endlich ward es mit einem Waidmesser abgethan und wir sahen, daß es keine andere Wunde erhalten als wo die Kugel die wieder hervorsproßende Stange durchgeschlagen hatte. Man weiß überdies, daß die Fliegen eine der größten Unbequemlichkeiten des Hirschens während der Wiedernerneuerung des Geweihs sind; er zieht sich dann in den dichtesten Theil des Waldes zurück, wo es die wenigsten Fliegen gibt; sie sind ihm unerträglich, wenn sie sich ihm auf sein keimendes Geweih setzen; es waltet also eine innige Verbindung zwischen den weichen Theilen des sproßenden Geweihs

und dem ganzen Nervensysteme des Thieres ob. Das Reh, was die Fliegen nicht zu fürchten hat, weil die Wiederherstellung seines Geweihs im Winter vor sich geht, verbirgt sich deshalb auch nicht; doch geht es mit Vorsicht und mit gesenktem Kopf, um das Geweih nicht an Zweige zu stoßen.

Beim Hirsche, Damhirsche und Rehe hat das Stirnbein zwei Apophysen oder hervorragende Fortsätze, auf welchen das Geweih ruht; diese beiden knöchigen Hervorragungen fangen mit dem 5ten oder 6ten Monat zu treiben an und vollenden ihr Wachsthum in sehr kurzer Zeit; anstatt aber in dem Verhältnisse zu wachsen als das Thier an Jahren zunimmt, verkleinern und verflachen sie sich mit jedem Jahre, so daß die Wurzelknoten des Geweihs bei alten Hirschen und Rehen sehr nahe am Stirnbein sitzen, während die Fortsätze desselben sehr breit und kurz geworden sind; dies ist zugleich das sicherste Zeichen, um das höhere Alter bei alten diesen Thieren zu erkennen. Mir dünkt, daß man leicht den Grund dieser Wirkung, die auf den ersten Anblick auffallend erscheint, angeben kann; diese Erscheinung verliert aber ihr Sonderbares, wenn man berücksichtigt, daß das Geweih, was auf dieser Hervorragung ruht, während der ganzen Zeit seines Wachsthums schwer auf diesem Stützpunkt lastet und ihn folglich jedes Jahr mehrere Monate hindurch mit großem Gewichte zusammendrückt, und da dieser Knochen, wenn auch hart, doch nicht härter als andre Knochen ist, so muß er in etwa der Gewalt, die auf ihn preßt, nachgeben, und immer mehr durch den wiederholten Druck bei jedem neuen Geweihe sich ausbreiten, verflachen und abplatten; dies ist auch die Ursache, warum, obgleich die Wurzelknoten und die Stangen des Geweihs immer wachsen und dies in einem um so größern Verhältnisse, als das Thier alt wird, doch die Höhe des Geweihs und die Zahl der Enden so stark abnehmen, daß sie am Ende, wenn sie ein sehr hohes Alter erreicht haben, nur zwei dicke Spieße oder sonderbar verkrüppelte Geweihe besitzen, deren Stämme sehr dick und deren Enden sehr klein sind. —

Da die Rehziege nur $5\frac{1}{2}$ Monat trägt und das Wachsthum des jungen Rehcs rascher als beim Hirsche vollendet wird, ist auch seine Lebensdauer kürzer und ich glaube nicht, daß sie über 12 oder höchstens 15 Jahre hinausgeht. Ich habe mehrere derselben aufgezogen, doch nie vermochte ich sie

länger als 5 bis 6 Jahre zu erhalten; sie sind ungemein zärtlich in der Wahl der Nahrung, bedürfen der Bewegung, vieler Luft und eines großen Raumes; dies ist auch die Ursache, warum sie nur in den ersten Jahren ihrer Jugend den Unbequemlichkeiten des häuslichen Lebens Widerstand leisten. Sie haben ein Weibchen und einen Park von 100 Morgen nothwendig, um ihre volle Bequemlichkeit zu genießen. Man kann sie zählen, doch ist man nicht im Stande, sie folgsam, selbst nicht einmal zutraulich zu machen; sie bewahren immer etwas von ihrem wilden Naturell, werden leicht eingeschüchtert und rennen dann mit einer solchen Kraft gegen die Mauern, daß sie oft ihre Beine zerbrechen. Man muß ihnen immer mißtrauen, so zahm sie auch seyn mögen; besonders sind die Männchen gefährlichen Launen unterworfen, fassen gegen gewisse Personen einen Widerwillen, sprengen dann gegen sie an, stoßen sie ziemlich heftig mit dem Geweih, um den Menschen zu Boden zu werfen und trampeln, wenn er am Boden liegt, noch mit den Füßen auf ihn. Die Rehe schreien nicht so häufig und auch nicht mit so starker Stimme als die Hirsche; die Zungen stoßen einen kurzen und klagenden Schrei aus, der wie mi-mi schallt; durch denselben geben sie ihr Bedürfnis nach Nahrung kund; dieser Schrei ist leicht nachzuahmen und die Mutter, durch den Ruf betrogen, kommt bis in den Bereich des Schusses des Jägers.

Im Winter halten sich die Rehe in dem dicksten Schlagholze auf und nähren sich von Brombeersträuchen, Friesenkraut, Heidekraut und von den Räschen der Weidenbäume, der wilden Haselnuß &c. Im Frühling suchen sie das lichte Gehölz auf und äßen die keimenden Knospen und Blätter aller Bäume ab. Diese hitzige Nahrung gährt in ihrem Magen und be- rauscht sie in einem Grade, daß man sie dann sehr leicht überfallen kann; sie schweifen dann ohne Kenntniß ihres Wildganges herum, verlassen selbst häufig die Grenze des Waldes und nähern sich manchmal dem Rindvieh und den Wohnungen. Im Sommer bleiben sie im Hochholze und verlassen dasselbe nur sehr selten, um während der großen Trockenheit an irgend einer Quelle zu saufen; denn sie gehen nicht zur Tränke, wenn nur irgend etwas reichlich Thau fällt, oder die Blätter vom Regen benezt sind. Sie suchen die zarteste Nahrung auf, äßen nicht so gierig wie der Hirsch, grasen nicht

ohne Unterschied alle Kräuter ab, fressen mit großer Auswahl und gehen selten auf die Weiden, weil sie die schwarze Erle und den Brombeerstrauch den Korngräsern und den Gemüsen vorziehen.

Wie bekannt, ist das Fleisch dieser Thiere trefflich zu essen, doch muß man genau unter denselben wählen; die Güte des Fleisches hängt hauptsächlich von der Gegend ab, worin die Thiere leben und in der besten findet man gute und schlechte. Die Braunen haben ein schmackhafteres und feineres Fleisch als die Röthlichen; alle männliche Rehe, die über 2 Jahre alt sind und die wir alte Schmalthiere nennen, haben ein hartes und unschmackhaftes Fleisch.

Die Ricken, wenn auch von demselben oder einem höhern Alter, besitzen ein zartes Fleisch, das der Kälber ist in der frühesten Jugend weichlich; trefflich ist es aber, wenn sie ein Jahr oder 18 Monate alt sind. Die Rehe aus den Ebenen und Thälern sind nicht schmackhaft, die aus feuchten Gegenden liefern ein noch schlechteres Fleisch; das Fleisch der Rehe, die man in den Parks erzieht, hat wenig Geschmack und nur das der Rehe, welche in trocknen und hohen Gegenden, die mit Hügeln, Wäldern, Ackerländern, Brachfeldern durchzogen sind und welche ihnen eben so viel Luft und Raum als Nahrung und Einsamkeit als sie bedürfen, darbieten, sind die besten; denn die, welche häufig beunruhigt wurden und das Fleisch derjenigen, die nach einem langen Laufe erlegt wurden, ist fade und welk.

Diese Thierart, welche weniger zahlreich ist als die des Hirsches und die in einigen Ländern Europa's sich sogar sehr selten vorfindet, scheint in Amerika in weit größerer Anzahl zu leben. Bei uns kennt man nur zwei Varietäten derselben, die Röthlichen, welche die Dicksten, und die Braunen, welche die Kleinsten sind und einen weißen Fleck am Steiße haben und da sie eben sowohl in den nördlichen Ländern wie in den südlichen Gegenden Amerika's angetroffen werden, darf man annehmen, daß sie vielleicht mehr unter sich als von den europäischen Rehen abweichen; z. B. in Louisiana sind sie sehr häufig und größer als in Frankreich; sie finden sich auch in Brasilien vor, denn das Thier, was man dort *Cu ju a cu - a para* nennt, unterscheidet sich von unserm Rehe nicht mehr als der Hirsch aus Canada von unserm Rothhirsche, der einzige und

geringe Unterschied liegt in der Form des Geweihs, wie man es auf der Abbildung, welche Hr. Perault von dem Hirsche aus Canada gegeben hat und den wir in der Beschreibung und in dem Kupferstiche, den Hr. Pison davon liefert, leicht wieder erkannt haben, wahrnehmen kann. „Es gibt, sagt Hr. Pison, in Brasilien Reharten, von denen eine keine Hörner hat; man nennt sie *Cujuacu-été*, die andere, die *Cujuacu-apara* heißt, trägt dagegen Hörner; die, welche ein Geweih haben, sind kleiner als die andern, ihr Haar ist glänzend, glatt, braun und weiß gemischt, besonders in der Jugend, denn das Weiße verliert sich mit dem Alter. Der Fuß ist in zwei schwarze Klauen gespalten, auf deren jede eine kleine Zehe gleich einem Ueberbeine sitzt, der Schwanz ist kurz, die Augen groß und schwarz, die Nasenlöcher offen, die Hörner von mittler Größe mit drei Nesten und fallen jährlich ab. Die Rehfüße tragen 5 oder 6 Monate, man kann sie zähmen u. Marcgrave fügt hinzu, daß das *Apara* ein Geweih mit 3 Nesten hat, der unterste Zweig desselben ist der längste und theilt sich in zwei.“ Aus diesen Beschreibungen ersieht man, daß das *Apara* nur eine Varietät unsrer Rehart ist und Ray unterstellt, daß das *Cujuacu-été* nicht von dem *Cujuacu-apara* verschieden und dies das Männchen und jenes das Weibchen sey. Ich würde ebenfalls seiner Meinung seyn, wenn Pison nicht ausdrücklich sagte, daß die, welche Hörner tragen, kleiner als die andern sind. Es scheint mir zum wenigsten nicht wahrscheinlich, daß die Weibchen bei der Rehart in Brasilien größer seyn sollten, da hier grade das Gegentheil statt findet. Wenn wir auch glauben, daß das *Cajuacu-apara* nur eine Varietät unsrer Rehart ist, zu welcher man auch den *capreolus - marinus* des Jonston rechnen muß, so entscheiden wir doch nichts über den *Cujuacu-été*, bis wir besser über dasselbe unterrichtet sind.

* Ich habe gesagt, daß bei den wilden Thieren Fahlgelb, Braun und Grau die gewöhnlichen Farben sind und daß der häusliche Zustand die weißen Damhirsche, die weißen Kaninchen u. hervorgebracht habe; unterdessen erzeugt die Natur für sich allein manchmal bei den wilden Thieren die weiße Farbe. Hr. Abbe de La Bilotte hat mir berichtet, daß ein Zinsasse auf den Gütern seines Bruders, die bei Orgelet in der Franche-Comte liegen, ihm zwei Rehfälber überbracht habe,

von denen das eine die gewöhnliche Farbe hatte, während das andere, was ein Weibchen war, eine milchweiße Farbe besaß und nur an der Spitze der Nase und an den Klauen schwärzlich war. —

In dem ganzen Norden von Amerika findet man Rehe, welche den europäischen ähnlich sind; sie sind nur größer und ihre Höhe nimmt in dem Grade zu als das Klima gemäßigter wird. Die Rehe von Louisiana sind gemeiniglich um das Doppelte so groß, als die Rehe in Frankreich. Hr. v. Fontenette, der mich dieser Thatsache versichert hat, setzt hinzu, daß sie leicht zu zähmen sind. Hr. Kalm sagt dasselbe und führt das Beispiel eines Rehes an, das am Tage sein Futter im Walde suchte und am Abende nach Hause zurückkehrte. In Südamerika zeigt aber die Rehart eine große Menge von Varietäten. Hr. de la Borde, königlicher Arzt in Cayenne, berichtet:

„Man kennt dort vier Hirscharten, die alle ohne Unterscheidung des Geschlechts Hindin genannt werden. Die erste Art, Hindin der Wälder oder rothe Hindin genannt, hält sich stets in den dichtesten Wäldern auf, um weniger von den dortigen Mücken gequält zu werden; diese Hindin ist größer und dicker als die andre Art, die man Paletuvierhindin nennt, und welche die kleinste von allen vieren ist; dennoch ist die erste nicht so dick als die sogenannte Barallu-Hindin, welche die zweite Art ausmacht und dieselbe Farbe mit der Waldhindin besitzt. Wenn die Männchen alt sind, bilden ihre Geweihe nur einen Ast von mittler Größe und Dicke, übrigenfalls hat ihr Geweih auch zu jeder Zeit nur 4 oder 5 Zoll Länge. Die Barallu-Hindinnen sind selten und kämpfen mit den Waldhindinnen. Bei diesen beiden Hirscharten bemerkt man an dem Seitentheile eines jeden Nasenloches zwei bedeutend große Drüsen, welche eine weißliche, stinkende Feuchtigkeit ausscheiden.“

„Die dritte Art nennt man Hindin der Savanne (Steppenhindin); sie hat ein grünlisches Fell, längere Beine und einen längern Körper als die vorhergehenden. Jäger haben den Hrn. de la Borde versichert, daß die Savannen-Hindin nicht wie die andern jene Drüsen an der Seite der Nase habe und sich auch von ihnen durch das Naturell unterscheidet, indem sie weniger wild und selbst so neugierig ist, daß sie den Menschen, die sie erblickt, nahe kommt.“

„Die vierte Art ist endlich die, welche man Paletuvierhindin nennt; sie ist kleiner und gewöhnlicher als die drei andern. Diese kleinen Hirsche sind durchaus nicht scheu; ihr Geweih ist länger, geästeter und hat eine größere Anzahl von Zacken. Man heißt sie Paletuvierhindin, weil sie die überschwemmten Savannen und die Gegenden, welche mit jenen Riesenbäumen bedeckt sind, bewohnen.

„Diese Thiere fressen gern den Manioc (Brodstaude) und verwüsten häufig die Anpflanzungen desselben. Ihr Fleisch ist sehr zart und hat einen herrlichen Geschmack, es kommt dem Fleische der Rehe näher als dem der Hirsche. Die Alten lassen sich aber so gut essen wie die Jungen und das Fleisch beider übertrifft an Wohlgeschmack das der Hirsche von Europa. Sie sind leicht zu zähmen; man sieht sie in den Straßen von Cayenne herumlaufen, sie gehn aus der Stadt und treiben sich überall herum, ohne daß ihnen irgend Etwas Furcht einjagt; es gibt sogar Weibchen, welche in den Wäldern die wilden Männchen auffuchen und später mit ihren Jungen wieder zurück kommen.

„Der Cariatu ist kleiner, sein Haar ist grau, ins Weiße spielend, sein Geweih ist grad und spitz. Er gehört eher zur Rasse der Rehe als der der Hirsche. Er hält sich nicht an bewohnten Orten auf, man sieht ihn nicht in der Nähe von Cayenne, doch ist er in den großen Wäldern sehr gemein und läßt sich nicht zähm machen. Er wirft jährlich nur ein Junges.“

Wenn man das Gelesene mit dem, was wir in dem Artikel über die Mazamen (mexikanische Rehe) berichten werden, vergleicht, wird man finden, daß alle die sogenannten Hirsche oder Hindinnen des Hrn. de la Borde nur Rehe sind, deren Varietäten in dem neuen Welttheile bei Weitem zahlreicher sind als im alten.

„In der Naturgeschichte der Rehe habe ich nur von zwei Rassen gesprochen; von einer fahlgelben oder vielmehr röthlichen, die größer als die zweite ist, deren Haare mehr oder weniger dunkelbraun sind; der Hr. Graf von Mellin aber setzt uns in Kenntniß von einer dritten Rasse, die ein völlig schwarzes Haar hat.

„Indem Sie, schreibt mir dieser berühmte Naturforscher, vom Haare des Rehes reden, nennen sie es nicht grade schwarz,

wenngleich Sie in diesem Bande eines ganz weißen jungen Rehcs erwähnen. Dies verleitet mich zum Glauben, daß eine beständige Varietät eines völlig schwarzen Rehcs Ihnen vielleicht unbekannt ist; sie findet sich in einem sehr kleinen Distrikte Deutschlands und nirgend anderswo. Man trifft diese Rehe in einem Walde mit Namen Lucia in der Grafschaft Danneberg, die dem König von England als Herzog von Lüneburg gehört. Ich wandte mich an den Oberforstmeister von Danneberg, ein Reh von dieser Rasse für meinen Park zu erhalten, er antwortete mir über diesen Gegenstand: „Die schwarzen Rehe sind durchaus von derselben Größe und besitzen dieselben Eigenschaften als die fahlgelben und braunen; demungeachtet bilden sie eine beständige Rasse und ich glaube, daß der Rehbock und nicht die Riehe dem Kalbe diese Farbe mittheilt; (dieselbe Beobachtung habe ich in Hinsicht des Damhirsches gemacht); denn ich habe schwarze Rehfähe mit falben Jungen gesehn. 1781 habe ich eine schwarze Kuh mit einem fahlgelben und einem schwarzen Kalbe gesehn; eine fahlgelbe Kuh hatte zwei schwarze Jungen; eine andere ein schwarzes Kalb und dagegen warfen zwei schwarze Rehfähe zwei fahlgelbe Kälber. Es gibt deren, die nur schwärzlich sind; die Mehrzahl ist aber schwarz wie Kohle. Unter andern sieht man ein Reh, das schönste seiner Art, das ein Haar so schwarz wie chinesische Tinte und ein gelbes Geweih hat. Uebrigens habe ich häufige Versuche gemacht, eins derselben aufzuziehen, aber vergebens; sie sind alle gestorben, wogegen die gelblichen Rehe alle glücklich aufgezogen wurden. Ich schließe hieraus, daß das schwarze Reh eine weit zartere Natur besitzt, als das gelbliche.“ Was mag die Ursache einer so beständigen und doch so wenig verbreiteten Varietät seyn?

Der Hase.

(Lepus. Le lièvre.)

Die zahlreichsten Thierarten sind darum noch nicht die nützlichsten; es gibt hingegen nichts schädlicheres als jene Menge von Ratten, Feldmäusen, Heuschrecken, Raupen und andern Insecten, deren so zahlreiche Vermehrung die Natur eher zu dulden als zu gebieten scheint; die Arten des Hasen aber und des Kaninchens besitzen für uns den doppelten Vor-

theil der Anzahl und des Ruhens; die Hasen sind allgemein und in großer Fülle in alle Himmelsstriche der Erde verbreitet und wenn auch die Kaninchen aus einem eigenthümlichen Klima herkommen, vermehren sie sich doch an allen Orten, wohin man sie auch verpflanzen mag, in einem solchen ungeheuren Verhältnisse, daß man sie nicht mehr auszurotten vermag; und oft eine große Kunst aufbieten muß, um ihre Anzahl, die manchmal belästigend wird, zu vermindern.

Erwägt man mithin diese Fruchtbarkeit ohne Grenzen, die jeder Thierart verliehen worden ist, die zahllosen Zeugungen, die aus diesem Natur-Verhältnisse entspringen müssen, die rasche und erstaunungswürdige Vermehrung gewisser Thiere, die plötzlich in unendlicher Anzahl entstehen und durch Tausende die Fluren veröden und die Erde verwüsten; so verwundert man sich, daß sie nicht die ganze Natur verheeren; man fürchtet, daß sie dieselbe durch ihre Anzahl erdrücken und daß sie, nachdem sie den Nahrungsstoff der Natur aufgezehrt haben, mit ihr zu Grunde gehen.

Wirklich sieht man mit Schrecken die dichten Wolken und die ungeheuren Züge beflügelter und ausgehungelter Insecten heranziehen und die einen ganzen Erdstrich zu vernichten drohen, indem sie sich auf die fruchtbaren Ebenen Aegyptens, Polens oder Indiens niederlassen, in einem Augenblick die Arbeiten und die Hoffnungen eines ganzen Volks zerstören, nichts verschonen, weder Kraut noch Frucht, weder Korn noch Gras, weder Wurzel noch Blätter, die Erde von ihrem Grün entkleiden und die reichsten Gegenden in eine unfruchtbare Wüste verwandeln. Von den Gebirgen des Nordens steigen eine unendliche Menge Ratten herunter, die wie eine Sündfluth oder vielmehr wie ein Ueberschwellen lebender Wesen die Flächen überschwemmen, sich bis in die südlichen Provinzen verbreiten und nachdem sie auf ihrem Zuge Alles zerstört haben, was lebt und vegetirt, am Ende die Erde und die Luft mit ihren Leichen verpesten. Man erblickt in den mittäglichen Ländern plötzlich aus den Wüsten Milliarden von Ameisen hervordringen, die gleich einem Strome, dessen Quelle unerschöpflich ist, in gedrängten Zügen kommen, sich ohne Aufhören folgen und erneuern, alle bewohnten Orte überziehen, Menschen und Thiere daraus vertreiben und sich erst nach einer allgemeinen Verheerung entfernen. Sah man nicht selbst zu jenen Zeiten,

wo der Mensch, noch halb wild, allen Gesezen und selbst den Ausschweifungen der Natur wie die Thiere unterworfen war, jenes Uebertreten des menschlichen Geschlechts; Normänner, Alanen, Hunnen, Gothen, Völker oder vielmehr Völkerschaften von Thieren mit menschlichem Angesichte ohne festen Wohnsitz und ohne Namen, plötzlich aus ihren Höhlen hervorbrechen, Alles ohne irgend eine andre Kraft als durch ihre Menge unterdrücken, Städte verwüsten, Reiche umstürzen und nachdem sie ganze Nationen vernichtet und die Erde verödet hatten, damit aufhören, sie mit Menschen, die eben so neu und noch barbarischer als sie waren, bevölkern?

Diese großen Ereignisse, diese so bezeichneten Epochen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts sind dennoch nur leichte Veränderungen in dem gewöhnlichen Verufe der lebenden Natur; ihr Gang ist im Allgemeinen stets beständig, stets derselbe; ihre Bewegungen sind immer geregelt und drehen sich unaufhörlich um zwei unerschütterliche Angeln; die eine ist die grenzenlose Fruchtbarkeit, die allen Thierarten gewährt wurde, und die andre die unerechenbaren Hindernisse, welche die Zeugung dieser Fruchtbarkeit auf ein bestimmtes Maas beschränken und zu allen Zeiten beinahe nur dieselbe Anzahl von Individuen in jeder Art bestehen lassen. So wie die Thiere, welche plötzlich in unendlicher Zahl erscheinen und wieder verschwinden, im Grunde die Anzahl der Individuen dieser Art nicht vermehren, bleibt auch das Menschen-Geschlecht stets in derselben Zahl; die Veränderungen gehen in derselben nur etwas langsamer vor sich, indem es nothwendig ist, daß die Wechselfälle der Vermehrung und der Verminderung sich von Weitem vorbereiten und nur in einem langen Zeitraume sich vollenden, weil das Leben des Menschen weit länger dauert, als das der kleinen Thiere; dieser Zeitraum ist aber in der Dauer und Reihesfolge von Jahrhunderten nur ein Augenblick, der uns mehr auffällt als die andern, weil er mit Schrecken und Verheerung begleitet war; denn faßt man die Erde in ihrer Gesamtheit und das Menschen-Geschlechts in seiner Allgemeinheit auf, muß die Anzahl der Menschen wie die der Thiere zu allen Zeiten dieselbe gewesen seyn, indem sie von dem Gleichgewichte der physischen Ursachen abhängt, ein Gleichgewicht, welches die gesammte Natur seit Langem erreicht hat, und das alle Anstrengungen der Menschen und alle moralische Verhält-

nisse nicht zerstören können, indem diese Verhältnisse selbst von den physischen Ursachen abhängen und nichts weiter sind, als die besondern Wirkungen derselben. Wie groß auch die Sorge seyn mag, welche der Mensch sich mit seinem Geschlechte gibt, wird er dasselbe doch nur an einem Orte zahlreicher machen, um es an einem andern zu zerstören oder zu vermindern. Wenn ein Theil der Erde mit Menschen überladen ist, zerstreuen, verbreiten und zerstören sie sich und zu gleicher Zeit kommen Geseze und Sitten in Aufnahme, die oft nur zu sehr dem Uebermaasse der Vermehrung entgegen wirken. In den Klimaten, die ungemein fruchtbar an Menschen sind, wie in China, Aegypten, Guinea seht man die Kinder aus, verstümmeln, verkauft oder ersäuft sie; hier verurtheilt man sie zu einem fortwährend ehelosen Leben. Die, welche leben, maßen sich sehr leicht Rechte über die, welche noch nicht existiren, an; als nothwendige Wesen vernichten sie die Wesen, die noch ins Leben treten sollen und erdrücken zum Besten ihrer Bequemlichkeit die künftigen Geschlechter. Ohne daß man es wahrnimmt, waltet über das menschliche Geschlecht dasselbe Verhängniß wie über die Thiere; man pflegt, vermehrt, vernachlässigt und zerstört sie, je nachdem Bedürfnisse, Vortheile, Unbequemlichkeiten oder Unannehmlichkeiten dieses wollen; da aber alle diese moralischen Wirkungen selbst von physischen Ursachen abhängen, die, seitdem die Erde ihre feste Dauer gewonnen hat, in einem festen Zustande und in einem bleibenden Gleichgewichte verharren; so scheint es, daß sowohl in Hinsicht des Menschen als der andern Thiere die Zahl der Individuen in jeder Art nicht anders als beständig seyn könne.

Uebrigens wird dieser feste Zustand und diese bestimmte Zahl nicht auf eine unbedingt festgestellte Anzahl beschränkt; alle physischen und moralischen Ursachen, alle Wirkungen, die aus denselben entspringen, wallten und bewegen sich in mehr oder weniger ausgedehnten Grenzen, die aber nie einen solchen Umfang in sich begreifen, daß sie das Gleichgewicht zerstören. Da im Weltall Alles Bewegung ist und alle Kräfte sich wechseltig beschränken, so geschieht Alles durch ein gewisses Hin- und Herschwancken, dessen Mittelpunkt die sind, auf welche wir den gewöhnlichen Lauf der Natur beziehen, und deren Endpunkte die entferntesten Umwälzungsperioden bilden. In der That folgt im Thier- wie im Pflanzenreiche einem

Ueberschüsse der Vermehrung gewöhnlich ein Zeitraum der Unfruchtbarkeit; Ueberfluß und Mangel erscheinen, wechselweise, und folgen sich oft so nahe, daß man die Erzeugung eines Jahres nach der des vorhergehenden beurtheilen könnte. Die Apfel- und Pflaumen-Bäume, die Buchen, Eichen und die meisten der andern Frucht- und Waldbäume tragen in zwei Jahren nur einmal reichlich; die Schnecken, Maikäfer, Feldmäuse und mehrere andre Thiere, die in gewissen Jahren sich übermäßig vermehren, kommen im folgenden Jahre nur in kleiner Anzahl zum Vorschein. Was würde auch aus allen Gärten der Erde, was aus den nützlichen Thieren und was selbst aus dem Menschen werden, wenn nach jenen Jahren, worin diese Thiere in so ungeheurer Anzahl erscheinen, dieselben im folgenden Jahre eine Brut erzeugten, die mit ihrer Zahl im Verhältnisse stände! Doch nein, die Ursachen der Zerstörung, der Vernichtung und der Unfruchtbarkeit folgen denen der zu großen Vermehrung auf dem Fuße nach und unabhängig von den vernichtenden ansteckenden Krankheiten, welche eine nothwendige Folge der zu großen Anhäufung jeglicher lebenden Materie an einem und demselben Orte sind, gibt es in jeder Thierart besondere Ursachen des Todes und der Zerstörung, die wir in der Folge andeuten werden und die allein hinlangen, um das Uebermaß der vorhergehenden Zeugungen auszugleichen.

Uebrigens wiederhole ich es hier noch einmal, daß das Gesagte nicht in einem unbeschränkten, selbst nicht einmal in einem strengen Sinne genommen werden darf und besonders nicht in Bezug auf die Arten, welche der Natur nicht allein überlassen sind; die, welche der Mensch unter seine Pflege genommen hat, sind, sein Geschlecht mitgerechnet, zahlreicher geworden, als sie ohne seine Sorge seyn würden; da aber diese Wartung des Menschen selbst ihre Grenzen hat, so hat die Vermehrung, die durch sie erzeugt wird, ebenfalls ihre Grenzen, die seit Langem durch unerschütterliche Schranken bestimmt sind und wenn auch in cultivirten Ländern die Art der Menschen und die aller nützlichen Thiere zahlreicher sind, wie in andern Klimaten, gehen sie doch hierin nie über das rechte Maß hinaus, weil dieselbe Macht, welche sie entstehen läßt, sie auch wieder vernichtet, sobald sie durch ihre Zahl lästig werden.

DER HASE.

Ordnung: Nager. Gattung: Hase. (Cuvier.)

Pl. 17.



DAS WILDE KANINCHEN.

Ordnung: Nager. id. id.

In den Districten, welche für das Vergnügen der Jagd gehegt werden, tödtet man öfter auf einer Treibjagd 400 bis 500 Hasen. Diese Thiere vermehren sich sehr; sie sind im Stande, sich zu jeder Zeit und sogar von ihrem ersten Lebensjahre an zu paaren. Die Häsinnen tragen nur 30 oder 31 Tage, werfen 3 oder 4 Junge und lassen gleich nach dem Wurfe das Männchen wieder zu. Sie begatten sich sogar während der Schwangerschaft und vermöge einer besondern Bildung der weiblichen Zeugungs-Theile findet oft eine Ueberfruchtbarkeit statt. Die Scheide nemlich und der Körper der Gebärmutter gehen unmittelbar in einander über, und werden nicht wie bei den andern Thieren durch einen Muttermund und einen Gebärmutter-Hals von einander getrennt; dagegen besitzen die beiden Gebärmutter-Hörner einen Mund, der sich in die Scheide öffnet und bei der Geburt sich erweitert; diese Hörner sind also eben so viele getrennte Fruchtbehälter, von denen jeder unabhängig von dem andern in den Zustand der Trächtigkeit versetzt werden kann, so daß die Häsinnen mit jedem Fruchtbehälter zu verschiedenen Zeiten empfangen und gebären können. Aus diesem Grunde müssen die Ueberfruchtungen bei dieser Thierart eben so häufig seyn, als sie selten bei den Thieren sind, die keine doppelte Gebärmutter besitzen.

Die Häsinnen vermögen demnach zu allen Zeiten hitzig und trächtig zu werden; eine andere Sonderbarkeit in der Bildung beweist ebenfalls, daß sie eben so lüstern als fruchtbar sind; die Eichel an ihrer Clitoris (Kihel) ragt hervor und ist fast so groß wie an der männlichen Ruthe und da die Tasche fast gar nicht nach Außen sichtbar ist, und die Hasen in der Jugend weder Hodensäcke noch Hoden nach Außen zeigen; so hält es sehr schwer, das Männchen von dem Weibchen zu unterscheiden. Dies gab auch Veranlassung zu der Behauptung, daß es unter den Hasen viele Zwitter gebe, die Männchen manchmal wie die Weibchen werfen, einige Hasen bald Männchen und bald Weibchen seyen und abwechselnd die Geschlechts-Berrichtungen ausüben; indem in der That die Weibchen, weit hitziger als die Männchen, diese oft vorher bedecken, als sie bedeckt werden; übrigens gleichen sie sich im Außern so sehr, daß man, wenn man nicht genau Acht gibt, Männchen und Weibchen verwechseln kann.

Die Jungen werden mit offenen Augen geboren. Die Mutter säugt sie 20 Tage hindurch; nach Verlauf dieser Zeit trennen sie sich von der Mutter und suchen selbst ihre Nahrung; sie gehn nicht weit von einander und entfernen sich nicht weit von dem Orte, wo sie geworfen wurden; inzwischen leben sie einsam und machen sich jeder ein Lager, etwa 60 bis 80 Schritte von einander; wenn man daher einen jungen Hasen findet, kann man sicher seyn, noch einen oder zwei in seiner Nähe anzutreffen. Sie grasen eher in der Nacht als am Tage, nähren sich von Gräsern, Wurzeln, Blättern, Früchten, Samen und ziehen die Pflanzen vor, welche einen milchigen Saft haben; sie benagen selbst die Rinde der Bäume während dem Winter und lassen nur die Erle und die Linde unberührt. Zieht man sie auf, füttert man sie mit Lattich und Gemüse; doch ist das Fleisch dieser aufgefütterten Hasen immer von schlechtem Geschmace.

Am Tage ruhen und schlafen sie in ihrem Lager und leben so zu sagen nur des Nachts; während der Nacht schweben sie herum, grasen und begatten sich; im Mondschein sieht man sie zusammen spielen, springen, rennen und einer dem andern nachlaufen; aber die geringste Bewegung, das Geräusch eines fallenden Blattes langt hin, sie zu beunruhigen; sie stäuben auseinander und jeder entflieht nach einer verschiedenen Richtung.

Einige Naturforscher haben behauptet, daß der Hase wiederkäue; ich halte aber diese Meinung für ungegründet, weil sie nur einen Magen haben und der Bau desselben so wie die Bildung der andern Gedärme von denen der Wiederkäuer gänzlich verschieden sind. Der Blinddarm ist bei den Wiederkäuern klein, während er einen ungemein großen Umfang beim Hasen besitzt. Berücksichtigt man die Geräumigkeit seines Magens in Verbindung mit seinem großen Blinddarm, wie man leicht begreifen können, daß der Hase, indem er im Sta ist, eine große Menge Nahrungsmittel zu sich zu nehmen, auch einzig von Gräsern leben kann, wie das Pferd und der Esel, die ebenfalls nur einen Magen und einen umfangreichen Blinddarm besitzen, und deshalb auch nicht wiederkäuen können. —

Die Hasen schlafen viel und mit offenen Augen; sie haben keine Wimpern an den Augenlidern und scheinen überhaupt

ein schlechtes Gesicht zu haben; dagegen besitzen sie, gleichsam zur Entschädigung, ein sehr feines Gehör und im Verhältnisse zu der Größe ihres Körpers ein unverhältnißmäßig großes Ohr; sie bewegen die langen Ohren mit großer Leichtigkeit und bedienen sich derselben wie eines Steuerruders, um sich in ihrem Laufe, der so rasch ist, daß sie alle andre Thiere leicht überholen, zu richten. Da ihre Vorderbeine weit kürzer sind, als die Hinterbeine, können sie leichter bergauf als bergab laufen, daher eilen sie, sobald sie verfolgt werden, immer der Höhe zu; ihre Gangart während dem Laufen ist eine Art von Galopp und besteht in einer Reihenfolge sehr rascher und gedrängter Sprünge; in ihren Bewegungen machen sie kein Geräusch mit den Füßen, indem sie dieselben selbst an der untern Fläche stark mit Haaren besetzt haben; vielleicht sind sie auch die einzigen Thiere, die im Innern des Mundes Haare besitzen.

Die Hasen leben 7 oder 8 Jahre höchstens und ihre Lebensdauer steht wie bei den andern Thieren im graden Verhältnisse mit der Zeit der völligen Entwicklung ihres Körpers; gewöhnlich sind sie in einem Jahre ausgewachsen und leben dem zu Folge sieben Mal ein Jahr. Man behauptet, daß die Männchen länger leben als die Weibchen; ich zweifle aber, daß diese Behauptung gegründet ist. Sie bringen ihr Leben in der Einsamkeit und Stille zu und man hört ihre Stimmen nur, wenn man sie mit Gewalt ergreift, quält oder verwundet; es ist kein scharfer Schrei, den sie ausstoßen; sondern ein ziemlich starker Ton, der viel Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme hat. Sie sind nicht so wild, als ihre Gewohnheiten und Sitten anzudeuten scheiner; sie sind sanft und einer Art von Erziehung fähig; sie werden leicht gezähmt und selbst zutraulich, doch gewöhnen sie sich nicht in einem solchen Grade an den Menschen, daß sie zu Hausthieren werden; denn sogar die, welche man jung eingefangen und im Hause aufgezogen hat, benutzen die erste Gelegenheit, um sich in Freiheit zu setzen und aufs Feld zu fliehen. Da sie ein gutes Ohr haben, sich gern auf die Hinterfüße setzen und sich der vordern Beine wie Arme bedienen, hat man Hasen abgerichtet, die Trommel zu rühren, sich taktmäßig zu bewegen &c.

Im Allgemeinen fehlt es dem Hasen nicht an Naturtrieb für seine eigene Erhaltung, noch an Schlaueit, seinen Feinden

zu entschlüpfen; er macht sich Lager und wählt hiezu im Sommer die nach Norden und im Winter die nach Mittag gelegenen Stellen und verbirgt sich, um nicht gesehen zu werden, zwischen Erdschollen, welche das Ansehn seines Haares haben. „Ich habe, sagt Du Jouillour, einen so verschmitzten Hasen gesehen, der, sobald er das Jagdhorn vernahm, aus seinem Lager aufsprang und, wenn es auch eine Viertelstunde davon entfernt war, durch einen Teich schwamm und sich mitten auf demselben in Schilf verbarg, ohne daß ihn je die Hunde zu jagen vermöchten. Ich sah einen andern Hasen wohl zwei Stunden vor dem Hunde hinrennen und nach diesem Laufe einen andern auffagen und sich in dessen Lager niederlegen. Ich sah andere zwei oder drei Teiche, von denen der geringste 80 Fuß Breite hatte, durchschwimmen; wieder andere, die nach einer Verfolgung von zwei Stunden unter das Thor einer Schafhürde hinschlüpften, und sich unter das Wollenvieh verbergen; wieder andere, von den Hunden geheßt, sich mitten unter eine Schafheerde, die des Weges zog, werfen und dieselbe nicht mehr verlassen. Ich habe andere wahrgenommen, die, sobald sie den Spürhund hörten, in ein Erdloch sich verbargen und wieder andere, welche eine Hecke umfreisten, so daß nur der Raum der Hecke zwischen ihnen und den Hunden war; andere, die, wenn sie eine halbe Stunde gelaufen waren, auf eine alte Mauer von 6 Fuß sprangen und sich in ein Mauerloch, das mit Epheuranken bedeckt war, verbargen; endlich habe ich welche gesehen, die einen Bach von etwa 9 Fuß Breite in einer Länge von 200 Fuß mehr als 20 mal in meiner Gegenwart übersprangen.“ Ohne Zweifel sind dies die größten Anstrengungen ihres Naturtriebes, denn ihre gewöhnlichen Listen sind weniger schlau und berechneter; wenn sie einmal aufgetrieben sind und verfolgt werden, begnügen sie sich damit, rasch zu rennen und auf ihre alte Spur einigemal hin und herzulaufen; niemals fliehen sie gegen den Wind, sondern immer nach der entgegengesetzten Seite. Im Allgemeinen entfernen sich alle Hasen, wenn sie an dem Orte gejagt werden, wo sie geworfen wurden, nicht sehr und kehren stets nach ihrem Lager zurück; jagt man sie zwei Tage nacheinander, machen sie dieselben Wege und Rückwege, die sie am Tage vorher gemacht haben. Wenn ein Hase gerade ausrennt und sich von dem Orte, wo er aufgetrieben wurde, weit

entfernt, ist dies ein Beweis, daß er hier fremd ist und sich nur vorübergehend aufhielt; es ereignet sich allerdings oft und besonders während der Brunstzeit, welche in die Monate Januar, Februar und März fällt, daß männliche Hasen, welche an ihrem Geburtsorte keine Häsinnen finden, mehrere Stunden machen, um die Weibchen aufzusuchen und bei ihnen zu verweilen; sobald sie aber von den Hunden aufgetrieben werden, suchen sie ihre Geburtsstätte wieder auf und kehren nicht wieder zurück. Die Weibchen verlassen ihren Geburtsort nie; sie sind dicker als die Männchen und besitzen demohngeachtet weniger Stärke und Beweglichkeit und bezeigen eine größere Furcht; denn sie lassen sich im Lager die Hunde nicht so nahe kommen wie die Männchen, bieten weit mehr Listen auf und machen weit mehr Umwege; sie sind auch zärtlicher, für die Eindrücke der Luft empfänglicher und fürchten das Wasser und den Thau; wogegen es unter den Männchen mehrere gibt, die man ausfällige oder sinnige Hasen nennt, welche das Wasser aufsuchen und sich in Teichen, Sümpfen und an andern schlammigen Orten jagen lassen. Die sinnigen Hasen besitzen ein Fleisch von sehr schlechtem Geschmacke; überhaupt haben die Hasen, welche tiefe Ebenen oder Thäler bewohnen, ein fadcs und weichliches Fleisch, wogegen die Hasen der Hügel und der Bergebenen, wo der Quendel und die andern duftenden Kräuter wachsen, ein herrliches Fleisch besitzen, was auch die jungen und selbst die alten Hasen erhalten und bewahren; man hat die Erfahrung gemacht, daß die Hasen, welche immer in den Wäldern einer und derselben Gegend haufen, lange nicht so gut sind als die, welche in den Rainen wohnen oder sich in den Feldern und Weinbergen aufhalten und daß die Weibchen immer ein zarteres Fleisch als die Männchen besitzen.

Die Natur des Bodens ihres Aufenthaltsortes hat auf sie wie auf alle andere Thiere einen großen Einfluß; die Hasen der Gebirge sind größer und dicker als die der Ebene; sie unterscheiden sich auch durch die Farbe; die Berghasen sind auf dem Körper brauner und haben mehr Weiß unter dem Halse als die Flächenhasen, die fast ganz roth sind. In den hohen Bergen und in den Ländern des Nordens werden sie während dem Winter weiß und nehmen im Sommer ihre gewöhnliche Farbe wieder an; nur einige, vielleicht die ältesten

bleiben fortdauernd weiß, denn je älter der Hase wird, desto grauer wird er.

Die Hasen in den heißen Ländern, als in Italien, Spanien, in der Berberei, sind kleiner als die in Frankreich und in den andern nördlichen Himmelsstrichen; nach Aristoteles gab es auch in Egypten kleinere Hasen als in Griechenland. Sie sind in alle Klimate verbreitet; es gibt deren in Menge in Schweden, Dänemark, Polen und Rußland; viele in Frankreich, England und Deutschland und nicht weniger in der Berberei, Aegypten, auf den Inseln des Archipels, vor Allem auf Delos, heut zu Tage Idilis genannt, welche Insel bei den alten Griechen auch den Namen Lagia (Lagos, der Hase) wegen der großen Anzahl Hasen, die sich dort vorfand, führte. Endlich trifft man sie in großer Zahl in Lappland an, wo sie sechs Monate des Jahres hindurch weiß sind und nur während den beiden heißesten Sommermonaten ihre fahlgelbe Farbe wieder gewinnen. Es scheint demnach, daß die Klimate in Hinsicht ihres Fortkommens keinen Unterschied machen; inzwischen hat man doch beobachtet, daß es im Oriente weniger Hasen gibt als in Europa und wenige oder gar keine in Amerika, obgleich dieselben in Virginien, Canada und bis in den Ländern, welche in der Nähe der Hudson-Bay und der Magellanstraße liegen, angetroffen werden; diese Hasen von Nordamerika bilden aber vielleicht eine Art, welche von der unsrigen verschieden ist; denn die Reisenden berichten, daß sie nicht nur viel größer sind; sondern ihr Fleisch auch weiß ist und einen von dem Fleische unserer Hasen ganz verschiedenen Geschmack besitzt; sie sehen hinzu, daß das Haar der Hasen von Nordamerika nie ausfalle und man aus demselben herrliches Pelzwerk verfertige. In den äußerst warmen Ländern, wie am Senegal, an der Gambia, in Guinea und besonders in den Distrikten von Fida, Apam, Alra und in einigen andern Gegenden, welche unter der brennenden Zone in Afrika und Amerika, wie in Neuholland und auf dem Isthmus von Panama, liegen, findet man Thiere, welche zwar die Reisenden für Hasen angesehen haben, die aber eher zur Gattung der Kaninchen gehören; denn das Kaninchen stammt ursprünglich aus den heißen Ländern her und lebt nicht in den nördlichen Klimaten, wogegen der Hase um so stärker und größer wird, je kälter der Himmelsstrich ist, den er bewohnt.

Die Orientalen finden an diesem Thiere, was für die Tafel von Europa so gesucht wird, keinen Geschmack; wahr ist es, daß Mahomets Gesetz und im Alterthum das Gesetz der Juden den Genuß des Hasenfleisches verbieten; die Griechen und die Römer aber legten auf dasselbe einen eben so großen Werth als wir: *Inter Quadrupedes*, sagt Martial, *gloria prima lepus* (unter den Vierfüßern gebührt dem Hasen die erste Stelle). Sein Fleisch ist in der That herrlich, selbst sein Blut ist sehr gut zu essen und das süßeste von Allen. Das Fett trägt zu der Schmachthaftigkeit seines Fleisches nichts bei, denn der Hase wird, so lange er sich auf dem Felde in Freiheit befindet, nie fett, während er oft, wenn man ihn zu Hause auffüttert, an zu vielem Fette stirbt.

Die Hasenjagd ist die Erholung und oft die einzige Beschäftigung der müßigen Leute auf dem Lande; weil sie ohne Zurüstung und ohne Kosten unternommen werden kann und obendrein Vortheil bringt, sagt sie Jedem zu; des Morgens und des Abends stellt man sich an einer Waldecke auf den Stand und erwartet den Ausgang und die Rückkehr des Hasen; am Tage spürt man ihn im Lager auf. Wenn der Hase, nachdem er bei frischer Luft und hellem Sonnenschein gereunt ist, sich gelagert hat, bilden die Ausdünstungen seines Körpers eine kleine Dampfwolke, welche die Jäger, wenn ihr Auge besonders auf diese Erscheinung eingeübt ist, schon von Weitem wahrnehmen; ich habe Jäger gekannt, welche, durch das Kennzeichen geleitet, eine halbe Stunde gingen, um den Hasen im Lager zu schießen. Gewöhnlich läßt er sich sehr nahe kommen, besonders sobald man sich das Ansehn gibt, als erblicke man ihn nicht und sich ihm in schräger Richtung nähert. Er fürchtet die Hunde mehr als die Menschen und springt schon in weiter Ferne auf, sobald er sie vernimmt; obwohl er rascher läuft als die Hunde, doch nie gradeaus rennt, sondern nach dem Orte, wo er aufgetrieben wurde, hin und herkehrt, so schneiden ihm die Windhunde, die mehr auf's Gesicht als auf den Geruch jagen, den Weg ab, ergreifen und tödten ihn. Im Sommer hält er sich gerne in den Feldern auf, im Herbst in den Weinbergen und im Winter in kleinen Büschen oder im Walde. Ohne ihn zu erlegen, kann man ihn zu jeder Zeit mit Spürhunden hegen; man fängt ihn auch durch Raubvögel, (als Horneule, Waldgeier, Adler;) die

Füchse, Wölfe, Menschen führen einen gleich eifrigen Krieg gegen ihn; er hat so viele Feinde, daß er nur durch Zufall ihnen entgeht und selten lassen sie ihn die kleine Anzahl von Tagen, welche die Natur ihm verleiht, leben.

Alle Welt weiß, daß die Hasen sich ein Lager bereiten und die Erde nicht so tief aushöhlen, wie das Kaninchen, um sich einen Bau zu machen; inzwischen hat mir Herr Hettlinger, ein kenntnißreicher Naturforscher, der in diesem Augenblicke Metallgruben in den Pyrenäen ausbeuten läßt, berichtet, daß in den Bergen in der Umgegend von Baigorry die Hasen sich oft zwischen den Felsen Wohnungen ausgraben, was man anderswo nicht beobachtet hat.

Man weiß, daß die Hasen sich nicht gerne an den Orten, wo Kaninchen leben, aufhalten; dagegen scheint auch, daß die Kaninchen in den Gegenden, wo die Hasen zahlreich sind, sich nicht sehr vermehren.

„In Norwegen, sagt Pontoppidan, trifft man nur an wenigen Orten Kaninchen an: die Hasen sind daher im Lande in sehr großer Zahl; ihr im Sommer braunes und graues Haar wird im Winter weiß; sie fangen und fressen Mäuse wie die Katzen; sie sind noch kleiner in Dänemark.“

Ich zweifle sehr, daß diese Hasen Mäuse fressen und dies um so eher, als es nicht die erste wunderbare oder falsche Thatfache seyn würde, die man Pontoppidan vorwerfen könnte.

„Auf der Ile de France, sagt Hr. Graf von Querhoent, sind die Hasen nicht größer als die Kaninchen in Frankreich, sie haben ein weißes Fleisch, ihr Haar ist glatter als an den unsrigen; hinten am Kopfe und im Nacken besitzen sie einen großen, schwarzen Flecken und sind sehr verbreitet.“

Hr. Adanson berichtet ebenfalls, daß die Hasen am Etnegal nicht völlig denen in Frankreich gleichen, sie sind nicht ganz so dick, haben in der Farbe eine Ähnlichkeit mit dem Kaninchen und ein zartes, trefflich schmeckendes Fleisch.



DAS KANINCHEN VON ANCORA.

Ordnung: Nager. id. id.

Das Kaninchen.

Cuniculus. Le lapin.)

Obgleich der Hase und das Kaninchen sowohl im Aeußern wie im Innern eine große Aehnlichkeit mit einander haben, machen sie doch zwei getrennte, für sich bestehende Thierarten aus, indem sie sich nicht mit einander begatten; auf die Behauptung der Jäger aber, daß während der Brunstzeit Hasen und Kaninchen sich wechselseitig bedecken, stellte ich Versuche an, um zu sehn, welchen Erfolg diese Paarung haben könnte. Zu diesem Zwecke ließ ich Kaninchen und Häsinnen und Hasen mit weiblichen Kaninchen mit einander aufziehen; der Versuch lieferte aber kein Resultat und lehrte mich bloß, daß diese Thiere, die an Gestalt sich so gleich sind, doch eine hinlänglich verschiedne Natur besitzen, um nicht einmal Bastarde mit einander zu zeugen. Ein junger Hase und ein weibliches Kaninchen, beide fast von demselben Alter, lebten keine drei Monate zusammen; sobald sie einige Kräfte gewannen, wurden sie Feinde und der unaufhörliche Krieg, den sie mit einander führten, endigte sich mit dem Tode des Hasen. Von zwei Hasen, die ich mit einem weiblichen Kaninchen zusammenthat, erlitt der eine dasselbe Schicksal, und der andere, der sehr hitzig und rüstig war, quälte das Kaninchen unaufhörlich mit seinen Bemühungen, es zu bedecken und tödtete es endlich durch Verwundungen oder vielleicht durch allzu rohe Liebkosungen.

3 oder 4 Kaninchen von verschiednem Alter, die ich mit eben so vielen Häsinnen einsperren ließ, brachten dieselben in längerer oder kürzerer Zeit um, ohne daß eine fruchtbare Begattung unter ihnen stattfand; inzwischen glaube ich doch versichern zu können, daß sie sich einige Male gepaart haben; zum wenigsten ist es gewiß, daß das Männchen trotz dem Widerstande des Weibchens seine Geschlechtslust befriedigt hatte. Auf alle Fälle war mehr Grund vorhanden, von dieser Vereinigung eine Frucht zu erwarten, als von der Paarung eines Kaninchens mit einem Huhne, deren Geschichte wir besitzen und deren Frucht, nach demselben Schriftsteller, ein mit Haaren bedecktes Huhn oder ein mit Federn versehenes Kaninchen seyn müsse; während es nur ein naturwidrig gebautes oder ein zu hitziges Kaninchen war, das in Ermangelung eines Weibchens sich des

Huhnes bediente, wie es jedes andre Möbel mißbraucht haben würde, und die Erwartung, daß aus der Paarung zweier so sehr von einander entfernter Thierarten irgend eine Frucht hervorgehn könnte, ist von aller Wahrscheinlichkeit entblößt, da sogar die Begattung des Hasen und des Kaninchens, zwei Thierarten die so ganz Nachbarn sind, ohne allen Erfolg war.

Die Fruchtbarkeit des Kaninchens ist noch größer als die des Hasen und ohne der Erzählung Wotten's, daß von einem einzigen Kaninchen-Paare, das auf eine Insel gesetzt wurde, gegen das Ende des Jahrs 6000 erzeugt worden seyen, Glauben beizumessen, ist es doch gewiß, daß diese Thiere in den Gegenden, die ihnen zusagen, sich so ungeheuer vermehren, daß das Land sie nicht hinlänglich zu ernähren vermag; sie zerstören Kräuter, Gräser, selbst Geträuche und Bäume, und besäßen wir zu ihrer Vertilgung nicht die Fretchen und Hunde, würden sie die Einwohner aus der Gegend ihres Aufenthalts vertreiben. Das Kaninchen begattet sich nicht blos öfter als der Hase und wirft häufiger eine größere Anzahl Jungen als er; sondern es besitzt auch mehr Hülfsmittel, seinen Feinden zu entfliehn; es entzieht sich leicht den Augen der Menschen und die Löcher, welche es sich in die Erde gräbt, in welche es sich am Tage verbirgt und worin es auch seine Jungen wirft, geben ihm Schutz und Schirm vor Wolf, Fuchs und Raubvogel. Es bewohnt dieselben mit seiner Familie in voller Sicherheit; in seinem Schlupfwinkel erzieht und ernährt es seine Jungen, bis sie 2 Monate alt sind, und führt sie erst, nachdem sie völlig erzogen sind, aus der Höhle; auf diese Weise schützt es dieselben vor allen schädlichen Ereignissen, welchen das junge Alter unterworfen ist, während hingegen die jungen Hasen in größerer Anzahl zu Grunde gehn und in früher Jugend mehr leiden als im Laufe ihres ganzen, folgenden Lebens.

Dies allein genügt zum Beweise, daß das Kaninchen den Hasen an Schlantheit übertriffe; beide sind auf dieselbe Weise geformt und vermögen sich gleichmäßig Löcher auszuhehlen; beide sind in demselben übermäßigen Grade furchtsam, aber der Eine, stumpfsinniger als das Andere, thut nichts weiter als sich ein Lager an der Oberfläche des Erdbodens zu bereiten, so daß er beständig den Gefahren bloßgestellt bleibt, während das Kaninchen, durch seinen sinnigern Instinkt geleit-

tet, sich die Mühe gibt, die Erde auszugraben und sich einen Zufluchtsort zu bauen, und wie sehr dies seine Absicht bei seiner Arbeit ist, beweist der Umstand, daß man das Hauskaninchen nie dasselbe Werk unternehmen sieht; es überhebt sich der Mühe, sich einen Schlupfwinkel zu bereiten, wie das Hausgeflügel es für überflüssig hält, Nester zu bauen, und dies beweist, daß sie vor den Unbequemlichkeiten, denen die wilden Kaninchen und Vögel ausgesetzt sind, sich geschützt fühlen. Man hat oft die Beobachtung gemacht, daß, wenn man einen Kaninchenberg anlegt, die Hauskaninchen, mit welchen man ihn bevölkert, und ihre nächsten Abkömmlinge noch wie die Hasen an der Oberfläche des Bodens verweilen und daß sie erst nach Erduldung vieler Beschwerden und nach Verlauf einer gewissen Anzahl von Geschlechtern anfangen, die Erde auszuhöhlen, um sich in Sicherheit zu bringen.

Die Hauskaninchen besitzen wie alle Hausthiere eine Menge verschiedner Farben; Weiß, Schwarz und Grau sind inzwischen die einzigen, die hier das Spiel der Natur berühren; die schwarzen Kaninchen sind die seltensten; doch gibt es viele völlig weiße, ganz graue, gesprenkelte und von gemischter Farbe.

Alle wilden Kaninchen sind grau und dies ist auch die vorherrschende Farbe unter den zahmen; in jedem Wurf finden sich immer graue und selbst in größerer Anzahl, wenn auch Vater und Mutter beide schwarz oder beide weiß oder Eins weiß und das Andere schwarz waren; selten gebähren sie mehr als zwei oder drei, die ihnen gleichen, wogegen die grauen Kaninchen, wenn auch Hausthiere, gewöhnlich nur Junge von derselben Farbe werfen und nur selten wie durch Zufall weiße, schwarze und von gemischten Farben hervorbringen.

Diese Thiere können sich in dem Alter von 5 oder 6 Monaten paaren, begatten und zeugen; man behauptet, daß sie in ihrer Liebe beständig sind und gemeinlich sich nur einem Weibchen anschließen, welches sie nicht verlassen; das Weibchen ist fast immer hitzig oder doch zum wenigsten im Stande, das Männchen zu empfangen. Es trägt 30 oder 31 Tage und wirft 4, 5 oder 6 und manchmal 7 oder 8 Junge; es hat wie die Häsinnen eine doppelte Bärmutter und vermag in Folge dieses Baues zu zwei verschiedenen Zeiten zu werfen; indessen

scheint es, daß die Ueberfruchtungen bei dieser Thierart nicht so häufig vorkommen als bei der des Hasen, und dies vielleicht grade aus der Ursache, weil die Weibchen weniger oft wechseln, nicht so vielen Abenteuern begegnen und außer der Brunszeit nicht so häufige Paarungen stattfinden.

Einige Tage vor dem Wurfe graben sie ein neues Loch, nicht in grader Linie, sondern im Zickzack und machen am Grunde desselben noch eine Aushöhlung; hierauf rupfen sie sich unter dem Bauche eine ziemliche Menge Wolle aus, aus welcher sie eine Art von Bett für ihre künftigen Jungen machen; während den ersten beiden Tagen verlassen sie dieselben nicht, kommen nur, wenn das Bedürfniß sie drängt, zum Vorschein und kehren gleich, sobald sie gefressen haben, zurück; in dieser Zeit fressen sie sehr viel und sehr schnell, und pflegen und säugen auf diese Weise ihre Jungen länger als 6 Wochen. Bis dahin kennt der Vater sie nicht; er kommt nicht in den Bau, welchen die Mutter gemacht hat; oft sogar, wenn sie sich aus demselben entfernt und ihre Kleinen zurückläßt, verstopft sie den Eingang desselben mit Erde, die sie mit ihrem Harne benetzt hat; wenn die Jungen aber an den Rand des Lochs kommen und Kreuzkraut und andere Kräuter fressen, welche die Mutter ihnen bringt, scheint der Vater sie anzuerkennen; er faßt sie zwischen seine Pfoten, puht ihnen den Pelz, leckt ihnen die Augen und alle haben nach der Reihe gleichen Theil an der väterlichen Sorgfalt; zur selben Zeit macht die Mutter dem Alten viele Liebkosungen und wird oft einige Tage nachher wieder trächtig.

Ein Edelmann in meiner Nachbarschaft, der sich mehrere Jahre hindurch zum Vergnügen mit der Kaninchen-Zucht beschäftigt hat, theilt mir folgende Bemerkungen mit: „Ich begann die Hecke, sagt er, nur mit einem Männchen und einem Weibchen; das Männchen war ganz weiß und das Weibchen völlig grau; unter ihrer sehr zahlreichen Nachkommenschaft gab es mehr Graue als Andere, eine ziemliche Anzahl Weiße und Gemischte und einige Schwarze. Wenn das Weibchen hitzig ist, verläßt das Männchen dasselbe fast gar nicht; sein Temperament ist so glühend, daß ich es in weniger als einer Stunde 5 bis 6mal sich mit dem Weibchen paaren sah.“ Das Weibchen legt sich während der Begattung mit dem Bauche platt auf den Boden, streckt die vier Pfoten aus und läßt

kleine Schreie hören, welche eher Vergnügen als Schmerz verkündigen; ihre Paarungs-Weise gleicht in gewisser Hinsicht jener der Raizen, nur mit dem Unterschiede, daß das Männchen nur sehr wenig das Weibchen in's Genick beißt. Das Vater-Ansehen wird bei diesen Thieren sehr geachtet; ich urtheile so nach der großen Zuverlässigkeit, welche alle Kaninchen gegen ihren ersten Vater, den ich leicht an seiner Weise erkennen konnte und den ich vor allen Männchen dieser Farbe erhalten habe, zeigten. Die Familie mochte sich noch so sehr vergrößern, waren doch die, welche ebenfalls Väter wurden, ihm stets untergeordnet; sobald sie sich um die Weibchen oder um das Futter stritten und schlugen, lief der Großvater, wenn er Geräusch vernahm, in seiner ganzen Kraft herbei, und sobald man ihn erblickte, kehrte Alles zur Ordnung zurück; traf er aber einige an, die wirklich im Kampfe begriffen waren, trennte er sie und gab auf der Stelle ein Straf-Exempel. Eine andere Probe seiner Herrschaft über seine Nachkommenschaft bestand darin, daß, sobald ich pfiß, an welches Zeichen der Rückkehr ich sie Alle gewohnt hatte, sah ich den Großvater, so entfernt sie auch seyn mochten, sich an ihre Spitze stellen und obwohl er zuerst ankam, Alle an sich vorbei ziehen lassen und zuletzt in den Stall gehen. Ich fütterte sie mit Kleien, Roggen, Heu und vielen Wachholder-Sträuchen; sie bedurften mehr als einen Wagen voll in der Woche, sie fraßen davon alle Beeren, die Blätter und die Rinde und ließen nur das grobe Holz liegen; dies Futter gewährte ihnen einen angenehmen Geruch und ein eben so gutes Fleisch als das der wilden Kaninchen."

Diese Thiere leben 8 bis 9 Jahre und werden, weil sie den größten Theil ihres Lebens in ihren Löchern zubringen, wo sie Ruhe und Frieden finden, etwas beleibter als die Hasen. Ihr Fleisch ist ebenfalls an Farbe und Geschmack sehr verschieden; das der jungen Kaninchen ist sehr zart, aber das der Alten immer trocken und hart. Wie ich schon berichtet habe, stammen sie aus den warmen Klimaten her; die Griechen kannten sie und es scheint, daß Griechenland und Spanien die einzigen Länder im Alterthum waren, wo man dieselben fand; von dort verpflanzte man sie in die gemäßigten Himmelsstriche, als nach Italien, Deutschland, Frankreich, wo sie einheimisch geworden sind; in den kältern Ländern aber, wie in Schweden

und im übrigen Norden, kann man sie nur in den Häusern anferziehen und sie gehen zu Grunde, wenn man sie auf dem Felde in Freiheit läßt. Sie lieben im Gegentheil eine außerordentliche Hitze und halten sich in den südlichsten Gegenden von Asien und Afrika auf, wie am persischen Meerbusen, in der Bay von Saldana, in Libien, am Senegal, in Guinea; auch trifft man dieselben auf unsern amerikanischen Inseln an, wohin sie aus Europa verpflanzt worden und sehr gut fortgekommen sind.

Raubthiere.

Einleitung. Bis jetzt war die Rede nur von nützlichen Thieren; die schädlichen sind in unweit größerer Anzahl vorhanden und obwohl Alles was schadet, zahlreicher zu seyn scheint als das, was nützt, ist dennoch Alles gut, denn in der physischen Welt trägt das Böse zum Guten bei und im Grunde schadet kein Wesen der Natur. Wenn schädlich seyn, heißt, lebende Wesen zu zerstören, ist dann nicht der Mensch, als ein Theil des allgemeinen Systems der Wesen betrachtet, die schädlichste Thierart von Allen? Er allein tödtet, vernichtet mehr lebende Wesen als alle Raubthiere zusammen verschlingen. Sie sind demnach nur schädlich, weil sie Nebenbuhler des Menschen sind, dieselben Begierden, denselben Geschmack an Fleisch besitzen und ihm manchmal, um ein Bedürfnis der ersten Nothwendigkeit zu befriedigen, eine Beute streitig machen, die er seinen ausschweifenden Lüste aufbewahrt hatte, denn wir opfern unserer Unmäßigkeit weit mehr Leben, als unsere Bedürfnisse verlangen. Geborne Vernichter der Wesen, die unter uns stehen, würden wir die Natur erschöpfen, wenn sie nicht unerschöpflich wäre, und nicht das Geheimniß besäße, durch eine eben so große Fruchtbarkeit als unsere Vergeudung sich selbst wieder herzustellen und zu erneuern. Es liegt aber in der Ordnung der Natur, daß der Tod dem Leben diene und daß die Wiedergeburt aus der Zerstörung hervorgehe; wie groß, wie unüberlegt die Verschwendung des Menschen und der Raubthiere auch seyn mag, vermindern sie doch nicht das Grundvermögen, die Gesamtsumme des lebenden Stoffes und wenn sie auch den Tod beschleunigen, rufen sie in demselben Zeitverhältnisse die neuen Geburten hervor.

Die Thiere, welche in der Welt durch ihre Größe auf fallen, machen nur den kleinsten Theil der lebenden Substanzen aus; die Erde wimmelt von kleinen Geschöpfen. Jede Pflanze, jedes Theilchen der organischen Materie enthält Tausende unbelebter Atome. Die Pflanzen scheinen das erste Grundver-

mögen der Natur zu seyn, aber dieß Nahrungs-Capital, so reichlich, so unerschöpflich es auch ist, würde kaum der noch größern Zahl von Insecten jeglicher Gattung genügen. Ihre Entstehung, eben so zahlreich und oft schneller als die Erzeugung der Pflanzen, beweist hinlänglich, wie überschwelkend an Menge sie sind; denn die Pflanzen erzeugen sich nur jedes Jahr wieder und es gehört eine ganze Jahreszeit dazu, in ihnen den Samen zu erzeugen, wo hingegen in der Welt der Insecten, vor Allem bei den kleinsten Arten wie die der Blattlaus, eine einzige Jahreszeit für mehrere Geschlechter hinreicht. Sie würden sich also in einem größern Verhältnisse vermehren, als die Pflanzen, wenn sie nicht durch andere Thiere, deren natürliche Nahrung sie sind, wie die Pflanzen und die Samen eine für sie selbst von der Natur bereitete Nahrung zu seyn scheinen, aufgezehrt würden. Auch unter den Insecten gibt es Viele, die nur von andern Insecten leben; es gibt selbst unter ihnen einige Arten, die wie die Spinne ohne Unterschied die andern Gattungen wie ihre eigene auffressen; Alle dienen den Vögeln zum Futter und die Vögel, wilde wie zahme, ernähren den Menschen oder werden eine Beute der Raubvögel.

Der gewaltsame Tod ist mithin fast eine eben so große Natur-Nothwendigkeit als das Gesetz des natürlichen Todes; sie sind zwei Zerstörungs- und Erneuerungs-Mittel, von denen das Eine den Zweck hat, die ewige Jugend der Natur zu erhalten und das Andre die Ordnung in ihren Erzeugnissen bewahrt, indem nur es die Zahl der Einzelwesen in den Arten beschränken kann. Beide sind Wirkungen, die aus allgemeinen Ursachen entspringen; jedes Individuum, was geboren wird, fällt nach Verlauf einer gewissen Zeit von selbst ins Grab, und wenn es frühzeitig durch Andere vernichtet wurde, so geschah dies, weil es überflüssig war. Wie viele werden nicht vor der Zeit zu Grunde gerichtet! Wie viele Blumen werden nicht in ihrem Frühlinge abgemäht, wie viele Rassen werden nicht im Augenblicke der Geburt ausgelöscht, wie viele Keime nicht zertreten, ehe sie sich entwickeln konnten! Der Mensch und die Raubthiere leben nur von Individuen, die schon ganz ausgebildet oder im Begriffe sind, es zu werden; das Fleisch, die Eier, die Samen, die Keime jeglicher Art machen ihre gewöhnliche Nahrung aus; dies vermag schon dem übermäßigen Reichthum der Natur Schranken zu setzen. Man betrachte

auf einen Augenblick irgend eine von jenen niedern Thierarten, welche den andern zu Nahrung dient, z. B. die der Häringe; in Zügen von Millionen füllen sie die Netze unserer Fischer und nachdem sie alle Ungeheuer der nördlichen Meere ernährt haben, liefern sie noch während einem Theile des Jahres allen Völkern von Europa ein Nahrungsmittel. Welches überschwelende, ungeheure Zeugungsvermögen bei diesen Thieren! Was würden die Folgen einer solchen unendlichen Vermehrung seyn, wenn sie nicht durch andere Thiere größtentheils zerstört würden! Sie allein würden die ganze Oberfläche des Meeres bedecken; doch bald würde ihre eigene Anzahl ihnen gefährlich werden, sie würden sich selbst verderben und zu Grunde richten; wegen Mangel an hinreichender Nahrung würde ihre Fruchtbarkeit abnehmen und eine pestartige Krankheit und die Hungersnoth würde das thun, was jetzt der Verzehr der andern Thiere bewirkt; die Zahl dieser Thiere würde also kaum vermehrt und die Zahl derer, die sich von ihnen nähren, würde vermindert werden. Da man dasselbe von allen Thierarten sagen kann, so ist es nothwendig, daß die Einen auf Kosten der Andern leben; der gewaltsame Tod der Thiere ist mithin ein gesetlicher, unschuldiger Gebrauch, weil er sich auf die Natur gründet, und die Thiere nur unter dieser Bedingung geboren werden.

Wir gestehen unterdessen, daß der Beweggrund, welcher an der Gesetzmäßigkeit des gewaltsamen Todes zweifeln läßt, der Menschheit Ehre macht; die Thiere, mindestens die, welche Sinne, Fleisch und Blut besitzen, sind empfindende Wesen, wie wir, sie sind für die Freude empfänglich und fühlen den Schmerz. Es ist mithin eine grausame Unempfindlichkeit, sie, besonders die, welche uns nahe kommen, mit uns leben und deren Empfindung, indem sie sich durch Zeichen des Schmerzens kund gibt, einen Wiederhall in uns findet, ohne Noth aufzuopfern; denn die, deren Natur von der unsrigen verschieden ist, können kaum unser Gefühl berühren. Das natürliche Mitleiden ruht auf Beziehungen zwischen uns und dem Gegenstande, der leidet; es ist um so lebhafter, je größer die Aehnlichkeit, die Gleichheit unserer Naturen sind; man leidet, wenn man seines Gleichen leiden sieht. Das Wort Mitleiden, Mitgefühl drückt dieses Leiden, das man theilt, ziemlich deutlich aus; inzwischen ist es weniger der Mensch, der leidet, als seine Natur, die

sich maschinenmäßig empört und sich von selbst in Einklang mit dem fremden Schmerze setzt. Die Seele hat an diesem Gefühle weniger Theil als der Körper und die Thiere sind für dasselbe eben so empfänglich als der Mensch; ein Schmerzgeschrei bewegt sie, sie eilen zur Hülfe herbei und schauern beim Anblicke einer Leiche ihres Geschlechts zurück; der Schreck und das Mitleid sind mithin weniger Leidenschaften der Seele als natürliche Bewegungen, welche von der Empfindlichkeit des Körpers und von der Aehnlichkeit der Bildung abhängen; dies Gefühl muß sich demnach in dem Grade schwächen, als die Naturen von einander entfernt sind. Ein Hund, den man prügelt, ein Lamm, das man erwürgt, flößen uns einiges Mitleid ein; ein Baum aber, den man abhaut, eine Auster, die man verschlingt, bringen in uns nicht die geringste Bewegung hervor.

Kann man wirklich zweifeln, daß die Thiere, deren Bildung der unsrigen so ähnlich ist, nicht auch den unsrigen ähnliche Empfindungen besitzen? Sie sind empfindlich, weil sie Sinne haben und sind es um so mehr, je thätiger und vollkommener diese Sinne sind. Oder zeigen etwa die, welche stumpfe Sinne haben, ein lebhaftes, feines Gefühl? Fehlen denen, welche das Organ eines Sinnes entbehren, nicht auch alle Empfindungen, welche Bezug auf diesen Sinn haben? Die Bewegung ist die nothwendige Wirkung der Empfindungs-Thätigkeit. Wir haben dargethan, daß, auf welche Weise ein Wesen auch organisirt seyn mag, es seine Empfindungen, sobald es deren hat, nach Außen durch äußere Bewegungen kund geben muß. Deshalb sind die Pflanzen, obwohl gut organisirt, gefühllose Wesen, so wie die Thiere, die gleich ihnen, keine Bewegung besitzen. Deshalb zeigen die unter den Thieren, welche, wie die Pflanze, die man *sensitiva* nennt, nur einer Bewegung auf und in sich selbst fähig sind und keine fortschreitende Bewegung besitzen, oder welche ähnlich den Automaten nur eine kleine Anzahl Verrichtungen ausüben können, und sie immer auf dieselbe Weise ausführen, nur eine schwache Gefühls-Thätigkeit, die obendrein auf eine kleine Anzahl Gegenstände beschränkt ist. Wie viele Automaten gibt es nicht im menschlichen Geschlechte! Wie sehr vermehren Erziehung, gegenseitige Mittheilung der Ideen nicht den Kreis und die Lebhaftigkeit des Gefühls! Welch ein Unterschied in dieser

Hinsicht zwischen dem wilden und civilisirten Menschen, zwischen der Bäuerin und der Weltkame! Auf dieselbe Weise werden die Thiere, welche unsre Hausgenossen sind, durch die Mittheilung empfindungsreicher, während die, welche im Zustande der Wildheit leben, eine natürliche Empfindsamkeit besitzen, die zwar oft sicherer, als die erworbene ist, aber stets einen weit geringeren Umfang hat.

Betrachtet man übrigens das Gefühl als eine natürliche Fähigkeit und selbst unabhängig von seiner sichtbaren Wirkung, d. h. von den Bewegungen, die es nothwendig bei allen Thieren, welche mit Empfindung begabt sind, hervorbringt; kann man dasselbe nach gewissen physischen Beziehungen, die, wie es scheint; man nicht hinlänglich berücksichtigt hat, erkennen, schätzen und dessen verschiedene Stufengrade beinahe bestimmen. Damit die Empfindung in einem organisirten Körper den höchsten Grad der Entwicklung erreiche, muß dieser Körper ein Ganzes bilden; er muß nicht bloß empfindlich in allen seinen Theilen, sondern noch auf eine solche Weise gebaut seyn, daß die empfindlichen Theile in inniger, wechselseitiger Verbindung unter einander stehn, so daß kein Theil erschüttert werden kann, ohne daß er jedem andern Theile in einem gewissen Grade Erschütterung mittheile. Ueberdies muß in dem Geschöpfe ein einziger Hauptmittelpunkt vorhanden seyn, zu welchem die verschiednen Gefühls-Erregungen sich fortpflanzen und auf den wie auf einen allgemeinen und gemeinschaftlichen Stützpunkt die Rückwirkung aller Bewegungen gerichtet ist. Aus diesem Grunde werden die Menschen und die Thiere, welche ihm vermöge ihrer ganzen Bildung am nächsten stehn, unter Allen die empfindsamsten Wesen seyn; die hingegen, welche kein so vollständiges Ganzes ausmachen, deren Theile in nicht so inniger Wechsel-Verbindung mit einander stehn, und die endlich, welche mehrere Mittel- und Sammlungs-Punkte der Empfindung haben und unter einer gemeinschaftlichen Hülle weniger ein vollständiges Ganze, ein vollkommenes Thier ausmachen; sondern mehre getrennte oder von einander verschiedne Mittelpunkte des Lebens besitzen, werden weit weniger empfindsame Wesen seyn. Ein Polyp, den man entzwei schneidet und dessen Stücke, von einander getrennt, noch leben; eine Wespe, deren Kopf nach seiner Trennung vom Körper sich noch bewegt, lebt, handelt und selbst wie früher frist; eine Eidechse, die man weder der

Bewegung noch der Empfindung beraubt, wenn man ihr einen Theil des Körpers abschneidet; ein Krebs, der seine weggenommenen Glieder erneuert, eine Schildkröte, deren Herz lange Zeit noch schlägt, nachdem es aus dem Körper gerissen wurde; alle Insekten, bei denen die Haupt-Eingeweide wie das Herz und die Lunge kein Ganzes in Bezug auf den Mittelpunkt des Thieres bilden, sondern in mehrere Theile geschieden sind, sich nach der Länge des Körpers ausdehnen und, wenn man ~~man~~ so ausdrücken darf, eine Reihfolge von Eingeweiden, Herzen und Luftröhren darstellen; alle Fische, deren Werkzeuge des Blutumlaufts und des Athems weniger Thätigkeit besitzen und weit von denen der Wallfischarten abweichen; endlich alle Thiere, deren Bildung von der unsrigen sich entfernt, haben wenig Empfindung und um so weniger, je größer die Verschiedenheit zwischen uns und ihnen ist.

Beim Menschen wie bei den Thieren, die ihm gleichen, scheint das Zwergfell der Mittelpunkt der Empfindung zu seyn, denn auf sein Nervengeflecht wirken alle Eindrücke des Schmerzens und des Vergnügens und alle Bewegungen des Nervensystems richten sich auf diesen Stützpunkt. Das Zwergfell scheidet den ganzen Thierkörper wagerecht und trennt denselben ziemlich genau in zwei gleiche Theile, von denen der obere das Herz und die Lungen und der untere den Magen und die Gedärme enthält. Diese Haut besitzt eine ungemeine Reizbarkeit und ist für die Fortpflanzung und Mittheilung der Bewegung und der Empfindung so nothwendig, daß die kleinste Verwundung, es sey im Mittelpunkte ihrer Nerven oder in ihrem Umkreise oder selbst in ihren Fortsätzen, immer mit Krämpfen begleitet ist und oft einen gewaltsamen Tod zur Folge hat. Das Gehirn, was man für den Sitz der Empfindungen angesehen hat, ist demnach nicht der Mittelpunkt des Gefühls, indem man es verwunden und anfassen kann, ohne daß der Tod darauf folgt; man hat sogar die Beobachtung gemacht, daß nach Entfernung eines bedeutenden Theils des Gehirns das Thier doch nicht aufhörte, zu leben, sich zu bewegen und an allen seinen Theilen zu empfinden.

Unterscheiden wir nun die Empfindung von dem Gefühl, die Empfindung ist nur eine Erschütterung der Sinne und das Gefühl ist nur diese Empfindung, welche das ganze Nervensystem durch die Erschütterung der ursprünglichen Empfin-

bung in einen angenehmen oder unangenehmen Zustand versetzt hat; ich sage Empfindung, welche das ganze Nerven-System angenehm oder unangenehm erregt hat; denn diese beiden Zustände machen das Wesen des Gefühls aus; sein einziges wesentliches Kennzeichen ist die Freude oder das Vergnügen und der Schmerz und alle Bewegungen, die weder das Eine noch das Andre sind, erscheinen uns, wenn gleich sie in unserm Innern vorgehen, gleichgültig und machen keinen Eindruck auf uns. Von dem Gefühle hängt jede äußere Bewegung und die thätige Aeußerung aller Kräfte des Thieres ab; es ist nur in soweit thätig, als es gereizt wird, d. h. als es fühlt, und jener Theil, den wir als den Mittelpunkt des Gefühls ansehen, wird auch der Mittelpunkt der Kräfte oder wenn man eher will, der gemeinschaftliche Stützpunkt seyn, auf den sie hinwirken. Das Zwergfell ist im Thiere das, was in der Pflanze der Knoten ist; beide theilen sie der Quere nach, beide dienen zum Stützpunkte der entgegengesetzten Kräfte, denn die Kräfte, welche in einem Baume die Theile, welche den Stamm und die Aeste bilden sollen, in die Höhe treiben, nehmen ihre Richtung auf den Wurzelknoten, so wie die entgegengesetzten Kräfte, welche die Stoffe, die zur Bildung der Wurzel dienen sollen, nach unten treiben.

Wenn man nur eine etwas genaue Beobachtung anstellt, wird man leicht erkennen, daß alle innern Regungen, lebhaften Bewegungen, Anreizungen des Vergnügens, Schmerzen, Ekel, Uebelfeit, Ohnmachten, kurz alle kräftigen Eindrücke von Empfindungen, die sich unter der Form des Angenehmen oder Unangenehmen dem Bewußtseyn des Thieres ausdringen, ihre Wirkungen im Innern des Körpers und selbst in der Gegend des Zwergfells äußern; dagegen gibt sich kein Merkzeichen des Gefühls im Gehirne kund und dort stellen sich nur die geläuterten Empfindungen oder vielmehr die Vorstellungen dieser einfachen Empfindungen von jedem Merkmale des Gefühls gesäubert dar; man erinnert sich nur, man ruft nur ins Gedächtniß zurück, daß diese oder jene Empfindung uns angenehm oder unangenehm war und wenn dieser Thätigkeit, die im Gehirne vor sich geht, ein lebhaftes und wirkliches Gefühl folgt, empfinden wir den Eindruck desselben im Innern des Körpers und immer in der Gegend des Zwergfells. Daher hat auch die Frucht, in welcher diese Haut ohne alle Thätigkeit ist, kein

Gefühl oder ein so schwaches, daß sie keine Bewegungen erzeugt; die kleinen Bewegungen, welche die Frucht macht, sind deshalb weit eher maschinenmäßig als daß sie von Empfindungs-Bewegungen des Willens abhängen.

Wie auch immer der Stoff seyn mag, der dem Gefühle zum Träger dient und die Muskel-Bewegung hervorbringt, ist es doch sicher, daß er sich durch die Nerven fortbewegt und sich in einen unendlich kleinen Augenblick von einem Ende des Nervensystems bis zum andern fortpflanzt. Wie die Weise auch seyn mag, auf welche diese Bewegung vor sich geht, es sey durch Schwingungen, wie in elastischen Saiten oder durch ein ätherisches Feuer, ähnlich dem elektrischen Stoffe, der nicht nur in dem belebten wie in allen andern Körpern wirkt, sondern selbst ohne Anshören durch die Bewegungen des Herzens und der Lungen, durch das Reiben des Blutes an die Wandungen der Pulsadern und durch die Einwirkung der äußern Ursachen auf die Sinnes-Werkzeuge erzeugt wird; ist es doch gewiß, daß die Nerven und die häutigen Ausbreitungen derselben die einzigen empfindenden Theile im Thierkörper sind. Das Blut, die Lymphe und alle andere Flüssigkeiten, das Fett, die Knochen und alle andere feste Theile sind an sich unempfindlich; das Gehirn ist es auch; es ist eine weiche Masse ohne Elastizität und aus diesem Grunde unfähig, die Bewegungen, die Schwingungen oder die Erschütterungen des Gefühls hervorzubringen, fortzupflanzen oder mitzutheilen. Die Hirnhäute hingegen sind sehr empfindlich; sie bilden die Hüllen aller Nerven, haben wie die Nervenäste ihren Ursprung im Kopfe und begleiten dieselben bis in ihre kleinsten Verzweigungen; sie sind so zu sagen verflachte Nerven von derselben Substanz, besitzen fast denselben Grad der Federkraft und machen einen nothwendigen Theil des empfindenden Systems aus. Wenn man daher annehmen will, daß der Sitz der Empfindungen im Kopfe sey, so muß er in den Hirnhäuten liegen nicht in dem markigen Theile des Gehirns, dessen Substanz gänzlich verschieden ist.

Was zu der Meinung, daß der Sitz aller Empfindungen und der Mittelpunkt der ganzen Gefühls-Sphäre sich im Gehirn befinde, Veranlassung gab, ist die Wahrnehmung, daß die Nerven, welche die Organe des Gefühles sind, sich alle im Gehirn endigen; hieraus schloß man, daß das Gehirn der

einzigste gemeinschaftliche Theil sey, der alle Erschütterungen, alle Eindrücke in sich aufnehmen könne.

Dies allein hat hingereicht, um aus dem Gehirne die Quelle des Gefühls, das wesentliche Organ der Empfindungen, mit einem Worte das *Sensorium commune* (das gemeinschaftliche Gefühls-Organ) zu machen. Diese Annahme erschien so einfach und natürlich, daß man keine Rücksicht auf die physische Unmöglichkeit, die sie in sich schließt und die doch hinlänglich deutlich ist, nahm; denn wie vermag ein an sich unempfindlicher Theil, eine weiche und unthätige Masse, wie das Gehirn, das Organ des Gefühls und der Bewegung zu seyn; wie ist es möglich, daß dieser weiche und unempfindliche Theil nicht allein die Eindrücke empfangen, sondern sie auch lange Zeit bewahre und die Erschütterungen in alle feste und unempfindliche Theile fortpflanze? Man wird vielleicht mit Descartes oder mit Hr. de la Peyronie behaupten, daß nicht im Gehirn, sondern in der Zirbeldrüse oder in dem kalkösen Körper jenes Grundvermögen seinen Sitz habe; man braucht aber nur einen Blick auf die Bildung des Gehirns zu werfen, um einzusehen, daß diese Theile, nemlich die Zirbeldrüse und der Hirnbalken, in welche man den Sitz der Empfindungen hat verlegen wollen, nicht mit den Nerven zusammenhängen, daß sie beide von der unempfindlichen Masse des Gehirns umgeben und von den Nerven auf eine Weise getrennt sind, daß sie keine Bewegungen von denselben empfangen können und diese Beobachtungen stürzen die obige Annahme eben so gut um, wie die erste.

Welchen Zweck hat aber denn das Gehirn und welche sind die Einrichtungen dieses so edlen, wesentlichen Theiles? Findet sich das Gehirn nicht in allen Thieren? Ist es nicht im Menschen, in den Vierfüßern, Vögeln, die alle viel Gefühl besitzen, größer, wie in den Fischen, Insekten und andern, die dessen wenig haben? Hört nicht die Bewegung auf, verschwindet nicht jede Thätigkeit, sobald es gedrückt wird? Wenn dieser Theil das Prinzip der Bewegung nicht ist, warum ist er dann so nothwendig, so wesentlich? Warum steht er bei jeder Thierart im graden Verhältnisse mit der Menge der Gefühle, mit denen es begabt ist?

Ich glaube diese Fragen, so schwierig sie auch erscheinen mögen, auf eine genügende Weise beantworten zu können.

nen; aber um dies zu können, muß man sich entschließen, das große Gehirn mit mir für einige Augenblicke wie das kleine Gehirn zu betrachten, und nur das in demselben annehmen, was man nach einer genauen Untersuchung und nach einer besonnenen Erforschung in demselben findet. Das kleine Gehirn, wie das verlängerte Hirnmark und das Rückenmark, die nur Fortsetzungen des Gehirns sind, ist eine Art von Schleim, der kaum organisirt ist; man unterscheidet in demselben nur die Enden der kleinen Pulsadern, welche in Menge sich in dasselbe ergießen und kein Blut, sondern eine weiße, ernährende Lympher dahin bringen. Wenn man die Theile des kleinen Gehirns der Maceration (Einweichung) unterwirft, erscheinen die kleinen Pulsadern oder die Lymphgefäße in ihrer ganzen Länge in Form von sehr lockern Netzen; die Nerven hingegen dringen nicht in die Substanz des kleinen Gehirns; sie legen sich nur an dessen Oberfläche, indem sie vorher ihre Festigkeit und Federkraft verlieren und die äußersten Enden der Nerven, d. h. die Enden nach dem Gehirne hin, sind weich und fast schleimig.

„Dieser Darstellung nach, die nichts Hypothetisches enthält, scheint das Gehirn, welches von den Lymphgefäßen ernährt wird, den Nerven dafür ihren Nahrungsstoff zu bereiten und daß man die Nerven als eine Art von Baum ansehen muß, der, aus dem Gehirne in Stämmen und Aesten hervorgehend, sich später in eine unendliche Anzahl von Zweigen vertheilt. Das Gehirn ist den Nerven, was die Erde den Pflanzen ist; die Gehirnenenden der Nerven sind die Wurzeln, die, wie in jeder Pflanze, zarter und weicher als die Stämme und die Aeste sind; sie enthalten einen ziehbaren Stoff, der zur Nahrung und zum Wachsthum des Nervenbaumes geeignet ist; sie ziehn diesen Nahrungsstoff aus der Substanz des Gehirns selbst, dem die Pulsadern ohne Unterbrechung die nöthige Lympher zu dessen Ersetzung zuführen. Das Gehirn würde mithin anstatt der Sitz der Empfindungen, die Urquelle der Bewegungen zu seyn, nur ein Organ der Ausscheidung und der Ernährung, aber ein sehr wesentliches Organ seyn, ohne welches die Nerven weder ernährt werden noch wachsen könnten.“

Im Menschen, in den Vierfüßern und in den Vögeln ist dieses Organ größer, weil die Zahl oder der Massenumfang der

Nerven bei ihnen größer ist, als bei den Fischen und Insekten, deren Gefühl aus diesem Grunde auch schwach ist; sie haben ein kleines Gehirn, das im Verhältniß mit der kleinen Menge Nerven, die es ernährt, steht. Bei dieser Gelegenheit kann ich mich nicht erwähnen, die Bemerkung zu machen, daß der Mensch nicht, wie man behauptet hat, ein größres Gehirn wie jedes andre Thier habe; denn es gibt Affen- und Wallfisch-Arten, welche im Verhältnisse zu dem Umfange ihres Körpers ein größres Gehirn besitzen als der Mensch, eine Thatsache, die wiederum beweist, daß das Gehirn weder der Sitz der Empfindungen noch die Quelle der Bewegung ist, weil in diesem Falle jene Thiere mehr Empfindung und Bewegung besitzen müßten als der Mensch.

Betrachtet man die Weise, wie die Ernährung der Pflanzen vor sich geht, wird man beobachten, daß sie aus der Erde und dem Wasser nicht die groben Theile ziehen; die Stoffe müssen durch die Hitze in feine Dämpfe verwandelt werden, damit die Wurzeln sie aufsaugen können. Auf gleiche Weise geschieht die Ernährung der Nerven vermittelt der feinsten Theile der Hirn-Feuchtigkeit, welche von den Enden oder Wurzeln der Nerven aufgesaugt und von dort in alle Aeste und Zweige des Empfindungssystems verführt werden. Dies System bildet, wie wir schon gesagt haben, ein Ganzes, dessen Theile in einer solchen engen Verbindung, in einer solchen innigen Wechselwirkung stehen, daß man keinen verletzen kann, ohne auf eine gewaltsame Weise alle zu erschüttern; die Verwundung, das Zerren des kleinsten Nerven langt hin, die lebhafteste Erregung in Allen hervorzubringen und den Körper frampfhast zu erschüttern; und man kann den Schmerz und die Krämpfe nur beseitigen, indem man oberhalb dem Orte der Verwundung den Nerven durchschneidet; aber nach dieser Durchschneidung bleiben alle Theile, in welche der Nerv sich verbreitete, für immer unbeweglich und unempfindlich. Das Gehirn darf weder als eine den Nerven ähnliche Masse noch als ein organischer Theil des Nervensystems betrachtet werden, weil es weder dieselben Eigenschaften noch die nemliche Substanz besitzt, und weder fest, noch elastisch, noch empfindlich ist. Ich gebe zu, daß alle Gefühlsthätigkeit aufhört, sobald auf dasselbe gedrückt wird; aber dies beweist selbst, daß es ein dem Nervensysteme fremder Körper ist, der durch sein

Gewicht, auf die Enden der Nerven wirkend, sie zusammenpreßt und betäubt, wie eine Last auf dem Arme; Wein oder auf irgend einem andern Theile des Körpers die Nerven betäubt und die Empfindung lähmt. Dies Aufhören der Empfindung vermittelt eines Drucks auf die Nerven ist in der That nur eine Unterbrechung, ein vorübergehendes Einschlafen; denn so bald die Zusammenpressung des Gehirns beseitigt ist, kehrt die Empfindung wieder und die Bewegung wird wieder hergestellt. Ich räume ebenfalls ein, daß nach einer Zerreißung der Marksubstanz und nach einer Verwundung des Gehirns, die bis in den Hirnbalken dringt, Krämpfe, Gefühllosigkeit und selbst der Tod erfolgen; aber durch eine solche Verletzung werden die Nerven völlig aus ihrem normalen Zustande gerissen; sie werden, um mich so auszudrücken, entwurzelt und alle insgesammt an ihrem Ursprunge verwundet.

Zu diesen Gründen könnte ich besondere Thatfachen fügen, welche ebenfalls beweisen, daß das Hirn weder der Sitz der Empfindungen noch die Urquelle der Bewegung ist. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Thiere und selbst Kinder ohne Kopf und Gehirn geboren wurden und dennoch Empfindung, Bewegung und Leben besaßen. Es gibt ganze Thierklassen, als die Insekten oder Würmer, bei welchen das Gehirn weder eine bestimmte Masse bildet noch eine merkliche Größe besitzt; sie haben nur einen Nerventheil, welcher dem verlängerten Hirnmarke und dem Rückenmarke entspricht.

Man würde demnach weit mehr Grund haben, den Sitz der Empfindung in das Rückenmark, das keinem Thiere fehlt, als ins Gehirn, welches kein allgemeiner Theil und nicht allen empfindlichen Wesen eigen ist, zu verlegen.

Das größte Hinderniß des Fortschritts der menschlichen Kenntnisse liegt weniger in den Gegenständen unsers Erkennens selbst, als in der Art, wie man sie betrachtet; wie verwickelt auch die Maschine unsers Körpers seyn mag, ist doch immer noch einfacher als unsere Vorstellungen von derselben. Es ist weniger schwierig die Natur so aufzufassen, wie sie ist, als sie in den Vorstellungen, die man von ihr sich macht, wieder zu erkennen; sie hüllt sich nur in einen Schleier, wir geben ihr aber eine Larve und bedecken ihr Angesicht mit unsern Vorurtheilen; wir nehmen an, daß sie handle und wirke, wie wir handeln und denken; inzwischen liegen ihre

Handlungen am Tage und unsre Gedanken sind dunkel; wir bringen in ihre Werke die abgezogenen Begriffe unsres Geistes, leihen ihr unsre Mittel, beurtheilen ihre Zwecke nach unsern Absichten und gesellen unaufhörlich zu ihren Schöpfungen, die beständig und zu ihren Handlungen, die stets sicher sind, die täuschenden und veränderlichen Bilder unsrer Einbildungskraft.

Ich rede hier nicht von jenen rein willkürlichen Systemen, nicht von jenen leichtfertigen erträumten Hypothesen, bei welchen man auf den ersten Blick erkennt, daß man uns ein Luftbild statt der Wirklichkeit gibt; ich meine hier nur die Methoden, die man zur Erforschung der Natur befolgt; selbst der Weg der Versuche hat mehr Irrthümer als Wahrheiten erzeugt. Dieser Weg, wenn auch der sicherste, ist es doch nur in sofern, als man ihn unter richtiger Leitung betritt; sobald man nur etwas von dem wahren Wege abweicht, verirrt man sich in unfruchtbare Gegenden, wo man nur dunkel einige zerstreute Gegenstände erblickt; demohngeachtet strengt man sich an, sie zu sammeln, ihnen gemeinschaftliche Beziehungen und Eigenthümlichkeiten unterzulegen und man glaubt, der Weg sey geebnet, wenn man ihn wohlgefällig in seinen Windungen hin- und herwandelt und alle Welt verfolgt ihn, nimmt die Methode an und sieht die Folgen derselben für Grundsätze an, wenn sie auch zu keinem Ziele führen. Die Wahrheit des Gesagten könnte ich durch die Darstellung des nackten Ursprungs desjenigen, was man in allen Wissenschaften metaphysische Grundsätze, abgezogene oder reale, nennt; in den ersten ist die Abstraction, d. h. eine oder mehrere Voraussetzungen, die allgemeine Grundlage; in den Letztern sind die Grundsätze nichts weiter als die gegründeten oder ungegründeten Folgerungen der Methoden, die man befolgte. Um hier nur von der Anatomie zu reden, glaubte nicht der Erste, welcher den natürlichen Widerwillen überwand, einen menschlichen Körper zu öffnen, daß er, indem er ihn aufschnitt, zertheilte und in allen seinen Theilen beschaute, bald den Bau, den Mechanismus und die Verrichtungen desselben zu erkennen? Als aber der Gegenstand unendlich verwickelter erschien, als man vermuthet hatte, mußte man auf diese Anmaßung Verzicht leisten, und war genöthiget, sich eine gewisse Methode zu bilden, nicht um zu erkennen und zu beurtheilen, sondern einzig um zu beobachten und

mit Ordnung zu sehen. Diese Methode war nicht das Werk eines einzelnen Menschen, indem Jahrhunderte nothwendig waren, um sie zu vervollkommen und noch heut zu Tage einzig unsere geschicktesten Zergliederer beschäftigt. Unterdessen ist diese Methode nicht die Wissenschaft selbst; sie ist nur der Weg, der dahin führen sollte und der vielleicht wirklich dahin geführt hätte, wenn man, anstatt unausgesetzt auf derselben Linie eines engen Pfades vorwärts zu schreiten, man den Weg der Natur erkannt und die Anatomie des Menschen und der Thiere in gleichem Grade ausgebildet hätte. Welche wahre Kenntniß vermag man aus einem vereinzelteten Gegenstande zu schöpfen? Beruht nicht die Wurzel aller Wissenschaften in der Vergleichung, welche der menschliche Geist zwischen ähnlichen und verschiedenen Gegenständen, zwischen ihren Analogien und entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten und allen ihren beziehungsweisen Eigenschaften anstellt? Das Unbedingte und Unbegrenzte, wenn es wirklich existirte, fällt nicht in den Kreis unserer Kenntnisse; wir beurtheilen und können auch die Dinge nur nach den Verhältnissen, die sie unter sich haben, beurtheilen. Aus diesem Grunde kann man zu keiner wahren Erkenntniß und noch weniger zu einem allgemeinen Grundsatz gelangen; sobald man sich nach einer Methode nur mit einem Gegenstande beschäftigt und ihn allein für sich und unabhängig von dem, was ihm ähnlich und unähnlich ist, betrachtet; auf diesem Wege kann man nichts weiter als Namen und Beschreibungen des Gegenstandes und aller seiner Theile geben. Aus diesem Grunde ist auch seit dreitausend Jahren, seitdem man menschliche Leichen secirt, die Anatomie nur ein Namen-Verzeichniß, und kaum sind einige Schritte, um ihren wahren Zweck, welcher die Wissenschaft des thierischen Lebens ist, zu erreichen, gethan worden. Welche Mängel finden sich nicht in der Methode selbst, die doch klar und einfach seyn müßte, da sie nur auf Anschauung beruht und nichts weiter als Benennungen erzielt! Da man die Kenntnisse der Namen für die wahre Wissenschaft genommen hat, so war auch der Fleiß einzig dahin gerichtet, die Zahl der Namen zu vermehren, anstatt die der Dinge zu begrenzen; man vertiefte sich in die Einzelheiten, wollte Verschiedenheiten finden, wo Alles ähnlich war, glaubte neue Sachen entdeckt zu haben, indem man neue Namen erfand und beschrieb mit peinlicher Genauigkeit

die kleinsten Theile und nannte die Beschreibung irgend eines noch kleinern Theiles, der von den frühern Anatomen übersehen oder vernachlässigt worden war, eine Entdeckung. Die Benennungen selbst, welche oft von Gegenständen, die in keiner Beziehung zu denen, die man bezeichnen wollte, standen, hergenommen waren, dienten nur dazu, die Verwirrung zu vermehren. Was sind die Theile im Gehirne, die man Testes und Nates genannt hat, anders als Theile des Gehirns, die dem Ganzen ähnlich sind und die keinen besondern Namen verdienen? Diese Namen, auf gut Glück angenommen oder nach einem Vorurtheile ertheilt, haben später neue Vorurtheile und zufällige Meinungen veranlaßt; andere Namen, die man Gegenständen, die man schlecht beobachtet hatte oder die selbst gar nicht vorhanden waren, ertheilt hat, waren neue Quellen von Irrthümern. Welche Einrichtungen und Dienste hat man nicht der Zirbeldrüse und dem vorgeblichen leeren Raum, welchen man Gehirn-Wölbung nennt, beigelegt, während die Eine nichts weiter als eine Drüse und von der Andern es noch sehr zweifelhaft ist, ob sie besteht, indem vielleicht jener leere Raum nur durch die Hand des Anatomen und durch die Zergliederungs-Methode hervorgebracht ward?

Das Schwierigste in den Wissenschaften ist daher nicht die Erkenntniß der Dinge, welche den unmittelbaren Gegenstand derselben ausmachen; sondern die Nothwendigkeit, sie vorher von zahllosen Hüllen, mit denen man sie bedeckt hat, zu entkleiden, ihnen alle falsche Farben, mit denen man sie übertüncht hat, abzustreifen, den Grund und die fruchtbringenden Erfolge der Methode, der man bei ihrer Erforschung gefolgt ist, zu untersuchen, das Willkürliche aus ihr zu scheiden und endlich die Vorurtheile und die angenommenen Irrthümer, welche jene Mischung des Willkürlichen mit dem Wirklichen gebiert, zu erkennen; dies Alles ist nothwendig, um die Natur wieder zu finden; um sie aber zu erkennen, braucht man nichts weiter, als sie mit sich selbst zu vergleichen. In dem körperlichen Haushalte des Thieres erscheint sie uns höchst geheimnißvoll und verborgen, nicht bloß, weil der Gegenstand an sich sehr verwickelt und die Dekonomie des menschlichen Körpers von allen Natur-Erzeugnissen die wenigst einfache ist; sondern, weil man sie nicht mit ihr selbst verglichen und die Mittel der Vergleichung, die allein im Stande waren, uns

Licht zu gewähren, vernachlässigt hat und auf diesem Wege nicht aus dem Dunkel der Zweifel oder aus der Leere der Hypothesen herauskam. Wir besitzen Tausende von Büchern über die Beschreibung des menschlichen Körpers und kaum haben wir einige angefangene Bruchstücke über die der Thiere. In dem Menschen hat man die kleinsten Theile aufgesucht, benannt und beschrieben, während wir noch nicht einmal wissen, ob man diese kleinen Theile und selbst die größten bei den Thieren wieder findet. Gewissen Organen schreibt man gewisse Berrichtungen zu, ohne zu untersuchen, ob diese Berrichtungen bei den Thieren, denen jene Organe mangeln, nicht wirklich vorhanden sind. Auf diese Weise hat man sich bei allen Erklärungen, die man von verschiednen Theilen der thierischen Oekonomie gegeben hat, dem doppelten Nachtheile ausgesetzt, daß man gleich Anfangs auf den verwickeltsten Gegenstand seine Studien gerichtet und dann zur Erklärung dieses Gegenstandes Systeme entworfen hat, die weder einen Stützpunkt in der Vergleichung noch eine Unterstützung in der Analogie hatten.

Im Verlaufe dieses Werkes wird einer ganz verschiednen Methode gefolgt; stets die Natur mit ihr selbst vergleichend, haben wir sie in ihren Beziehungen, Gegensätzen und äußersten Enden betrachtet und, um nur hier die Theile, welche Bezug auf die thierische Oekonomie haben, und die abzuhandeln wir bis jetzt Gelegenheit hatten, als die Zeugung, die Sinne, die Bewegung, das Gefühl, die Natur der Thiere, zum Beispiele anzuführen, wird man leicht erkennen, daß die einzige Kunst, welche wir bei dieser Arbeit, die manchmal weitläufig, aber immer nothwendig war, um die falschen Vorstellungen zu beseitigen, die Vorurtheile zu zerstören und das willkührlich Angenommene von dem Wirklichen zu trennen, anwandten, die Vergleichung war. Wenn es uns gelang, einiges Licht über diese Gegenstände zu verbreiten, muß man es weniger dem Genie als dieser Methode zuschreiben, der wir beständig folgten und die wir so allgemein und so ausgedehnt entwickelt haben, als der Umfang unsrer Kenntnisse es erlaubte, und da wir täglich durch die Erforschung und anatomische Untersuchung der innern Theile der Thiere uns neue Kenntnisse erwerben und da man überdies zum wenigsten alle verschiedne Thierarten auf unsre Weise durchforscht haben muß, um mit Grund eine Erklärung der thierischen Oekonomie zu wagen; werden wir

uns auch nicht beeilen, allgemeine Ideen eher aufzustellen, als bis wir die besondern Ergebnisse aus einander gelegt haben.

Wir begnügen uns damit, an einige Thatsachen zu erinnern, die, obgleich sie mit der Theorie über die Empfindungen des Hungers zusammenhangen, über welche wir jetzt nicht ausführlicher reden wollen, doch hinreichen werden, um den Beweis zu liefern, daß der Mensch, auch im Naturstande, sich nie darauf beschränkt hat, blos von Kräutern, Samen und Früchten zu leben; sondern zu jeder Zeit gesucht hat, wie die Mehrzahl der Thiere, sich von Fleisch zu ernähren.

Die pythagoräische Lebensart, von alten und neuern Philosophen gerühmt und selbst von einigen Aerzten anempfohlen, ward nie von der Natur angedeutet. „In der Kindheit des Menschen-Geschlechts, im goldnen Zeitalter, lebte der Mensch, unschuldig wie die Taube, nur von Eicheln und trank nur Wasser; überall seine Nahrung findend, lebte er ohne Sorgen, unabhängig und stets mit sich und mit den Thieren in Frieden; aber sobald er seinen Adel vergaß und seine Freiheit aufopferte, indem er sich mit Andern verband, trat der Krieg, das eiserne Zeitalter an die Stelle des Friedens und des goldnen Alters; Grausamkeit, Gierde nach Fleisch und Blut waren die ersten Früchte einer verderbten Natur, deren Entsittlichung Sitten und Künste vollendeten.“

Dies haben zu allen Zeiten gewisse strenge Philosophen, ihrem Temperamente nach zur Wildheit geneigt, dem Menschen der Gesellschaft vorgeworfen und ihren persönlichen Stolz auf die Erniedrigung des ganzen Menschen-Geschlechts erhöhend, haben sie dies Bild entworfen, das nur durch den Gegensatz Werth erhält und weil es vielleicht gut ist, den Menschen manchmal die angenehmen Lustbilder eines reinen Glückes vorzuführen.

War aber dies Ideal der Unschuld, der hohen Mäßigkeit, der gänzlichen Enthaltung von Fleisch, der vollkommensten Ruhe, des tiefsten Friedens je vorhanden? Ist es nicht vielmehr eine Lobrede, eine Fabel, in welcher man den Menschen wie ein Thier behandelt, um uns Lehren und Beispiele aufzustellen? Kann man annehmen, daß es Tugenden gab, ehe eine menschliche Gesellschaft bestand? Darf man mit auf-

richtigem Herzen behaupten, daß der Verlust des Standes der Wildheit unser Bedauern verdiene und daß der Mensch als wildes Thier eine höhere Würde besaß, als der civilisirte Mensch in der bürgerlichen Gesellschaft? — „Ja, denn alle Unglücke entspringen dem Menschen aus der Gesellschaft und was liegt daran, daß der Naturstand keine Tugenden kannte, wenn er nur Glück gewährte, wenn der Mensch nur weniger unglücklich in demselben war, als er jetzt ist? Freiheit, Gesundheit, Stärke, sind sie nicht der Weichlichkeit, der Sinnelust und der Wollust, welche in Begleitung der Sklaverei kommen, vorzuziehen? Die Befreiung von Leiden hält wohl dem Genuße der Vergnügungen das Gleichgewicht, und was bedarf es mehr, um glücklich zu seyn, als nichts mehr zu wünschen?“

Wenn dieses wahr ist, müssen wir auch zu gleicher Zeit zugeben, daß es angenehmer ist, zu vegetiren als zu leben, nichts zu begehren, als sein Verlangen zu befriedigen, in einem fühllosen Schlummer zu liegen, als die Augen zu öffnen und zu sehn und zu genießen; wenn dieses wahr ist, müssen wir einwilligen, unsre Seele in einer betäubten Starrsucht, unsren Geist in der Finsterniß zu lassen und weder die Eine noch den Andern in Thätigkeit zu setzen, um uns über die Thiere zu erheben und nichts weiter zu seyn, als Massen roher Stoffe, welche an die Erdscholle gebunden sind.

Doch anstatt zu streiten, laßt uns untersuchen; nachdem wir Gründe aufgestellt haben, laßt uns Thatfachen anführen. Vor unsern Augen haben wir nicht den idealen, sondern den wirklichen Zustand der Natur. Der Wilde, welcher die Einöden bewohnt, ist er ein ruhiges Thier? Ist er ein glücklicher Mensch? Wir wollen übrigens mit einem Philosophen, einem der stolzeſten Tadler der Menschheit, nicht annehmen, daß zwischen dem Naturstand und dem Wilden und zwischen diesen und uns noch ein großer Unterschied herrsche; die Zeiträume, welche vor der Erfindung der Sprache verflossen, weit länger gewesen seyn, als die Zeitalter, deren es bedurfte, um die Zeichen und die Sprachen zu vervollkommen; denn ich bin der Meinung, daß, sobald man eine vernünftige Erklärung der Thatfachen sucht, man sich von allen Voraussetzungen entfernen und es sich zum Gesetze machen muß, seine Zuflucht nur dann zu ihnen zu nehmen, wenn man alles erschöpft hat, was die Na-

tur uns gewährt. Nun sehn wir aber, daß wir durch kaum merkliche Stufen von den aufgeklärtesten und civilisirtesten Nationen zu weniger kultivirten heruntersteigen; von diesen zu rohern, die aber noch immer Königen und Gesezen unterthan sind; von den Barbaren zu den Wilden, die sich auch nicht alle gleichen, bei welchen hingegen man eben so viele verschiedene Schättirungen antrifft als bei den gebildeten Völkern; die Einen bilden zahlreiche Nationen, welche Führern unterworfen sind; Andre, zu kleinern Gesellschaften vereint, gehorchen nur Sitten und Gebräuchen; die einsamsten und unabhängigesten endlich bilden doch Familien und sind ihren Vätern unterwürfig. Ein Reich und ein Monarch, eine Familie und ein Vater sind die beiden äußersten Enden der Gesellschaft; diese Enden sind auch zugleich die Grenzen der Natur. Würde man nicht, wenn die Natur über diese Grenze hinausgegangen wäre, in irgend einer Einöde der Erdfugel Thier-Menschen angetroffen haben, ohne Sprache, ohne Verständniß der Stimme und der Zeichen, Mann und Weib zerstreut und die Jungen verlassen zc.? Ich behaupte sogar, daß, in dem Falle man nicht annimmt, die menschliche Körperbeschaffenheit sey ehemals gänzlich verschieden von der jetzigen gewesen und das Wachsthum weit schneller vor sich gegangen, es nicht möglich ist, die Behauptung aufzustellen, daß es je eine Zeit gab, wo der Mensch nicht im Familienkreise lebte, indem die Kinder zu Grunde gehen würden, wenn sie nicht mehre Jahre hindurch gewartet und gepflegt würden; während die Jungen der Thiere nur einige Monate ihrer Mutter bedürfen. Diese physische Nothwendigkeit würde mithin schon allein hinreichen, den Beweis zu liefern, daß das Menschen-Geschlecht sich nur unter dem Schutze der Gesellschaft erhalten und fortpflanzen kann und das Zusammenleben des Vaters und der Mutter mit den Kindern natürlich ist, weil sie den Letztern nothwendig sind. Diese Vereinigung kann aber nicht verfehlen, eine gegenseitige und dauerhafte Anhänglichkeit zwischen den Eltern und dem Kinde zu erzeugen und diese Folge langt wieder hin, daß sie sich in ihrem Verkehre an Gebärden, Zeichen, Töne, mit einem Worte, an Ausdrücke des Gefühls und Bedürfnisses gewöhnen; dies bestätigt auch die Erfahrung, indem die einsamsten Wilden, wie andre Menschen, den Gebrauch der Zeichen und des Wortes besitzen,

Der reine Naturstand ist also ein bekannter Zustand; es ist der Stand des Wilden, welcher zwar in der Dede, aber in Familie lebt, seine Kinder erkennt, von ihnen wieder erkannt wird und sich des Wortes und des Zeichens bedient, um sich verständlich mitzutheilen. Das wilde Mädchen, was in den Wäldern der Champagne eingefangen wurde; der wilde Mensch, den man in den Forsten von Hannover fand, beweisen das Gegentheil nicht; sie lebten in gänzlicher Abgeschlossenheit und konnten demnach keine Idee von Gesellschaft, keinen Gebrauch des Wortes und der Zeichen besitzen. Wären sie sich aber nur ein einziges Mal begegnet, würde der Hang der Natur sie beiderseitig angezogen und das Vergnügen sie verbunden haben; sie würden Anfangs unter sich die Sprache der Liebe und später unter sich und mit ihren Kindern die Sprache der Zärtlichkeit geredet haben. Diese beiden Wilden waren überdies aus der Gesellschaft hervorgegangen und sind wahrscheinlich nicht in einem frühen Alter, wo sie umgekommen wären, sondern im 4ten, 5ten oder 6ten Jahre, kurz in einem Alter im Wald ausgesetzt worden, wo sie hinlängliche Körperkräfte besaßen, um sich ihren Lebensunterhalt zu verschaffen und noch zu schwach am Geiste waren, die Vorstellungen, die ihnen mitgetheilt worden waren, zu bewahren.

Untersuchen wir also den Menschen im reinen Naturstande, d. h. den Wilden im Familienleben näher. Bei einigem Ge-
 deihen wird er bald der Führer einer zahlreichen Gesellschaft seyn, deren Mitglieder dieselben Sitten haben, dieselben Gebräuche beobachten und dieselbe Sprache reden. Beim dritten oder vierten Geschlechte werden neue Familien entstehen, die zwar getrennt wohnen mögen, die aber immer durch die gemeinschaftlichen Bande der Sitten und Sprache verknüpft bleiben und eine kleine Nation bilden werden, die im Laufe der Zeit sich vermehren und je nachdem die Umstände sich begünstigen, zu einem Volke heranwachsen oder in jenem Zustande der wilden Nationen, den wir kennen, verharren wird. Hauptsächlich wird dies von der Nähe oder der Entfernung dieses jungen Geschlechts von civilisirten Menschen abhängen. Wenn sie, unter einem milden Himmel, in einem fruchtbaren Lande, ein bedeutendes Gebiet in Freiheit besitzen können und über die Grenzen desselben hinaus nur Wüsten oder Menschen, wie sie, antreffen, werden sie wild bleiben und nach den Um-

ständen Feinde oder Freunde ihrer Nachbarn seyn: wenn sie aber unter einem rauhen Himmel, in einer undankbaren Gegend sich gegenseitig durch zu große Anzahl belästigen und ihr Gebiet zu eng für sich finden; werden sie Kolonien ausführen oder in bewaffneten Horden über ihre Grenze brechen, sich ergießen und sich mit andern Nationen, deren Eroberer oder Sklaven sie geworden sind, vermischen. In jedem Stande also, in allen Lagen und Himmelsstrichen hat der Mensch einen natürlichen Hang zur Gesellschaft; derselbe ist die beständige Wirkung einer nothwendigen Ursache, indem diese aus dem innersten Kerne des Menschengeschlechts selbst, nemlich aus seiner Zeugung, entspringt.

So viel über die Gesellschaft; sie ist, wie man gesehen, auf die Natur gegründet. Untersuchen wir gleichfalls die Eßneigungen und den Geschmack der Wilden, werden wir finden, daß kein einziger sich bloß von Früchten, Kräutern und Samen nährt; Alle Fleisch und Fisch jeder andern Nahrung vorziehen; daß reines Wasser ihnen mißfällt und sie Mittel suchen, sich selbst ein weniger geschmackloses Getränk zu bereiten oder es sich aus der Fremde zu verschaffen. Die Wilden des Südens trinken die Palmen-Milch; die des Nordens stürzen in großen Zügen den widerlichen Wallfischthran herunter; Andre brauen gährende Getränke und Alle zeigen den entschiedensten Geschmack, die lebhafteste Leidenschaft für hitzige Getränke. Ihre Betriebsamkeit, durch die Noth der ersten Bedürfnisse gelehrt und angeregt durch ihre natürlichen Neigungen, beschränkt sich auf die Anfertigung von Jagd- und Fischgeräthschaften. Ein Bogen, Pfeile, eine Keule, Netze und ein Boot sind das Höchste ihrer Kunst, die keinen andern Zweck hat, als ihnen eine Nahrung, die ihrem Geschmacke angenehm ist, zu verschaffen und was ihr Geschmack nicht verwirft, ist auch nicht nachtheilig für ihre Gesundheit. Wie wir schon früher bemerkt haben, ist der Mensch außer Stande, sich einzig von Pflanzen zu ernähren; er würde an Erschöpfung sterben, wenn er keine nachhastern Speisen zu sich nähme. Da er nur einen Magen und kurze Därme hat, vermag er nicht wie der Ochse, der vier Magen und einen sehr langen Darmkanal besitzt, eine große Masse dieser magern Nahrung zu verschlingen, was aber durchaus nöthig wäre, um die Güte durch die Menge zu ersetzen. Dasselbe gilt in gewisser Hinsicht auch von Früch-

ten und Samen; sie würden dem Menschen nicht genügen; er bedürfte ihrer noch einer zu großen Masse, um die Menge organischer Ur-Theile, welche zu seiner Ernährung nothwendig sind, daraus zu ziehen und wenn auch das Brod aus den reinsten Theilen des Getreides bereitet wird und das Getreide selbst, wie die andern Kornarten und Gemüse, welche durch Kunst vervollkommenet worden sind, eine nahrhaftere und substanzreichere Nahrung bieten, als die Samen; würde doch der Mensch, der zu seiner Ernährung bloß auf Brod und Gemüse angewiesen wäre, kaum ein schwaches und hinwelfendes Leben führen.

Seht jene frommen Einsiedler, die sich von Allem enthalten, was Leben hatte; die aus religiösen Beweggründen auf die Gaben des Schöpfers Verzicht leisten, sich der Sprache entäußern, die Gesellschaft fliehen, sich in heilige Mäueren einschließen, durch welche die Natur nicht dringen kann; eingekerkert in diese Zufluchtsörter oder vielmehr in diese lebenden Gräber, wo man nur den Tod einathmet, zeigen sie auch ein Todten gleiches Gesicht, erloschne Augen und werfen nur lebensmüde Blicke um sich; ihr Daseyn scheint sich nur durch Anstrengungen zu erhalten; sie essen und befriedigen das Bedürfniß der Ernährung nicht; wenn auch durch ihre glühende Andacht aufrecht erhalten (denn der Zustand des Kopfes wirkt auf den des Körpers), leisten sie doch nur wenige Jahre hindurch dieser grausamen Enthaltksamkeit Widerstand; ihr Leben ist weniger ein Leben, als ein tägliches Sterben durch einen frühzeitigen selbstherbeigeführten Tod und sie sterben nicht, indem sie aufhören zu leben; sondern, indem sie ihr immerwährendes Sterben beschließen.

Die Enthaltksamkeit von jeglichem Fleische stimmt demnach so wenig mit der Natur überein, daß sie dieselbe vielmehr zu Grunde richtet; wäre der Mensch zu einer solchen Lebensart genöthigt, würde er, zum mindesten in unsern Klimaten, weder ausdauern, noch sich fortpflanzen können. Vielleicht könnte diese Lebensweise in den südlichen Ländern möglich seyn, wo die Sonne die Säfte der Früchte zuckerreicher kocht, die Pflanzen nahrhafter, die Wurzeln saftreicher und die Getreidearten mehltiger sind; dennoch bilden die Brahminen eher eine Sekte als ein Volk und ihre, wenn auch uralte, Religion hat sich doch

faum über die Grenzen ihrer Schulen und nie über die Mar-
tungen des indischen Klima's ausgedehnt.

Diese auf Metaphysik gegründete Religion ist ein auf-
fallendes Beispiel von dem Schicksale menschlicher Meinungen.
Wenn man die Trümmer, die uns noch übrig bleiben, zusam-
menliest, kann man nicht zweifeln, daß die Wissenschaften im ho-
hen Alterthume angebaut und vielleicht in einem höhern Grade
ausgearbeitet waren als jetzt. Vor uns erkannte man, daß
alle belebte Wesen unzerstörbare, ewig lebende Atome enthalten,
die von einem Körper zum andern übergehn. Diese Wahr-
heit, von den Weltweisen und später von einer großen An-
zahl Menschen aufgefaßt, erhielt sich nur während den ersten
Sahrhunderten des Lichts in ihrer Reinheit; als aber eine Um-
wälzung der Geistes=Finsterniß auf sie folgte, erinnerte man
sich der organischen, lebenden Ur=Theile nur, um sich den
Wahn zu schaffen, daß alles Lebende in dem Thiere ein un-
zerstörbares Ganze ausmache, das sich nach dem Tode vom
Körper trenne; man nannte dies ideale Ganze Seele, wie
man bald als ein in allen Thieren wirklich vorhandenes Wes-
sen ansah; indem man nun mit diesem erträumten Wesen die
wahre, aber entstellte Lehre vom Uebergange der lebenden
Atome in Verbindung setzte, gerieth man auf die Meinung,
daß diese Seele nach dem jedesmaligen Tode des Thieres von
Körper zu Körper ewig fortwandre. Man schloß selbst den
Menschen nicht aus; bald verband man die Moral mit der
Metaphysik und zweifelte nicht, daß dies dem Tode überle-
bende Wesen auf seinen Wandrungen seine Gefühle, Neigun-
gen, Begierden bewahre. Die schwachen Köpfe schauderten
vor dieser Lehre zurück. In der That, welches Grausen mußte
den Menschen nicht bei dem Gedanken erfassen, daß seine
Seele, beim Ausgange aus ihrer jetzigen, angenehmen Woh-
nung, in den scheußlichen Körper eines schmutzigen Thieres
einfahren müsse. Man fühlte andre Schrecken (jede Furcht
hat ihren Aberglauben); man fürchtete seine Geliebte oder sei-
nen Vater zu ermorden, wenn man ein Thier tödtete; man
achtete alles Vieh, betrachtete es als seine Verwandtschaft und
stellte endlich die Lehre auf, daß man sich aus Liebe und
Pflicht von Allem enthalten müsse, was Leben besitze. Dies
ist der Ursprung und der Fortgang dieses religiösen Glaubens,
der älteste in Indien, ein Ursprung, der hinreichend beweist,

daß die Wahrheit, die man der Menge überliefert, bald ent-
 stellt wird; daß eine philosophische Meinung nur zur Volks-
 meinung wird, indem sie ihre Form verändert, daß sie aber
 mittelst dieses Formwechsels zu einer Volksreligion wer-
 den kann, die um so fester gegründet liegt, je allgemeiner
 das Vorurtheil verbreitet ist, und um so geachteter seyn wird,
 je mehr sie uns, auf der Grundlage verstandener Wahrheiten
 ruhend, nothwendig in Dunkelheiten gehüllt ist und demnach
 gemeinnisshaltig, hehr und unbegreiflich erscheint; daß endlich
 diese Religion, indem die Furcht sich zur Ehrfurcht gesellt,
 in Aberglauben, lächerliche Cultusübungen ausartet, die in-
 zwischen Wurzel schlagen und Sitten und Gebräuche erzeugen,
 die man Anfangs gewissenhaft beobachtet, die aber, allmählig
 von ihrer ursprünglichen Gestalt abweichend, sich mit der Zeit
 in einem solchen Grade verändern, daß die Lehre, der sie ih-
 ren Ursprung verdanken, sich nur durch falsche Ueberlieferungen
 und Sprüchwörter erhält und endlich sich in Kindermärchen
 und andre Abgeschmacktheiten verliert. Man muß hieraus den
 Schluß ziehen, daß jede Religion, die auf menschliche Meinun-
 gen gegründet ist, falsch und wechselvoll ist und daß Gott
 allein uns die wahre Religion verleihen konnte, welche, da
 sie nicht von unsern Meinungen abhängt, unerschütterlich, un-
 veränderlich ist und immer dieselbe bleiben wird.

Kehren wir zu unserm Gegenstande zurück. Die vollstän-
 dige Enthaltung von Fleisch kann die Natur nur entkräften.
 Will der Mensch seine Gesundheit bewahren, muß er sich nicht
 allein dieser festen Nahrung bedienen, sondern selbst mit dem
 Geruche des Fleisches wechseln; will er den höchsten Grad der
 Rüstigkeit erreichen, muß er das auswählen, was seiner Na-
 tur am meisten zusagt, und da er sich einzig dadurch in Thä-
 tigkeit zu erhalten vermag, daß er sich neue Empfindungen
 verschafft, muß er den Wahrnehmungen seiner Sinne die größte
 Ausdehnung geben, die Speisen wie die andern Sinnesgegen-
 stände mannigfaltig wechseln und dem Widerwillen, der durch
 die Einformigkeit der Nahrung verursacht wird, zuvorkommen;
 doch hüte er sich vor Ausschweifungen, die noch schädlicher als
 die Enthaltensamkeit sind.

Die Thiere, welche wie der Mensch nur einen Magen
 und kurze Gedärme besitzen, sind wie er genöthigt sich von
 Fleisch zu ernähren. Von diesem Verhältnisse und dieser Wahr-

heit wird man sich überzeugen, wenn man auf dem Wege der Beschreibung den verhältnißmäßigen Umfang des Darmkanals in den Raubthieren mit dem bei den Grassessern vergleicht; man wird stets finden, daß diese Verschiedenheit ihrer Lebensweise von ihrem Baue abhängt und daß sie eine mehr oder weniger nahrhafte Speise zu sich nehmen, je größer oder kleiner der Raum der Vorrathskammer ist, welche die Nahrung in sich aufnimmt.

Inzwischen darf man hieraus nicht die Folgerung ziehen, daß die Thiere, welche nur von Pflanzen leben, durch eine physische Nothwendigkeit auf diese einzige Nahrung angewiesen sind, wie die Fleischfresser durch dieselbe Nothwendigkeit gezwungen werden, sich von Fleisch zu ernähren; wir behaupten bloß, daß die Thiere, welche mehre Magen oder sehr geräumige Gedärme besitzen, die substanzreichere Nahrung, die den andern nothwendig ist, entbehren können; wir sagen aber nicht, daß sie von dieser Nahrung keinen Gebrauch machen könnten; hätte ihnen die Natur Waffen, nicht allein zur Verteidigung, sondern auch zum Angriffe und zum Fange gegeben, würden sie sich vielleicht derselben bedient und an Fleisch und Blut sich bald gewöhnt haben, indem man die Erfahrung gemacht hat, daß Kälber, Schafe, Ziegen und Pferde begierig Milch und Eier, die doch thierische Nahrungsmittel sind, fressen und ohne durch Angewöhnung unterstützt zu werden, sich nicht weigern, gehacktes und mit Salz gewürztes Fleisch zu fressen. Man könnte daher die Behauptung aufstellen, daß der Geschmack am Fleisch und den andern festern Nahrungsmitteln ein allgemeiner Hang aller Thiere ist, der mit mehr oder weniger Heftigkeit oder Mäßigkeit, gemäß dem besondern Baue jedes Thieres, sich kund gibt; denn, um die ganze Natur als Zeuge aufzurufen, findet sich dieser Hang nicht allein beim Menschen und den vierfüßigen Thieren, sondern auch bei den Vögeln, Fischen, Insecten und Würmern, denen letztern das Fleisch am Ende vorzugsweise bestimmt zu seyn scheint.

Die Ernährung wird in allen Thieren durch die organischen Atome bewirkt, die, von dem unverdaulichen Theile der Nahrung durch die Verdauungsthätigkeit abgesondert, sich dem Blute beimischen und allen Theilen des Körpers sich vertheilen; aber unabhängig von dieser großen Wirkung, welche der Hauptzweck der Natur zu seyn scheint und die im Verhältnisse zu der Beschaffenheit der Nahrungsmittel steht, erzeugen

die organischen Urtheile eine andere, die nur von der Menge derselben, d. h. von ihrer Masse und vor. ihrem Umfange abhängt. Der Magen und die Gedärme sind geschmeidige Häute, welche im Innern des Körpers einen bedeutenden Raum einnehmen; damit diese Häute sich fortwährend in ihrem ausgedehnten Zustande erhalten und den Kräften der andern Theile, welche in ihrer Nachbarschaft liegen, ein Gleichgewicht entgegenstellen können, müssen sie immer zum Theil angefüllt seyn. Wenn aus Mangel an Nahrungsmitteln dieser große Raum völlig leer ist, werden die Häute, von innen aus in ihrem Widerstande nicht mehr unterstützt, sich schwächen, ihre Wandungen sich nähern und an einander legen; dies bringt Erschöpfung und Schwäche hervor, welche die ersten Zeichen des dringendsten Bedürfnisses sind. Die Nahrungsmittel dienen demnach, ehe sie zur Ernährung des Körpers verwendet werden, ihm als Ballast. Ihre Gegenwart, ihre Masse ist nothwendig, um das Gleichgewicht zwischen den innern Theilen, die Alle auf Einen und Einer auf Alle wirken und rückwirken, zu erhalten; wenn man aus Hunger stirbt, so geschieht dies weniger, weil es dem Körper an Nahrung als an Ballast fehlt; aus diesem Grunde suchen die Thiere, besonders die Gefräßigsten, wenn sie durch Hunger gequält oder durch die Abspannung, welche die innere Leere veranlaßt, an Nahrung erinnert werden, den Magen nur zu füllen und verschlingen Erde und Steine. Wir haben in dem Magen eines Wolfes Thonerde gefunden, sahen Schweine Lehm fressen und die meisten Vögel verschlucken Kieselsteine u. und dieses nicht aus Bezierde, sondern aus Noth, indem das dringendste Bedürfniß nicht darin besteht, das Blut durch neuen Speisefast zu erfrischen, sondern das Gleichgewicht der Kräfte in den großen Theilen der thierischen Maschine zu erhalten.

Der Wolf.

(Lupus. Le loup.)

Der Wolf gehört zu jenen Thieren, welche die heftigste Begierde nach Fleisch besitzen. Obwohl er zugleich mit diesem Hange von der Natur die Mittel erhielt, ihn zu befriedigen und von ihr Waffen, List, Beweglichkeit, Stärke, kurz alles empfing, was nothwendig ist, seine Beute aufzuspüren, anzugreifen, zu besiegen und zu verschlingen; stirbt er doch oft vor

DER GEMEINE WOLF.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Hund. (Canis.)

Pl. 19.



DER SCHWARZE WOLF.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

Hunger, weil der Mensch ihm den Krieg erklärt, ihn selbst geächtet hat, indem er einen Preis auf seinen Kopfe setzte und ihn nöthigte zu fliehen und seinen Aufenthalt in den Wäldern zu suchen, wo er nur einige wilde Thiere findet, die ihm durch die Raschheit ihres Laufes entgehen und die er nur durch Zufall oder Geduld überfallen kann, indem er ihnen lange Zeit und oft vergeblich an den Orten, durch welche sie kommen, auflauert. Er ist von Natur unbeholfen und zaghaft; das Bedürfnis macht ihn aber erfindrich und die Noth kühn; durch Hunger gequält, troht er der Gefahr, fällt selbst die Thiere, welche unter dem Schutze des Menschen stehn und besonders die an, welche er leicht fortschleppen kann, als Lämmer, kleine Hunde, junge Ziegen. Glückt ihm dieser Raubzug, kommt er häufig auf denselben zurück, bis er von Menschen und Hunden verwundet oder gejagt und mißhandelt worden ist, wo er sich dann am Tage in seiner Grube verborgen hält, nur des Nachts auf Raub ausgeht, die Felder durchstreicht, um die Jungen schleicht und verlassene Thiere raubt; er greift die Schafhürden an, krazt und gräbt unter der Schwelle sich durch, stürzt wüthend in den Stall und mordet alles nieder, bevor er seine Beute aus sucht und fortträgt. Bringen ihm seine Raubzüge nichts ein, kehrt er nach dem Walde zurück, sucht, späht, verfolgt die Fährte, jagt und setzt den wilden Thieren in der Hoffnung nach, daß ein anderer Wolf ihnen den Weg verrenne, sie auf ihrer Flucht ergreife und mit ihm den Raub theile. Hat der Hunger aber den höchsten Grad erreicht, stellt er sich jeder Gefahr bloß; greift Weiber und Kinder an, stürzt mandymal sogar über Männer her und wird wüthend durch diese ausschweifenden Anstrengungen, die gewöhnlich mit Raserei und Tod sich endigen.

Der Wolf gleicht dem Hunde im Innern wie im Aeußern in einem solchen Grade, daß er nach derselben Form gebildet zu seyn scheint; inzwischen zeigt er höchstens nur die Rückseite des Gepräges und gibt die Charakterzüge des Hundes nur unter einem entgegengesetzten Gesichtspunkte wieder; wenn auch die Gestalten sich ähnlich sind, ist doch das, was aus der Form entspringt, ganz entgegengesetzt; ihr Naturell ist so verschieden, daß keine Verträglichkeit zwischen ihnen stattfindet; sie zeigen selbst von Natur aus einen fast unüberwindlichen Widerwillen gegen einander und sind geborne Feinde

aus Naturtrieb. Ein junger Hund schaudert bei dem bloßen Anblick eines Wolfes; er flieht, sobald er nur den Geruch wittert, der, wenn ihm auch neu und unbekannt, ihm einen solchen Abscheu einflößt, daß er sich zitternd zwischen die Beine seines Herrn legt; ein Fleischerhund, der seine Kräfte kennt, sträubt das Haar empor, wird zornig, greift ihn muthig an, sucht ihn in die Flucht zu schlagen und bietet alle seine Kräfte auf, um sich von einer so gehässigen Gegenwart zu befreien; nie begegnen sie sich, ohne aus einander zu fliehen oder zu kämpfen und sich bis zum letzten Athemzug, bis zum Tode zu streiten. Ist der Wolf der stärkere, zerreißt und verschlingt er seinen todten Feind; der großmüthigere Hund hingegen begnügt sich mit dem Siege und findet nicht, daß die Leiche eines Feindes gut rieche; er läßt den Körper zum Fraße der Raben und selbst der andern Wölfe liegen; denn die Wölfe fressen einander auf und wenn ein Wolf bis zum Tode verletzt ist, folgen die andern seinen Blutspuren und rotten sich zusammen, um ihn alsdann gemeinschaftlich abzuthun.

Selbst der wilde Hund hat kein grimmig scheues Naturell; er läßt sich leicht zähmen, schließt sich an und bleibt seinem Herrn treu. Der Wolf, jung aufgegriffen, wird zahm, aber nicht vertraulich; die Natur ist stärker als die Erziehung, mit den Jahren nimmt er seinen grimmig wilden Charakter wieder an und kehrt, sobald er Gelegenheit findet, wieder in den Stand der Wildheit zurück. Die Hunde, selbst die größten, suchen die Gesellschaft andrer Thiere; von Natur aus sind sie geneigt, ihnen zu folgen und sie zu begleiten und bloß der Instinkt und nicht die Erziehung lehrt sie, Heerden zu führen und zu bewachen. Der Wolf ist im Gegentheil der Feind der Gesellschaft; er lebt selbst nicht mit denen seiner Art zusammen; sammeln sich mehre, geschieht es nicht, um eine Bandengesellschaft, sondern um eine Kriegsgrotte zu bilden, welche mit einem gewaltigen Lärm und mit einem schrecklichen Geheule sich vereint und die Absicht hat, irgend ein großes Thier, einen Hirsch, einen Ohsen, anzugreifen oder sich von einem gefürchteten Hottund zu befreien. Sobald ihr Kriegezug beendet ist, trennen sie sich wieder und jeder kehrt stille in seine Einöde zurück; selbst zwischen dem Männchen und Weibchen besteht keine große Gemeinschaft; sie suchen sich nur einmal

im Jahre auf und bleiben nur eine kurze Zeit zusammen. Im Winter gerathen die Wölfinnen in Brunst; mehrere Männchen bewerben sich um ein und dasselbe Weibchen und diese Zusammenrottung ist noch blutiger als ihr gemeinschaftlicher Kriegszug, denn sie streiten grimmig und blutig um den Besiz des Weibchens; sie knurren, heulen, kämpfen, zerreißen sich und häufig geschieht es, daß sie den, welchem das Weibchen den Zug gab, in Stücke zerfetzen. Gewöhnlich flieht die Wölfin lange, ermüdet alle ihre Bewerber und flieht sich am Ende, wenn die andern schlafen, mit dem rüstigsten oder geliebtesten davon.

Die Brunst dauert nur 12 oder 14 Tage und beginnt bei den ältesten Wölfinnen; die jüngern gerathen erst später in Hitze. Die Männchen haben keine bestimmte Brunstzeit und können sich zu jeder Zeit begatten; sie gehen von Weibchen zu Weibchen über, nach der Reihesfolge als diese in den Zustand der Brunst treten; sie genießen zuerst die Alten gegen das Ende des Decembers und hören mit den Jungen im Monate Februar oder Anfangs März auf. Die Tragzeit beläuft sich ungefähr auf $3\frac{1}{2}$ Monat und man findet neugeborne Wölfe vom Ende Aprils bis in den Monat Juli. Diese Verschiedenheit der Dauer der Tragzeit einer Wölfin, die länger als 100 Tage trächtig ist und einer Hündin, die schon am 60sten Tage wirft, beweist, daß der Wolf und der Hund, schon durch ihr Naturell so verschieden, es auch durch das Temperament und durch das Ergebnis einer der Hauptverrichtungen der thierischen Oekonomie sind. Auch sind Hund und Wolf für ein und dasselbe Thier von Niemanden gehalten worden, als von den Nomenklatoren in der Naturgeschichte, welche, die Natur nur oberflächlich kennend, sie nie in ihrer ganzen Ausdehnung betrachten; sondern sie nur in der Absicht untersuchen, um sie in ihr System zu zwingen und auf ihre Methode zurück zu führen, die immer irrig ist und oft durch die That sachen widerlegt wird. Der Hund und die Wölfin können sich nicht paaren; es gibt keine Mittelrassen und Zwischenstufen zwischen ihnen; sie besitzen ein ganz entgegengesetztes Naturell, ein ganz verschiednes Temperament. Der Wolf lebt länger als der Hund; die Wölfinnen tragen nur einmal im Jahre, die Hündinnen werfen zwei oder drei Mal. Diese so hervorstechenden Verschiedenheiten sind mehr als hinreichend

zum Beweise, daß diese Thiere zwei entfernt von einander liegende Arten sind; übrigens erkennt man leicht, wenn man sie in genaue Betrachtung zieht, daß der Wolf auch im Aeußern durch wesentliche und beständige charakteristische Züge von dem Hunde abweicht; das Aussehen des Kopfes ist verschieden und die Form der Knochen ist es ebenfalls; der Wolf besitzt eine schrägliegende Augenhöhle, einen gesenkten Augapfel, breitere Augen, die während der Nacht leuchten; er heult ~~zu~~ zu heulen, er hat verschiedenartigere Bewegungen als der Hund, einen gleichmäßigeren, gleichförmigeren, obwohl einen rascheren und beschleunigteren Gang, einen viel stärkeren und weniger geschmeidigen Körper, rüstigere Glieder, dickere Kinnladen und Zähne und ein rauheres und gedrängteres Haar.

Unterdessen gleichen sich diese Thiere weit mehr durch die Bildung ihrer innern Theile; sie begatten sich wie die Hunde und haben selbst wie diese eine knochige Ruthe, die mit einer Wulst umgeben ist, welche während der Paarung aufschwillt und die Trennung verhindert. Wenn die Wölfinnen im Begriffe sind zu werfen, suchen sie in der Tiefe des Waldes eine Grube, einen dicht bewachsenen Ort, in dessen Mitte sie einen ziemlich bedeutenden Raum ebnen, indem sie mit den Zähnen die Dornen abbeißen und wegreißen; hierauf schleppen sie dort eine große Menge Moos zusammen und bereiten ihren Jungen ein bequemes Lager. Gewöhnlich werfen sie 5 oder 6, manchmal 7 oder 8 und selbst 9 Junge, doch nie unter 3. Sie werden mit geschlossnen Augen geboren, wie die Hunde; die Mutter säugt sie einige Wochen hindurch und lehrt sie bald Fleisch fressen, das sie ihnen durch Vorkauen zubereitet. Einige Zeit nachher bringt sie ihnen Feldratten, junge Hasen, Rebhühner und lebendiges Geflügel; die jungen Wölfe spielen Anfangs mit den Thieren und beenden die Spielerei mit der Erwürgung derselben, wo alsdann die Wölfin sie pflückt, abledert, zerreißt und jedem seinen Theil davon gibt. Nach Verlauf von 6 Wochen oder 2 Monaten gehen sie aus ihrer Geburtsgrube heraus; sie folgen dann ihrer Mutter, die sie zum Saufen nach irgend einem hohlen Baumstamm oder nach einer nahen Pflüze führt und sie nach dem Lager zurückbringt oder, wenn sie Gefahr fürchtet, sie nöthigt, sich an einen andern Ort zu verbergen. Sie begleiten die Mutter mehrere Monate hindurch. Wenn die Jungen angegriffen

werden, vertheidigt sie dieselben mit aller Kraft und selbst mit Wuth, wenn sie auch zu jeder andern Zeit wie alle Weibchen furchtsamer als das Männchen ist; sobald sie aber Junge hat, wird sie kühn, scheint nichts zu fürchten und stellt sich jeder Gefahr bloß, um sie zu retten; sie verläßt dieselben erst dann, wenn ihre Erziehung vollendet ist und sie sich stark genug fühlen, der Hülfe der Mutter nicht mehr zu bedürfen. Gewöhnlich geschieht die Trennung nach 10 Monaten oder einem Jahre, wenn ihre Milchzähne, die mit dem 6ten Monate ausfallen, ersetzt sind und sie für den Raub hinlängliche Kräfte, geeignete Waffen und Fähigkeiten erlangt haben.

Die Männchen und Weibchen sind ungefähr in dem Alter von zwei Jahren zeugungsfähig. Man darf glauben, daß die Weibchen, wie fast bei allen andern Thierarten, frühzeitiger mannbar werden als die Männchen; sicher ist es aber, daß sie spätestens im zweiten Winter ihres Lebens in Brunst gerathen, was ein Alter von 18 oder 20 Monaten voraussetzt, und daß eine Wölfin, die ich auffütterte, erst im dritten Winter d. h. nach einer längern Zeit als $2\frac{1}{2}$ Jahr hitzig wurde.

Die Jäger versichern, daß in jedem Wurf mehr Männchen als Weibchen geboren werden; dies bestätigt die Beobachtung, die zum wenigsten in diesen Himmelsstrichen allgemein zu seyn scheint, daß bei allen Thierarten, um bei den Menschen zu beginnen, die Natur mehr Männchen als Weibchen hervorbringt. Sie behaupten auch, daß es Wölfe gibt, die beim Eintritt der Brunstzeit sich dem Weibchen anschließen und es bis zum Augenblicke begleiten, wo dasselbe im Begriffe ist zu werfen; sobald dieser Zeitpunkt erscheint, sticht sich die Wölfin weg und verbirgt sorgfältig ihre Jungen aus Furcht, daß der Vater bei der Geburt sie auffresse; sobald sie aber geboren sind, fühlt er Neigung zu denselben, bringt ihnen Nahrung und wenn die Mutter durch einen Unglücksfall den Jungen fehlt, nimmt er ihre Stelle ein und trägt wie sie Sorge für dieselben. Ich vermag diese Thatsachen, die mir sogar etwas widersprechend erscheinen, nicht zu bewahrheiten.

Diese Thiere, welche 2 oder 3 Jahre wachsen, leben 15 bis 20 Jahre, was mit dem, was wir über viele andere Thierarten bei denen die Zeit des Wachsthum den siebenten Theil ihrer ganzen Lebensdauer ausmacht, bemerkt haben, übereinstimmt. Im Alter werden die Wölfe weiß und ihre

Zähne sind dann alle abgenutzt. Sie schlafen, wenn sie ihren Hunger gestillt haben oder ermüdet sind, aber mehr am Tage als in der Nacht und ihr Schlaf ist immer leicht. Sie sausen häufig, und während der Trockenheit, wenn sie kein Wasser in den Fuhrgeleisen oder in alten Baumstämmen antreffen, kommen sie mehr als einmal des Tages zu den Pfützen und Bächen. Obwohl sie sehr gefräßig sind, ertragen sie den Hunger leicht; sie können 4 oder 5 Tage ohne Futter zubringen, wenn es ihnen nur nicht an Wasser mangelt.

Der Wolf besitzt eine große Stärke, vorzüglich in den vordern Theilen des Körpers, in den Muskeln des Halses und der Kinnlade. Er trägt in seinem Rachen einen Hammel fort, ohne daß derselbe die Erde berührt und läuft zu gleicher Zeit rascher als die Hirten, so daß nur die Hunde ihn einholen und ihm die Beute abjagen können. Er beißt grimmig und immer mit um so größerer Erbitterung als geringer der Widerstand ist, den er findet; denn gegen die Thiere, die sich vertheidigen können, verfährt er mit Vorsicht. Er fürchtet für sich und kämpft nur aus Noth und nie aus einem Muthes. Wenn ihn ein Schuß trifft und die Kugel in ein Glied zerschlägt, schreit er; doch wimmert er nicht wie der Hund, wenn er mit Stöcken erschlagen wird; er ist zäher, weniger empfindlich und rüstiger; läuft, rennt, streicht ganze Tage und Nächte herum und ist unermüdet und vielleicht von allen Thieren am schwersten durch eine Heze zu erlegen. Der Hund ist sanft und muthig, der Wolf furchtsam, wenn auch grimmig; sobald er in eine Falle fällt, ist sein Schreck so groß und dauert so lange, daß man ihn ohne Selbstvertheidigung tödten oder ihn ohne Widerstand fangen kann; man kann ihm einen Halsband umlegen, ihn anketten, ihm einen Maulkorb umthun und ihn überall, wohin man will, führen, ohne daß er es wagt, das geringste Zeichen des Zornes oder selbst des Muthes zu äußern. Der Wolf besitzt treffliche Sinneswerkzeuge und hat ein gutes Auge und Gehör und vor Allem einen ausgezeichneten Geruch; er wittert oft in größerer Ferne als er sieht und die Ausdünstungen von Leichen locken ihn über eine Stunde herbei; in gleicher Entfernung riecht er die lebenden Thiere und jagt sie eine lange Zeit, indem er ihre Spur verfolgt. Er verfehlt nie, sich unter den Wind zu stellen, wenn er den Wald verläßt; im Rain steht er still,

schnüffelt nach allen Seiten und nimmt auf diese Weise die Ausdünstungen von todtten oder lebenden Körpern, die der Wind aus der Ferne zu ihm bringt, wahr. Er zieht das lebende dem todtten Fleische vor; demohngeachtet frist er das verdorbenste Luder. Er liebt Menschenfleisch und würde vielleicht kein anderes fressen, wenn er der stärkere wäre. Man hat die Erfahrung gemacht, daß Wölfe den Kriegsheern folgen, in großer Zahl auf die Schlachtfelder, wo man die Leichen nur nachlässig verscharrt hatte, kommen, sie wieder auswählen und mit unerfättlicher Begierde verschlingen und diese Wölfe, die einmal an Menschenfleisch gewohnt sind, werfen sich später über Menschen her, greifen eher den Hirten als die Heerde an, fressen Weiber, schleppen Kinder weg &c. Man hat diese bössartigen Wölfe *Behrwölfe* genannt, d. h. Wölfe, vor denen man sich wahren muß.

Oft muß sich zur Vertilgung der Wölfe ein ganzes Land bewaffnen. Die Fürsten halten für diese Jagd, die nicht unangenehm, nützlich und selbst nothwendig ist, ein besonderes Gefolge. Die Jäger unterscheiden junge, alte und sehr alte Wölfe und erkennen dieselben an der Fährte d. h. der Spur, die sie auf dem Boden zurücklassen; je älter der Wolf ist, desto breiter ist sein Fuß; die Wölfin hat eine längere und schmalere Pfote, ihre Fersen sind kleiner und ihre Klauen dünner. Zum Aufhören des Wolfes bedarf man eines guten Leithundes; man muß ihn selbst anregen, ermuthigen, wenn er die Wolfsspur auffindet; denn jeder Hund hat einen Widerwillen gegen den Wolf und spürt ohne Eifer. Wenn der Wolf aufgetrieben ist, bringt man die Windhunde, die ihn jagen sollen, herbei; man theilt sie in zwei oder drei Koppel, behält nur eine zurück, um ihn zu hegen und führt die andern voraus, um die jagende Meute abzulösen. Zuerst treibt man die erste Koppel, die durch einen Mann zu Pferde unterstützt wird, zu seiner Verfolgung an; 7. oder 800 Schritte weiter läßt man die zweite in dem Augenblicke los, wo der Wolf vorbeistreift und endlich die dritte, wenn die andern Hunde ihm nahe kommen und ihn zu necken beginnen. Alle zusammen treiben ihn bald aufs Aeußerste und der Jäger thut ihn mit einem Stöße des Waidmessers ab. Die Hunde zeigen nicht den geringsten Eifer, ihn zu beschnüffeln und haben einen solchen Widerwillen gegen sein Fleisch, daß man dasselbe zubereiten

sie jung, d. h. im ersten und zweiten Jahre waren, zeigten sie sich ziemlich gelehrig und selbst einschmeichelnd. Sie fallen, wenn sie wohl genährt werden, weder über Geflügel noch über andre Thiere her; nach 18 Monaten oder 2 Jahren aber kehrt ihr angebornes Naturell zurück und man muß sie ankettten, um sie zu hindern, zu entfliehen oder Uebels anzurichten. Ich besaß einen jungen Wolf, der in einem Hofe in voller Freiheit mit den Hühnern lebte, während den ersten 18 oder 19 Monaten hatte er sie nie angegriffen; aber für sein Probestück tödtete er sie in einer Nacht alle, ohne ein Einziges zu fressen; ein anderer zerbrach in einem Alter von 2 Jahren die Kette, tödtete einen Hund, mit dem er vertraulich lebte, und entfloh; eine Wölfin, die ich drei Jahre hindurch bewahrte und obgleich sie jung mit einem Hofhunde von demselben Alter in einen geräumigen Hof eingesperrt wurde, konnte sich dennoch während dieser ganzen Zeit nicht gewöhnen, mit ihm zu leben und konnte ihn selbst während der Brunstzeit nicht ausstehn. Wenn auch kleiner, war sie doch koshafter; sie forderte den Hund heraus, griff ihn an und biß ihn; Anfangs vertheidigte sich nur der Hund, aber zuletzt machte er durch Erwürgung der Wölfin ihrer Feindschaft ein Ende.

An diesem Thiere taugt nichts als die Haut, man verfertigt daraus grobe Pelze, die warm und dauerhaft sind. Sein Fleisch ist so schlecht, daß alle Thiere einen Ekel vor demselben haben und nur der Wolf frisst gerne Wolfsfleisch. Er verbreitet einen häßlich riechenden Athem; um seinen Hunger zu stillen, verschlingt er ohne Unterschied Alles, Fleisch, Knochen, Haare, halb zubereitetes und noch mit Kalk überzogenes Leder; er erbricht sich häufig und entleert sich noch häufiger als er sich vollfrist. Unangenehm, widerlich in Allem durch seine widrige Miene, seinen wilden Blick, seine schreckliche Stimme, seinen unerträglichen Geruch und sein koshafte Naturell, ist er gehässig und schädlich im Leben und nutzlos im Tode.

Vom schwarzen Wolfe.

Wir geben die Beschreibung dieses Thieres, als die Ergänzung der Naturgeschichte des Wolfes, weil wir beide von einer und derselben Art halten. In dem Artikel „Wolf,“ haben wir berichtet, daß man ganz weiße und ganz schwarze

und würzen muß, wenn sie davon ihr Jagdrecht genießen sollen. Man kann ihn auch mit Spürhunden jagen; da, er aber immer grade aus streicht und ohne Athem zu schöpfen einen ganzen Tag rennt, ist diese Jagd langweilig, wenn man nicht die Spürhunde durch Windhunde unterstützt, die ihn einholen, necken und jenen Zeit gewähren, sich ihm zu nähern.

Auf dem Lande stellt man Treibjagden von Menschen und Hoshunden an, legt Fallen, Lockspeisen, gräbt Gruben und streut vergiftete Kugeln aus; alles das verhindert nicht, daß diese Thiere, besonders in den Gegenden, wo es viele Wälder gibt, sich stets in gleicher Anzahl vorfinden.

Die Engländer versichern, ihre Insel von dieser Thierart gesäubert zu haben; inzwischen hat man mir die Nachricht mitgetheilt, daß es derselben in Schottland gibt. Da in dem südlichen Theile von Großbritannien nur wenige Wälder vorhanden sind, vermochte man mit größrer Leichtigkeit dort die Wölfe auszurotten.

Die Farbe und das Haar dieser Thiere wechselt nach den verschiednen Himmelsstrichen und verändert sich manchmal in demselben Lande. Man findet in Frankreich außer den gewöhnlichen Wölfen noch Wölfe mit einem dichtern Haare, was in's Gelbliche spielt. Diese Wölfe, scheuer und weniger gefährlich als die andern, kommen nie in die Nähe der Wohnungen, und Heerden und leben nur von der Jagd und nicht vom Raube. In den nördlichen Ländern findet man ganz weiße und ganz schwarze Wölfe; die letztern sind größer und stärker als die andern.

Die gemeine Wolfsart ist sehr allgemein verbreitet; man trifft sie in Asien, Afrika und Amerika wie in Europa an. Die Wölfe vom Senegal gleichen denen in Frankreich; inzwischen sind sie etwas größer und weit grausamer; die in Aegypten sind kleiner als die in Griechenland. Im Oriente, besonders in Persien, müssen die Wölfe zur Schaubelustigung des Volkes dienen; man richtet sie in der Jugend, zum Tanze oder vielmehr zu einer Art von Ringen gegen eine große Anzahl Menschen ab. Man ersieht, sagt Chardin, für einen zum Tanz wohl abgerichteten Wolf bei 500 Thalern. Dies beweist zum mindesten, daß diese Thiere mit der Zeit und durch Zwang empfänglich für eine gewisse Erziehung sind. Ich habe einige in meiner Wohnung auffüttern und erziehen lassen; so lange

Wölfe im Norden von Europa antreffe und die schwarzen Wölfe größer sind als die andern. Der schwarze Wolf in der Abbildung stammte von Canada her, er war auf dem ganzen Körper schwarz, aber kleiner als unser Wolf; er hatte etwas größere geradte Ohren, die mehr von einander abstanden; die Augen waren etwas kleiner und schienen weiter auseinander zu liegen, als beim gemeinen Wolfe. Diese Verschiedenheiten sind unsrer Ansicht nach zu geringfügige Abweichungen, um dies Thier von der Wolfsart auszuschließen; die auffallendste Verschiedenheit zwischen ihnen war die Größe; allein wie wir schon mehrmalen angedeutet haben, unterscheiden sich alle Thiere, welche den beiden Welttheilen, d. h. dem Norden von Europa und Amerika gemein sind, durch die Größe, und der schwarze Wolf von Canada, der kleiner als der europäische Wolf ist, bestätigt nur diese allgemeine Thatsache; da er übrigens jung eingefangen und an der Kette aufgezogen wurde, hat vielleicht der Zwang allein hingereicht, ihn zu hindern, sein völliges Wachsthum zu erlangen. Unsere gewöhnlichen Wölfe sind ebenfalls in Canada kleiner und nicht so gemein; die Wilden schätzen ihre Häute sehr. Die schwarzen Wölfe, Hirschwölfe, und Füchse leben dort in größerer Anzahl; unter dessen ist der schwarze Fuchs dort ebenfalls sehr selten; er hat ein unendlich schönes Kleid, als der schwarze Wolf, dessen Felle nur einen groben Pelz liefert.

Wir fügen der Beschreibung, welche Hr. Daubenton von diesem Thiere gegeben hat, nichts mehr bei; wir sahen den schwarzen Wolf, im Leben und er schien uns dem gemeinen Wolfe nicht allein in der Gestalt, sondern auch im Naturell zu gleichen; denn erst mit dem Alter wurde er Räuber und besaß, wie der Wolf, einen wilden Grimm ohne Muth, der ihn feig im Kampfe machte, obgleich man ihn zu demselben abgerichtet hatte.

* In der Geschichte des Wolfes haben wir berichtet, daß das Geschlecht in England ausgerottet sey. Es scheint, als hätten diese Thiere zu ihrer Entschädigung neue Länder eingenommen. Pontoppidan behauptet, daß es früher keine Wölfe in Norwegen gegeben habe, und sie erst gegen das Jahr 1718 sich dort eingenistet haben. Er erzählt, daß bei den letzten Kriegen zwischen den Dänen und Schweden, die Wölfe im Gefolge der Truppen über die Gebirge gekommen seyen.

Einige Engländer, die eine Zoologie ausgearbeitet haben, von der alle nicht brittische Thiere ausgeschlossen waren, haben mir den Vorwurf gemacht, gesagt zu haben, daß es im Norden ihrer Insel noch Wölfe gebe; behauptet habe ich dies nicht grade zu, sondern ich berichtete bloß, daß man mich versichert habe, es lebten derselben noch in Schottland. Es war Graf Lord Morton, damals Präsident der Königl. Gesellschaft, ein sehr ehrenwerther, Wahrheit liebender Mann, ein Schotte, der in seinem Vaterlande große Güter besitzt, welcher mir diese Thatsache im Jahre 1756 versicherte. Ich berufe mich noch jezt auf sein Zeugniß, weil es bestimmt behauptet ist, während die Aussage der Verfasser der brittanischen Zoologie jenes bloß in Abrede stellt.

Hr. Vicomte von Querhvent sagt in seinen Beobachtungen, daß es am Vorgebirge der guten Hoffnung zwei Wolfsrassen gebe, deren Fell er gesehen habe; das eine war grau und schwarz getiegt und das andere schwarz. Er fügt hinzu, daß sie größer seyen, als die europäischen Wölfe, ein dichtes Haar und einen mörderischen Zahn besitzen; demungeachtet mache ihre Feigheit sie wenig furchtbar, obgleich sie manchmal wie die Unzen des Nachts in die Straßen der Capstadt kommen.

Vom mexikanischen Wolfe.

Der Wolf, welcher ursprünglich aus den kalten Ländern herkommt, ist durch die Districte des Nordens gewandert, und findet sich jezt in den beiden Welttheilen. Wir haben von den schwarzen und grauen Wölfen Nord-Amerika's geredet; es scheint, daß diese Rasse sich bis nach Neu-Spanien und Mexiko verbreitet, und daß sie in diesen heißern Klimaten zwar Veränderungen erlitten hat, doch ohne eine Umwandlung der Wolfsnatur und ihres Naturells zu erfahren; denn der Wolf von Mexiko hat dieselbe Gestalt, dieselben Leidenschaften und dieselben Gewohnheiten, wie der Wolf von Europa oder der von Nord-Amerika und alle scheinen nur eine und dieselbe Art auszumachen. Der Wolf von Mexiko oder Neu-Spanien, in welchem Lande man ihn häufiger trifft, als in Mexiko, hat 5 Zehen an den Vorder- und 4 Zehen an den Hinterfüßen, lange und grade Ohren und blinkende Augen wie unsre Wölfe; er hat aber einen etwas dickern Kopf, einen dickern Hals und keinen so behaarten Schweif; über dem Rachen besitzt er einige

Stachel, welche aber nicht so starr als die Stachel des Igels sind. Der Grund seines Haares ist grau, hier und dort mit gelblichen Flecken gezeichnet; der Kopf, von derselben Farbe mit dem Körper, ist mit braunen Querstreifen überzogen und die Stirn ist fahlgelb gefleckt; die Ohren sind grau wie der Kopf und der Körper; er besitzt einen länglichen hellgrauen Flecken auf dem Halse, einen ähnlichen auf der Brust und einen dritten auf dem Bauche; die Seiten sind mit Querstreifen vom Rücken bis unter dem Bauche versehen; der Schweif ist grau und mit einem gelblichen Flecken in der Mitte bezeichnet; die Beine sind von oben bis unten grau und braun gestreift. Dieser Wolf, ist wie man sieht, der schönste seines Geschlechts und sein Pelz muß des Farben-Wechsels wegen gesucht seyn; übrigens deutet nichts an, daß er von einer verschiedenen Gattung mit der unsrigen sey und aus dem Zeugnisse des Fernandez ersieht man, daß die Wölfe von Neu-Espanien, deren Beschreibung wir nach Recchi und Fabri gegeben haben, Abwechselungen wie der Wolf in Europa unterworfen sind, indem in demselben Lande nicht alle Wölfe auf dieselbe Weise gezeichnet sind, und daß sich deren finden, welche eine gleichförmige Farbe haben, und selbst welche, die ganz weiß sind.

Der Fuchs.

(Vulpes. Le Renard.)

Der Fuchs ist seiner List wegen berüchtigt und zum Theil verdient er auch seinen Ruf; was der Wolf nur durch Gewalt vollbringt, führt er durch Gewandtheit aus und erreicht öfter seinen Zweck. Ohne Hund und Schäfer zu bekämpfen, ohne Heerden anzufallen und Leichen wegzuschleppen, ist er in Hinsicht seines Unterhalts weit gesicherter. Er strengt mehr den Geist als den Körper bei seinen Unternehmungen an, und scheint seine Hülfsmittel in sich selbst zu haben und diese sind, wie man weiß, grade die, welche am seltensten im Stiche lassen. Eben so schlau als umsichtig, erfinderisch und klug, selbst bis zur Geduld, verändert er sein Verfahren und spart sich Hülfsmittel auf, die er zu rechter Zeit anwendet. Er ist für seine Erhaltung sehr besorgt und wenn auch eben so unermüdet und sogar behender als der Wolf, vertraut er sich nicht einzig der Schnelle seines Laufes an: er weiß sich in Sicherheit zu bringen, indem er sich einen Zufluchtsort bereitet, wohin er

DER GEMEINE FUCHS.

*Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Hund. (Cuvier.)*

Pl. 20.



DER AMERIKANISCHE FUCHS.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

sich bei dringender Gefahr zurückzieht, wo er sich häuslich einrichtet und seine Jungen erzieht; er ist kein obdachloser Herumstreicher, sondern ein Thier, was seine Behausung hat.

Diese Verschiedenheit, die sich selbst unter den Menschen bemerklich macht, hat bei den Thieren weit größere Wirkungen und setzt bei ihnen weit größere Ursachen voraus. Allein die Vorstellung einer Wohnung setzt eine besondere Aufmerksamkeit auf sich selbst voraus; ferner sind die Wahl des Ortes, die Kunst, seinen Bau aufzuführen, sich ihn bequem zu machen und den Eingang in denselben zu verstecken, eben so viele Kennzeichen eines höher entwickelten Gefühls. Der Fuchs ist mit dieser höhern Geistesthätigkeit begabt und weiß Alles zu seinem Vortheile zu wenden; er schlägt seine Wohnung am Rande des Waldes im Bereiche der Dörfer auf, horcht auf den Ruf des Hahnes und das Geschrei des Geflügels und genießt schon die Beute in der Ferne; er nimmt geschickt seine Zeit, verbirgt seine Absicht und seinen Gang; er kriecht, schleicht, kommt an und macht selten vergebliche Versuche. Kann er die Umzäunung überspringen oder unten durchbrechen, verliert er keinen Augenblick; ergreift, mordet Alles im Hühnerhofe; trägt hierauf mit leichten Schritten ein Stück seiner Beute weg, verbirgt es unter Laubwerk oder schleppt es in seinen Bau; einige Augenblicke nachher kehrt er zurück, holt ein anderes, was er ebenfalls fortträgt, aber an einen andern Ort verbirgt, und dies wiederholt er so lange, bis der Anbruch des Tages oder Bewegung im Hause ihn mahnt, sich zurückzuziehen und nicht wieder zu kommen. Dieselbe Kunst übt er bei den Vogelheerden und in den Gebüsch aus, wo man Krametsvögel und Schnepfen mit Schlingen fängt; er kommt den Vogelfstellern zuvor, geht sehr früh am Morgen aus und untersucht oft mehr als einmal am Tage die Schlingen und die Leimruthen, trägt der Reihe nach die Vögel weg, die nicht zu fest in den Schlingen hängen, verbirgt sie alle an verschiedene Orter, vorzugsweise an den Rand der Wege, in die Fuhrgeleise, unter Moos oder einen Wachholderstrauch, läßt sie dort manchmal 2 oder 3 Tage liegen und weiß sie im Nothfalle sicher wieder zu finden. Er jagt die jungen Hasen in der Ebene, erfaßt manchmal die Alten im Lager, verschßt sie nie, wenn sie verwundet sind, gräbt die jungen Kanichen aus ihren Löchern, späht die Rebhühner- und Wachtel-Nester aus, ergreift die Mütter

auf dem Neste und zerstört eine ungeheure Menge Wild. Der Wolf schadet mehr dem Bauer, der Fuchs mehr dem Edelmann. Die Fuchsjagd erfordert weniger Zurüstung als die des Wolfes; sie ist leichter und belustigender. Alle Hunde haben einen Abscheu vor dem Wolfe, alle Hunde hingegen hehen den Fuchs gerne und mit Vergnügen und ziehn ihn oft, wenn er auch einen sehr starken Geruch hat, dem Hirsche, Reh und Hasen vor. Man kann ihn mit Dachs- und Spür-Hunden und mit Bracken jagen; sobald er merkt, daß er verfolgt wird, rennt er nach seinem Baue; die Dachs- mit krummen Beinen kriechen am leichtesten hinein. Diese Jagdweise ist gut, um einen ganzen Wurf von Füchsen, die Mutter mit den Jungen, zu fangen; während sie sich vertheidigen und die Dachshunde bekämpfen, sucht man den Fuchsbaue von oben abzudecken und tödtet die Füchse oder holt sie lebend mit Zangen heraus; da aber die Höhlen oft in Felsen oder unter Baumstämmen liegen, oder zu tief in die Erde getrieben sind, gelangt man nicht immer zu seinem Zwecke. Die gewöhnlichste, angenehmste und sicherste Weise aber, den Fuchs zu jagen, besteht darin, daß man damit beginnt, die Ausgänge seines Baues zu verstopfen; man stellt hierauf die Schützen in Schußweite um den Bau und spürt dann den Fuchs in der Umgegend mit Bracken auf; sobald man seine Fährte aufgefunden hat, eilt der Fuchs nach seiner Wohnung und empfängt bei seiner Ankunft die erste Ladung; entgeht er den Kugeln, rennt er aus allen Kräften davon, macht einen großen Umweg und kehrt zum zweiten Male nach seinem Baue zurück, wo wieder auf ihn geschossen wird; findet er nun die Eingänge verstopft, entschließt er sich, sein Heil in der Flucht zu suchen; er rennt grade aus fort, um nicht zurück zu kommen. Alsdann bedient man sich der Spürhunde, wenn man ihn verfolgen will; er wird sie sicher sehr ermüden, denn absichtlich läuft er durch die am dichtesten bewachsenen Derter, wo die Hunde ihn nur mit Mühe folgen können und wird er auf der Ebene gehezt, läuft er eine weite Strecke ohne einzuhalten.

Um die Füchse auszurotten, ist es noch bequemer, ihnen Fallen zu stellen, in die man Fleisch, eine Taube, ein lebendes Huhn u. als Lockspeise legt. Eines Tages ließ ich in einer Höhe von 9 Fuß auf einem Baum die Ueberbleibsel einer Jagdmahlzeit, Fleisch, Brod und Knochen legen; in der

ersten Nacht hatten sich die Füchse so eifrig mit Springen darnach geübt, daß der Boden um den Baum wie eine eben gebrauchte Tenne aussah. Der Fuchs ist eben so gefräßig als raubgierig; er verschlingt Alles mit gleicher Gierde, Eier, Milch, Käse, Früchte und vor Allem Trauben; wenn junge Hasen und Rebhühner ihm mangeln, läßt er sich zu Ratten, Feldmäusen, Schlangen, Eidechsen, Kröten &c. herab, und zerstört eine große Menge derselben; dies ist auch das einzige Gute, was er schafft. Er ist sehr lüstern nach Honig, greift die wilden Bienen, Wespen und Hornisse an, die Anfangs sich bemühen, ihn mit tausend Stichen in die Flucht zu schlagen; er zieht sich auch in der That zurück; es geschieht aber nur, um sich am Boden herum zu wälzen und sie zu erdrücken; er wiederholt den Angriff so oft, daß er sie endlich nöthigt, ihr Nest zu verlassen, was er denn ausgräbt und Honig und Wachs frisst. Er fängt auch Igel, rollt sie mit den Füßen herum und zwingt sie, sich auszustrecken; er frisst endlich auch Fische, Krebse, Maikäfer, Heuschrecken &c.

Dieses Thier gleicht sehr dem Hunde, besonders in seinen innern Theilen; doch unterscheidet er sich von demselben durch den Kopf, der im Verhältnisse zu seinem Körper dicker ist; er hat auch kürzere Ohren, einen weit größern Schweif, längeres und dichteres Haar und mehr schräg liegende Augen. Er unterscheidet sich überdies vom Hunde durch einen sehr starken üblen Geruch, der ihm eigenthümlich ist und endlich durch den wesentlichen Charakter des Naturells; denn der Fuchs wird nicht leicht zahm gemacht und nie ist die Zähmung vollständig; er schwächet hin, wenn er die Freiheit nicht genießt und stirbt vor Ueberdruß, wenn man ihn zu lange in dem Zwange der Häuslichkeit hält. Er paart sich nicht mit der Hündin; wenn sie auch keinen Widerwillen gegen einander haben, sind sie sich doch gleichgültig; er zeugt eine geringere Anzahl Junge und nur einmal des Jahres; die Würfe bestehen gewöhnlich aus 4 oder 5, selten aus 7 Jungen und nie unter 3. Ist das Weibchen trächtig, verbirgt es sich, geht selten aus seinem Baue, wo es ein Lager für seine Kleinen bereitet. Im Winter geräth die Füchsin in Brunst und im April findet man schon junge Füchse. Wenn sie merkt, daß ihr Zufluchtsort entdeckt ist und ihre Jungen während ihrer Abwesenheit beunruhigt worden sind, trägt sie dieselben Eins nach dem Andern

fort und sucht eine andere Wohnung. Die Füchse werden mit geschlossenen Augen geboren und wachsen wie die Hunde 18 Monate bis 2 Jahre und leben ebenfalls 13 bis 14 Jahre.

Der Fuchs hat eben so treffliche Sinneswerkzeuge als der Wolf, aber ein feineres Gefühl und ein geschmeidigeres und vollkommeneres Stimm-Organ. Der Wolf läßt sich nur durch ein scheußliches Geheul vernehmen; der Fuchs klappt, bellt und stößt einen traurigen Ton, ähnlich dem Geschrei eines Pfauens aus; nach den verschiedenen Gefühlen, die ihn anregen, hat er verschiedene Töne; seine Stimme ist anders, wenn er jagt, oder ein Verlangen ihn bewegt; er besitzt einen Ausdruck des Mißmuthes, einen klagenden Ton der Trübsigkeit und einen Schrei des Schmerzes, den er aber nie als in dem Augenblicke hören läßt, wenn er einen Schuß erhält, der ihm irgend ein Glied zerschlägt; denn bei keiner andern Wunde schreit er und läßt sich wie der Wolf mit Knüttelschlägen tödten, ohne zu klagen; doch stets vertheidigt er sich mit Muth, er beißt gefährlich, hertnäckig, und man muß sich oft eines Eisens oder Stockes bedienen, um ihm sein Gebiß aufzubrechen. Sein Bellen ist eine Art Bellen, das durch ähnliche, schnell auf einander folgende Töne hervorgebracht wird; gewöhnlich endigt er sein Gebell mit einem starken, scharfen Stoß der Stimme, welcher Aehnlichkeit mit dem Geschrei des Pfauens hat. Im Winter, besonders wenn es schneiet und friert, hört er nicht zu schreien auf, wogegen er im Sommer fast stumm ist. In dieser Jahreszeit fällt sein Haar aus und erneuert sich wieder. Man legt wenig Werth auf die Felle der jungen Füchse oder auch auf die der Alten, wenn sie im Sommer gefangen werden. Das Fleisch des Fuchses ist nicht so schlecht als das des Wolfes; die Hunde und selbst die Menschen essen es im Herbst, besonders wenn er sich mit Trauben wohl genährt und gemästet hat, und sein Winterpelz liefert gutes Pelzwerk. Er hat einen tiefen Schlaf und man kann sich ihm leicht, ohne ihn aufzuwecken, nähern. Im Schlafe nimmt er wie der Hund eine in sich gebogene, rund gekrümmte Lage an; beim Ausruhen streckt er hingegen die Hinterbeine aus und bleibt mit dem Bauche auf dem Boden liegen; in dieser Stellung lauert er den Bögen längs den Hecken auf; diese haben einen solchen Abscheu vor ihm, daß sie einen kleinen Warnungsschrei ausstoßen, sobald sie ihn erblicken; die Elstern und besonders die Amseln

folgen ihm hoch in den Bäumen, wiederholen häufig den kleinen Warnungsschrei und begleiten ihn oft 2 bis 300 Schritte.

Ich habe einige jung eingefangene Füchse aufgezogen lassen; da sie einen sehr starken Geruch besitzen, kann man sie nur an entfernten Orten, in Pferd- und Viehställen, wo man nicht häufig Gelegenheit hat, sie zu sehen, aufbewahren, und dies ist vielleicht die Ursache, warum sie nicht in einem solchen Grade gezähmt werden, als der Wolf, den man mehr in der Nähe des Hauses halten kann. In einem Alter von 5 bis 6 Monaten liefen die jungen Füchse hinter den Enten und Hühnern her, man mußte sie deshalb an die Kette legen. Während 2 Jahren bewahrte ich 3 derselben, ein Weibchen und zwei Männchen; vergebens versuchte man, die Füchse mit Hündinnen zu paaren; obwohl sie nie ein Weibchen ihres Geschlechts erblickt hatten und das Bedürfnis zum Genuß lebhaft bei ihnen zu seyn schien, konnten sie sich doch nicht dazu entschließen und weigerten sich beständig irgend eine Hündin zu berühren; sobald man aber ihr natürliches Weibchen ihnen zuführte, bedeckten sie dasselbe noch an der Kette liegend und die Fuchsin warf später 4 Junge. Dieselben Füchse, welche sich über die Hühner herwarfen, wenn sie in Freiheit waren, berührten sie nicht, wenn sie an der Kette lagen; oft besetzte man in ihrer Nähe ein lebendes Huhn und ließ sie während der Nacht zusammen, nachdem man sie sogar vorher hatte hungern lassen; trotz dem Bedürfnisse und der Bequemlichkeit vergaßen sie doch nicht, daß sie angekettet waren und verschonten deshalb das Huhn.

Diese Thierart ist eine von denen, welche den Einflüssen des Klimas am meisten unterworfen sind, und man findet in derselben fast eben so viele Varietäten als bei den Arten von Hausthieren. Die Mehrzahl unsrer Füchse ist röthlich; man trifft aber auch welche an, deren Haar grau und silberfarbig ist; die Spitze des Schwanzes ist bei beiden weiß. Die letztern nennt man in Burgund Köhlerfüchse, weil sie schwärzere Füße als die andern haben; sie scheinen auch einen kürzern Leib zu besitzen, weil ihr Haar reicher ist; es gibt aber auch deren, welche wirklich einen längern Leib als die andern und ein schmutzig graues Fell der Farbe alter Wölfe beinahe gleichkommend, besitzen; ich vermag aber nicht zu entscheiden, ob diese Verschiedenheit der Farbe eine wirkliche Varietät ist, oder nur durch das Alter

des Thieres, das vielleicht mit den Jahren ein weißes Fell erhält, hervorgebracht wird.

In den Ländern des Nordens gibt es Füchse von allerhand Farben, schwarze, blaue, graue, eisen- und silberfarbige, weiße, weiße mit fahlgelben Füßen, mit schwarzem Kopfe und weiße mit schwarzem Schwanzende, röthliche mit völlig weißer Brust und weißem Bauche ohne irgend eine Beimischung von schwarz, und endlich gekreuzte, welche längs dem Rückgrate eine schwarze Linie und eine andere schwarze Linie auf den Schultern, welche die erste durchschneidet, haben; die letztern sind größer als die andern und besitzen eine schwarze Gurgel. Der gemeine Fuchs ist allgemeiner verbreitet als die andern Varietäten; man findet ihn überall in Europa, im nördlichen und gemäßigten Asien; doch ist er sehr selten in Afrika und in den Ländern, die nahe am Aequator (Gleicher) liegen. Die Reisenden, welche berichten, daß sie in Kalikut und in den andern Südprovinzen Indiens Füchse gesehen, haben Schakale für Füchse gehalten. Aristoteles selbst ist in einen ähnlichen Irrthum verfallen, wo er berichtet, daß die Füchse in Aegypten kleiner sind als die in Griechenland; diese kleinen Füchse Aegyptens sind Irtisse, die einen ganz unerträglichen Geruch besitzen.

Unsere Füchse, die ursprünglich aus kalten Himmelsstrichen herkommen, sind in den gemäßigten Ländern einheimisch geworden, und haben sich nach Süden hin nicht über Spanien und Japan hinaus ausgedehnt. Daß die kalten Länder ihr ursprüngliches Vaterland sind, beweist der Umstand, daß dort alle Varietäten dieser Art vorgefunden werden und man sie nirgend anders als dort antrifft; übrigens ertragen sie leicht die strengste Kälte, und Füchse leben in der Nähe des Süd- und des Nord-Pols. Der Pelz der weißen Füchse wird nicht sehr geschätzt, weil das Haar leicht ausfällt; die silbergrauen sind besser; sehr gesucht werden die blauen und gekreuzten ihrer Seltenheit wegen; die kostbarsten von allen sind aber die schwarzen; sie liefern nach dem Zobel das schönste und kostbarste Pelzwerk. Man trifft sie in Spitzbergen, Grönland, Lappland und Canada an, wo auch gekreuzte sich vorfinden, und der gemeine Fuchs weniger röthlich als in Frankreich ist und ein längeres und dichteres Haar besitzt.

Die Reisenden sagen aus, daß die Füchse in Grönland im Kopfe und in den Füßen eine große Aehnlichkeit mit dem Hunde haben und wie sie bellen. Die Mehrzahl ist grau oder blau und einige d'runter sind weiß; selten wechseln sie ihre Farbe und wenn das Haar bei den blauen Füchsen zu maufern beginnt, wird es blaß und der Pelz taugt zu nichts mehr. Sie leben von Vögeln und ihren Eiern und wenn sie keine aufreiben können, begnügen sie sich mit Fliegen, Krabben und mit dem Gewinne ihres Fischfanges. Ihre Höhlen machen sie in Felsenspalten.

In Kamtschatka haben die Füchse ein dichtes Haar und zugleich so glänzend und schön, daß Sibirien nichts, was mit ihm verglichen werden kann, aufzubieten hat. Die geschätztesten sind die schwarzbraunen; die, welche einen schwarzen Bauch und einen röthlichen Körper und auch die, welche ein eisenfarbiges Haar besitzen. —

Wir haben von den schwarzen Füchsen in Sibirien gesprochen, deren Pelze noch theurer verkauft werden als die der rothen oder kastanienbraunen von Kamtschatka. In Norwegen gibt es weiße, braunrothe und schwarze, andre, welche zwei schwarze Streifen in der Leistenegend haben; diese und die ganz schwarzen werden am meisten geschätzt. Man treibt mit denselben einen großen Handel. Allein in dem Hafen von Berghen verschifft man jährlich mehr als 4000 dieser Fuchspelze. Pontoppidan, der oft in's Wunderbare verfällt, erzählt, ein Fuchs habe einstens mehre Fischköpfe in einiger Entfernung von einem Hause in Reihe gestellt; man vermochte seine Absicht nicht zu errathen; aber einige Zeit nachher flog ein Rabe auf die Fischköpfe herab und ward die Beute des Fuchses. Er fügt noch hinzu, daß diese Thiere sich ihres Schweifes bedienen, um Krebsen &c. zu fangen.

Man möchte glauben, daß die Thierart des Fuchses, von dem wir mehre Varietäten angegeben haben, von einem Pole zum andern sich verbreitet habe; denn die Reisenden führen Thiere unter diesem Namen in Spitzbergen, im Feuerlande und auf den Malöinen an. Der Kapitän Phipps berichtet, daß man Füchse auf Groß-Spitzbergen und auf den umliegenden Inseln findet; in großer Anzahl sind sie allerdings nicht da und außer ihrer weißen Farbe unterscheiden sie sich noch von unserm Fuchse durch ihre weit mehr abgerundeten Ohren und

ihren sehr geringen Geruch; er setzt hinzu, daß er von ihrem Fleische gegessen und es gut gefunden habe.

Hr. v. Bougainville berichtet uns, daß er auf den Maloinen- oder Falklandinseln nur eine vierfüßige Thierart angetroffen habe und diese dem Fuchse und dem Wolfe ähnele. Das Thier gräbt sich einen Bau; sein Schweif ist länger und stärker mit Haaren versehen als der des Wolfes, es haust in den Dünen am Gestade des Meeres, folgt den Vögeln, welche auf diesen Inseln sehr zahlreich sind, legt mit Einsicht seine Stege an, die immer den kürzesten Weg von einem Bau nach dem andern führen. Dieser Fuchs hat den Wuchs eines gewöhnlichen Hundes, dessen Gebell das seinige, obwohl es schwach ist, gleicht, er vernichtet viele Eier und junge Vögel. Diese Merkmale würden nicht hinreichen, um zu entscheiden, ob die Fuchse im Norden unsers Festlandes dieselben mit denen von Südamerika und den Falklandsinseln sind; da wir aber zwei Exemplare dieser Thiere von den Falklandsinseln erhalten und sie sorgfältig mit den europäischen Füchsen verglichen haben, fanden wir, daß sie einer und derselben Thierart angehören. Dasselbe gilt vom weißen Fuchse, der wahrscheinlich von derselben Rasse mit den weißen Füchsen auf Spitzbergen, von denen der Kapitän Phipps gesprochen hat, ist. Die Haut dieses Thieres ward uns von Hr. La Villemarais de La Rochelle vorgezeigt, dem wir auch Beobachtungen über die französische Bisamkatze verdanken und der uns die Bemerkung mittheilte, daß sie aus dem Norden komme.

	Fuß.	Zoll.	Linien
Seine Länge von der Spitze der Schnauze			
bis zum Ursprung des Schweifes betrug	1	10	6
Die Höhe des Vordertheils	1	—	9
Die des Hintertheils	1	1	4

Er unterscheidet sich etwas von den Füchsen der gemäßigten Länder durch die Länge des Haares, das auf dem Körper wie an den Beinen und Schenkeln sehr lang ist; er hat kleinere Ohren, der Raum zwischen den Ohren ist sehr groß, die Nasenspitze und die Nasenlöcher sind röthlich.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die langen Haare, welche diesen Fuchs von			
den andern unterscheiden, haben auf dem			
Rücken eine Länge von	—	2	—

DER DACHS.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Plattfussstreiter. Gattung: Dachs. (Cuvier.)

Pl. 21.



DER GEMEINE FISCHOTTER.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Fischotter. (Cuvier.)

	Fuß.	Zoll.	Linien.
An den Seiten, auf dem Rücken und an den Schenkeln	—	2	9
Unter diesen Haaren, die lang und fest sind, findet sich ein Flaum oder Filz, der sehr weich und dick und eine weißgelbliche Farbe hat.			
Die Haare der Schnauze, die weiß sind, haben eine Länge von	—	1	10
Der Schweif ist lang	1	2	8
Die Schwanzrinne	1	—	8
Der Schweif ist dicht und in seiner ganzen Länge mit Haaren besetzt. Die Klauen sind fast alle gleich, weiß und gekrümmt.			
Die größte Klaue am Vorderfuß ist	—	—	7
Die des Hinterfußes	—	—	6
Die Breite an der Grundfläche beträgt	—	—	3
Die Dicke ist	—	—	1

Der Dachs.

(Taxus. Le Blaireau.)

Der Dachs ist ein faules, mißtrauisches, einsam lebendes Thier, das sich in die entlegensten Gegenden, in die düstersten Wälder zurückzieht und sich dort eine unterirdische Wohnung gräbt; er scheint die Gesellschaft, selbst das Licht zu fliehen, und bringt drei Viertel seines Lebens in jenem dunklen Aufenthalte zu, aus dem er nur hervorgeht, um seine Nahrung zu suchen. Da er einen langgezogenen Leib, kurze Beine und, besonders an den Vorderfüßen, sehr lange und starke Klauen hat, wird es ihm leichter als einem andern Thiere, die Erde aufzuscharren, sie auszuwählen und die Schollen seiner Aus-
 höhlung, die er schräg, gewunden, und oft sehr tief in die Erde treibt, hinter sich zu werfen. Der Fuchs, der nicht mit derselben Leichtigkeit die Erde auszugraben vermag, macht die Arbeit des Dachses sich zu Nutzen. Da er ihn nicht mit Gewalt vertreiben kann, nöthigt er ihn durch Schlaueit, seine Wohnung zu verlassen, indem er ihn stets beunruhigt, Wache an seinem Eingange hält und denselben sogar mit Roth beschmuht; nach Vertreibung des Dachses bemächtigt er sich der Höhle, erweitert

sie, macht sich bequem drin und gestaltet sie zu einem Fuchsbaue um. Der Dachs, wenn auch gezwungen, seine Behausung zu räumen, räumt deshalb doch nicht die Gegend; in einiger Entfernung von der alten Wohnung bereitet er sich auf Kosten seiner Arbeit ein neues Lager, das er nur in der Nacht verläßt, von dem er sich nicht weit entfernt und wohin er zurückkehrt, sobald er Gefahr merkt. Er hat nur dies Mittel, um sich in Sicherheit zu sehen, indem er durch die Flucht sich nicht retten kann; er hat zu kurze Beine, um gut laufen zu können. Die Hunde, sobald sie ihn in einiger Entfernung von seinem Loch antreffen, holen ihn bald ein, doch selten bringen sie ihn ganz zum Stehen und erlegen ihn nicht, ohne daß man ihnen zu Hülfe kommt. Der Dachs hat ein sehr dichtes Haar und sehr starke Beine, Kinnladen und Klauen; bei seiner Vertheidigung bietet er alle seine Kraft, seinen möglichsten Widerstand auf und bedient sich aller seiner Waffen, indem er sich auf den Rücken legt und den Hunden tiefe Wunden beibringt. Ueberdies hat er ein sehr zähes Leben. kämpft lange und vertheidigt sich muthig bis zum letzten Athemzuge.

Ehemals, wo diese Thiere noch häufiger waren als jezt, richtete man Dachshunde ab, um ihn zu jagen und in seinem Wildbaue anzugreifen; nur die Dachshunde mit krummen Beinen können leicht in sein Loch dringen; der Dachs vertheidigt sich, indem er zurückweicht und die Erde herunterkracht, um die Hunde aufzuhalten oder zu verschütten. Man kann ihn auf keine andre Weise fangen, als durch Abdeckung seines Loches, wenn man glaubt, daß die Hunde ihn bis an den Grund desselben getrieben haben; man faßt ihn mit Kneipzangen und legt ihm dann einen Maulkorb an, um ihm das Beißen zu wehren; man hat mir mehrere gebracht, welche auf diese Weise gefangen worden waren und wir haben einige lange aufbewahrt. Die jungen Dachse werden leicht gezähmt, spielen mit den kleinen Hunden und folgen wie diese der Person, die sie kennen und die ihnen zu fressen gibt; aber die, welche man alt einfängt, bleiben immer wild. Sie sind weder so bössartig noch so gefräßig wie der Fuchs und der Wolf, obgleich sie ebenfalls Fleischfresser sind. Sie fressen Alles, was man ihnen reicht, Fleisch, Eier, Käse, Butter, Brod, Fische, Früchte, Rüben, Korn, Wurzeln &c. und ziehen rohes Fleisch allem andern vor.

Sie schlafen die ganze Nacht und drei Viertel des Tages, ohne deshalb wie das Marmelthier dem Winterschlaf unterworfen zu seyn. Dieser häufige Schlaf erhält sie beständig fett, obwohl sie nicht viel fressen; aus demselben Grunde ertragen sie auch leicht den Mangel und bleiben oft 3 bis 4 Tage, besonders während Schnee fällt, in ihrem Baue, ohne ihn zu verlassen.

Sie halten ihre Wohnung sauber und entleeren sich dort nie; selten trifft man Männchen und Weibchen zusammen; wenn das Weibchen im Begriffe ist, zu werfen, beißt es das Gras ab, macht daraus einen Bündel, den es zwischen den Beinen bis auf den Grund der Höhle schleppt, wo es aus demselben ein bequemes Lager für sich und seine Jungen macht. Im Sommer wirft es und der Wurf besteht gewöhnlich aus 3 oder 4 Jungen. Wenn sie etwas herangewachsen sind, bringt es ihnen zu fressen; des Nachts geht es aus seiner Höhle, entfernt sich weiter als zu jeder andern Zeit, gräbt die Nester der Wespen aus, trägt den Honig fort, öffnet die Hecken- gruben der Kaninchen, nimmt die Jungen weg, fängt Feldmäuse, Eidechsen, Schlangen, Heuschrecken, sucht Vogeleier und bringt Alles seinen Jungen, die es oft nöthigt, an den Rand der Grube zu steigen, um sie zu säugen oder ihnen zu fressen zu geben.

Diese Thiere sind von Natur aus frostig; die, welche man im Hause aufzieht, wollen die Herdecke nicht verlassen und kommen oft dem Feuer so nahe, daß sie sich die Füße verbrennen, welche Brandwunden nicht leicht heilen. Sie sind ebenfalls der Räude sehr ausgesetzt; die Hunde, welche in ihren Bau kriechen, fangen dasselbe Uebel, wenn man außer Acht läßt, sie sorgfältig zu waschen. Der Dachs hat immer ein fettiges und schmutziges Haar; zwischen dem After und dem Schweife besitzt er eine ziemlich breite Oeffnung, die aber mit dem Innern nicht zusammen hängt und nur einen Zoll tief eindringt; er schwitzt an dieser Stelle fortwährend eine ölichte Flüssigkeit von sehr schlechtem Geruche aus, die er mit Wohlgefallen auffängt. Sein Fleisch ist nicht durchaus schlecht zu essen und man verfertigt aus seinem Felle grobes Pelzwerk, Halsbänder für die Hunde, Pferdedecken &c.

Wir kennen in dieser Thierart keine Rassen und haben überall den Schwein-Dachs, von dem die Jäger reden, auffin-

chen lassen, ohne ihn finden zu können. Du Fouilloux sagt, daß es zwei Arten von Dachsen gibt, die Schwein- und die Hund-Dachse, und daß die Erstern etwas fetter, weißer und etwas dicker von Körper und Kopf als die Letztern sind. Diese Verschiedenheiten sind, wie man sieht, sehr unbedeutend und er gesteht selbst, daß sie wenig in die Augen fallen, wenn man nicht sehr genau darauf achte. Ich glaube daher, daß diese Unterscheidung des Dachses in Hund- und Schwein-Dachs nur ein Vorurtheil ist, was sich auf den Umstand gründet, daß das Thier im Lateinischen zwei gleichbedeutende Namen, **Meles** und **Taxus**, wie im Französischen **blaireau** und **laisson** führt und daß es einer der Irrthümer ist, die von den Nomenclatoren, von welchen wir in der Abhandlung, die an der Spitze dieses Bandes steht, gesprochen haben, herrührt. Uebrigens sind die Thierarten, in denen es Varietäten gibt, gewöhnlich äußerst zahlreich und sehr verbreitet; die des Dachses hingegen ist eine der wenig zahlreichsten und am engsten begränzten. Man hat noch keine Gewißheit, ob sie sich in Amerika vorfindet, wenn man nicht das Thier, was von New-York herübergesandt wurde und von dem Hr. Brisson eine kurze Beschreibung unter dem Namen des weißen Dachses gegeben hat, als eine Varietät dieser Thierart betrachten will. Der Dachs lebt nicht in Afrika, denn das Thier auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, was Kolbe unter dem Namen des Stinkdachses beschrieb, ist ein verschiedenes Thier und wir zweifeln, ob der Fossa auf Madagaskar, von dem Placcourt in seinem Reiseberichte spricht, und der nach ihm dem Dache in Frankreich gleicht, in der That ein Dachs sey. Die andern Reisenden erwähnen desselben nicht und der Dr. Shaw sagt sogar, daß er in der Barberei völlig unbekannt ist. Es scheint ebenfalls, daß er in Asien nicht angetroffen werde; den Griechen war er unbekannt, indem Aristoteles seiner keine Erwähnung thut; für den Dachs gibt es sogar kein Wort in der griechischen Sprache. Diese Thierart also, ursprünglich aus den gemäßigten Himmelsstrichen Europa's herkommend, hat sich nicht sonderlich über die Gränzen Spaniens, Frankreichs, Italiens, Deutschlands, Englands, Polens und Schwedens hinaus verbreitet und ist überall sehr selten. Diese Thierart zeigt nicht blos wenig oder gar keine Varietäten, sondern kommt selbst keiner andern nahe. Der Dachs hat hervorstechende und ihm

nur eigenthümliche Kennzeichen; die abwechselnden Streifen auf dem Kopfe, die Art von Tasche unter dem Schwanze sind nur ihm eigen; sein Körper ist oberhalb fast weiß und unterhalb fast schwarz, was durchaus das Gegentheil von den andern Thieren ist, deren Unterleib stets eine weniger dunkle Farbe hat, als der Rücken.

Die Fischotter.

(Lutra. La loutre commune.)

Die Fischotter ist ein gefräßiges Thier, begieriger nach Fisch als nach Fleisch; sie entfernt sich nicht weit von den Ufern der Flüsse oder Seen und entvölkert manchmal die Teiche. Sie besitzt eine größere Leichtigkeit zu schwimmen als ein anderes Thier und selbst als der Biber; denn dieser hat keine Schwimmhäute an den Hinterfüßen und getrennte Zehen an den Vorderfüßen, während die Fischotter Schwimmhäute an allen Füßen hat; sie schwimmt fast eben so schnell als sie geht. Sie besucht zwar nicht das Meer wie der Biber, durchstreift aber die süßen Gewässer und steigt die Flüsse in bedeutenden Fernen auf und ab; oft schwimmt sie zwischen zwei Wassern, hält sich eine ziemlich lange Zeit untergetaucht und kommt nur an die Oberfläche, um Athem zu holen. Genau gesprochen, ist sie kein Amphibium (zweilebiges Thier) d. h. ein Thier, das in Luft und Wasser gleichmäßig leben kann; ihr Körperbau ist nicht der Art, daß sie das letztere Element zu bewohnen vermag und sie muß beinahe wie alle andere Landthiere Athem schöpfen; wenn sie der Unfall trifft, daß sie sich bei Verfolgung eines Fisches in eine Fischreue fängt, findet man sie ertrunken und man sieht, daß sie nicht Zeit genug hatte, alle Weidenruthen zu durchbeißen, um sich zu retten. Sie hat Zähne wie der Hausmarder, aber im Verhältnisse zu dem Umfange ihres Körpers dicker und stärker. In Ermangelung von Fischen, Krebsen, Fröschen, Wasserratten oder anderer Nahrung beißt sie die jungen Zweige ab und frißt die Rinde der Wasserbäume; sie graßt auch das junge Gras im Frühlinge ab und fürchtet eben so wenig die Kälte als die Feuchtigkeit. Sie geräth im Winter in Hitze und wirft im Monate März; man hat mir oft Zünge im Monat April gebracht und die Würfe bestehen gewöhnlich aus 3 oder 4 Jungen. Gewöhnlich sind die eben gebornen jungen Thiere artig, da-

gegen die jungen Fischottern häßlicher als die Alten. Der schlecht gebildete Kopf, die tief gestellten Ohren, die zu kleinen und bedeckten Augen, die dunkle Miene, die linkischen Bewegungen, die ganze unedle, mißförmige Gestalt, ein Geschrei, das maschinenartig zu seyn scheint, und jeden Augenblick wiederholt wird, scheint ein stumpfsinniges Thier zu verkünden; inzwischen wird die Fischotter gewandt und betriebsam, zum wenigsten in einem hinlänglichen Grade, um mit großem Vortheile gegen die Fische, die in Hinsicht des Naturtriebes und des Gefühls sehr tief unter den andern Thieren stehen, Krieg zu führen; übrigens glaube ich schwerlich, daß sie, ich will nicht sagen, die Naturgaben des Bibers habe, sondern selbst die Gewohnheiten besitze, die man ihr zuschreibt; nemlich die, den Fischfang immer damit zu beginnen, den Fluß herauf zu steigen, damit sie desto leichter zurückkehren könne und sich nur dem Strome des Wassers zu überlassen brauche, wenn sie gesättigt oder mit Beute beladen ist; ferner die Gewohnheit, ihr Haus zuzurichten und in demselben einen Fußboden zu machen, um nicht von der Feuchtigkeith belästigt zu werden, einen reichen Vorrath von Fischen aufzuschichten, um nicht Mangel zu leiden und endlich eine solche Gelehrigkeit und Leichtigkeit, gezähmt zu werden, zu besitzen, daß sie für ihren Herrn fischet und ihren Fang bis in die Küche bringt. Mir ist nur bekannt, daß die Fischotter ihre Wohnung nicht selbst aushöhlet, sondern im ersten besten Loche, das sie antrifft, unter Pappeln- und Erlenwurzeln, in Felsenspalten und selbst in Haufen Erieholz ihr Lager aufschlägt und auch dort für ihre Jungen ein Bett aus kleinen Reisern und Gras bereitet; daß man in ihrer Höhle Fischköpfe und Gräthe findet, daß sie häufig ihren Aufenthalt wechseln, ihre Jungen nach Verlauf von 7 Wochen oder zwei Monaten wegführen oder zerstreuen; daß die, welche ich zahm machen wollte, zu beißen versuchten, selbst zu der Zeit, wo sie noch mit Milch ernährt wurden und bevor sie stark genug waren, einen Fisch zu kauen; zwar wurden sie nach einigen Tagen sanfter, doch geschah vielleicht dies nur, weil sie krank und schwach waren. Weit entfernt, sich leicht an das häusliche Leben zu gewöhnen, starben die, mit denen ich den Versuch machte, sie aufzuerziehen, in ihrem frühen Alter; die Fischotter ist ihrem Naturell nach wild und grausam; wenn sie in einen Weiher geräth, haust sie wie der Iltis in einem

Hühnerschlage, tödtet weit mehr Fische als sie verzehren kann und trägt am Ende nur einen in ihrem Rachen fort.

Das Haar der Fischotter wechselt gar nicht; inzwischen ist es im Winter brauner und wird ihr Pelz dann theurer bezahlt, als im Sommer; er liefert ein sehr gutes Pelzwerk. Ihr Fleisch ist man in den Fasten, und hat wirklich einen schlechten Fisch- oder vielmehr einen Moor-Geschmack. Ihre Höhle wird durch den Gestank der Fisch-Reste, die sie dort versaulen läßt, verpestet; sie selbst stinkt in bedeutendem Grade. Die Hunde jagen sie gern, und holen sie mit Bequemlichkeit ein, wenn sie sich von ihrem Lager oder vom Wasser entfernt hat; wird sie angefallen, vertheidigt sie sich, beißt sie grimmig und oft mit so vieler Kraft und Erbitterung, daß sie den Hunden die Beinknochen zerbricht und man sie tödten muß, um ihr Gebiß los zu brechen. Der Biber indessen, der doch kein starkes Thier ist, verzagt die Fischotter und gestattet ihr nicht, die Ufer, welche er besucht, zu bewohnen.

Diese Thierart ist zwar nicht in großer Anzahl vorhanden, wird aber allgemein in Europa, von Schweden bis nach Neapel und selbst in Nordamerika angetroffen. Den Griechen war sie wohl bekannt und lebt wahrscheinlich in allen gemäßigten Ländern und vorzugsweise in den Gegenden, wo es viel Wasser gibt; denn die Fischotter vermag weder in den brennenden Sandsteppen noch in den trocknen Wüsten zu hausen; sie flieht ebenfalls die fischarmen Ströme und die zu besuchten Flüsse. Ich glaube nicht, daß sie sich in den sehr heißen Ländern aufhält; denn der Jiya oder der Carigueibeju, den man die Fischotter von Brasilien genannt hat, und der auch in Cayenne vorkommt, scheint mir eine verschiedene, wenn auch benachbarte Thierart zu seyn; die Fischotter von Nord-Amerika hingegen gleicht in Allem der von Europa; es sey denn, daß ihr Pelz noch schwärzer und schöner ist als das Fischotter-Fell aus Schweden oder Lappland.

Wir haben behauptet, daß die Fischottern für keine Zucht empfänglich zu seyn scheinen und es uns nie gelungen sey, sie zu zähmen; aber Versuche ohne Erfolg beweisen noch nichts, und wir haben oft den Grundsatz anerkannt, daß man der Macht der Erziehung über die Thiere keine zu engen Grenzen setzen dürfe; die, welche den meisten Widerstand zu leisten scheinen, geben am Ende doch nach und unterwerfen sich ihr

unter gewissen Umständen. Das ganze Glück der Zucht hängt davon ab, daß man günstige Umstände antrifft, den beugfamen Punkt ihres Naturells zu treffen und auf denselben mit hinreichender Kraft hinzuwirken und vorerst nur eine Gewohnheit der Nothwendigkeit oder des Bedürfnisses, die sich bald alle andere unterwürfig macht, ihnen anzubilden weiß. Die Erziehung der Fischotter, von welcher wir Bericht abstaten, ist ein Beispiel hiervon. Hr. Marquis von Courtivron, mein College an der Akademie der Wissenschaften, hatte die Güte mir Folgendes über eine sehr zahme und gelehrige Fischotter, die er in Autun sah, unter dem 15. Okt. 1779 zu schreiben:

„Sie räumten denen, mein Herr, welche einige Beobachtungen über die Thiere gemacht haben, das Recht ein, Ihnen dieselben mitzutheilen, wenn sie auch nicht mit Ihrer ersten Ansicht überein zu stimmen scheinen. Bei Wiederlesung Ihres Artikels über die Fischotter bemerkte ich, daß Sie Zweifel in die Leichtigkeit, mit welcher dies Thier gezähmt werden könne, setzen. In dem, was ich Ihnen hier mittheile, berichte ich nur, was ich selbst mit tausend Personen in der Abtei Saint-Jean-le-Grand zu Autun in den Jahren 1775 und 1776 gesehen habe; ich habe nemlich in einem Zeitraume von 2 Jahren dort zu wiederholten Malen eine weibliche Fischotter beobachtet, die kurze Zeit nach ihrer Geburt ins Kloster gebracht worden war und aus deren Auferziehung sich die Pförtnerin ein Vergnügen machte; sie fütterte dieselbe mit Milch auf, bis, zwei Monate alt, die junge Fischotter anfang, sich an allerhand Speisen zu gewöhnen; sie fraß die Kleberbleiösel der Suppe, kleine Früchte, Wurzeln, Gemüse, Fleisch und Fisch, doch verschmähte sie gekochte Fische und fraß nur rohe, wenn sie ganz frisch waren; hatten sie einen Tag gelegen, berührte sie dieselben nicht mehr. Ich machte einigemal den Versuch, ihr kleine Karpfen hinzuwerfen, sie fraß die lebendigen auf, die todtten hingegen untersuchte sie, indem sie ihnen die Kiemen mit den Pfoten öffnete, sie beroch und in den meisten Fällen liegen ließ, selbst wenn man sie eher als die lebenden hinreichte. Diese Fischotter war so zahm, wie ein Hund und hörte auf den Namen Loup, Loup, welche die Pförtnerinnen ihr gegeben hatten, sie folgte ihnen und kam auf ihren Ruf von dem Ende eines geräumigen Hofes, wo sie frei herumging, herbei; auch mir, dem Fremden, folgte sie, wenn ich sie

bei ihrem Namen rief. Mit der Kaze der Pförtnerinnen, mit welcher sie auferzogen worden war, lebte sie auf vertrautem Fuße und spielte mit dem Hund des Gärtners, den sie auch jung gekannt hatte: alle andere Hunde und Kazen aber, die sich ihr näherten, schlug sie. Eines Tages brachte ich einen kleinen spanischen Hund mit mir; anfänglich that sie ihm nichts, als aber der Hund sie beschnüffelte, gab sie ihm wohl²⁰ zwanzig Ohrfeigen mit den Vorderpfoten, wie die Kazen die Gewohnheit haben, wenn junge Hunde sie anfallen, und verfolgte ihn mit Nasen- und Kopf-Stößen bis zwischen meine Beine, und seitdem verfolgte sie ihn immer, sobald sie ihn erblickte. So lange der Hund sich nicht vertheidigte, machte sie von ihren Zähnen keinen Gebrauch; bot aber der Hund ihr die Stirn und wollte beißen, dann entspann sich ein heftiger Kampf und ich habe gesehen, daß ziemlich große Hunde, gekraht und derb gebissen, die Flucht nahmen.

„Diese Fischotter bewohnte das Zimmer der Pförtnerinnen und schlief des Nachts auf ihrem Bette, den Tag über verweilte sie gemeiniglich auf einem Rohrstuhl, wo sie in rund gekrümmter Lage schlief; sobald sie Luft bekam, steckte sie Kopf und Vorderpfoten in einen Kübel mit Wasser, das zu ihrem Gebrauche da stand, schüttelte sich hierauf und legte sich wieder auf den Stuhl oder ging im Hofe oder in den äußern Theilen der Behausung spazieren. Ich sah sie mehrmalen sich sonnen, wobei sie die Augen zugegeschlossen hielt; ich trug sie, spielte mit ihr, indem ich sie an die Pfoten faßte und sie liebte; sie spielte mit meinen Händen, biß kaum merklich und schmeichelte mit den Zähnen, wenn man sich auf die Weise ausdrücken darf, wie man von den Kazen sagt, daß sie Sammetpfötchen machen; ich führte sie eines Tages in eine kleine Lache Wasser, die von dem Flusse Arvor bei seinen Ueberschwemmungen gebildet wird. Es wird Ihnen auffallend seyn, wie es mich in Erstaunen setzte, daß sie Furcht vor dem Anblicke eines so großen Wassers zu haben schien; sie ging nicht hinein, trat nur etwas über den Wasserrand hinaus und benezte sich den Kopf wie im Kübel Wasser; ich ließ sie einige Schritte weit ins Wasser werfen, sie eilte rasch mit einer Art von Schrecken zum Rande hin und folgte uns, sehr vergnügt ihre Pförtnerin wieder zu finden. Wenn man aus einer That-
sache und aus dem Betragen eines einzigen Individuums

etwas schließen darf, so scheint die Natur diesem Thiere nicht denselben Instinkt wie den Enten gegeben zu haben, die, sobald sie ausgebrütet sind und der Mutter entschlüpfen, im Wasser herumplätschern.

„Diese Fischotter war sehr unsauber; das Bedürfniß, sich zu entleeren, ergriff sie plötzlich und sie befriedigte dasselbe an jeglichen Orte, ausgenommen auf den Möbeln; aber am Boden und Zimmer wie überall; die Pförtnerinnen vermochten selbst durch Strafen sie nicht zu gewöhnen, im Hofe, der etwas entfernt war, ihre Nothdurft zu verrichten; sobald sie sich entleert hatte, beruch sie ihren Roth wie die Katzen und machte aus Vergnügen, als sey sie zufrieden, sich dieser Last entledigt zu haben, einen kleinen Sprung.

„Ich hatte oft Gelegenheit, diese Fischotter zu sehen, denn ich kam nie durch Autun, ohne einen Besuch in der Abtei von St. Jean-le-Grand zu machen, wo Madame von Courtivron eine Tante hatte, und ich habe zehumal im Beiseyn der Fischotter, die eine sehr gute Gesellschafterin war, gespeist. Man bot sie mir an und ich würde sie auch angenommen haben, um sie in dem Teiche um mein Haus zu Courtivron, wo sie Gelegenheit gehabt haben würde, sich zu begatten, an eine Kette zu legen, wenn ich nicht die Schwierigkeit erkannt hätte, sie anzufetten, weil der Hals dieses Thieres fast denselben Umfang mit seinem Kopfe und seinen Körper hat; ich fürchtete, daß sie entweichen und zur Vermehrung der Fischottern, die bei mir nur zu gewöhnlich sind, beitragen möchte.

„Ich mache mir einen Vorwurf, mich über die Fischotter in Rücksicht ihrer Zähmbarkeit so weitläufig ausgedehnt zu haben; ich glaubte Ihnen aber ein Beispiel, was ich in unserm Burgund selbst sah, mittheilen zu müssen, ohne sie in Dänemark oder Schweden aufzusuchen, wenn sie dort wirklich so vorhanden sind, wie P. Baniere sie in seinem Gedichte das *Praedium rusticum* (der Bauern-Hof) besungen hat. Ueber die Wahrheit meines Berichtes können Sie sicher fußen, denn er enthält nichts Erdichtetes.“

Die Fischotter von Canada.

Diese Fischotter, weit größer als die unsrigen, und die sich im Norden von Europa eben sowohl vorfinden, muß als in Canada, gab mir die Gelegenheit, nachzuforschen, ob sie nicht

dasselbe Thier sey, was Aristoteles mit dem Namen *Latax* bezeichnet, und von dem er sagt, daß sie größer und stärker als die Fischotter sey; da aber die Merkmale, welche er von derselben anführt, nicht völlig mit dieser großen Fischotter übereinkommen und ich sie übrigens mit Ausnahme der Größe der gewöhnlichen Fischotter ganz gleich fand, so bin ich der Meinung, daß sie keine besondere Art, sondern nur eine einfache Varietät der Fischotter ausmache, und da die Griechen, besonders Aristoteles, große Sorge trugen, nur wirklich der Art nach verschiednen Thieren verschiedne Namen zu geben, so sind wir überzeugt, daß der *Latax* ein andres Thier ist. Uebrigens sind die Fischottern wie die Viber in Amerika im Allgemeinen größer und haben ein schwärzres und schönres Fell als in Europa.

Die Fischotter von Canada muß in der That größer und schwärzrer seyn als die in Frankreich. Indem ich aber nachforschte, was der *Latax* des Aristoteles, der allen Naturforschern unbekannt ist, für ein Thier seyn könnte, habe ich vermuthet, daß es das Thier seyn möchte, was von Belon mit dem Namen *Seewolf* bezeichnet wird. Uebrigens mag man Aristoteles Bericht über den *Latax* mit dem des Belon über den *Seewolf* vergleichen.

Aristoteles meldet an derselben Stelle über 6 Amphibien und von diesen 6 sind uns nur 3 bekannt, nämlich das Meerfalsch, der Viber und die Fischotter; die drei andern, der *Latax* nämlich, *Satherion* und *Satyrion*, sind uns unbekannt geblieben, weil sie nur mit Namen angegeben sind, und keine Beschreibung von ihnen vorhanden ist. In diesem Falle wie in allen jenen, wo man, um den Gegenstand zu erkennen, keinen indirekten Schluß durch Induktion machen kann, muß man seine Zuflucht zum Verfahren der Ausschließung nehmen, aber diesen Weg kann man mit Erfolg nur dann betreten, wenn uns alles bekannt ist; alsdann können wir vom Positiven auf das Negative schließen und das Verneinende wird auf diese Weise zu einer bestimmten Kenntniß; z. B. ich glaube, daß ich mich durch das lange Studium, was ich auf diesen Gegenstand verwandt habe, beinahe mit allen vierfüßigen Thieren bekannt gemacht habe; ich weiß ferner, daß Aristoteles von den Thieren, welche dem Festlande von Amerika eigenthümlich sind, keine Kunde habe besitzen können; ich trenne ferner von

den Vierfüßern alle Amphibien und sondere von diesen zuerst die Amphibien in Amerika, als der Tapir, der Cabiai, der Dنداترا &c. ab; es bleiben mir noch die Amphibien unseres Festlandes, als das Flußpferd, die Seekuh, die Phoca oder das Seekalb, der Seewolf von Belon, der Biber, die Fischotter, das Zobelthier, die Wasserratte, der Desman, die Wasserspizmaus und wenn man will, das Ichneumon oder die Pharaonsmaus, die Einige für ein Amphibium angesehen und die Fischotter von Aegypten genannt haben. Von dieser Zahl trenne ich die Seekuh, die dem Aristoteles unbekannt war, weil sie nur in den nördlichen Meeren angetroffen wird; ferner das Flußpferd, die Wasserratte und die Pharaonsmaus, weil er anderswo ihrer erwähnt und sie mit ihren Namen bezeichnet; endlich trenne ich von ihnen das Seekalb, den Biber und die Fischotter, weil sie wohl bekannt sind, und die Wasserspizmaus, weil sie der Landmaus zu ähnlich ist, um sie je durch einen besondern Namen zu unterscheiden. Nach diesem Verfahren bleiben uns nur noch der Seewolf des Belon, das Zobelthier und der Desman für den Latax, den Satherion oder Satyrion übrig und von diesen drei Thieren ist einzig der Seewolf größer als die Fischotter; er ist also der einzige, welcher den Latax darstellen kann, folglich vertreten das Zobelthier und der Desman das Satherion oder Satyrion. Man fühlt wohl, daß diese Vermuthungen, die ich übrigens für gegründet halte, nicht zu der Zahl derer gehören, welche durch die Zeit immer mehr aufgeklärt werden können, im Falle man nicht einige bis jetzt unbekannte griechische Manuscripte auffindet, worin diese Namen gebraucht, d. h. durch nähere Bestimmungen erklärt werden.

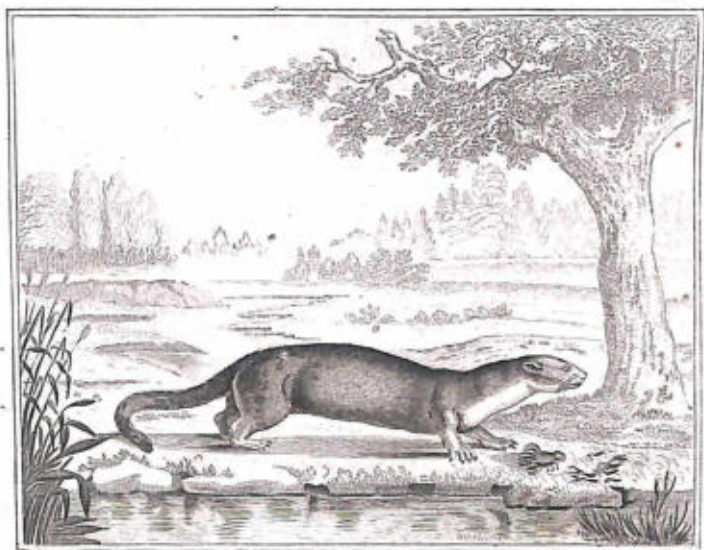
Die kleine Fischotter aus Guiana.

Pontoppidan versichert, daß die Fischotter in Norwegen eben sowohl am salzigen als am süßen Wasser haust und ihre Wohnung in Steinhäusen aufschlägt, aus welcher die Jäger sie locken, indem sie vermittlest einer kleinen Pfeife ihre Stimme nachahmen; er setzt hinzu, daß sie nur die fetten Theile des Fisches verzehrt und eine gezähmte Fischotter, der man täglich etwas Milch gab, fortwährend ihren Fischfang nach Hause brachte.

DIE KLEINE FISCHOTTER VON GUYANA.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfortentreter. Gattung: Fischotter. (*Chiro*)

Pl. 22.



DIE BRASILIANISCHE FISCHOTTER.

Ordnung: Raubthiere. *id. id.*

In den Bemerkungen, die Hr. de la Borde mitgetheilt hat, finde ich, daß es in Cayenne 3 Fischotterrassen gibt; die schwarze, welche 40 bis 50 Pfund wiegen kann; die zweite, die gelblich ist und ungefähr 20 bis 25 Pfund schwer und die dritte, die weit kleiner ist, ein grauliches Haar hat, und nicht mehr als 3 oder 4 Pfund wiegt. Er bemerkt zugleich, daß in Guiana längs allen Flüssen und stehenden Gewässern diese Thiere sehr häufig sind, indem der Fisch in Ueberfluß dort vorhanden ist; sie ziehen sogar manchmal in sehr zahlreichen Trupps, sind scheu und lassen sich nicht nahe kommen; um sie einzufangen, muß man sie überfallen; sie beißen grimmig und vertheidigen sich hartnäckig gegen die Hunde. Sie werfen ihre Jungen in Löchern, die sie an den Ufern der Flüsse ausgraben; man zieht sie oft in den Wohnungen auf. Ich habe beobachtet, sagt Hr. de la Borde, daß alle Thiere in Guiana sich leicht an die Häuslichkeit gewöhnen und selbst durch ihre große Vertraulichkeit lästig werden.

Hr. Aublet, gelehrter Pflanzenkenner und Hr. Olivier, Wundarzt des Königs, die beide eine lange Zeit in Cayenne und im Lande Oyapok zubrachten, haben mich versichert, daß es dort Fischottern gäbe, die bei 80 bis 100 Pfund wiegen; sie halten sich in den großen Strömen auf, die nicht sehr besucht werden und man erblickt ihren Kopf über dem Wasser; sie lassen ein Geschrei vernehmen, das man sehr weit hören kann; ihr Haar ist sehr weich, aber kürzer als das des Bibers; seine Farbe ist gewöhnlich mönchkuttenbraun; diese Fischottern leben von Fischen und ernähren sich auch von Samen, welche von den Ufern in den Strom fallen.

Wir geben hier die Beschreibung eines kleinen Thieres, das uns aus Guiana unter dem Namen die kleine Wasserschotter von Cayenne übersandt worden ist und welche uns die dritte Gattung, von welcher Hr. de la Borde spricht, zu seyn scheint. Sie mißt nur 7 Zoll in der Länge von der Nasenspitze bis zum äußersten Ende des Körpers; ihr Schweif ist ohne Haar wie die Wasserratte, 6 Zoll 7 Linien lang, 5 Linien dick am Ursprunge und nimmt bis zur Spitze, die weiß ist, immer mehr ab, während der übrige Theil des Schweifes eine braune Farbe hat; anstatt des Haares ist er mit einer körnerartigen rauhen Haut wie Chagrin besetzt; unten ist er platt, oben rund. Die Barthare sind 1 Zoll lang, eben so die

großen Haare über den Augen; der ganze untere Theil des Kopfes und des Körpers ist weiß, eben so auch die innere Fläche der vordern Beine. Der obere Theil und die Seiten des Kopfes sind mit großen braunschwärzlichen Flecken, deren Zwischenräume mit einem Gelblichgrau ausgefüllt werden, bezeichnet. Die schwarzen Flecken laufen auf jeder Seite des Körpers symmetrisch; oberhalb dem Auge befindet sich ein weißer Fleck, die Ohren sind groß und scheinen etwas länger als bei unsern Fischottern zu seyn, die Beine sind sehr kurz, die Vorderfüße haben 5 Zehen ohne Schwimmhaut, die Hinterfüße haben eben so viele Zehen, sind aber mit einer Schwimmhaut versehen.

Die Saricovienne

oder:

Die brasilianische Fischotter,

oder auch:

Die See-Fischotter.

(Lutra marina. La saricovienne.)

„Die Meerotter, sagt Chevet, hält sich längs dem la Plata-Strome auf; sie ist eine Amphibie, die mehr im Wasser als auf der Erde lebt. Das Thier hat die Größe einer Katze und seine Haut, die eine schwarzgrau gemischte Farbe hat, ist weich wie Sammet; seine Füße haben Aehnlichkeit mit denen eines Wasservogels; übrigens ist sein Fleisch sehr zart und eben so gut zu essen.“

Ich beginne den Artikel mit der Anführung dieser Stelle, weil die Naturforscher das Thier nicht unter diesem Namen kennen, und nicht wissen, daß der Carigueibeju in Brasilien, welcher dasselbe Thier ist, Schwimmhäute zwischen den Zehen hat. Maregrave, welcher eine Beschreibung von dieser Thiere liefert, spricht von diesem Merkmale nicht, was doch wesentlich ist, weil es dieses Thier der Fischotter so nahe als möglich bringt.

Ich glaube überdies, daß das Thier, dessen Gumilla unter dem Namen Guachi erwähnt, wohl mit der Meerotter dasselbe Thier seyn möchte und es eine Art Fischotter sey, die in dem ganzen Süden von Amerika einheimisch ist. Nach der Beschreibung, die Maregrave und Desmarchais von demselben

geliefert haben, scheint das Thier von der Höhe eines mittel-
mäßig großen Hundes zu seyn; der Obertheil des Kopfes ist
rund wie bei der Kahe, die Schnauze etwas länger als beim
Hunde, die Zähne und die Schnauzhaare sind wie beim Hunde,
die Augen rund, klein und schwarz, die Ohren abgerundet und
tief gestellt, 5 Zehen an jedem Fuße, die Daumen kleiner als
die andern Finger, die alle mit braunen und spizigen Krallen
bewaffnet sind; der Schweif ist so lang wie die Hinterfüße,
das Haar sehr kurz und sehr weich, schwarz auf dem ganzen
Leibe, braun auf dem Kopfe mit einem weißen Flecken an der
Kehle. Sein Geschrei gleicht fast dem eines jungen Hundes
und das Thier unterbricht es manchmal mit einem andern
Schrei, welcher Aehnlichkeit mit der Stimme der Meerkahe hat.
Es lebt von Krabben und Fischen; doch kann man es auch
mit Maniocmehl, in Wasser angerührt, ernähren. Seine Haut
liefert ein gutes Pelzwerk und obgleich es viele Fische frist,
hat sein Fleisch doch keinen Moorgeschmack und gibt eine sehr
gesunde und treffliche Speise.

Wir haben in dem Artikel über die Meer-Fischotter
oder über den Carigueibeu des Maregrave gesagt, daß dies
Thier sich an den meisten fischreichen Ufern und Mündungen
der großen Ströme in Südamerika aufzuhalten scheine; da-
mals war es uns aber noch nicht bekannt, daß dasselbe Thier
in Kamtschatka, auf den Küsten und Inseln dieses ganzen
nördlichen Theils des alten Festlandes angetroffen werde, ohne
daß die Verschiedenheit des Klimas Einfluß auf die Art, wel-
che überall dieselbe zu seyn scheint, gehabt habe.

Die Meer-Fischotter von Kamtschatka ist sorgfältig von
Hr. Steller beschrieben worden und man kann nicht zweifeln,
daß, wenn man seine Beschreibung mit der des Maregrave
vergleicht, die Caricovienne von Kamtschatka eine und die-
selbe Art mit dem Carigueibeu in Amerika ausmache; eben so
wird man finden, daß die Seelöwen, die Seebären und See-
fälber auch in den von einander entlegensten Meeren und in
den entgegengesetzten Himmelsstrichen eine und dieselbe Thier-
art bilden.

Die Russen, welche in Kamtschatka wohnen, geben der
Meer-Fischotter den Namen Bobr oder Biber, obgleich sie dem
Biber nur in der Länge des Haares gleicht und in Hinsicht
der äußern Form nur eine geringe Aehnlichkeit mit ihm hat;

sie ist übrigens eine wahre Fischeotter, mit der wir nicht allein die großen Fischeottern von Guiana und von Brasilien, sondern auch die Fischeotter aus Canada, von der wir oben berichtet haben, und die vom Wuchse und Art der Caricovien-
nen zu seyn scheint, in eine Klasse stellen.

Man findet diese Meer-Fischeotter auf den östlichen Küsten von Kamtschatka und den Nachbarinseln, vom 50sten bis zum 56sten Grade und trifft sie nicht mehr oder doch nur in sehr geringer Zahl in den innern Seen von Kamtschatka und nicht über die dritte Insel der Kurilen hinaus an. Sie sind weder wild noch scheu und bleiben selbst an den Dertern, die sie zu ihrem Aufenthalte erwählt haben, lange Zeit; sie scheinen die Seekälber zu fürchten; zum wenigsten vermeiden sie die Derter, wo diese haufen und suchen nur die Gesellschaft ihres Geschlechts. Man erblickt sie in großer Anzahl auf allen unbewohnten Inseln in den östlichen Meeren von Kamtschatka; v. Jahre 1742 waren sie in solcher Menge auf der Behrings-Insel, daß die Russen mehr als 800 derselben tödteten.

„Da diese Thiere, sagt Hr. Steller, vorher nie ein Menschen erblickt hatten, waren sie weder furchtsam noch wild; sie näherten sich sogar den Feuern, die wir angezündet hatten, bis sie, durch ihr Unglück belehrt, uns zu fliehen begannen.“

Während dem Winter sind die Eeottern bald auf dem Eise im Meere und bald an den Gestaden; im Sommer gehn sie in die Flüsse und steigen selbst bis zu den Seen mit süßem Wasser hinauf, wo sie sich sehr zu gefallen scheinen; an den heißesten Tagen suchen sie kühle und schattige Plätze zum Ausruhen auf. Bei ihrem Ausgange aus dem Wasser schüttelein sie sich und legen sich wie die Hunde in gekrümmter Stellung auf den Boden zum schlafen nieder; bevor sie aber einschlafen suchen sie eher durch den Geruch als durch das Gesicht, was schwach und kurz besitzen, zu erspähen, ob nicht irgend ein Feind in der Nähe zu fürchten sey. Sie verlassen das Ufer nur auf kleine Entfernungen, um im Falle der Gefahr rasch das schützende Wasser wieder gewinnen zu können, denn, obwohl sie ziemlich rasch laufen, vermag doch ein behender Mann sie einzuholen; dagegen schwimmen sie mit sehr großer Schnelligkeit und in jeglicher Körperlage, d. h. auf dem Bauche, dem Rück-

ten, den Seiten und sogar in einer beinahe ganz senkrechten Stellung.

Das Männchen schließt sich nur einem Weibchen an, mit dem es in Gesellschaft lebt und das es sehr zu lieben scheint, indem es dasselbe nie verläßt, weder im Wasser noch auf dem Lande. Es hat das Ansehn, daß sie sich zu jeder Zeit des Jahres paaren; denn man findet in jeder Jahreszeit eben geborne Seeottern und manchmal werden Vater und Mutter von Jungen verschiednen Alters aus den vorhergehenden Würfen begleitet, weil die Kleinen die Eltern nicht eher verlassen, als bis sie ausgewachsen und im Stande sind, selbst eine Familie zu bilden. Die Weibchen werfen nur ein Junges auf einmal und selten zwei. Die Tragzeit dauert ungefähr 8 bis 9 Monate; sie werfen am Gestade oder auf den einsamsten Inseln und das Junge besitzt bei seiner Geburt schon alle Zähne, nur sind die Hundszähne noch nicht so weit vorgerückt. Die Mutter säugt es fast ein Jahr hindurch, hiernach kann man vermuthen, daß sie erst ein Jahr ungefähr nach dem Werfen in Brunst geräth. Die Mutter liebt ihr Junges leidenschaftlich und überhäuft es ohne Unterlaß mit zärtlicher Sorgfalt und Liebkosungen, indem sie fortwährend im Wasser wie auf dem Lande mit ihm spielt; sie lehrt es schwimmen und nimmt es, wenn es ermüdet ist, ins Maul, um es einige Augenblicke ausruhen zu lassen. Nimmt man ihr das Junge weg, schreit und wimmert sie auf eine klägliche Weise; man muß selbst Vorsicht gebrauchen, wenn man ihr dasselbe rauben will, denn so sanft und furchtsam sie auch sonst ist, vertheidigt sie doch ihr Junges mit einem Muthe, der an Verzweiflung grenzt und läßt sich oft eher auf der Stelle tödten als dasselbe aufzugeben.

Diese Thiere nähren sich von Schalthieren, Muscheln, großen Polypen und andern weichen Fischen, die sie während der Ebbe auf dem sandigen Ufer oder an schlammigen Stellen sammeln: denn sie vermögen nicht lange genug unter dem Wasser zu bleiben, um ihre Nahrung auf dem Boden des Meeres zu fischen, weil sie nicht wie die Seekälber das runde Loch in der Scheidewand des Herzes offen haben. Sie verzehren auch Fische mit Schuppen, wie Seeale etc., Früchte, die im Sommer an das Gestade ausgeworfen werden und selbst Seeflechten, wenn ihnen jede andere Nahrung abgeht; doch

vermögen sie 3 bis 4 Tage ohne Nahrung zuzubringen. Ihr Fleisch ist eine angenehmere Speise als die der Robben, trefflich ist besonders das Fleisch der Weibchen, was während der Tragzeit und wenn sie im Begriffe sind zu werfen, fett und zart ist; das Fleisch der Jungen ist sehr delikats und gleicht dem Lammfleische, das der Alten aber ist gewöhnlich sehr zähe. „Es war, sagt Hr. Steller, auf den Behringsinseln unsere Hauptnahrung; es bekam uns sehr wohl, wenn wir es auch allein ohne Brod und halb roh aßen; die Leber, die Nieren und das Herz gleichen vollkommen diesen Theilen an einem Kalbe.“

Man sieht oft in Kamtschatka und auf den kurilischen Inseln Seeottern ankommen, die durch einen Ostwind, der von Zeit zu Zeit auf diesen Küsten im Winter herrscht, fortgetrieben werden. Die Eisschollen, welche von Amerika's Küste herantreiben, sind in so großer Menge vorhanden, daß sie durch ihr Zusammenstoßen Flächen von mehreren Meilen Länge auf dem Meere bilden.

Um die Felle der Seeottern zu erhalten, unterziehen sich die Jäger der Gefahr, auf Schlittschuhen, die 5 bis 6 Fuß lang und 8 Zoll breit sind und ihrer Größe wegen sie zu dem Wagniß veranlaßt, an die Stellen zu gehen, wo das Eis wenig Dicke hat, eine sehr weite Strecke auf der Eisfläche zu jagen; wenn aber diese Eismassen durch einen entgegengesetzten Wind in die hohe See getrieben werden, sind sie oft der Gefahr des Unterganges oder der Nothwendigkeit ausgesetzt, manchmal mehre Tage nach einander sich auf dem Meere herumtreiben zu lassen, bis ein günstiger Wind sie mit derselben Eisscholle wieder an's Land bringt.

In den Monaten Februar, März und April wird diese gefahrvolle, aber großen Nutzen bringende Jagd unternommen; in diesem Zeitraume wird eine größere Menge von diesen Thieren eingefangen als zu jeder andern Jahreszeit; inzwischen unterläßt man doch nicht, sie im Sommer zu jagen, indem man ihnen auf dem Lande, wo man sie oft eingeschlafen findet, nachstellt; in derselben Jahreszeit fängt man sie auch mit Netzen im Meere oder verfolgt sie in einem Canot, bis die Ermüdung ihren Fang erlaubt.

Ihre Haut liefert ein sehr schönes Pelzwerk; die Chinesen kaufen sie fast alle auf und bezahlen das Stück mit 70, 80,

und 100 Rubeln; dies ist auch die Ursache, warum nur sehr wenige nach Rußland kommen. Die Schönheit des Pelzwerks wechselt nach der Jahreszeit; die besten und schönsten kommen von den Secottern her, die im März, April und Mai erschlagen werden; es hat aber den Nachtheil, daß es dick und schwer ist; ohne dies würde es die Zobelpelze, unter denen die schönsten kein so herrliches Schwarz besitzen, überreffen. Man muß unterdessen nicht glauben, daß das Haar der Secottern in allen Individuen gleich schwarz sey; denn es gibt welche, die eine bräunliche Farbe wie die Flußottern besitzen; andere, welche auf dem Kopfe, am Kinn, und an der Gurgel ein langes, sehr weiches und weißes Haar haben; endlich andere, die eine gelbliche Gurgel besitzen und auf dem Leibe eher einen krausen, braunen und kurzen Filz als ein wirkliches Haar, das zum Pelzwerk geeignet ist, tragen. Uebrigens sind die braunen oder schwarzen Haare es nur bis auf die Mitte ihrer Länge, alle sind an der Wurzel weiß und ihre Länge beträgt im Ganzen ungefähr 1 oder $1\frac{1}{2}$ Zoll auf dem Rücken, am Schwanze und an den Seiten des Körpers; kürzer sind sie auf dem Kopfe und an den Gliedmaßen; doch unter diesem ersten langen Haare befindet sich wie bei den Seebären eine Art von Flaum oder Filz, der eine braune oder schwarze Farbe wie die der äußersten Enden der langen Haare hat. Man unterscheidet leicht die Felle der Weibchen von denen der Männchen, denn sie sind kleiner, schwärzer, und haben unter dem Bauche längeres Haar; die Jungen besitzen ebenfalls im frühesten Alter schwarzes oder sehr braunes und langes Haar; am 5ten oder 6ten Monat verlieren sie diesen schönen Haarwuchs und in einem Alter von einem Jahre sind sie nur mit ihrem Filze bedeckt, indem die langen Haare erst im folgenden Jahre wieder zum Vorschein kommen. Der Haarwechsel geht bei den Ausgewachsenen auf eine von der bei andern Thieren verschiedene Weise vor sich; in den Monaten Juli und August fallen einige Haare aus und die andern nehmen eine etwas bräunere Farbe an.

Gewöhnlich besitzen die Secottern von der Nasenspitze bis zum Ursprunge des Schweifes, der 12 oder 13 Zoll lang ist, eine Länge von 2 Fuß 10 Zoll; ihr Gewicht beträgt 70 bis 80 Pfund. Die Meer-Fischotter ähnelt der Land-Fischotter in der Gestalt des Körpers, nur mit dem Unterschiede, daß der

Leib der letztern in jeder Hinsicht weit dicker ist; die Hinterfüße sind bei beiden dem After näher als bei andern Thieren; die Ohren sind grade, kegelförmig und mit einem Haare bedeckt, was dem am Seebäre gleicht; sie sind ungefähr ein Zoll lang und eben so breit und stehen fast 5 Zoll von einander ab. Die Augen und die Augenwimpern haben eine große Aehnlichkeit mit denen des Hasens und besitzen fast dieselbe Größe; die Farbe des Regenbogens ist veränderlich, bei den Einen ist sie braun, bei den Andern schwärzlich; in dem großen Winkel jedes Auges befindet sich, wie bei den Seebären, eine Haut, die aber das Auge kaum zur Hälfte bedecken kann. Die Nasenlöcher sind sehr schwarz, gerunzelt und ohne Haar, und die Lippen sind beinahe eben so dick wie bei dem gemeinen Seealbe; die Oeffnung des Rachens ist von mittler Größe und beträgt von der Spitze der Schnauze bis zum Mundwinkel 2 Zoll 3 Linien in der Länge; der Oberkiefer ragt $\frac{1}{2}$ Zoll über den Unterkiefer hervor; beide sind mit weißen Schnauzhaaren, deren Spitzen nach unten gekehrt sind und deren borstige Haare in den Mundwinkeln 3 Zoll, aber in der Nähe der Nasenlöcher nur 1 Zoll Länge besitzen, versehen. Die obere Kinnlade ist mit 14 Zähnen bewaffnet, als: mit 4 sehr spitzigen und 2 Linien langen Schneidezähnen, mit einem Hundszahne auf jeder Seite, der eine kegelförmige Gestalt hat, etwas nach hinten gekrümmt und ungefähr 1 Zoll lang ist; nach den Hundszähnen kommen die Mahlzähne, 4 auf jeder Seite; sie sind breit und dick, besonders nach dem Grunde zu und sehr geeignet die Muscheln zu zerbrechen und die Schalen zu zermahlen. In den Unterkiefern stehen gewöhnlich 16 Zähne, wie im Oberkiefer, 4 Schneide- und 2 Hundszähne; die letztern sind ungefähr nur 8 Linien lang, aber auf jeder Seite befinden sich 5 Mahlzähne, von denen die beiden letzten tief im Schlunde liegen; die Gesamtzahl der Zähne bei den Seeottern beträgt also gemeiniglich 30. Da es aber auch Individuen gibt, welche 5 Backzähne auf jeder Seite der Oberkinnlade haben, so wächst die Zahl manchmal bis auf 32 an. Die Zunge ist von ihrer Wurzel bis an ihre Spitze 3 Zoll 3 Linien lang und nur $\frac{1}{2}$ Zoll breit; sie ist mit Wärzchen (Papillen, Knötchen, welche die Enden der Nerven des Geschmackorgans an der Oberfläche der Zunge bilden und vermittelt welcher die Verschiedenheiten der Gegenstände in Be-

zug auf Geschmack wahrgenommen werden), besteht und an der Spitze etwas gabelförmig.

Die Füße, sowohl die vordern als die hintern, sind bis an die Klauen mit Haaren bedeckt und nicht mit der Schwimnhaut umkleidet; sie sind sichtbar und stehen hervor, wie bei den Land-Bierfüßern, so daß der See-Fischotter gehen und laufen kann, wenn auch sehr langsam. Die Vorderfüße sind nur 11 Zoll lang und kürzer als die Hinterfüße, die 14 bis 15 Zoll messen; weshalb das Thier am Hintertheile höher und sein Rücken etwas nach innen gekrümmt erscheint. Die Vorderfüße gleichen in Hinsicht der Klauen denen der Katzen und unterscheiden sich von denen der Land-Fischotter dadurch, daß sie durch eine Schwimnhaut, die mit Haaren bedeckt ist, vereint werden. Die Fußsohle, die braun ist und unterhalb Knötchen besitzt, ist abgerundet und spaltet sich in 5 Finger, von denen die beiden mittlern etwas länger als die andern sind, und der innere etwas kürzer als der äußere ist. Die gekrümmten Klauen der Vorderfüße dienen, um die Muscheln von den Felsen abzutrennen. Die Hinterfüße haben ebenfalls 5 Finger, die auf dieselbe Weise durch eine Schwimnhaut verbunden werden und die Form der Krallen beider ruderfüßigen, mit einer Schwimnhaut versehenen Vögeln haben; der Tarsus, der Meta-Tarsus und die Finger an den hintern Füßen sind weit länger und breiter als an den vordern Füßen; die Klauen sind scharf, aber kurz; der äußere Finger ist etwas länger als die andern, die allmählig sich verkleinern und die Haut der hintern Fußsohle ist ebenfalls braun oder schwarz wie an den vordern Füßen. Der Schweif gleicht vollkommen dem der Land-Fischotter, d. h. er ist platt unten und oben, nur ist er im Verhältniß zum Leibe etwas kürzer; er wird von einer dicken Haut, die mit sehr weichen und sehr dichten Haaren besetzt ist, umgeben.

Die männliche Ruthe ist in einer Scheide unter der Haut enthalten, und die Oeffnung dieser Scheide liegt in einem Drittel der Körperlänge; die Ruthe, ungefähr 8 Zoll lang, enthält einen Knochen, der 6 Zoll Länge hat. Die Hoden sind in keinem Sacke enthalten, sondern werden blos von der allgemeinen Haut bedeckt. Die Scheide des Weibchens ist ziemlich groß und liegt 1 Zoll unter dem After.

Wir müssen hier die Bemerkung machen, daß das Thier, was Hr. Kracheninnikow unter dem Namen Seebiber aufgeführt hat, wohl kein anderes seyn möchte als die Seeotter, wenn gleich er sagt, daß es so groß ist, als das, welches er Seekäse nennt, und was kein andres als der Seebär ist; denn es gibt Seeottern, die weit größer sind, als die, von denen wir nach Hrn. Steller die Maße angegeben haben, und man hat in Guiana und Brasilien weit dickere als in Kamtschatka bemerkt; überdies scheint es selbst nach der Aussage des Hrn. Kracheninnikow, daß sein Seebiber dieselben Gewohnheiten als die Seeotter, welche bei den Russen in Sibirien den Namen Vobr oder Viber trägt, hat. Hr. Steller, der sich lange in den Gewässern von Kamtschatka aufgehalten, und alle dort einheimischen Thiere beschrieben hat, erwähnt durchaus des Seebibers, der groß wie ein Seebär seyn soll, nicht, und alle Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß Hr. Kracheninnikow vielleicht nach übertriebenen Berichten seine Beschreibung angefertigt hat. Zu diesen Beweisen kann man noch die Folgerungen fügen, welche aus den Ergebnissen der Beobachtungen verschiedener Reisenden, welche im Band XIX. Seite 365 der Reisen in gedrängter Kürze wieder mitgetheilt werden, gezogen werden können. Dort wird berichtet: „daß die Felle der Seebiber den Russen einen bedeutenden Vortheil abwerfen; die Kamtschadalen erhandeln mit diesen Fellen von den Kosaken Alles, was sie bedürfen, und daß die Kosaken diese Pelzwerke gegen andere Waaren von den russischen Kaufleuten eintauschen und die Letztern einen großen Gewinn aus dem Handel, den sie mit denselben nach China führen, ziehen, und daß endlich die Jagdzeit der Seebiber die günstigste Zeit für die Erhebung des Tributs ist, denn die Kamtschadalen geben einen Viber für einen Fuchs oder einen Zobel, obgleich er fünfmal mehr werth ist und für 90 Rubel verkauft wird &c.“ Man sieht, daß sich dies Alles auf die Seeotter bezieht und Hr. Kracheninnikow sich aller Wahrscheinlichkeit nach geirrt hat, daß sein Seebiber eben so groß als seine Seekäse, d. h. der Seebär ist.

Uebrigens heißt die Seeotter, welche in der russischen Sprache den Namen Vobr oder Viber hat, bei den Kamtschadalen haikon, bei den Koräken kalaga und bei den Kurilen rakkon.

Hinzusehen muß ich noch hier, daß nach neuern Aufklärungen, die ich aus Guiana über die Seeottern von Amerika erhalten habe, die Thiere, in Hinsicht der Größe und der Farbe, dort einem großen Wechsel unterworfen sind; die Thierart ist auf den tiefen Küsten und an den Mündungen der großen Ströme in Südamerika sehr zahlreich.

Ihre Haut ist sehr dick und ihr Haar zeigt gewöhnlich eine mehr oder weniger dunkelgraue und manchmal silberartige Farbe; ihr Schrei schallt rauh und heiser. Die Thiere ziehn Truppweise und besuchen häufig die überschwemmten Savanen (mit hohem Grase, Schilf und Gebüsch bewachsene Steppen in Amerika); sie schwimmen mit dem Kopfe über dem Wasser und oft mit geöffnetem Maule; anstatt zu fliehn, umgeben sie mitunter in großer Zahl ein Canot unter lautem Schreien, wo es dann leicht ist, eine große Anzahl derselben zu erschlagen. Uebrigens versichert man, daß es nicht leicht halte, eine Fischotter im Wasser, selbst nachdem man sie erlegt hat, zu fangen; sobald sie sich verwundet fühlen, senken sie sich auf den Grund des Wassers und man würde seine Zeit verlieren, den Augenblick ihres Auftauchens abzuwarten, vor Allem im fließenden Wasser, das sie mit forttreiben kann.

Die Jaguars (amerikanisches Raubthier, ähnlich der Unze) und Caguars (s. d. Art.), führen Krieg gegen dieselben und rauben und verzehren ihrer eine große Menge; sie stellen sich auf die Lauer, springen auf die Fischotter, wenn sie vorbei schwimmt, verfolgen sie bis auf den Grund des Wassers, tödten sie und schleppen die Leiche zum Fraße ans Land.

Nach dem Zeugniß des Hrn. de la Borde haben wir berichtet, daß es auf Cayenne drei in Hinsicht der Größe sehr verschiedene Fischottern gebe; die beiden größern derselben scheinen See-Fischottern zu seyn, die eine so starke Aehnlichkeit der Gestalt unter einander haben, daß man sie ohne Schwierigkeit in eine und dieselbe Thierart zusammen stellen kann und dies um so eher, da man es für eine allgemeine Thatsache annehmen muß, daß die Fischottern, Jaguars und mehre andre Thierarten jener fast unbewohnten Länder in der Nähe des Aufenthalts von Menschen kleiner sind, als die, welche tief im Innern des Landes haufen, weil man sie in früherer Jugend tödtet, und ihnen keine Zeit läßt, ihr volles Wachsthum zu erreichen.

Der Steinmarder.

(*Mustela Foina. La fouine.*)

Die Mehrzahl der Naturforscher haben den Stein- und Baummarder für eine und dieselbe Thierart angesehen; Gesner und Ray wiederholten auf das Zeugniß Albert's, daß sie sich unter einander begatten; diese Thatsache aber, die durch kein anderes Zeugniß unterstützt wird, scheint uns zum mindesten zweifelhaft zu seyn; wir sind hingegen der Meinung, daß diese Thiere, welche sich nicht mit einander vermischen, zwei verschiedene, gesonderte Thierarten bilden. Zu den Gründen, welche Hr. Daubenton hierfür anführt, kann ich Beispiele fügen, welche die Wahrheit der Behauptung noch stärker darthun. Wäre der Baummarder der wilde Marder oder der Steinmarder der Hausmarder, so würden sich diese beiden Thiere zu einander verhalten, wie die wilde Rahe zu der Hausrahe; der Erste würde beständig dieselben charakterischen Merkmale bewahren und der zweite sich verändern, wie dies der Fall bei der wilden Rahe, die stets dieselbe bleibt und bei der Hausrahe ist, die allerhand Farben annimmt. Der Steinmarder, oder, wenn man lieber will, der Hausmarder, hingegen wechselt nicht; er hat seine besondern, ihm eigenthümlichen Kennzeichen, die alle so beständig sind, als die des wilden Marders. Dies allein würde zum Beweise hinreichen, daß der Hausmarder keine bloße Varietät, keine einfache Abweichung ist, welche durch den Stand der Häuslichkeit erzeugt worden ist. Uebrigens legt man dem Steinmarder ohne allen Grund den Namen Hausmarder bei; denn er ist eben so wenig ein Hausthier als der Fuchs und der Iltis, die sich, wie er, den Wohnungen nähern, um ihre Beute zu suchen; auch hat er eben so wenig, wie die andern Thiere, die wir wilde nennen, irgend eine Gemeinschaft, irgend einen Verkehr mit dem Menschen. Er unterscheidet sich dennoch von dem Baummarder durch sein Naturell und sein Temperament; denn dieser flieht die offenen Dörfer, haust nur in der Tiefe der Wälder, wohnt unter Bäumen und findet sich nur in den kalten Klimaten in großer Anzahl; dagegen nähert sich der Steinmarder den Häusern, schlägt sogar sein Lager in alten Gebäuden, auf Hausböden und in Mauerlöchern auf und sein Geschlecht ist in allen gemäßigten Ländern allgemein und in großer Anzahl verbreitet,

1. DER HAUTMARDER. 2. DER BAUMMARDER.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.

Gruppe: Pflotentreter. Gattung: Marder (Canis.)

Pl. 25.



DER MARDER VON GUYANA.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

und findet sich selbst in den heißen Klimaten, wie in Madagascar, auf den Maskiven; aber nicht in den nördlichen Ländern.

Der Steinmarder besitzt eine sehr feine Gesichtsbildung, ein lebhaftes Auge; einen leichten Sprung, beugsame Glieder, einen geschmeidigen Leib und alle seine Bewegungen sind sehr rasch und behende; er springt und hüpfet mehr als daß er geht, klettert mit Leichtigkeit schlecht beworfne Mauern hinauf, steigt in die Taubenschläge, die Hühnerhöfe, frist Eier, Tauben, Hühner, tödtet derselben in großer Menge und bringt sie seinen Jungen, er fängt auch Mäuse, Ratten, Maulwürfe und Vögel auf ihren Nestern.

Wir haben einen aufgezogen, den wir lange aufbewahrten, er wird bis auf einen gewissen Punkt zahm; doch nie schließt er sich an und bleibt stets wild genug, um ihn an eine Kette legen zu müssen. Er führte mit den Katzen Fehde und fiel die Hühner an, sobald sie in seinen Bereich kamen. Er entwandt sich oft der Kette, obgleich er um die Mitte des Leibes gebunden war; die ersten Male entfernte er sich nicht weit und kehrte nach einigen Stunden zurück, aber ohne irgend ein Zeichen der Freude, ohne gegen irgend Jemanden seine Abhänglichkeit kund zu geben; er forderte aber sein Futter wie der Hund und die Katze; später blieb er längre Zeit aus und endlich kam er gar nicht wieder. Er war damals $1\frac{1}{2}$ Jahr alt, in welchem Alter die Natur augenscheinlich den Sieg davon getragen hatte. Er fraß von Allem, was man ihm reichte, mit Ausnahme von Salat und Kräutern; er war sehr lüstern nach Honig und zog den Haussamen jeder andern Samenart vor. Man hat beobachtet, daß er häufig trank, manchmal zwei Tage hinter einander schlief und dann wieder 2 bis 3 Tage ohne Schlaf zubachte; vor dem Schlafen nahm er eine runde Lage an, verbarg seinen Kopf und verhüllte ihn mit dem Schweife; so lange er wach war, befand er sich in fortwährender Bewegung, die so heftig und unbequem war, daß man ihn auch in dem Falle, daß er nicht über das Geflügel hergefallen wäre, hätte anketten müssen, um ihn zu verhindern, alles zu zerbrechen. Wir haben mehrere andre ältere Steinmarder, die in Fallen gefangen worden waren, behalten; aber diese blieben völlig wild; sie bißen die, welche sie berühren wollten und verschmähten jedes andre Futter als rohes Fleisch.

Die weiblichen Hausmarder, behauptet man, tragen so lange als die Katzen. Man findet Junge vom Frühlunge bis in den Herbst; was vermuthen läßt, daß sie mehr als einmal im Jahre werfen; die Jüngern gebären nur 3 oder 4, die Aelteren bis 7 Junge. Um zu werfen, richten sie sich auf einem Heuboden oder in einem Mauerloche ein, wohin sie Stroh und Gras schleppen; oft machen sie ihr Lager in einer Feisen-Spalte oder in einem Baum-Stamme, wo sie Moos zusammentragen; sobald man sie beunruhigt, ziehn sie aus und tragen ihre Jungen anderswo hin. Die Jungen wachsen schnell, denn der Steinmarder, welchen wir aufzuehten, hatte gegen das Ende des ersten Jahres fast seine natürliche Größe erreicht, woraus man die Folgerung ziehn kann, daß diese Thiere nur 8 bis 10 Jahre leben. Sie besitzen einen Geruch von unächtem Moschus, der nicht grade unangenehm ist. Der Baum- und Steinmarder, wie viele andere Thiere, haben im Innern Bläschen, welche einen wohlriechenden Stoff, ähnlich dem, welchen die Zibethkatzen gewähren, enthalten; ihr Fleisch hat selbst etwas von diesem Geruch an sich; demungeachtet ist das Fleisch des Baummarders nicht übel zu essen; unangenehmer ist das des Steinmarders und seine Haut ist auch weniger geachtet.

Der Steinmarder von Guiana.

Wir geben hier die Beschreibung und die Abbildung eines amerikanischen Thieres, das aus Guiana dem Herrn Aubry, Pfarrer von Saint-Louis, übersandt worden ist und was sich in einem sehr guten Zustande, wie Alles, was man in seinem Kabinette sieht, befindet. Obgleich dem Thiere die Zähne fehlen, erschien es mir doch in allen seinen andern Theilen wie in der Körper-Gestalt so ähnlich unsern Steinmardern, daß ich die Ansicht gewann, daß man dasselbe nur als eine Varietät des Steinmarders betrachten könne, von dem es nur durch seine Haarfarbe, die weiß und schwarz marmorirt ist, durch die Flecken am Kopfe und den kurzen Schweif unterscheidet. Dieser Steinmarder von Guiana mißt von der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes 20 Zoll; er ist demnach größer als unser Hausmarder, der nur 16½ bis 17 Zoll hat, aber sein Schweif ist im Verhältnisse zum Körper weit kleiner. Die Schnauze schien etwas verlängert als an unserm Steinmarder zu seyn;



DER KLEINE HAUSMARDER VON MADAGASCAR.
 Ordnung: Raubthiere. id. id.

sie ist ganz schwarz und dies Schwarze dehnt sich über die Augen aus, geht unter die Ohren, längs dem Halse her und verliert sich in das braune Haar der Schultern. Ueber den Augen befindet sich ein großer, weißer Fleck, der sich über die Stirn verbreitet, die Ohren umgibt und längs dem Halse einen weißen, schmalen Streifen bildet, der sich jenseits des Halses gegen die Schultern hin verliert. Die Ohren gleichen völlig denen unsres Steinmarders; der obre Theil des Kopfes erscheint grau mit weißen Haaren gemischt; der Hals ist braun mit Aschgrau untermengt und der Leib ist mit gemischten Haaren, wie der des sogenannten reichhaarigen Kaninchens, d. h. mit weißlichen und schwärzlichen Haaren besetzt. Diese Haare sind an ihrer Wurzel aschgrau und grau, in der Mitte braun und schwarz und an ihrer Spitze weiß. Der untere Theil der Kinnlade ist schwarzbraun, welche Farbe sich über die untere Fläche des Halses ausdehnt und unter dem Bauche schwächer wird, wo sie hell- oder kastanienbraun ist. Die Beine und Füße sind mit einem glänzendem Haare von röthlich-schwarzer Farbe bedeckt und die Klauen ähneln vielleicht eher denen der Eichhörnchen und der Ratten als denen eines Marders; die größte Klaue am Vorderfuße ist 4 Linien und die größte am Hinterfuße nur 2 Linien lang. Der Schweif ist an seiner Wurzel weit stärker mit Haaren versehen als am Ende; das Haar derselben ist kastanien- oder hellbraun mit Weiß unterseht.

Der kleine Steinmarder von Guiana.

Ein andres Thier von Cayenne, welches dem vorigen verwandt ist, ward im Jahre 1768 auf der Messe von Saint-Germain gezeigt. Es maß von der Schnauzen-Spitze bis zur Schwanz-Wurzel 15 Zoll in der Länge; der Schweif war 8 Zoll lang, an seinem Ursprunge breiter und stärker behaart, als an seiner Spitze. Dies Thier hat niedrige Beine, wie unsre Stein- und Hausmarder. Die Form des Kopfes nähert sich sehr der des Steinmarders, mit Ausnahme der Ohren, die sich nicht gleich sind. Der Leib ist mit einem wollenen Haare bedeckt. An jedem Fuße hat es 5 Finger, mit kleinen Klauen, wie bei unsern Steinmardern, bewaffnet.

Der kleine Steinmarder auf Madagascar.

Der Steinmarder hat mehrere Varietäten aufzuweisen. Wir geben hier die Beschreibung eines kleinen Steinmarders, den man auf Madagascar findet. Seine Körperlänge von der Spitze der Schnauze bis zur Wurzel des Schweifes beträgt 1 Fuß, 2 Zoll 4 Linien. Er besitzt, wie alle Steinmarder, kurze Beine und einen langgezogenen Leib; sein Kopf ist lang und schwächig. Die Ohren sind breit und kurz und der Schwanz mit langen Haaren bedeckt.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Die Schwanzröhre beträgt	2	5	9
Die ganze Länge des Schweifes, die Haare mit einbegriffen	—	8	—
Die Haare am Ende desselben	—	2	3
Die Haare oben auf dem Körper	—	—	11

Seine Farbe ist röthlich-braun oder dunkelgrau, ins Röthlich-fahlgelbe hinüberspielend, was durch die Mischung der Haare, die dunkelbraun in ihrer Länge und fahlroth an der Spitze sind, hervorgebracht wird; diese dunkle fahlgelbe oder röthliche Farbe herrscht an den Seitentheilen des Kopfes, unter dem Bauche und dem Halse vor. Dieser kleine Marder unterscheidet sich von unserm Steinmarder durch die Farbe, die röthlicher und durch den Schweif, der stark und langhaarig ist, eine größere Länge besitzt, breit an der Wurzel ist und sich mit einer sehr dünnen Spitze endet.

Der Baummarder.

(*Mustela martes*. La marte.)

Der Baummarder, aus Norden herkommend, ist in diesem Klima einheimisch und findet sich daselbst in so großer Anzahl, daß man über die Menge von Pelzwerk, welches dort verbraucht und ausgeführt wird, erstaunt; in den gemäßigten Himmelsstrichen lebt er dagegen nur in geringer Zahl und wird in den heißen Ländern gar nicht angetroffen. In unsern Wäldern von Burgund halten sich einige auf; auch finden sie sich im Forste von Fontainebleau. Im Allgemeinen sind sie aber in Frankreich eben so selten als der Steinmarder gewöhnlich ist. In England trifft man gar keine an, weil dort die Wälder fehlen. Er flieht eben so sehr bewohnte Dörfer als offene Gegenden, lebt tief in den Wäldern, verbirgt sich nicht

in Felsen, sondern durchstreicht das Holz und erklettert Bäume; er ernährt sich von der Jagd und vernichtet eine ungemeine Menge Vögel, deren Nester er aufsucht um die Eier auszuschlürfen, fängt Eichhörnchen, Feld- und Haselmäuse und frisst ebenfalls Honig wie der Steinmarder und Iltis. Auf offenem Felde, auf den Fluren und in den Weinbergen sieht man ihn nie. Er nähert sich niemals den Wohnungen und unterscheidet sich überdies von dem Steinmarder durch die Weise, wie er gejagt wird. Sobald der Steinmarder merkt, daß er verfolgt wird, entzieht er sich dem Nachsehen des Hundes, indem er rasch sich auf seinen Speicher oder in sein Loch flüchtet. Der Baummarder hingegen läßt sich eine ziemlich lange Zeit von den Hunden verfolgen, ehe er auf einen Baum klettert und gibt sich nicht einmal die Mühe, bis in die Zweige zu steigen, sondern hält sich an dem Stamm fest und schaut von dort aus die Hure vorbei rennen. Die Spur, welche der Baummarder auf dem Schnee zurückläßt, scheint die eines großen Thieres zu seyn, denn er geht nur sprungweise und drückt beide Füße zugleich in einer Fährte ab. Er ist etwas dicker als der Steinmarder, doch hat er einen kürzern Kopf oder längere Beine, weshalb er behender läuft; sein Haar ist ebenfalls weit feiner, stärker und weniger dem Ausfallen ausgesetzt. Er bereitet nicht wie der Hausmarder ein Lager für seine Jungen, demohungeachtet bettet er dieselben bequemer. Es ist bekannt, daß die Eichhörnchen mit eben so großer Kunst als die Vögel sich Nester auf den Bäumen bauen. Wenn das Weibchen des Baummarders im Begriffe ist zu werfen, steigt es zum Neste eines Eichhörnchens hinauf, vertreibt dasselbe, erweitert die Oeffnung, richtet sich in demselben ein und wirft daselbst seine Jungen; es bedient sich auch der alten Nester des Mäusefalks und der Ohreule und der Höhlungen alter Bäume, aus welchen es Spechte und andere Vögel vertreibt. Es wirft im Frühlinge und nur 2 oder 3 Junge, die mit geschlossenen Augen auf die Welt kommen, und in kurzer Zeit wachsen; es bringt ihnen Vögel, Eier und nimmt sie später mit auf die Jagd. Die Vögel kennen so gut ihre Feinde, daß sie beim Anblicke eines Marders wie bei dem eines Fuchses denselben kleinen Warnungs-Schrei vernehmen lassen; und zum Beweise, daß mehr Haß als Furcht sie hiezu veranlaßt, dient der Umstand, daß sie demselben eine lange Strecke folgen und

dasselbe Geschrei gegen alle gefräßige und Raubthiere, wie der Wolf, Fuchs, Marder, die wilde Rahe, das Wiesel, und nie bei Erblickung des Hirschens, Rehens, Hasen &c. ausstoßen. Die Baummarder sind im Norden von Europa eben so häufig als im nördlichen Europa und Asien; man bringt derselben in Menge aus Canada herüber; man findet sie in der ganzen Strecke der nördlichen Länder Amerikas bis an den Hudsons-Bay und in Asien bis in den Norden von Tunkin und China. Man muß den Baummarder nicht mit dem Zobelthiere verwechseln, was ein verschiednes Thier und dessen Pelz weit kostbarer ist. Der Zobel ist schwarz, der Marder bloß braun und gelb; der braunste Theil, welcher sich über den Rücken bis an die Spitze des Schweifes ausdehnt, ist der geschätzteste am Marderfelle.

Von dem großen Baummarder in Guiana.

Dieses Thier, welches uns aus Cayenne überschickt wurde und dessen Beschreibung wir hier liefern, ist größer als der französische Marder, und mißt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 2 Fuß in der Länge; sein Haar ist schwarz mit Ausnahme dessen auf dem Kopfe und am Halse bis an die Schultern, was graulich ist; die Spitze der Schnauze und die Nasenlöcher sind schwarz; der Umkreis der Augen und der Kinnladen wie der obere Theil der Nase sind röthlich braun. Er hat zwölf Schneidezähne, 6 oben und 6 unten; die letztern sind die kleinsten; die Hundszähne sind sehr stark und die Backenzähne vermochten wir nicht zu zählen. Wie der Stein- und Baummarder in Frankreich besitzt er auf beiden Seiten der Schnauze lange Haare in Form eines Bartes; die Ohren sind breit und fast rund wie bei unsern Steinmardern und am Halse sieht man einen großen Flecken von weiß gelblicher Farbe, der zur Brust herunter steigt, indem er sich immer weiter ausdehnt. Alle Füße haben 5 Finger, an denen die weißlichen Klauen wie die Reifen am Geweihe des Hirsch gekrümmt sind; die Klauen der Vorderfüße sind 6 und die der Hinterfüße nur 5 Linien lang. Der Schweif, der eine Länge von 18 Zoll hat und dessen Ende in eine Spitze ausläuft, ist wie der Leib mit schwarzen Haaren bedeckt, die aber 2 bis 3 Zoll lang sind; er ist im Verhältnisse unseres Marders länger, denn er beträgt $\frac{2}{3}$ der Länge des Körpers, während er bei unsern Baummardern nur die Hälfte ausmacht.

1. DER ILTIS. 2. DAS FRETT.
Ordnung: Raubthiere Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pſotentreter. Gattung: Marder. (Cuvier.)

Pl. 25.



DER GESTREIFTE ILTIS AUS INDIEN.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

Der Iltis.

• (Mustela putorius. Le Putois.)

Der Iltis hat in Hinsicht des Temperaments, des Naturrells, der Gewohnheiten und Sitten wie in der Körperform eine große Aehnlichkeit mit dem Steinmarder; wie jener, besucht er die Wohnungen, steigt auf die Dächer, schlägt sein Lager auf Heuböden, Kornspeichern und an wenig besuchten Orten auf, die er nur während der Nacht, seine Beute zu suchen, verläßt. Er schleicht sich in den Hühnerhof, auf die Hühnerställe, Taubenschläge und richtet dort mit geringerem Lärm als der Steinmarder größern Schaden an; er beißt allem Geflügel den Kopf ab, oder zermalmt ihn und trägt dann eins nach dem andern fort und häuſet die Beute zu einem Vorrathe auf; wenn, wie es sich häufig ereignet, er sie nicht alle fortschleppen kann, weil das Loch, durch welches er herein kam, zu enge ist, frist er ihnen das Gehirn aus und trägt die Köpfe weg. Er ist ebenfalls sehr gierig nach Honig, greift die Bienenkörbe im Winter an und zwingt die Bienen, sie zu verlassen. Er entfernt sich selten von bewohnten Orten und geräth im Frühling in Brunst; die Männchen kämpfen auf den Dächern herum und machen sich das Weibchen streitig, hierauf verlassen sie dasselbe und bringen den Sommer auf dem Felde oder im Walde zu; das Weibchen hingegen bleibt auf seinem Speicher, bis es geworfen hat, und nimmt erst die Jungen gegen die Mitte oder das Ende des Sommers mit sich; es wirft 3 oder 4, manchmal 5 Junge, säugt sie nicht lange und gewöhnt sie frühzeitig, Blut und Eier aufzufangen. In der Stadt leben sie von Raub, auf dem Lande von der Jagd; während des Sommers suchen sie ihre Behausung in Kaminlöchern, Felsenrißen und hohlen Baumstämmen, welche sie selten zu einer andern Zeit als des Nachts verlassen, um durch Feld und Wald zu streichen; sie suchen Rebhühner-, Lerchen- und Wachtelneßer auf, erklettern die Bäume nach andern Vogelneestern, erspähen Ratten, Maulwürfe, Feldmäuse und führen einen beständigen Krieg gegen die Kaninchen, die ihnen nicht entgehen können, weil sie leicht in ihre Löcher dringen; eine einzige Familie reicht hin, eine ganze Niederlassung von Kaninchen zu vernichten und dies würde das einfachste Mittel seyn, um die Zahl der Kaninchen in den Gegenden, wo sie

bereits überhand genommen haben, auf diese Weise zu vernichten.

Der Iltis ist etwas kleiner als der Steinmarder, hat einen kürzern Schweif, eine spitzigere Schnauze und ein dichteres und schwärzeres Haar; auf der Stirn wie an den Seiten der Nase und um den Rachen ist er weiß, er unterscheidet sich noch durch die Stimme; der Steinmarder besitzt einen scharfen und durchdringenden Schrei, dagegen ist der Ruf des Iltis gedämpfter; sie besitzen beide wie der Baummarder und das Eichhörnchen ein Knurren im tiefen zornigen Tone, was sie häufig, wenn sie gereizt werden, wiederholen; endlich weicht der Iltis noch vom Steinmarder im Geruche ab, der weit entfernt, angenehm zu seyn, so stinkend ist, daß man denselben im Französischen nach diesem Geruche unterschieden und den Namen gegeben hat. (Der Iltis heißt im Französischen *putois*, von *puer*, stinken, herkommend); besonders wenn er erhitzt und gereizt ist, haucht er einen unerträglichen Gestank aus und verbreitet ihn in die Ferne. Die Hunde wollen sein Fleisch nicht fressen und selbst sein Fett, wenn auch gut, hat einen niedrigen Preis, weil es nie völlig seinen natürlichen Geruch verliert. Dieser Gestank entsteht aus zwei Balgdrüsen oder Bläschen, welche das Thier in der Nähe des After's hat und die einen ölichten Stoff, dessen Geruch beim Iltis, Frettchen, Wiesel, Dachs u. höchst unangenehm und der im Gegentheil bei der Bisamkatze, dem Stein- und Baummarder einen Wohlgeruch liefert, enthalten und durchsickern.

Die Heimath des Iltis scheint der gemäßigte Himmelsstrich zu seyn; man findet deren wenige oder gar keine in den nördlichen Ländern und sie sind in südlichen Gegenden seltner als der Steinmarder. Das Stinkthier aus Amerika ist ein verschiedenes Geschöpf und die Gattung des Iltis scheint sich in Europa auf die Länder von Italien bis Polen zu beschränken. Es ist sicher, daß diese Thiere die Kälte fürchten, denn im Winter flüchten sie sich in die Häuser und man erblickt dann nie in den Wäldern oder in den von den Wohnungen entfernten Feldern ihre Spur im Schnee; vielleicht fürchten sie auch die zu große Hitze, da sie in den südlichen Ländern gar nicht angetroffen werden.

Der gestreifte Iltis in Indien.

Dies Thier, was Hr. Sonnerat aus Indien herübergebracht hat und welches er in seiner Reisebeschreibung die wilde indische Kahe nennt, scheint uns nicht von dem Geschlechte der Kahe, sondern eher von der Art der Iltisse zu seyn. Von der Kahe hat es weder die Gestalt des Kopfes noch die des Leibes, noch die Pfoten, welche kurz bei der Kahe und lang bei diesem Thiere sind, besonders die Hinterpfoten; die Finger sind wie beim Eichhörnchen gekrümmt, die Klauen gebogen wie bei der Kahe und wahrscheinlich hat dies letztre Merkmal den Hrn. Sonnerat veranlaßt, das Thier für eine Kahe anzusehn; unterdessen hat es wie der Iltis einen langgezogenen Leib und gleicht dieser Thierart noch durch die Form der Ohren, welche von denen der Kahe ganz verschieden sind.

Dies Thier, was die Küste von Coromandel bewohnt, hat von der Nasenspiße bis zum After 15 Zoll Länge und seine Dicke nähert sich der unsrer Iltisse. Der Kopf, der von der Nase bis zum Hinterkopfe 4 Zoll mißt, hat eine braune mit Fahlgelb gemischte Farbe; die Augenhöhle ist sehr groß und mit braunen Haaren umgeben, die Entfernung der Schnauze vom innern Augenwinkel beträgt 10 Linien und die vom äußern Augenwinkel bis zum Ohre 14 Linien. Der Rand um die Augen, der untre Theil der Nase und die Backen haben eine blaßfahle Farbe; die Spitze der Nase und die Rüstern sind schwarz so wie der Schnauzbart und die Haare über den Augen. Das Ohr ist platt und rund und wie bei dem Iltis geformt; es ist unbehaart und nur um den äußern Gehörgang stehen einige weißliche Haare. Sechs breite schwarze Streifen erstrecken sich vom Hinterkopfe bis ans Kreuz und werden von einander durch 5 lange weißliche, aber schmale Streifen getrennt. Die untre Fläche der Kinnlade ist sehr hell, fahlgelb, eben so die innere Seite der Vorderbeine; die äußre Oberfläche der Arme ist braun, mit einem schmutzigen Weiß untermischt; die äußre Seite der Hinterfüße ist braun mit etwas Fahlgelb und Grauweiß vermischt, die innere Seite der Schenkel und Beine ist dagegen weiß und an einigen Stellen fahlgelb, die ganze untere Fläche des Bauches ist schmutzig weiß; das längste Haar aber auf dem Leibe mißt ungefähr 8 Linien.

Der Schweif, 9 Zoll lang, endigt mit einer Spitze, ist mit braunen, sahlgelb untermischten Haaren wie der obere Theil des Hinterkopfes bedeckt. Die Pfoten sind, besonders die hintern, lang; der Vorderfuß, die Klauen mitgemessen, hat 16 Linien, während die Länge des Hinterfußes 21 Linien beträgt. Die 5 Finger an jeder Pfote sind mit einem weißlichen und braunen Haare besetzt. Die Klauen an der Vorderpfote haben 3 Linien, die der hintern Pfote 4 Linien.

Das Thier besitzt 6 Schneidezähne und 2 Hundszähne oben und unten.

Das Frett, Frettchen oder Frettwiesel.

(*Mustela Furo*. Le Furet.)

Einige Schriftsteller haben bezweifelt, daß das Frettchen und der Iltis Thiere verschiedner Art seyen. Dieser Zweifel gründet sich vielleicht auf den Umstand, daß es Frette gibt, die in Hinsicht der Haarfarbe dem Iltis gleichen. Inzwischen ist der Iltis in den gemäßigten Ländern einheimisch, ein wildes Thier wie der Steinmarder und das Frettchen, aus den heißen Klimaten herkommend, kann in Frankreich nur als Hausthier fortkommen.

Zur Kaninchenjagd bedient man sich des Frettchens und nicht des Iltisses, weil jenes sich leichter zähmen läßt. Uebrigens besitzt es wie der Iltis einen sehr starken und widerlichen Geruch. Daß beide verschiedene Thiere sind, wird noch mehr durch die Erfahrung bewiesen, daß sie sich nicht unter einander begatten und überdies sich durch eine Menge wesentlicher Charakterzüge unterscheiden. Das Frettchen hat einen länger gezogenen, schwächtern Leib, einen schmalern Kopf und eine spitzere Schwauze als der Iltis und besitzt nicht denselben Naturtrieb, seine Nahrung aufzusuchen; zum wenigsten in unsern Himmelsstrichen muß man seiner sorgfältig pflegen und es im Hause füttern; es hält sich weder auf den Felsen noch in den Wäldern auf und die, welche sich in die Kaninchenlöcher verlorren und nicht wieder herauskamen, haben sich nie, weder in Flur noch im Walde, vermehrt; während dem Winter waren sie zu Grunde gegangen. Das Frettwiesel wechselt wie alle Hausthiere mit der Hautfarbe und ist in den heißen Ländern so häufig als selten dort der Iltis ist.

Das Weibchen ist in dieser Thierart merklich kleiner als das Männchen; wenn es hitzig wird, sucht es das Männchen eifrig auf und man versichert, daß es umkomme, wenn es nicht befriedigt wird. Aus diesem Grunde hält man sie sorgfältig zusammen. Man zieht sie in Tonnen und Kisten auf, wo man ihnen ein Lager aus Berg bereitet; sie schlafen fast beständig. Dieser so häufige Schlaf ersetzt ihnen aber nicht das geringste; sobald sie erwachen, fressen sie. Man ernährt sie mit Kleien, Brod, Misch &c. Sie werfen zweimal im Jahre, die Weibchen tragen 6 Wochen. Einige unter ihnen fressen ihre Jungen gleich bei der Geburt auf, bald darauf gerathen sie wieder in Brunst und bringen 3 Würfe zur Welt, die gemeinlich 5 oder 6 und mannigmal 7, 8 und selbst 9 Junge enthalten.

Dies Thier ist der geborne Todfeind der Kaninchen; wenn man einem jungen Frettchen, was nie ein Kaninchen sah, selbst ein todttes Kaninchen hinwirft, fällt es drüber her und beißt es wüthend. Das lebende Kaninchen ergreift es beim Halse, bei der Nase und saugt ihm das Blut aus. Wenn man es in die Kaninchenlöcher treibt, legt man ihm einen Maulkorb um, damit es die Thiere am Grunde des Baues nicht tödte und sie nur nöthige, heraus zu kommen und in die Rehe, mit denen man die Oeffnung überpannt, zu laufen. Läßt man das Frettchen ohne Maulkorb jagen, läuft man Gefahr, es zu verlieren; denn sobald es einem Kaninchen das Blut ausgetrunken hat, schläft es ein und der Rauch, den man in den Kaninchenbau streichen läßt, ist nicht immer ein sichres Mittel es zurück zu holen; denn oft hat der Bau mehrere Ausgänge und ein Gang steht mit andern in Verbindung, in welche sich das Frettchen in dem Maße verliert, als der Rauch auf dasselbe eindringt. Die Kinder bedienen sich auch des Frettchens, um Vögel auf ihren Nestern zu fangen; es schlüpft leicht in Baum- und Mauerlöcher und holt die Vögel heraus.

Nach dem Zeugnisse des Strabon ward das Frettchen aus Afrika nach Spanien verpflanzt und dies scheint mir nicht ohne Grund zu seyn, denn Spanien war das ursprüngliche Klima der Kaninchen und das Land, wo sie sich ehemals am häufigsten vorfanden. Man darf daher vermuthen, daß, um ihre Zahl, die vielleicht sehr beschwerlich geworden war, zu vermindern, man Frettchen herüber kommen ließ, mit denen man

- gegen die Kaninchen eine nützliche Jagd anstellte, während man durch die Vermehrung der Iltisse wohl die Kaninchen, aber ohne irgend einen Vortheil ausgerottet und vielleicht in einem weit höhern Grade als man wollte, vertilgt haben würde.

Obgleich das Frettchen leicht zu zähmen und selbst ziemlich geiehrig ist, wird es doch stets zum Zorne leicht gereizt. Es besitzt zu jeder Zeit einen üblen Geruch, der ab erweit stärker wird, wenn es aufgeregt ist und man dasselbe erzürnt; es hat lebhaftes Augen, einen glühenden Blick, große Geschmeidigkeit in allen seinen Bewegungen und besitzt zu gleicher Zeit eine solche Stärke, daß es ohne Mühe ein Kaninchen, was zum wenigsten viermal so groß ist, niederwürgt.

Trotz dem Ansehen der Erklärer und Dolmetscher zweifeln wir, daß der Ictis der Griechen unser Frett oder Frettchen sey.

„Der Ictis, sagt Aristoteles, ist eine Art wilder Wiesel, kleiner als der kleine Hund von Malta, aber dem Wiesel ähnlich in Haar, Gestalt, Weiße der untern Theile und ebenfalls in der Schlaueit der Sitten. Er wird sehr leicht gezähmt, ist lüstern nach Honig und fügt deshalb den Bienenkörben großen Schaden zu, greift auch die Vögel an und besitzt wie der Kater eine knöchrige Ruthe.“

Es scheint:

Erstens ein Widerspruch oder ein Mißverständniß zu seyn, den Ictis für eine Art von wildem Wiesel auszugeben, der sich sehr leicht zahm machen läßt, indem das gewöhnliche Wiesel, welches in unsrer Gegend von beiden am wenigsten wild ist, sich nicht zähmen läßt.

Zweitens. Das Frettchen, obwohl dicker als das Wiesel, ist demohngeachtet doch nicht mit einem kleinen spanischen Hunde, dem es in Hinsicht der Dicke nicht nahe kommt, zu vergleichen.

Drittens. Es scheint ferner nicht, daß das Frettchen die Schlaueit des Wiesels besitze, und daß ihm sogar keine List eigen sey.

Viertens endlich fügt das Frettchen den Bienenkörben keinen Schaden zu und ist durchaus nicht lüstern nach Honig. Ich habe den Hrn. Le Roy, Inspektor der königlichen Jagden

ersucht, mir die letzte Thatsache zu bestätigen und erhielt folgende Antwort:

„Hr. v. Buffon kann versichert seyn, daß die Frettchen in der That keinen entschiedenen Geschmack an Honig haben, daß man sie aber durch Hunger nöthigen kann, davon zu essen. Wir haben einige vier Tage hindurch mit Brod, das in Honigwasser getunkt war, ernährt; sie fraßen davon und in den beiden letzten Tagen sogar in bedeutender Menge; wahr ist es aber, daß die schwächsten unter ihnen anfangen, auf eine merkwürdige Weise abzumagern.“ Es ist nicht das erstemal, daß Hr. Le Roy, der vielen Geist mit einer großen Liebe zu den Wissenschaften verbindet, mehr oder weniger wichtige Beobachtungen mitgetheilt hat, von denen wir Gebrauch gemacht haben. Da ich eben keine Frettchen besaß, machte ich denselben Versuch mit einem Hermelin und gab demselben nur reinen Honig zu fressen und zugleich Milch zu saufen; nach Verlauf von einigen Tagen starb es bei dieser Lebensweise. Weder das Hermelin also noch das Frettchen sind wie der Zetis der Alten nach Honig begierig. Dies läßt mich glauben, daß das Wort Zetis nur ein Geschlechtsname ist, oder im Falle er eine besondere Thierart bezeichnet, ist er vielmehr der Steinmarder oder der Iltis, welche beide wirklich die Schlaueit des Wiefels besitzen, in die Bienenstöcke kriechen und äußerst lüstern nach Honig sind.

Das Wiesel.

(*Mustela vulgaris*, La Belette.)

Das gewöhnliche Wiesel ist in den gemäßigten und heißen Ländern eben so häufig als es selten in den kalten Himmelsgegenden ist; das Hermelin hingegen ist im Norden sehr zahlreich, findet sich nur in kleiner Anzahl in den gemäßigten Gegenden und wird im Süden gar nicht angetroffen.

Diese Thiere bilden demnach zwei verschiedne abgesonderte Arten; was vielleicht Gelegenheit gegeben hat, sie mit einander zu verwechseln und für ein und dasselbe Thier anzusehn, ist der Umstand, daß es unter den gewöhnlichen Wieseln einige gibt, die wie das Hermelin während dem Winter und sogar in unserm Himmelsstriche weiß werden; doch wenn sie auch dieses Merkmal gemeinschaftlich besitzen, sind andere, sehr verschiedene vorhanden. Das Hermelin, röthlich im Sommer,

weiß im Winter, hat zu jeder Zeit eine schwarze Spitze des Schweifes; das Wiesel hingegen und selbst das, was im Winter weißes Haar erhält, besitzt ein gelbes Schwanzende. Es ist überdies bedeutend kleiner und hat einen kürzern Schweif als das Hermelin. Es haust nicht wie das letztere in Wäldern und Einöden und entfernt sich nie weit von Wohnungen. Wir haben beide Thiere besessen und es ist durchaus kein Schein vorhanden, daß sie, die sich von einander durch Klima, Temperament, Naturell und Wuchs unterscheiden, sich mit einander begatten. Wahr ist es, daß unter den Wieseln größere und kleinere angetroffen werden, aber diese Abweichung beträgt kaum einen Zoll auf die ganze Länge des Körpers, wogegen das Hermelin 2 Zoll länger ist als das größte Wiesel. Weder das Eine noch das Andere können gezähmt werden, sie bleiben stets in den eisernen Käfigen, worin man sie aufbewahren muß, ungemein wild. Weder das Eine noch das Andere wollen Honig fressen und schleichen sich nicht in die Bienenkörbe, wie der Iltis und der Steinmarder. Das Hermelin ist mithin nicht das wilde Wiesel, der Zetis des Aristoteles, denn er sagt von demselben aus, daß es sehr zahm werde und ungemein klistern nach Honig ist. Das Wiesel und das Hermelin, weit entfernt zahm zu werden sind so wild, daß sie ihr Futter nicht zu sich nehmen, wogegen man sie dabel anblickt. Sie sind in beständiger Aufregung, suchen sich stets zu verstecken, und um sie zu erhalten, muß man ihnen einen Pack Berg hinwerfen, in welchen sie sich verbergen können. Alles Futter schleppen sie dahin, fressen nur des Nachts und lassen das frische Fleisch 2 oder 3 Tage in Fäulniß übergehen, ehe sie es anrühren. Drei Drittel des Tages bringen sie mit Schlafen zu, auch die, welche der Freiheit genießen, warten die Nacht ab, um auf Beute auszugehen. Kann ein Wiesel in einen Hühnerschlag kommen, greift es nicht die Hühner an, sondern sucht die jungen Hühnchen und Küchlein aus, tödtet sie durch einen einzigen Biß in den Kopf und trägt sie Eins nach dem Andern fort, es zerbricht die Eier und saugt sie mit unglaublicher Gierde aus.

Im Winter hält es sich gewöhnlich auf den Speichern und in den Scheunen auf, bleibt dort oft während dem Frühling, um im Heu oder Stroh seine Jungen zu werfen; während dieser ganzen Zeit führt es mit besserem Glücke als die

1. DER WIESEL. 2. DAS HERMELIN.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Marder. (Civier.)

Pl. 26



DER GRISON.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Carnivoren.
Gruppe: Plattfusstreter. Gattung: Vielfrass. (Civier.)

Katze Krieg gegen Ratten und Mäuse, weil sie ihm nicht entgegen können und es ihnen in die Löcher nachfriedet; es klettert auf die Taubenschläge und fängt Tauben, Sperlinge &c. Im Sommer entfernt es sich weiter von den Wohnungen und begibt sich gerne an tiefe Derter, sucht die Umgebung von Mühlen, die Ufer der Bäche und Flüsse, verbirgt sich in Gebüsch, um Vögel zu ersauern und schlägt oft in der Aushöhlung einer alten Pappel sein Lager auf, um dort seine Jungen zu werfen; es bereitet ihnen ein Bett aus Gras, Stroh, Blättern, Berg; es wirft im Frühlinge manchmal 3, gewöhnlich aber 4 bis 5 Junge. Die Jungen werden mit geschlossenen Augen geboren, wie die des Iltis, des Baum- und Steinhunders &c., in kurzer Zeit wachsen sie aber auf und gewinnen hinlängliche Kräfte, um ihrer Mutter zur Jagd zu folgen; sie greifen Schlangen, Wasserratten, Maulwürfe, Feldmäuse &c. an, durchstreichen die Wiesen und verzehren Wachteln und die Eier derselben.

Das Wiesel hat nie einen gleichförmigen Schritt, es hüpfet in kleinen, ungleichmäßigen und raschen Sprüngen; wenn es einen Baum ersteigen will, springt es mit einem einzigen Sahe mehrere Fuß an den Stamm hinauf; denselben Sprung macht es, wenn es einen Vogel zu erhaschen sucht.

Wie der Iltis und das Frettchen besitzen diese Thiere einen so starken Geruch, daß man sie in einer bewohnten Stube nicht behalten kann; sie stinken stärker im Sommer als im Winter und verbreiten den Gestank in die Ferne, sobald man sie verfolgt oder zum Zorne reizt. Im Gehen machen sie kein Geräusch und lassen nie ihre Stimme hören, wenn sie nicht geschlagen werden, alsdann stoßen sie einen heiserkreischenden Schrei aus, welcher den Zorn wohl ausdrückt.

Ein Bauer auf meinem Landgute fand einst 3 eben geborne Wiesel in dem Nabe eines Wolfes, den man mit den Hinterfüßen an einen Baum aufgehangen hatte; der Wolf war fast gänzlich verfault und die Mutter der jungen Wiesel hatte in die Brusthöhle desselben Gras, Stroh und Laub zu einem Lager für ihre Kleinen geschleppt.

Des Wiesel, was man um Bivaraïs (in der Provinz Languedoc) Monstelle nennt, ist von Natur aus wild und Raubthier, ganz rohes Fleisch zieht es jeder andern Nah-

rung vor, es verbreitet einen starken Geruch, besonders, wenn es gereizt wird.

Die Wiesel, welche man jung einfängt, verlieren ihren wilden und störrigen Charakter, er wandelt sich sogar in Unterwürfigkeit und Treue gegen den Menschen, der sie mit Futter versieht, um.

Ein Wiesel, das ich 10 Monate lang erhielt und das man sehr jung eingefangen hatte, verlor einen Theil seiner natürlichen Behendigkeit als es sich in Gefangenschaft befand und ich es an eine Kette gelegt hatte. Es biß wüthend um sich, wenn es Hunger hatte; man schlug ihm die vier sehr spizigen Hundszähne ab, mit denen es die Hände seiner Wärter bis auf die Knochen ausgerissen hatte. Nachdem es seiner natürlichen Waffen beraubt worden war und nur noch die Mahl- oder Schneidezähne, die zum Verwunden wenig geeignet sind, besaß, verlor sich seine Grimmigkeit etwas und da es fortwährend meiner Dienste bedurfte, um zu fressen und zu schlafen, faßte es allmählig Neigung zu mir, denn Fressen und Schlafen sind zwei Bedürfnisse, welche bei diesem Thiere am häufigsten wiederkehren.

Ich hatte eine kleine Zwirnpistole, die bei seinem Lager hing, sie diente als Strafwerkzeug, wenn es zu beißen versuchte oder in Zorn gerieth. Die Peitsche bändigte seinen heftigen Charakter in einem solchen Grade, daß es zitterte, sich mit dem Bauche auf den Boden legte und den Kopf senkte, sobald es sah, daß man dies Werkzeug ergriff. Nie sah ich bei irgend einem andern Thiere die Unterwürfigkeit im Aeußern besser dargestellt, ein Beweis, daß vernünftige Züchtigungen, zur rechten Zeit angewandt und mit pflegender Sorgfalt, Liebkosungen und Wohlthaten begleitet, dem Menschen selbst solche wilde Thiere, die wir wenig für Erziehung und Dankbarkeit empfänglich halten, unterwürfig machen und ihm ihre Neigung zuwenden.

Die Wiesel haben einen herrlichen Geruchssinn, auf 12 Schritt wittern sie ein Kirschkernen großes Stück Fleisch, das in Papier gewickelt ist.

Das Wiesel ist sehr gefräßig und frist so lange Fleisch, bis es, so zu sagen, voll gepropft ist; es entleert sich wenig und scheidet fast alles durch Ausdünstung und Harn aus, die dick und stinkend sind.

Ich ward eines Tages eigens überrascht, als mein Wiesel, das, Hunger hatte, seine kleine Kette von Messingdrath zerriß, auf mich sprang, in meine Tasche schlüpfte, ein Päckchen zerriß und augenblicklich das Stückchen Fleisch, was ich in dasselbe verborgen hatte, auffraß.

Dies kleine Thier, was mir so unterthänig war, zeigte gegen jeden Andern als mich sein muthwilliges, grausames und zorniges Wesen und biß ohne Unterschied Alle, die mit ihm spielen wollten. Die Raken, Erbfeinde seines Geschlechts, waren unausgesetzt der Gegenstand seines Hasses; es biß die großen Hofhund, die es, während ich es in der Hand hielt, berühren, in die Nase, ließ sein Zorn-Geschrei vernehmen und gab einen sinkenden Geruch von sich, der alle Thiere in die Flucht jagte, während es Schreie ausstieß, die wie Schi, Schi, Schi schallten. Ich habe Schafe, Ziegen, Pferde vor diesem Geruch fliehen sehen und die Erfahrung ist sicher, daß einige Nachbarhäuser, in denen es nicht an Mäusen fehlte, von diesen Thieren nicht mehr belästigt wurden, so lange mein Wiesel lebte.

Den Ruchlein, Ratten und Vögeln stellte vor Allem seine Grausamkeit nach. Das Wiesel belauscht ihre Bewegungen und stürzt dann rasch über sie her. Das übermäßig genossene Blut bricht es gerne wieder aus und, ohne vom Morden ermüdet zu werden, tödtet es 10 oder 12 Ruchelchen nach einander, indem es durch seinen starken und unangenehmen Geruch, den man schon auf 2 Schritte riecht, die Mutter fortjagt.

Mein Wiesel schloß die Hälfte des Tages und die ganze Nacht; in meiner Studierstube suchte es sich an meiner Seite einen Winkel und mein Schnupftuch oder eine Tasche diente ihm zum Lager. Es schloß gern in meinem Busen; es krümmte sich in sich selbst, hatte einen tiefen Schlaf und war in dieser Stellung nicht größer als eine Nuß von der großen Art, die man hier zu Lande Bombarde nennt.

War es einmal eingeschlafen, konnte ich es auseinander recken, alle Muskeln waren erschlaßt und ohne die geringste Spannung; bei den Füßen aufgehoben hing sein Körper erschlaßt herunter und man konnte es 5- bis 6mal wie eine Pendel hin- und herschwingen, ehe es erwachte, was eine große Beweglichkeit des Rückgrathes bei diesen Thieren voraussetzt.

Mein Wiesel hatte eine vorherrschende Neigung für Spielereien, Neckereien und Liebkosungen, und war ungemein gern gekitzelt; es reckte sich dann auf dem Rücken oder dem Bauch aus, wälzte sich hin und her und biß mir sanft in die Finger, wie die jungen Hunde, die schäkern. Es hatte selbst eine Art Tanz gelernt; wenn ich mit den Fingern auf einen Tisch trommelte, drehte es sich um meine Hand, erhob sich aufrecht, sprang, hüpfte und ließ ein freudiges Murmeln vernehmen, aber bald ermüdet legte es sich zum Ausruhen hin und schlief fast augenblicklich ein.

Das Wiesel schläft wie ein Knäuel, in sich selbst gewunden, den Kopf zwischen den Hinterbeinen; die Schwauze ragt etwas unter dem Körper hervor, was das Athemholen erleichtert. Inzwischen schläft es auch in einer andern Stellung, sobald es nicht nach seiner Bequemlichkeit ruhen kann, indem es den Kopf auf seinem Lager ausstreckt; aber es schläft lieber und länger, wenn es sich wie ein Knäuel zusammenwickeln kann und hiezu bedarf es eines bequemen Ortes. Es hatte die Gewohnheit, sich in mein Bett zu schleichen, in der Matratze irgend eine Stelle zu suchen, die eingedrückt war und dort 6 Stunden nach einander zu schlafen.

Das Wiesel ist sehr schlau; als es die Peitsche erhalten, weil es gegen seine Gewohnheit meine Papiere beschmutzt hatte, legte es sich später neben mir auf den Tisch zum Schlafen hin; die Furcht weckte es oft beim geringsten Geräusche, es veränderte zwar nicht die Stelle, beobachtete aber mit offenen Augen meine Bewegungen, während es sich das Ansehen gab, als schliefe es. Es kannte vollkommen den liebkosenden oder drohenden Ton der Stimme, und oft bin ich in Erstaunen versetzt worden, so viel Einsicht bei einem, in der Ordnung der Vierfüßer so kleinen Thiere anzutreffen.

Die Erscheinungen, welche wir an dem Wiesel wahrnehmen, lassen sich vollkommen erklären. Das Wiesel hat einen sehr beugbaren Rückgrath, es dringt in Löcher, die nur 7 Linien breit sind und biegt und windet sich nach jeder Richtung. Sein Haar oder vielmehr seine schöne Seide ist sehr fein und weich; seine Zunge, die im Verhältnisse zu seinem Körper sehr breit ist, vermag alle Arten von Oberflächen, die eben wie die aus- und einwärts gebogenen, zu bestreichen, es leckt gerne. Seine Pfoten sind breit, kurz und nicht hornartig. Da auf

diese Weise der Tastsinn über seinen ganzen Körper ausgegossen wurde, lernte es auch, sich dessen zu bedienen; dies begründet auch das Urtheil, was wir von seiner Sinnigkeit fällen. Ueberdies wird der Tastsinn trefflich durch seinen Geruchs- und Gesichtssinn unterstützt.

Vergaß ich ihm Futter zu geben, stand es in der Nacht auf und begab sich von einem Hause in ein andres zu Antragues, wo es täglich fraß. Es nahm dabei die kürzesten Wege, stieg zuerst auf einen Erker und von dort in die Straße, kletterte mehre Stufen auf und ab, kam in einen Hühnerhof, lief über einen 3 Fuß hohen Haufen trockner Kastanienblätter, um den kürzesten Weg zu suchen; ein Beweis, daß das Thier von seinem Geruche sich führen ließ. Endlich kam es in die Küche, wo es, nach Zurücklegung eines Weges von 200 Schritten, nach seiner Lust fraß.

Das Männchen ist sehr wollüstig; ich habe gesehen, daß es seine Püste an einem todten und ausgestopften Wiesel kühlte; durch tausend Schmeicheleien und durch unaufhörliches freudiges Gemurmel gab es das Verlangen, was es aufregte, kund; als es meine Hände, welche jenes todte Wiesel berührt hatten, roch, nahm es einen Geruch wieder wahr, der ihm so angenehm war, daß es unbeweglich liegen blieb, um denselben mit aller Bequemlichkeit zu genießen.

Mein Wiesel gähnte oft; wenn es ausgeschlafen, stand es auf, reckte die Glieder und krümmte den Rücken bogenförmig. Beim Saufen leckte es das Wasser auf; seine Zunge war rauh und mit Wörzchen übersät. Im Schlase schnarchte es manchmal und hatte seinen starken und unangenehmen Geruch dem Käfige, worin sich sein Bett befand, mitgetheilt; seine kleine Matraße stank eben so stark als es selbst, wenn es zornig war.

Es duldete ruhig, daß man es in seinen Käfig verschloß und liebte Gesellschaft und Liebkosungen; zu verschiedenen Zeiten hatte es 3 Stäbe durchgenagt, um sich einen Ausgang aus seinem Gefängnisse zu verschaffen.

Dies Thier liebt ungemein die Reinlichkeit; sein Pelz ist immer glänzend. Befolgt man mit diesen Thieren eine gewisse Nahrungsweise, kann man den starken Geruch und ihren schrecklichen Gestank, den sie verbreiten, wenn sie erboßt sind, mäßigen. Milch und Pflanzen-Speise mildern sehr ihre Säfte.

Die Wiesel haben glänzende, funkelnde Augen; aber dies Feuer ist dem Thiere nicht eigenthümlich, auch ist es nicht electrisch, noch hat es seinen Sitz im Auge; sondern es beruht in einer einfachen Rückstrahlung des Lichtes, die allemal statt findet, wenn das Auge des Beobachters zwischen dem Lichte und den Augen des Wiefels steht, oder ein Licht zwischen das Gesicht des Beschauers und das des Wiefels gestellt wird. Die Erscheinung ist einer großen Anzahl Vierfüßer und einigen Schlangen gemein, und die Ursache derselben wird durch die Erfahrungen, welche ich im Jahre 1780 der Academie der Wissenschaften über die Augen der Katzen vortrug, bestätigt.

„Die Beobachtungen des Hrn. von Büffon, die anatomische Beschreibung des Hrn. Daubenton, das Schreiben des Hrn. Giehl (C. d. Art. über das Hermelin) und die obige Darstellung liefern eine vollständige Naturgeschichte des Wiefels. Hr. v. Büffon behauptete anfänglich, daß diese Thiere nicht zahm werden und in eisernen Käfigen wild bleiben; aus Erfahrung weiß ich, daß dies wahr ist, wenn man alte oder selbst Wiesel, die 3 bis 4 Monate alt sind, zum Versuche nimm. Um den Wiefeln die Erziehung zu geben, deren sie fähig sind, und ihnen Geschmack an der Häuslichkeit beizubringen, muß man sie jung und wenn sie noch nicht im Stande sind, zu entfliehen, einfangen; man mußte dem, welches man mir nach Antragues brachte, die 4 Hundszähne abschlagen und es oft züchtigen, um seinen Starrsinn zu brechen.

„Aus Allem, was ich über dies Thier gesagt habe, erkennt man, daß es, so klein es auch ist, zu den Thierarten gehört, welche die Natur am wenigsten vernachlässigt hat. Im wilden Zustande ist es der Tiger unter den kleinen Thieren. Durch seine Behendigkeit stellt es sich vor größern Thieren als es selbst ist, sicher, und wird hierbei durch Ohr und Gesicht wohl unterstützt. Es besitzt Angriffswaffen, von denen es in kurzer Zeit mit einer gewissen Beurtheilungs-Kraft Gebrauch macht; es liebt Blut und Mord und gefällt sich in der Zerstörung, ohne daß es von dem Bedürfnisse, seinen Hunger zu stillen, gebrängt wird.

„Im häuslichen Stande vervollkommen sich seine Sinne und die Züchtigung mildert seine Sitten. Das Wiesel wird für Freundschaft, Erkenntlichkeit und Furcht empfänglich und

schließt sich seinem Ernährer an, den es am Geruch und beim bloßen Anblicke wieder erkennt. Es ist schlau, listig, der Geschlechtslust bis zur Ausschweifung ergeben, liebt Schmeicheleien, Ruhe und Schlaf; es ist ein Leckermaul und so gefräßig, daß es einen fünftel Theil mehr nach der Mahlzeit wiegt. Sein Gesicht ist durchdringend, sein Gehör gut, sein Geruch trefflich, sein Tastsinn ist über den ganzen Körper ausgebreitet und die Biegsamkeit dieses kleinen, dünnen und langen Körpers begünstigt ungemein die Güte dieses Sinnes an sich selbst. Alle diese Erscheinungen hängen vom Zustande dieser Sinne ab, die vollkommen und vollendet sind."

Diese Beobachtungen über die Gewohnheiten des Wiesel's im Stande der Hausgenossenschaft stimmen mit denen, welche das Fräulein von Laistre über dies Thier gemacht und die sie mir aus Brienne unter dem 6ten Dez. 1782 mitgetheilt hat, vollkommen überein.

"Der Zufall," sagt Fräulein de Laistre, „führte mir ein Wiesel von der kleinen Gattung zu. Gebeten von Jemanden, dem es Mitleiden für sich erregte und selbst von seiner Schwäche gerührt, nahm ich es in meine Pflege. Die beiden ersten Tage ernährte ich es mit warmer Milch; glaubend aber, daß es festere Speisen bedürfe, gab ich ihm rohes Fleisch, was es mit Vergnügen fraß; seitdem ernährte es sich ohne Unterschied von Ochsen-, Kalb- und Schöpfen-Fleisch und ist in einem solchen Grade zahm geworden, daß kein Hund so zutraulich ist, als dasselbe.

"Ich kann Sie versichern, daß dies Thier verdorbner Nahrung keinen Vorzug gewährt; es macht sich selbst aus gedörrtem Fleische nichts und wählt immer das frischeste aus; es frist mit Gierde und entfernt sich dann, doch auch oft nimmt es das Futter aus meiner Hand und auf meinen Knien zu sich und zieht es selbst vor, die Stücke aus meiner Hand zu empfangen. Es liebt sehr die Milch; gieße ich ihm welche in eine Schale, setzt es sich neben mich und schaut mich an; trinkt aber viel davon, wenn ich sie ihm allmählig in meiner Hand darreiche; wenn ich aber diese Gefälligkeit nicht habe, kostet es kaum davon. Sobald es gesättigt ist, legt es sich gemeiniglich schlafen; es hält so leichte Mahlzeiten, daß sie sein Vergnügen nicht stören. Mein Zimmer ist sein Aufenthaltsort. Ich fand

Mittel, seinen üblen Geruch durch Wohlgerüche zu vertreiben; am Tage schläft es in einer meiner Matrasen, die durch eine Oeffnung an der Umkleidung ihm Gelegenheit gab, sich dort niederzulassen; des Nachts bringe ich es in eine vergitterte Schachtel, in die es nur mit Widerwillen geht und die es mit Freuden verläßt. Seht man es, bevor ich aufgestanden bin, in Freiheit, macht es erst auf meinem Bette tausend Possen, schlüpft dann hinein und schläft in meiner Hand oder auf meinem Busen. Steh ich zuerst auf, macht es mir eine lange halbe Stunde hindurch allerhand Liebkosungen, spielt mit meinen Fingern, wie ein junger Hund, springt auf meinen Kopf, auf meinen Hals, umkreist meine Arme, meinen Leib mit einer Leichtigkeit und Zierlichkeit, wie ich sie bei keinem andern vierfüßigen Thiere gesehen habe. Halte ich ihm die Hände auch in einer Entfernung von 3 Fuß hin, springt es doch darauf, ohne sie je zu verfehlen. Es besitzt eine große Schlaueit und übt, um zu seinem Zweck zu gelangen, eine Menge Listen aus und scheint, nur um zu necken, das thun zu wollen, was man ihm verbietet; sobald man die Augen abwendet, will dasselbe nicht mehr. Da es nur zu spielen scheint, um zu gefallen, spielt es auch nicht, wenn es allein ist; bei jedem Sprunge, den es macht, bei jeder Drehung, die es ausführt, schaut es auf, ob man auch Acht auf es gebe; wenn man es nicht mehr ansieht, legt es sich schlafen. Weckt man es auch im tiefsten Schlafe auf, ist es gleich munter und fröhlich, neckt und spielt mit so vieler Anmuth, als sey es gar nicht geweckt worden; Mißmuth zeigt es nur, wenn man es einsperrt oder zu lange seinem Willen sich widersezt und durch ein kleines Knurren, was in beiden Fällen sehr verschieden von einander ist, gibt es seine Freude oder seine üble Laune zu erkennen.

„Mitten unter 20 Personen unterscheidet das kleine Thier meine Stimme, sucht mich zu Gesicht zu bekommen und springt über Alle hin, um zu mir zu gelangen; seine Spielereien mit mir sind weit munterer, und seine Liebkosungen gegen mich weit einschmeichelnder; es streichelt mir mit seinen beiden kleinen Pfötchen das Kinn mit einer Anmuth und Freude, die deutlich sein Vergnügen malen. Ich bin die einzige, die es auf diese Weise liebkost, und tausend andre kleine Aufmerksamkeiten beweisen mir, daß es wirklich Anhänglichkeit zu mir fühlte. Wenn es sieht, daß ich mich ankleide, um auszugehen, verläßt es

mich nicht, und oft kann ich es nur mit Mühe von mir entfernen; an meiner Thüre steht ein kleines Möbel, in dasselbe verbirgt es sich, und wenn ich vorübergehe, springt es so geschickt und gewandt auf mich, daß ich es oft nicht bemerke.

„In Hinsicht der Lebhaftigkeit, Geschmeidigkeit, der Stimme und des kurzen Knurrens scheint es eine große Aehnlichkeit mit dem Eichhörnchen zu haben. Während den Sommernächten lief es herum und schrie und war fast die ganze Nacht hindurch in Bewegung; seitdem es kalt geworden ist, habe ich sein Geschrei nicht mehr gehört. Manchmal am Tage, wenn die Sonne scheint, wälzt es sich auf meinem Bette hin und her, überschlägt sich und knurrt einige Augenblicke. Seine Neigung, aus meiner Hand zu trinken, in welche ich nur wenig Milch gieße und von welcher es nur Tropfenweise und immer an der Seite trinkt, wo am wenigsten ist, möchte vermuthen lassen, daß es Thau trinke. Selten trinkt es Wasser und dies nur in großer Noth und beim Abgange der Milch; wenn es Wasser trinken muß, erfrischt es nur ein oder zwei Mal seine Zunge; es scheint selbst das Wasser zu fürchten. Während der Hitze rupft es sich viel Haare aus; ich ließ ihm Wasser auf einem Teller vorsetzen und versuchte, es hinein zu locken; doch nie gelang mir dies. Ich ließ ein leinen Tuch naß machen und es vor ihm hinlegen; mit ungemeinem Vergnügen wälzte es sich darin herum. Eine Sonderbarkeit an diesem niedlichen Thiere ist seine Neugierde; ich kann keinen Schrank, keine Schachtel öffnen, kein Papier betrachten, oder es kommt gleich herbei, um auch zuzusehen. Wenn es, um mir einen Streich zu spielen, sich versteckt oder wenn es an irgend einen Ort kriecht, wo ich es nicht haben mag, nehme ich ein Papier oder ein Buch und betrachte es mit Aufmerksamkeit; gleich eilt es herbei, springt auf meine Hand, und betrachtet das, was ich in der Hand habe, mit einer Miene befriedigter Neugierde. Ich füge noch die Bemerkung bei, daß es mit einer jungen Kaze und mit einem jungen Hunde, die beide schon groß sind, spielt, ihnen über Hals, Pfoten und Rücken läuft, ohne daß sich die Thiere Uebels zufügen.“

Der Tuan.

Wir geben hier die Beschreibung dieses kleinen Thieres, das uns Herr de la Borde aus Cayenne unter dem Namen

Tuan zugesandt hat, und was wir mit der Biesel-Art in eine Klasse stellen können. In dem kurzen Berichte, den uns Hr. de la Borde über dieses Thier mittheilte, sagt er blos, daß es ausgewachsen sey, sich in Baumstämmen aufhalte und von Wärmern und Insekten nähre. Das Weibchen wirft 2 Junge, die es auf dem Rücken trägt.

Der ausgewachsene Tuan hat nur 5 Zoll 9 Linien von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge der Schwanzrinne in der Länge; er ist kleiner als das europäische Biesel, das gewöhnlich 6 Zoll 6 Linien in der Länge mißt; er gleicht ihm aber in der Gestalt des Kopfes und des Leibes, der lang gezogen ist und auf kleinen Beinen ruht und unterscheidet sich von demselben durch die Farben des Haares. Sein Kopf ist nur 1 Zoll lang, sein Schweif 2 Zoll 3 Linien, wogegen er bei unserm europäischen Biesel nur 15 Linien beträgt und nicht wie der Schwanz des Tuans an seinem Ursprunge dick und dicht und an seinem Ende sehr dünne ist. Jede Pfote des Tuans ist mit 5 Fingern und eben so vielen Klauen versehen; die Oberfläche der Schnauze, des Kopfes und des Körpers bis zum Schweife ist mit einem schwärzlichen Haare bedeckt; die Seiten des Leibes sind lebhaft röthlich, die Unterfläche des Halses und des ganzen Körpers ist schön weiß; die Seiten des Kopfes wie die äußere Seite der vier Beine besitzen ein weniger lebhaftes Roth als das der Gegend der Weichen ist; der Schweif ist von seinem Ursprunge bis zum Drittel seiner Länge mit einem Haare bedeckt, was dem der Beine gleicht, und der Rest desselben ist unbehaart; die innere Seite der Beine ist weiß wie die untere Fläche des Leibes. Alles Haar an diesem kleinen Thiere fühlt sich weich an.

Das Hermelin.

(*Mus ponticus; mustela pontica. L'hermine ou le roselet.*)

Das Biesel mit schwarzem Schwanze nennt man Hermelin und Roselet; Hermelin, wenn es weiß und Roselet, wenn es fuchsroth oder gelblich ist. Obwohl nicht so häufig als das gewöhnliche Biesel, findet man es doch zahlreich, besonders in alten Forsten und manchmal auch während des Winters auf den Feldern, welche in der Nachbarschaft von Wäldern liegen. Es ist leicht, dasselbe zu jeder Zeit von dem gemeinen Biesel zu unterscheiden, denn die Spitze seines

Schwanzes ist immer dunkelschwarz, die Ränder seiner Ohren aber und das äußerste Ende seiner Pfoten sind weiß.

Zu dem, was wir über dieses Thier schon sagten, haben wir nur wenig hinzuzufügen; wir bemerken blos, daß, da das Hermelin gewöhnlich seine Farbe im Winter wechselt, aller Wahrscheinlichkeit nach das, was wir im Monat April 1758 noch besaßen, weiß und so geworden seyn würde, wie es im vorigen Jahr, als es am 1sten März 1757 eingefangen wurde, war, wenn es seine Freiheit behalten hätte; da es aber seit der Zeit in einem eisernen Käfig sich eingeschlossen befand, sich beständig gegen die Stäbe rieb und übrigens nicht die ganze Strenge der Kälte erfuhr, indem es stets unter dem Obdache einer Verlade an einer Mauer stand, so ist es nicht auffallend, daß es seinen Sommerpelz bewahrte. Es war immer ungemein wild, verlor nichts von seinem schlechten Geruche, war aber, dies abgerechnet, ein niedlich kleines Thier mit lebhaften Augen, seiner Gesichtsbildung und besaß so schnelle Bewegungen, daß man ihnen kaum mit den Augen folgen konnte. Man hat es immer mit Eiern und Fleisch gefüttert; es ließ aber das letztere in Fäulniß übergehen, ehe es dasselbe berührte; nie wollte es Honig fressen und man mußte es 3 Tage hindurch hungern lassen, um es hierzu zu nöthigen; es starb, als es davon gegessen hatte. Das Fell des Thieres ist kostbar; die Hermelin-Pelzwerke sind allgemein bekannt; sie sind schöner und besitzen ein matteres Blau als die Kaninchen-Felle; aber mit der Zeit werden sie gelblich und selbst die Hermeline in unsern Himmelsstrichen haben eine leichte gelbliche Färbung.

Die Hermeline sind im ganzen Norden, vor Allem in Rußland, Norwegen und Lappland sehr häufig und, wie in den andern Ländern, fuchsrothlich im Sommer und weiß im Winter. Sie ernähren sich von kleinen, grauen Eichhörnchen (Fehen genannt) und von einer Raßen-Art, von der wir im Laufe des Werks reden werden und die in Norwegen und Lappland sehr zahlreich ist. Die Hermeline sind in den gemäßigten Gegenden selten und werden in den heißen Ländern gar nicht angetroffen. Das Thier vom Vorgebirge der guten Hoffnung, was Kolbe Hermelin nennt und von dem er aussagt daß sein Fleisch gesund und von angenehmem Geschmacke sey, ist kein Hermelin und nicht einmal ein Thier, was demselben nahe kommt. Die Biesel von Cayenne, von denen Hr. Barrere spricht, und die

grauen Hermeline der östlichen Tartarei und des nördlichen China, deren einige Reisende erwähnen, sind ebenfalls von unsern Wiesel und Hermelinen verschiedene Thiere.

Mit Lob und Erkenntlichkeit muß ich ein Schreiben anführen, das mir die Gräfin von Royan, datirt vom Schlosse de la Manceliere in der Bretagne unter dem 20. Juli 1771, übersandte:

„Sie sind zu gerecht, mein Herr, um nicht denen, die Sie verletzt haben, eine Ehren-Erklärung zu geben. Sie haben der Rasse der Hermeline eine Ehrenkränkung zugefügt, indem Sie behaupteten, man könne dieselbe nicht zähmen. Seit einem Monate besitze ich Eins, das in meinem Garten gefangen worden ist; dankbar für die Sorgen, die ich mir mit ihm gebe, kommt es zu mir, legt mir die Pfötchen um den Hals, leckt mich und spielt mit mir, wie nur irgend ein kleiner Hund es thun würde. Es hat beinahe den Wuchs eines Wiesel, wird ist brand-röthlich auf dem Rücken, auf dem Bauche und weiß an den Pfoten; an jedem seiner netten, kleinen Pfötchen hat es 5 schöne kleine Klauen, sein Mund ist wohl geschnitten und seine Zähne sind spitzig wie Nadeln; der Ohrenrand ist weiß, der Bart lang, weiß und schwarz und die Schweiffspitze schön schwarz. Seine Lebhaftigkeit übertrifft die des Eichhörnchens. — Dies niedliche, kleine Thierchen genießt der Freiheit, bis wir uns zurückziehen, spielt, stiehlt unsre Arbeits-Beutel und Alles, was es wegschleppen kann.“

Ich räume ein, daß ich mich vielleicht nicht hinlänglich mit der Erziehung der Wiesel und Hermeline, die ich auffüttern ließ, beschäftigt habe, denn mir sind sie Alle gleich wild vorgekommen. An dem Berichte der Frau Gräfin von Royan zweifle ich um so weniger, als das nachfolgende Beispiel ihn bestätigt:

Herr Giely, aus Mornas in der Grafschaft Benaissin, schreibt mir Folgendes:

„Ein Mann fand einen Wurf junger Wiesel und beschloß eines davon aufzuziehen; der Erfolg entsprach schnell seinen Bemühungen. Das kleine Thier schloß sich ihm an und er machte sich an einem Festtage das Vergnügen, das Thierchen auf einem öffentlichen Spaziergange laufen zu lassen; das junge Wiesel folgte ihm beständig über 500 Schritte, ohne die Spur bei den vielen Gängen, die der Herr durch die Zuschauer machte, zu verlieren. Später gab der Mann das niedliche

Thier meiner Frau. Die Weise, sie zu zähmen, besteht darin, daß man sie oft in die Hand nimmt und ihnen sanft über den Rücken streicht; doch muß man sie auch schmählen und selbst schlagen, wenn sie beißen. Es ist, wie das gewöhnliche Wiesel und das Hermelin oberhalb fuchsroth und unterhalb weiß. Die Fahne des Schweifes ist braun, dem Schwarzen sich nähernd. Es ist nur 5 Wochen alt und ich kann daher nicht sagen, ob nicht das Haar am Schwanzende mit dem Alter gänzlich schwarz werde. Der Ohrrand ist nicht weiß, wie beim Hermelin; dagegen ist, wie beim Hermelin, das Ende der Vorderpfoten weiß; die Hinterpfoten sind selbst an ihrer untern Fläche brandröthlich. Auf der Nase besitzt es einen kleinen weißen Fleck und zwei kleine röthliche, längliche Flecken, die vereinzelt in dem Weiße unter den Augen stehen, ziehen sich längs der Schnauze hin. Es verbreitet noch keinen üblen Geruch und meine Frau, die mehre dieser Thiere aufgezogen hat, versichert mich, ihn niemals bemerkt zu haben, ausgenommen, wenn man sie reizte und erzürnte. Man füttert es mit Milch, Fleisch, Fleischbrühe und Wasser; es frist wenig und beendet seine Mahlzeit in weniger als 15 Secunden. Nur wenn es großen Hunger hat, frist es dargereichten Honig. Es ist reinlich; es schläft beim Menschen und wenn die Nothdurst es weckt, kragt es, um an die Erde gesetzt zu werden.

„Uebrigens ist dies Wiesel sehr vertraulich und munter; seine Vertraulichkeit entspringt weder aus Zwang noch aus bloßem Dulden, sondern sie ist Vergnügen, Zuneigung und Geschmackssache bei ihm. Es sucht die Liebkosungen, fordert zu Neckereien auf, legt sich auf den Rücken und erwiedert der Hand, die es schmeichelt, mit tausend kleinen Pfoten-Hiebchen und kleinen Bißchen mit den sehr scharfen Zähnen, die es so zu mäßigen weiß, daß ihr Eindruck nur Kitzel erregt, ohne sich je bei diesen Spielereien zu vergessen; es folgt mir überall, klettert an mich herauf und läuft über meinen ganzen Körper, schlüpft in meine Tasche, in meinen Armel, in meinen Busen und lockt mich zum Spielen; es schläft auf mir, frist am Tische aus meinem Teller, trinkt aus meinem Becher, küßt mir den Mund und saugt meinen Speichel auf, den es sehr zu lieben scheint, (seine Zunge ist rauh, wie die der Katze), springt ohne Aufhören auf meinem Pulse herum, wenn ich schreibe und spielt allein mit meinem Finger, mit meiner Ge-

der, ohne daß ich seine Neckereien erwiedre; dies sind die zierlichen Possen dieses kleinen Thieres. Wenn ich mich seinen Spielereien überlasse, würde es sie 2 Stunden und bis zur Ermüdung fortsetzen."

In einem andern Schreiben vom 15. August 1775 benachrichtigt mich Herr Giely von Mornas, daß sein Wiesel durch Zufall sey getödtet worden und fügt noch folgende Beobachtungen bei:

„1) Seine Entleerungen fingen an, den Ort seines Aufenthaltes zu durchstinken; man muß ihn sorgfältig rein halten und das Thier öfter mit Eiern und Kräuter-Pfannkuchen als mit Fleisch nähren.

2) Man darf es, während es frist, weder berühren noch nehmen, es ist in diesem kurzen Zeitraume nicht umgänglich.

3) Küchelhuhn, die man aus Unachtsamkeit in seine Nähe gebracht hatte, biß es und saugte ihnen das Blut aus; doch nie wagte es, große Hühner, die ich in einem Käfige mästete, kühn anzugreifen; die Hühner gingen ihm zu Leibe und jagten es mit Schnabelstößen in die Flucht. Es belustigte, die Listen und Kniffe zu beobachten, die es anwandte, um die Hühner zu überfallen.

4) Was seine Vertreulichkeit, die Anmuth seiner Spielereien, und selbst seine Anhänglichkeit betrifft, habe ich nichts berichtet, was es nicht bis an sein frühzeitiges Ende beibehalten hätte. Nur vergaß es sich manchmal in der Hitze seiner Neckereien und biß gleichsam vor Entzückungen die Zähne etwas zu stark zusammen, aber Züchtigung führte auch auf der Stelle Besserung herbei. Bei der Züchtigung muß man es vorher schmählen, ehe man es schlägt und nie den Hieb nach dem Kopfe richten, dies erboßt es.

5) Es war nicht sehr gewachsen, und gehörte wahrscheinlich zu der kleinen Gattung; denn zur Zeit seines Unfalles, wo es älter als 2 Monate war, ging sein ganzer Körper noch in dasselbe Halsbändchen."

In der Naturgeschichte Norwegens von Pontoppidan findet man nachstehende Beobachtungen:

„In Norwegen schlägt das Hermelin seine Wohnung in Steinhäusen auf. Dies Thier möchte wohl zur Wieselart gehören. Seine Haut ist weiß, mit Ausnahme des Halses, der schwarz gefleckt ist. Die Hermelin-Pelze aus Norwegen und

Lappland bewahren ihre Weiße besser als die aus Rußland, die leichter gelblicher werden; aus diesem Grunde werden auch die Erßtern selbst in Petersburg gesucht. Das Hermelin fängt Mäuse wie die Katze und trägt, wenn es Kräfte genug hat, seine Beute fort. Besonders lüstern ist es nach Eiern und schwimmt bei ruhiger See nach den Inseln, welche in der Nähe der norwegischen Küste liegen, wo eine Menge Seevögel sich aufhalten. Man behauptet, daß, wenn ein Hermelin Zunge auf einem Eilande wirft, es sie auf einem Stücke Holze, was es mit der Schnauze steuert, nach dem Festlande überschiffet. So klein auch das Thier ist, tödtet es doch die größten, wie Elenthierc und Bären. Während diese schlafen, schlüpft es ihnen ins Ohr, und beißt sich dort so gewaltig mit den Zähnen fest, daß sie sich von ihm nicht befreien können. Auf diese Weise überschleicht es Adler, Vorkühner; es beißt sich an sie fest, bleibt hängen, wenn sie wegfliegen und läßt nicht eher los, als bis sie vor Blut-Verlust heruntersürzen.“

Das graue Wiesel, der Graukopf (Grison.)

Diese Thierart, welche wir noch nicht kannten, ist mit der des Wiesel und Hermelins verwandt. Hr. Allamand hat wieder zuerst im 15ten Bande der Holländischen Ausgabe meines Werkes die Beschreibung und die Abbildung dieses Thieres, unter dem Namen Graukopf (Grison) mitgetheilt. Ich kann nichts Besseres thun, als seine Beschreibung vollständig wiederholen:

„Ich habe, sagt er, aus Surinam das kleine Thier, was auf der Platte abgebildet ist, erhalten; es war auf der Liste über den Inhalt der Kiste, worin es verschlossen lag, mit dem Namen graues Wiesel bezeichnet; hiernach habe ich den Namen Graukopf gebildet, weil ich den Namen, den es in seiner Heimath führt, nicht kenne und der meinige seine Farbe ziemlich wohl andeutet. Der ganze obere Theil des Körpers ist mit einem dunkelbraunen Haare bedeckt, dessen Spitzen weiß sind, hierdurch wird ein Grau hervorgebracht, worin das Braune vorherrschend ist. Auf der obern Seite des Kopfes aber und des Halses befindet sich ein helleres Grau, weil an diesen Stellen die Haare kürzer und fast zur gleichen Hälfte weiß und braun sind. Die Schnauze, die ganze untre Fläche des Leibes und die Beine haben eine schwarze Farbe, welche sonderbar mit der grauen Farbe, von welcher sie am Kopfe

durch einen weißen Streifen geschieden wird, der von einer Schulter zur andern geht und unter den Ohren, Augen und der Nase herläuft, contrastirt.

„Der Kopf dieses Thieres ist im Verhältnisse zum Leibe sehr dick; seine Ohren, welche fast einen Halbzirkel bilden, sind breiter als hoch; seine Augen sind groß, sein Rachen ist mit starken und spitzigen Hundszähnen und mit Mahlzähnen bewaffnet. Es besitzt in jedem Kiefer Schneidezähne, von denen aber nur die an den Enden der beiden Zahnreihen sichtbar sind; die 4 mittlern treten kaum aus dem Zahnhöhlen-Rand hervor. Die Vorder- wie die Hinterpfoten sind in 5 Finger gespalten, welche mit starken gelblichen Klauen bewaffnet sind. Der ziemlich lange Schweif endigt sich mit einer Spitze.

„Unter allen Thieren unsres Festlandes hat der Graukopf die meiste Aehnlichkeit mit dem Wiesel; weßhalb ich mich auch nicht verwundre, daß man mir aus Surinam dies Thier unter dem Namen graues Wiesel zugesandt hat; inzwischen ist es kein Wiesel, wenn es ihm auch in der Zahl und der Gestalt seiner Zähne gleichkommt, es besitzt keinen so langgezogenen Leib und hat weit höhere Beine. Mir ist kein Schriftsteller oder Reisender bekannt, welcher von demselben gesprochen habe und das einzige Exemplar, was ich je sah, ist das, was man mir aus Surinam übersandt hat. Ich habe es verschiedenen Personen, die sich lange Zeit in Surinam aufgehalten haben, gezeigt; es war ihnen aber unbekannt. Es muß mithin selbst in seinem Vaterlande selten seyn, oder sehr wenig besuchte Gegenden bewohnen. Der Ubersender hat mir keine einzige nähere Eigenthümlichkeit mitgetheilt, die geeignet wäre, die Naturgeschichte des Thieres aufzuhellen; aus diesem Grunde vermag ich nichts weiter als die Beschreibung seiner Gestalt zu liefern.“

Die Ratte.

(Mus rattus. Le rat.)

Wenn wir stufenweise vom Großen zum Kleinen, vom Starken zum Schwachen herabsteigen, werden wir finden, daß die Natur Alles zu vergüten wußte; einzig ihre Aufmerksamkeit auf die Erhaltung jeder Thierart richtend, schafft sie eine Uebersättigung an Individuen und erhält sich in allen Thierarten, die sie nach einem kleinen Maßstabe gebildet, oder ohne

DIE RATTE.
Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. (Caviar.)

Pl. 27.



DIE MAUS.
Ordnung: Nager. id. id.

Stärke, Waffen und Muth gelassen hat, durch die Menge. Ihre Absicht war es nicht blos, daß diese untergeordneten Thierarten im Stande seyn sollten, durch ihre Zahl Widerstand zu leisten oder auszudauern; sondern es scheint, daß sie zu gleicher Zeit jeder Thierart Ersatzmittel gewährt habe, indem sie die verwandten Thierarten vervielfältigte. Die Ratte, die Maus, die Feldmaus, die kleine Feldratte, die Wasserratte, die große Haselmaus, die Holzmaus, der Haselschläfer, die Spitzmaus und viele andere, welche ich hier nicht anführe, weil sie unserm Klima fremd sind, bilden zwar bestimmt verschiedene und getrennte Arten, weichen aber in keinem so hohen Grade von einander ab, daß sie nicht in gewisser Hinsicht sich ersetzen könnten, so daß, wenn Eine dieser Thierarten gänzlich zu Grunde ginge, irgend eine andere den Abgang derselben wieder ausfüllen könnte. Diese große Anzahl benachbarter Arten hat auch bei den Naturforschern die Idee von Gattungen hervorgerufen, eine Idee, welche in diesem Sinne nur Anwendung findet, wenn man die Naturgegenstände im Großen betrachtet, die aber in Nichts sich auflöst, sobald man sie auf die Wirklichkeit bezieht und die Natur in ihren Einzelheiten beobachtet.

Die Menschen begannen damit, Dingen, welche ihnen unter bestimmt verschiednen Formen erschienen, auch verschiedene Namen beizulegen; zu gleicher Zeit aber schufen sie allgemeine Benennungen für Alles, was sich ihren Blicken als beinahe ähnlich zeigte. Bei den rohen Völkern und in allen entstehenden Sprachen gibt es fast nur allgemeine Benennungen, d. h. leere und unförmliche Bezeichnungen von Dingen derselben Ordnung, die aber unter sich sehr verschieden sind; eine Eiche, Buche und Linde, eine Fichte, Tanne und ein Eibenhorn werden Anfangs nur den allgemeinen Namen Baum tragen; später wird man die drei erstern Eiche und die drei letztern Tanne nennen. Die besondern Benennungen sind erst in Folge der Vergleichung und nach einer ins Einzelne gehenden Untersuchung, die man mit jeder Klasse von Dingen angestellt hat, erfunden worden. In dem Maße, als man mehr die Natur studirte und sie besser erkannte, ist die Zahl dieser Namen vermehrt worden; je mehr man sie untersuchen, je mehr man sie vergleichen wird, desto mehr werden Eigennamen und besondre Benennungen entstehen.

Die Natur uns jezt unter allgemeinen Namen: d. h. nach Gattungen, darstellen, heißt, uns zum ABCbuch unsrer Kenntnisse zurückführen und in die Dunkelheit der Kindheit des menschlichen Geistes zurückleiten. Die Unwissenheit schuf die Gattungen, die Wissenschaft hat die Eigennamen hervorgebracht und wird sie stets hervorbringen und wir stehn nicht an, jedesmal, wo wir verschiedene Arten bezeichnen wollen, die Anzahl der besondern Benennungen zu vermehren.

Unter dem Gattungsnamen Ratte hat man mehre Arten kleiner Thiere begriffen; wir legen diesen Namen nur der gemeinen Ratte bei, welche eine schwärzliche Farbe hat und die Häuser der Menschen bewohnt; jede der andern Arten wird ihren besondern Namen erhalten, weil sie sich nicht unter einander vermischen und folglich jede als eine von allen andern verschiedene Art angesehen werden muß. Die Ratte ist durch die Unbequemlichkeit, die sie uns verursacht, hinlänglich bekannt; sie bewohnt gewöhnlich die Speicher, wo man Korn aufhäuft und Früchte aufbewahrt; von dort steigt sie herunter und verbreitet sich durch's Haus. Sie ist Fleisch- und selbst Alles-Fresser; sie scheint blos die härtern Dinge den zarteren vorzuziehen; sie benagt Wolle, Leinen, Möbels, beißt sich durch Holz, macht Löcher in den Mauern, schlägt ihr Lager in den doppelten Fußböden, in den Räumen, hinter dem Gebälke oder Getäfel auf, kommt aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um ihre Nahrung zu suchen, schleppt oft alles, was sie fortbringen kann, dahin und legt manchmal sogar dort eine Vorrathskammer an, besonders wenn sie Junge hat. Sie wirft mehremale des Jahres, doch fast immer im Sommer; die Würfe betragen gewöhnlich 5 bis 6. Sie sucht die heißen Dertter und nistet im Winter bei den Schornsteinen, im Heu und Stroh. Trotz den Raken, dem Gifte, den Fallen und Lockspeisen wuchern diese Thiere so ungeheuer, daß sie oft großen Schaden anrichten; besonders sind sie in alten Landhäusern, wo man Korn aufbewahrt, auf Speichern und wo die Nachbarschaft von Heuböden und Strohmagazinen ihre Niederlassung und Vermehrung erleichtert, in so großer Anzahl vorhanden, daß man genöthigt wäre, zu verhaufen und die Speicher und Böden zu verlassen, wenn sie sich nicht untereinander zu Grunde richteten; wir haben die Erfahrung gemacht, daß sie sich tödten und einander auffressen, sybald sie nur etwas der Hunger

quält; wenn also ihre zu große Zahl eine Hungersnoth veranlaßt, werfen sich die Stärkern über die Schwächern her, beißen ihnen den Schädel entzwei und fressen ihnen zuerst das Gehirn und endlich den ganzen Leib auf; am andern Tag erneuert sich die Schlacht und dauert bis zur Vernichtung der größern Zahl fort. Dies ist die Ursache, warum diese Thiere, nachdem man einige Zeit hindurch von ihnen heimgesucht ward, oft plötzlich und manchmal für eine lange Zeit verschwinden. Derselbe Fall tritt oft bei den Feldmäusen ein, deren ungeheure Ueberfüllung nur durch die Grausamkeit, welche sie gegen einander ausüben, sobald die Lebensmittel zu mangeln beginnen, beschränkt wird. * Aristoteles schreibt diese plötzliche Ausrottung dem Regen zu; aber die Ratten sind demselben nicht ausgesetzt und die Feldmäuse wissen sich vor ihm zu schützen; denn die Löcher, welche sie unter der Erde bewohnen, sind nicht einmal feucht.

Die Ratten sind eben so wollüstig als gefräßig; sie belauern in der Brunst und schreien, wenn sie mit einander kämpfen; sie bereiten ihren Jungen ein Lager und bringen ihnen reichlich zu fressen; wenn sie ihre Löcher verlassen können, bewacht sie die Mutter, vertheidigt sie und kämpft selbst für ihre Rettung mit der Rahe. Eine dicke Ratte ist boshafter und fast so stark als eine junge Rahe; sie hat lange und kräftige Vorderzähne. Die Rahe beißt schlecht und da sie sich fast nur ihrer Zehen bedient, muß sie nicht bloß rüstig, sondern auch kriegsgeübt seyn. Das Wiesel, obwohl kleiner, ist doch für die Ratte ein gefährliches Thier und wird von ihr gefürchtet, weil es sie bis in ihre Löcher verfolgt. Der Kampf dauert oft lange Zeit; die Stärke ist zwar gleich, aber der Gebrauch der Waffen ist verschieden. Die Ratte verwundet nur nach mehreren Bissen und mittelst der Vorderzähne, die eher zum Ragen als zum Beißen geschaffen sind und wenige Kraft besitzen, weil sie am Ende des Hebels, welchen der Kiefer bildet, stehn; während das Wiesel mit dem ganzen Gebisse und mit Erbitterung packt und anstatt loszulassen, das Blut aus der verwundeten Stelle saugt, weshalb auch die Ratte immer unterliegt.

Man trifft bei dieser Thierart Varietäten, wie bei allen Thierarten an, welche sehr zahlreich an Individuen sind; außer den gemeinen Ratten, die schwärzlich sind, gibt es braune,

faßt ganz schwarze, weiß oder röthlich-graue und ganz weiße; die weißen Ratten haben rothe Augen, wie das weiße Kaninchen, die weiße Maus und alle andre Thiere, die völlig weiß sind. Das ganze Geschlecht mit seinen Varietäten scheint nur in den gemäßigten Himmelsstrichen unsres Festlandes einheimisch zu seyn und hat sich weit mehr in den heißen als kalten Ländern verbreitet. Es gab keine Ratten in Amerika; die jetzt dort und in sehr großer Anzahl leben, sind Abkömmlinge von Ratten, welche mit den Europäern dort landeten; sie vermehrten sich Anfangs so ungeheuer, daß sie den Kolonien zur Geißel wurden, wo sie keine andern Feinde finden, als die großen Schlangen, welche sie lebendig verschlingen. Europäische Schiffe haben sie auch nach Ostindien und nach allen Inseln des indischen Archipels gebracht; man findet ihrer auch viele in Afrika. Im Norden haben sie sich kaum über Schweden hinaus verbreitet und welche man in Norwegen, Lappland u. Ratten nennt, sind von unsern Ratten eine ganz verschiedene Art von Thieren.

Die Maus.

(Mus, musculus. La souris.)

Die Maus, weit kleiner als die Ratte, ist auch weit zahlreicher, gewöhnlicher und allgemeiner verbreitet; sie besitzt denselben Naturtrieb, dasselbe Temperament und Naturell und unterscheidet sich von der Ratte nur durch ihre Schwäche und die Gewohnheiten, welche ihren Ursprung in dieser Schwäche selbst haben; furchtsam von Natur, häuslich vertraut aus Noth, leiten Furcht und Bedürfnis alle ihre Bewegungen; sie verläßt ihr Loch nur, um Nahrung zu suchen, entfernt sich nicht weit von demselben, schlüpft bei dem geringsten Geräusche wieder hinein, und wandert nicht, wie die Ratte, und nur gezwungen von Haus zu Haus; sie richtet auch geringern Schaden an, hat sanftere Sitten und läßt sich bis auf einen gewissen Grad zähmen, doch ohne sich je vertraulich anzuschließen; wie kann man auch die lieben, welche uns Fallen stellen? Schwächer als die Ratte hat sie auch mehr Feinde, denen sie nur durch ihre Behendigkeit und ihre Kleinheit entschlüpfen kann. Die Eulen, alle Nachtvögel, die Steinmarder, Wiesel, Katzen und selbst die Ratten führen Krieg gegen ihr Geschlecht; man lockt und fängt sie leicht mit Lockspeisen und

tödtet sie zu Tausenden. Ihr Geschlecht besteht nur durch seine unendliche Fruchtbarkeit.

Ich habe Mäuse gesehen, welche in der Falle warfen; sie gebähren zu jeder Jahreszeit und mehrmale des Jahres; die Würfe bestehn insgemein aus 5 bis 6 Jungen; in 14 Tagen wenigstens sind sie so kräftig und ausgewachsen, daß sie sich zerstreuen und ihr Futter selbst suchen können. Die Lebensdauer dieser kleinen Thiere ist mithin sehr kurz, weil ihr Wachsthum so rasch vor sich geht und dies erhöht noch den Begriff, den man sich von ihrer ungeheuren Fortpflanzung machen muß. Aristoteles erzählt, er habe eine trächtige Maus in einen Kasten, der zum Aufbewahren des Korns diene, gesetzt, und habe kurze Zeit darauf 120 Mäuse, alle von derselben Mutter entsprungen, darin gefunden.

Diese kleinen Thiere sind nicht häßlich; sie haben eine lebhafteste und selbst ziemlich feine Miene. Der Abscheu, den man vor Mäusen hat, gründet sich nur auf kleine Ueberraschungen und auf die Unbequemlichkeit, die sie uns verursachen. Alle Mäuse sind weißlich unter dem Bauche; auch gibt es welche, die auf dem ganzen Leibe weiß sind; andre sind mehr oder weniger braun, wieder andre mehr oder weniger schwarz. Die Thierart ist allgemein in Europa, Asien und Afrika verbreitet; man behauptet aber, daß vor Entdeckung Amerika's daselbst keine vorhanden waren, und daß die, welche jetzt dort in großer Anzahl leben, aus Europa ursprünglich herkommen. Wahr scheint es übrigens zu seyn, daß dieses kleine Thier aus einer natürlichen Begierde nach Brod, Käse, Speck, Del, Butter, und den andern Speisen, die der Mensch für sich bereitet, dem Menschen nachzieht und die unbewohnten Länder flieht.

Wir haben gesagt, daß die weißen Mäuse mit rothen Augen nur eine Varietät, eine Abart von der Mauseart seyen. Diese Abart findet sich nicht allein in unsern gemäßigten Climates, sondern auch in den südlichen und nördlichen Gegenden der beiden Festländer.

„Die weißen Mäuse mit rothen Augen, sagt Pontoppidan, sind in der kleinen Stadt Mosse, oder Roms-Dallem angetroffen worden; man weiß aber nicht, ob sie dort einheimisch oder aus Ostindien dahin gebracht worden sind.“

Diese letzte Vermuthung scheint sich auf nichts zu gründen und es ist mehr Wahrscheinlichkeit zur Annahme vorhanden, daß die weißen Mäuse sich mitunter in Norwegen finden, wie sie manchmal überall auf unserm Continente angetroffen werden. Die Mäuse haben sich übrigens im Allgemeinen in dem andern Welttheile so sehr vermehrt, daß sie eben so gewöhnlich in Amerik, als in Europa und besonders in den bevölkerten Colonien sind. Der obige Schriftsteller fügt hinzu:

„Daß die Wald- und Wasserratten nicht in den weiter als Norwegen nördlich gelegenen Länder leben können und daß es mehrere Gegenden gebe, als die von Hardener in dem Kirchsprengel von Berghen und andre in dem Kirchsprengel von Aggerhum, in welchem keine Ratten angetroffen werden, ~~schon~~ sie auf dem südlichen Ufer des Flusses Vorma leben und die, welche auf das andre, d. h. nördliche Ufer gebracht werden, dort in kurzer Zeit zu Grunde gehn, ein Unterschied, den man nur den Ausdünstungen des Bodens, welche diesen Thierren schädlich sind, zuschreiben kann.“

Diese Thatsachen können wahr seyn, wir haben aber schon öfter bemerkt, daß Pontoppidan kein Schriftsteller ist, der vollen Glauben verdient.

In den Beobachtungen, die Herr Vicomte v. Quervoent mir mitzutheilen die Güte hatte, sagt er, daß die durch europäische Schiffe nach Isle-de-France gebrachten Mäuse sich dort in einem solchen Grade vervielfacht haben, daß man glaube, sie würden die Holländer von der Insel vertreiben. Die Franzosen haben ihre Anzahl verringert, obgleich noch eine sehr große Menge daselbst vorgefunden wird.

„Seit einiger Zeit, sagt Hr. v. Quervoent, nißt sich dort eine Ratte aus Indien ein; sie hat einen sehr starken Moschusgeruch, mit dem sie die Orte, welche sie bewohnt, durchduftet und man glaubt, daß, wenn sie an einen Ort geräth, wo Wein liegt, dieser sauer werde. Mir dünkt, daß diese Ratte aus Indien, welche einen Moschusgeruch verbreitet, wohl die Ratte seyn könne, welche die Portugiesen Cheroso oder wohlriechende Ratte nennen. La Boullaye-le-Gouz erwähnt dieselbe ebenfalls.“

„Sie ist, berichtet er, ungemein klein, hat beinahe die Größe eines Frettchens; ihr Biß ist giftig; wenn... in Zia-

mer kommt, riecht man sie gleich und vernimmt ihr Geschrei, das wie Kric, Kric, Kric lautet."

Diese Ratte findet sich auch auf Manduras, wo man sie Riechratte nennt. Die holländischen Reisenden berichten über sie; nach ihnen hat sie ein so feines Haar als der Maulwurf, nur etwas weniger schwarz.

Die Ratte scheint in allen von Menschen bewohnten oder besuchten Gegenden zu hausen; nach den Berichten der Reisenden hat man sie überall gefunden und erkannt, selbst in den neulich entdeckten Ländern.

Hr. Forster sagt: „Die Ratte findet sich auf den Inseln der Südsee und in den Ländern von Neu-Seeland; eine ungemein-große Menge gibt es auf den Gesellschaftsinseln, besonders auf Taiti, wo sie von den Ueberbleibseln der Speisen, welche die Einwohner in ihren Hütten zurücklassen, von den Blumen und Schoten der *Erythrina corallodendrum*, den Bananen und andern Früchten und in Ermangelung derselben, von Entleerungen aller Art sich ernähren; ihre Verwegenheit geht oft so weit, daß sie die eingeschlafenen Einwohner in die Füße beißen. Sie sind weit seltner auf den Marquisatz- und Freundschaftsinseln und man erblickt sie nur selten auf den neuen Hebriden.“

Es ist auffallend, daß man unsre Ratten auf den Inseln und in den Ländern der Südsee gefunden hat, während es in der ganzen Ausdehnung des amerikanischen Festlandes ursprünglich keine Ratte von der europäischen Art gab und alle Ratten, die jetzt dort gefunden werden, mit unsern Schiffen dahin gekommen sind.

Nach Hrn. de Pages lebt in den arabischen Wüsten eine Rattenart, die von allen, die wir kennen, eine ganze verschiedene ist.

„Ihre Augen, sagt er, sind lebhaft und groß, ihr Schnauzbart, ihre Schnauze und der obere Theil der Stirn sind weiß, so wie der Bauch, die Pfoten und das Ende des Schwanzes. Der übrige Leib ist gelb und mit einem ziemlich langen und sehr reinlichen Haare besetzt, der Schweif ist von mittler Länge, aber dick, gelb wie der Leib und endigt sich mit einer weißen Spitze. Meine arabischen Gefährten schlugen sie mit

Stöcken, welche sie mit vieler Gewandtheit auf den Weg des vierfüßigen Thieres oder des Vogels, den sie fangen wollen, werfen, todt und genossen das Fleisch."

Die Feldmaus.

(*Mus agrestis*. Le mulot.)

Die Feldmaus ist kleiner als die Ratte und größer als die Maus; sie bewohnt nie die Wohnungen und hält sich nur in Feldern und Gebüsch auf, sie macht sich durch ihre großen hervorstehenden Augen bemerklich und unterscheidet sich noch von der Ratte und der Maus durch die Farbe des Haares, die weißlich unter dem Bauche und roth-braun auf dem Rücken ist; sie ist allgemein und sehr zahlreich besonders auf wasserliegenden Ländern verbreitet.

Es scheint, daß die Feldmaus einer langen Zeit bedarf, um auszuwachsen, denn in Hinsicht der Größe sind sie bedeutend verschieden; die größern haben 4 Zoll 2 bis 3 Linien von der Nasenspitze bis zur Schweifswurzel; die kleinern, welche wie die andern ausgewachsen zu seyn scheinen, messen einen Zoll weniger und da man von allen Zwischengrößen welche findet, so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß sowohl die großen als die kleinen zu einer und derselben Art gehören.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß mehrere Naturforscher zwei Arten von Feldmäusen angenommen haben, weil sie diese Thatsache nicht kannten; die eine nannten sie die große Feldratte und die andre Feldmaus. Ray, der zuerst in diesen Irrthum verfiel, indem er die beiden Arten unter diesen Benennungen aufstellte, scheint doch einzugestehn, daß er nur eine Art derselben kenne. Aus den kurzen Beschreibungen, die er von jeder gibt, darf man deshalb noch nicht schließen, daß sie auch wirklich beide vorhanden sind: erstens, weil er selbst nur eine Art kannte; zweitens, wir auch nur eine kennen und, so viele Nachforschungen wir auch angestellt haben, doch nur eine aufgefunden haben; drittens, weil Gesner und die andern ältern Naturforscher nur von einer unter dem Namen *mus agrestis major* (größere Feldmaus) sprechen und von ihr behaupten, daß sie gewöhnlich sey und weil Ray ebenfalls berichtet, daß die andre, welche er den Namen *mus domesticus medius* (mittlere Hausmaus) gibt, sehr gewöhnlich

DIE GROSSE FELDMAUS.
Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. (Caviar.)

Pl. 23.



DIE FURCHALRATTE.
Ordnung: Nager. id. id.

sey; es würde mithin unmöglich seyn, daß die einen oder die andern von diesen Schriftstellern nicht die beiden Arten gesehen hätten, weil nach ihrem eigenen Geständnisse beide sehr verbreitet sind; viertens, weil man wahrscheinlich durch den Umstand, daß es größere und kleinere Mäuse von derselben Art gibt, die Veranlassung zu dem Irrthume gegeben habe, aus den größern und kleinern zwei verschiedne Arten zu machen; fünftens endlich, weil die Beschreibungen dieser beiden angenommenen Arten in keiner Hinsicht genau und vollständig sind, und man also auf die unbestimmten Merkmale und Verschiedenheiten, die in ihnen enthalten sind, keine Arten-Abtheilung bauen darf.

Die Alten erwähnen zwar allerdings zweier Arten unter der Benennung *mus agrestis major* und *mus agrestis minor* (große und kleine Feldmaus); die beiden Rassen sind sehr gemein und wir kennen sie auch; die erste ist unsre Feldmaus, aber die letzte ist nicht Ray's *mus domesticus medius*; dies ist ein andres Thier, das unter dem Namen kurzschwänzige Feldmaus oder kleine Feldratte bekannt, und da es sowohl von der Ratte wie von der Feldmaus sehr verschieden ist, nehmen wir weder den Gattungsnamen der kleinen Feldratte noch den der kurzschwänzigen Feldmaus an, denn es ist weder Ratte noch Feldmaus; weshalb wir ihm auch einen besondern Namen geben werden.

Dasselbe gilt von einer neuen Art, die sich seit einigen Jahren verbreitet und sich besonders in Versailles und in einigen benachbarten Gegenden von Paris sehr vermehrt hat; man nennt sie Waldratte, wilde Ratte, große Feldratte; sie sind sehr gefräßig, bössartig und schädlich, und weit größer als unsre Ratten; wir werden ihr auch einen besondern Namen ertheilen, weil sie von allen andern abweicht und man, um jede Verwirrung zu vermeiden, jegliche Art mit einem besondern Namen bezeichnen muß.

Da die Feldmaus und die kurzschwänzige Feldmaus, welcher wir den Namen *Campagnole* (kleine Feldmaus) beilegen werden, beide in unsern Feldern und Büschen sehr zahlreich sind; haben unsre Landleute sie nach den Merkmalen, die ihnen am meisten in die Augen gefallen sind, unterschieden; unsre Bauern in Burgund nennen die Feldmaus langgeschwänzte Ratte und die *Campagnole* die Federbettratte; in an-

bern Provinzen heißt die Feldmaus Heuschreckenratte; weil sie immer sprungweise geht; anderswo heißt sie Erdmaus, wenn sie klein, und Feldmaus, wenn sie groß ist. Man wird sich also erinnern, daß die Erdmaus, die Heuschreckenratte, die langgeschwänzte Ratte, die große Feldratte, die mittlere Hausratte nur verschiedene Benennungen für ein und das selbe Thier, was wir Feldmaus nennen, sind.

Sie haust, wie schon berichtet, in hochliegenden, trockenen Ländereien; man findet sie in großer Menge in den Büschen und in den benachbarten Feldern; ihre Wohnungen sind Löcher, die sie entweder vorfinden oder unter Gesträuchen und Baumwurzeln machen; sie schleppen dort eine außerordentliche Menge Eicheln, Haselnüsse und Buchelsfrucht zusammen; man findet manchmal in einem einzigen Loche fast einen Schefel von diesen Früchten und dieser Vorrath, anstatt mit ihren Bedürfnissen im Verhältnisse zu stehn, richtet sich nur nach der Geräumigkeit der Vorrathskammer. Diese Löcher dringen insgemein nicht tiefer als 1 Fuß in die Erde und sind oft in zwei Abtheilungen getrennt; die eine bewohnen die Maus und ihre Jungen und in der andern hat sie ihr Magazin.

Ich habe oft den sehr bedeutenden Schaden, den diese Thiere in den Holzpflanzungen anrichten, erfahren; sie tragen die eben gesäeten Eicheln fort, verfolgen die durch die Pflugschar gezogenen Furchen, scharren die Eicheln eine nach der andern aus und lassen keine einzige zurück; dies geschieht vor Allem in den Jahren, wo die Eichelerndte nicht reichlich ausgefallen ist; da sie keine hinreichende Menge derselben in den Büschen finden, suchen sie dieselben im besäeten Boden, fressen sie nicht an Ort und Stelle, sondern tragen sie in ihr Loch, wo sie dieselben aufhäufen und oft vertrocknen oder verfaulen lassen. Sie allein schaden einer Holzsamung mehr als alle Vögel und andre Thiere zusammen. Ich fand kein andres Mittel, diesem großen Nachtheile vorzubeugen, als durch die ganze Ausdehnung des besäeten Landes Faltten auf jede 10 Schritte zu stellen; als Lockspeise dient eine geröstete Nuß unter einem platten Steine, der durch ein Stäbchen in die Höhe gehalten wird; sie fressen die Nuß, welche sie der Eichel vorziehen; sobald sie dieselbe, die an das Stäbchen befestigt ist, berühren, fällt ihnen der Stein auf den Leib und ersticht oder zerquetscht sie. Desselben Mittels bediente ich mich gegen die



DAS GEMEINE EICHHÖRNCHEN.
Ordnung: Naget. Gattung: Eichhörnchen. (Cuvier)

Feldmäuse, welche ebenfalls die Eicheln zerstören und da man sich die Mühe machte, mir alles zu bringen, was man in den Fallen fing, sah ich mit Erstaunen die ersten Male, daß man jeden Tag ein Hundert sowohl Feldmäuse als kleine Feldratten und dies auf einer Bodenfläche von 40 Morgen gefangen hatte; ich erhielt in 3 Wochen vom 15ten November bis zum 8ten December mehr als 2000 und später in geringerer Zahl bis zu den strengen Frösten, während denen sie sich verkriechen und sich in ihren Löchern ernähren. Seitdem ich vor mehr als 20 Jahren diese Erfahrung gemacht, habe ich nie unterlassen, so oft ich eine Holzsaat anlegte, das obige Zerstörungsmittel anzuwenden und stets wurde eine große Anzahl Feldmäuse gefangen. Vorzüglich sind sie im Herbst in Menge vorhanden, weit weniger zahlreich sind sie im Frühlinge, denn sie richten sich unter einander zu Grunde, sobald ihnen nur in etwa die Lebensmittel während dem Winter ausgehn; die Großen fressen die Kleinen. Sie fressen auch die kleinen Feldratten, selbst Krametsvögel, Amseln und andre Vögel, welche sie in den Schlingen finden; sie beginnen mit dem Gehirn und verzehren hierauf das Uebrige. Wir setzten in ein Gefäß 12 lebende Feldmäuse; man gab ihnen um 8 Uhr Morgens zu fressen; eines Tages hatte man sie eine viertel Stunde über die Zeit vergessen und schon eine hatte zum Futter für die andern dienen müssen; am andern Morgen fraßen sie eine andre, so daß nach Verlauf von einigen Tagen nur noch eine übrig war; alle andern waren gemeinschaftlich getödtet und gefressen worden und die letzte war an den Pfoten und am Schwänze verstümmelt.

Die Ratte wuchert stark; die Feldmaus noch nach einem größern Maßstabe; sie wirft mehr als einmal im Jahre und ist 9 bis 10 Junge, während die Würfe der Ratte nur aus 3 oder 6 Jungen besteht. Ein Mann von meinem Gute fand einst 22 in einem Loch, 2 Mütter und 20 Junge. Sie ist in Europa allgemein verbreitet; man trifft sie in Schweden und zwar die, welche Hr. Linnäus beschreibt: *mus cauda longa, corpore nigro flavescēte, abdomine albo*. (Die langgeschwänzte Maus mit gelblich-schwarzem Körper und weißem Bauche). Sie ist in Frankreich, Italien und in der Schweiz sehr häufig; Gesner nannte sie *mus agrestis major*. Sie findet sich auch in Deutschland und England; dort heißt

sie Feldmaus und hier Field-mousse. Ihre natürlichen Feinde sind der Wolf, der Fuchs, der Baummarder, die Raubvögel und ihr eignes Geschlecht.

Die Perkalratte.

Diese Ratte, deren Hr. Sonnerat uns unter dem Namen Perkalratte übersandt hat, ist größer als unsre gewöhnliche Ratte.

Ihre Länge beträgt 1 3/4 Zoll. 3 Linien. Länge des Kopfes von der Nasenspitze bis zum Hinterkopf 3 5/8 Zoll. 3 Linien.

Sie ist länger als unsre Ratte; ihre Ohren sind schwarz, ohne Haare und gleichen an Gestalt und Farbe vollkommen denen aller Ratten; die Beine sind kurz und die Hinterpfoten im Vergleich zu den vordern sehr groß, denn sie messen von der Ferse bis zur Nagelspitze 2 Zoll, während die Vorderpfoten von der Handwurzel bis zur Klauenspitze nur 10 Linien haben. Der Schwanz, welcher dem aller Ratten gleichkommt, ist im Verhältnisse nicht so lang, denn er hat nur 8 Zoll 3 Linien in der Länge.

Das Haar ist auf dem obern Theile des Kopfes, des Halses, der Schultern bis ans Rückkreuz und auf der obern Fläche der Seiten dunkelbisambraun; der Rest des Körpers hat eine graue Farbe, die heller unter dem Bauche und dem Halse ist.

Die Schnauzhaare sind schwarz und 2 Zoll 6 Linien lang, der Schwanz ist mit Schuppen bedeckt, welche Ringe bilden; seine Farbe ist braun-graulich.

Die Haare auf dem Körper sind 11 Linien und auf dem Kreuze 2 Zoll lang, grau an der Wurzel und braun in ihrer ganzen Länge bis zur Spitze und sind mit andern grauen Haaren, die unter dem Bauche und an den Seiten in größrer Menge sich befinden, untermengt.

Diese Ratte ist in Indien sehr gemein und zahlreich, hält sich in den Häusern von Pondichery wie die gewöhnliche Ratte in unsern Häusern auf, und die Einwohner dieser Stadt finden ihr Fleisch von gutem Geschmacke.

Der Scherman oder die Wasserratte von Straßburg.

Ich liefere hier die Abbildung einer Art Wasserratte, die mir unter dem 8ten October 1776 durch Hrn. Hermann übersandt worden.

„Dieses kleine Thier, schreibt er mir, ist Ihnen Nachforschungen entgangen und ich selbst habe es für eine gewöhnliche Wasserratte gehalten; inzwischen unterscheidet es sich von derselben durch verschiedene Kennzeichen; es ist kleiner und hat einen andern Schweif, anderes Haar und andre Ohren, als die Wasserratte. In der Umgegend von Straßburg ist es unter dem Namen Scherman bekannt. In den Gärten und Wiesen, die in der Nähe vom Wasser liegen, ist es ziemlich gewöhnlich; es schwimmt und taucht sehr geschickt unter; man findet derselben öfters in den Reusen der Fischer, während sie auch in bebauten Ländereien nicht wenig Schaden anrichten. Vor einigen Jahren fing ein Mann, der ein Gewerbe aus der Hamsterjagd machte, in einem unser öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt, Contade genannt, in den Hamsterfallen eine große Anzahl derselben.“

Nach diesen Andeutungen und nach der Beschreibung, welche wir von diesem kleinen Thiere liefern werden, scheint es mir gewiß, daß es eine verschiedene Art ausmache, deren natürliche Gewohnheiten beinahe dieselben unserer Wasserratte; dem sie verwandt ist, sind. Das Exemplar, was Hr. Hermann die Güte hatte für das Cabinet zu übersenden, ward dort aufgestellt und ist sehr wohl erhalten. Es gleicht in der That keiner der Ratten, deren Abbildung wir mitgetheilt haben; diese besitzen alle ziemlich lange Ohren, während der Scherman sie fast so kurz wie der Maulwurf, und unter einem sehr langen Haare verborgen hat; mehre Ratten haben auch einen Schweif, der mit kleinen Schuppen bedeckt ist, während der Schwanz des Scherman mit Haaren gleich der Wasserratte versehen ist. Die Länge des ganzen Körpers beträgt von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel 6 Zoll, der Schweif ist 2 Zoll 3 Linien lang; uns kam es aber vor, als fehlte der letzte Wirbelknochen, so daß er im natürlichen Zustande 2 Zoll 9 Linien betragen kann. Die Farbe des Haares ist im Allge- Sie findet wärzlich-braun, mit Grau und Fahlgelb untermengt;

indem das Haar, welches eine Länge von 15 Linien hat, an der Wurzel grau-schwarz und an der Spitze hellgelb ist. Der Kopf ist kürzer und die Schnauze dicker als bei der Haszratte. Die Augen sind klein, die Oeffnung des Mauls mit einem weißen und kurzen Haare besetzt; die Schnauzhaare, deren größte 13 Linien in der Länge halten, sind schwarz; der untere Theil des Bauches ist mäusegrau; die Beine sind kurz mit einem kleinen schwärzlichen Haare besetzt; wie auch die Pfoten, die sehr klein sind; an den Vorderpfoten befinden sich, wie bei mehreren Ratten, 4 Finger, und 5 an den Hinterpfoten; die Klauen sind weiß und etwas rinnensförmig gebogen; der Schwanz mit kleinen braunen und aschbraunen Haaren besetzt, die aber so dicht stehen, wie am Schweife der Wasserratte.

Das Eichhörnchen.

(Sciurus vulgaris. L'Ecreuil commun.)

Das Eichhörnchen ist ein kleines, niedliches Thier, das nur halb wild ist und durch seine Zierlichkeit, Gelehrigkeit und selbst durch die Unschuld seiner Sitten Schonung verdient. Es ist weder Fleischfresser noch schädlich, wann es auch mitunter Vögel fängt; seine gewöhnliche Nahrung sind Früchte, Mandeln, Nüsse, Bucheln und Eicheln. Es ist sauber, leicht, behende, aufgeweckt und betriebsam; es hat Augen voll Feuer, eine feine Gesichtsbildung, einen nervigen Körper und schön geformte Glieder; seine niedliche Figur wird noch durch einen schönen Schweif, in der Gestalt eines Helmbusches, den es über den Kopf ausbreitet und in dessen Schatten es sich setzt, erhoben und geziert; sein Unterleib ist mit einer eben so bemerkenswerthen Vorrichtung versehen, die auf große Fähigkeiten des Zeugungsvermögens deuten. Es ist, um sich so auszudrücken, weniger Vierfüßer als die anderen; fast immer sieht es aufrecht und bedient sich der Vorderfüße wie Hände, um sein Futter in den Mund zu bringen. Anstatt sich unter die Erde zu verbergen, hält es sich stets in der Luft auf, nähert sich den Vögeln durch seine Leichtigkeit, wohnt wie sie auf den Wipfeln der Bäume, durchstreicht die Forsten, indem es von einem Baum auf den andern springt, sucht Samen, trinkt Thau und kommt nur zur Erde, wenn die Bäume durch einen heftigen Sturm erschüttert werden. Man findet es nicht auf den Feldern, an offenen Orten und in den Ebenen; es kommt

nie den Wohnungen nahe, haust nicht im Schlag; sondern im Hochholze und auf alten Bäumen vom schönsten und höchsten Wuchse; es fürchtet das Wasser noch mehr als die Erde und man versichert, daß, wenn es übers Wasser sehen muß, es sich einer Rinde als Schiff und seines Schweifes als Segel und Steuerruder bedient. Es hält keinen Winterschlaf, wie das Murmeltier; ist stets munter und wenn man nur etwas an den Fuß des Baumes stößt, auf dem es schläft, springt es aus seinem Lager auf, flüchtet sich auf einen andern Baum, oder sucht hinter einem Aste Schutz. Im Sommer sammelt es Nüsse, speichert sie in hohlen Baumstämmen und in den Spalten alter Bäume auf und sucht im Winter seinen Vorrath auf; auch unter dem Schnee sucht es nach Nüssen, indem es denselben durch Kraben wegräumt. Es besitzt eine helle Stimme, die noch durchdringender ist, als die des Steinmarders; überdies läßt es bei geschlossenem Munde ein Murmeln, ein kleines Knurren des Mißvergnügens vernehmen, so oft es gereizt wird. Es ist zu behende, um zu gehen; sein gewöhnlicher Gang sind kleine Sprünge und mitunter große Sätze; seine Klauen sind so spitzig und seine Bewegungen so rasch, daß es in einem Augenblicke eine Buche, deren Rinde sehr glatt ist, hinaufflettert.

Während den schönen Sommernächten hört man die Eichhörnchen schreien, indem sie auf den Bäumen hintereinander herlaufen; sie scheinen die Hitze der Sonne zu fürchten; am Tage halten sie sich unter dem schützenden Obdach ihrer Wohnung auf und kommen nur in der Nacht hervor, um sich zu bewegen, spielen, lieben und zu essen. Ihre Wohnung ist reinlich, warm und undurchdringlich gegen Regen. Gewöhnlich bauen sie ihr Nest auf einen Gabelast; sie beginnen damit, kleine Reiser dahin zu schleppen, die sie unter einander verschlingen und mit Moos durchflechten; sie drängen hierauf die Reiser zusammen und geben ihrem Werke hinreichende Geräumigkeit und Festigkeit, um bequem mit ihren Jungen darin wohnen zu können. Das Nest hat nur eine Oeffnung nach oben, grade und schmal, und kaum zum Durchgange hinlangend; über der Oeffnung liegt ein kegelförmiges Dach, was das Ganze schirmt und an dessen Seiten der Regen herabrinnt, ohne ins Innere zu dringen. Sie werfen insgemein 3 oder 4 Junge; im Frühlinge werden sie brünstig und werfen im Monate Mai oder im Anfange Juni;

beim Ausgange des Winters mausern sie; das neue Haar ist röthlicher als das ausgefallne. Sie kämmen und puzen sich mit den Zähnen und Vorderfüßen; sie sind saubere Thiere, haben keinen üblen Geruch und ihr Fleisch ist ziemlich gut zu essen. Die Schwanzhaare dienen zur Anfertigung von Pinseln, ihr Fell aber liefert kein gutes Pelzwerk.

Es gibt viele Thierarten, welche dem Eichhörnchen nahe stehen, aber das Geschlecht selbst hat wenige Varietäten; man findet zwar einige aschgraue Eichhörnchen, alle andre aber sind fuchsroth. Die Fehen (kleine graue Eichhörnchen), welche eine verschiedne Art ausmachen, bleiben immer grau und ohne die fliegenden Eichhörnchen, die von den andern sehr verschieden sind, hier anzuführen, bilden das blonde Eichhörnchen von Cambaia, das sehr klein ist und dessen Schweif dem des europäischen Eichhörnchens gleicht, das Eichhörnchen von Madagascar, Tsitsihi genannt, das grau, und wie Flaccourt berichtet, weder schön noch gut zu zähmen ist; das weiße Eichhörnchen aus Siam, das graue etwas gefleckte Eichhörnchen aus Bengalen, das gestreifte aus Canada, das schwarze, das große, graue aus Virginien, das weißstreifige aus Neu-Spanien, das weiße aus Sibirien, das bunte, *mus ponticus* (Maus aus Pontus) genannt, das kleine aus Amerika, das Eichhörnchen aus Brasilien, der Berberei, die Palmenratte &c., eben so viele verschiedne und getrennte Arten.

Die Eichhörnchen leiten ihren Ursprung eher aus den Ländern des Norden als aus den gemäßigten Himmelsstrichen her; denn sie sind so zahlreich in Sibirien, daß man ihre Felle zu Tausenden verkauft. Die Einwohner von Sibirien, sagt Hr. Gmelin, fangen sie mit einer Art Fallthüre, beinahe in Form der Ziffer 4 gebaut, in welche man Köder, als ein Stück geräucherten Fisch, legt; man stellt diese Falltrappen auf die Bäume.

Wir haben schon von den schwarzen Eichhörnchen, die in Amerika gefunden werden, gesprochen. Hr. Audry, Pfarrer von Saint-Louis, hat in seinem Kabinette ein ganz schwarzes Eichhörnchen, was ihm aus Martinique übersandt wurde; seine Ohren sind fast ohne Haare oder doch nur mit dünnen, sehr kurzen Haaren besetzt, und dies unterscheidet es von den andern Eichhörnchen.

Herr de La Borde, Königlichcr Arzt zu Cayenne; sagt, daß es in Guiana nur eine Eichhörnchen-Art gebe; sie halte sich in den Wäldern auf, habe ein röthliches Haar und sey nicht größer als eine europäische Ratte. Es lebt von den Früchten des Maripa (eine Art Dattelpalme), des Aouara, Comana &c.; wirft 2 Junge in Baumhöchern, beißt wie die Ratte, obwohl es leicht gezähmt wird; sein Schrei gleicht einem kleinen Pfeifen; man sieht es immer allein auf den Baumzweigen herumhüpfen.

Ich bin nicht fest überzeugt, daß dies Thier in Guiana, von dem Hr. de la Borde spricht, ein wahres Eichhörnchen sey, weil sich im Allgemeinen diese Thierart nicht in sehr heißen Ländern, zu denen Guiana gehört, aufhält; sie sind im Gegentheil sehr zahlreich und verschiedenartig in den kalten und gemäßigten Himmelsgegenden beider Welttheile.

„Man findet, sagt Kalm, mehrere Arten Eichhörnchen in Pensylvanien und man erzieht vorzugsweise die kleinen (das Erd-Eichhörnchen), weil sie die niedrigste, obwohl schwierig zu zähmen ist. Die großen Eichhörnchen richten bedeutenden Schaden in den Mais- (Türkisch Korn) Pflanzungen an. Sie klettern die Aehren hinan, beißen sie entzwei und fressen das Mark heraus. Sie kommen oft zu Hunderten in ein Feld und zerstören es in einer Nacht. Man ißt ihr Fleisch, legt aber auf ihr Fell wenig Werth. Die grauen Eichhörnchen sind in Pensylvanien und in mehreren andern Gegenden Nordamerikas sehr häufig. Der Gestalt nach gleichen sie denen in Schweden; doch bewahren sie im Winter wie im Sommer ihren grauen Pelz und sind auch etwas größer. Diese Eichhörnchen bereiten in hohlen Bäumen aus Moos und Stroh ihr Nest, nähren sich von Holzfrüchten, ziehen aber den Mais vor, legen einen Vorrath für den Winter an und halten sich während der strengen Kälte in ihren Höchern. Sie fügen nicht allein dem türkischen Korne, sondern auch den Eichen großen Nachtheil zu; die Eichenblüthen fressen sie gleich bei ihrem Aufknospen ab, weshalb die Bäume nur wenige Eicheln tragen. Man versichert, daß sie heut zu Tage zahlreicher in den Feldern von Pensylvanien sind, als ehemals und sich im Verhältniß zu den Mais-Pflanzungen, der ihre Hauptnahrung ausmacht, vermehrt haben.“

Die Wasserratte.

(*Mus rattus aquaticus.* Le rat d'eau.)

Die Wasserratte ist ein kleines Thier von der Größe einer Ratte, das aber in Hinsicht seines Naturells und seiner Gewohnheiten weit eher den Fischottern als der Ratte gleich; wie sie hält es sich nur im Wasser auf und bewohnt gemeinlich die Ufer der Flüsse, Bäche und Teiche; wie sie lebt es fast nur von Fischen; Gründlinge, Steinbeißer, Greßlinge, Weißfische, der Laich des Karpfen, des Hechtes, der Barbe sind seine gewöhnliche Nahrung; es frisst auch Frösche, Wasser-Insecten und manchmal Wurzeln und Kräuter. Es hat keine Schwimmhaut, wie die Fischotter; die Angabe derselben ist ein Irrthum von Willughby, dem Ray und mehrere andre Naturforscher abgeschrieben haben; es hat gespaltene Finger, demungeachtet schwimmt es leicht, hält sich lange Zeit unter Wasser und bringt seine Beute ans Land, um sie auf dem Grase oder in einem Loche zu verzehren; die Fischer ertappen es oft auf der Krebs-Jagd; es beißt sie in die Finger und sucht sich durch einen Sturz ins Wasser zu retten. Die Wasserratte hat einen kurzern Kopf, aber eine dicke Schnauze, borstenartiges Haar und einen weit kürzern Schweif, als die Ratte. Sie vermeidet wie die Fischotter die größern Ströme oder vielmehr Flüsse, die zu besucht werden. Man trifft sie nie in Häusern und auf Speichern an; sie verläßt nicht die Ufer der Gewässer und entfernt sich selbst nicht so weit von ihnen als die Fischotter, die oft auf trockenem Boden über eine halbe Stunde sich davon entfernt. Die Wasserratte kommt nie in hochgelegene Ländereien, ist sehr selten in hohen Gebirgen, auf trocknen Ebenen; aber sehr zahlreich in allen feuchten und sumpfigen Thälern. Das Männchen und Weibchen suchen sich gegen das Ende des Winters; das Weibchen wirft im April; die Würfe zählen gewöhnlich 6 bis 7 Junge. Vielleicht gebären diese Thiere mehrere Male des Jahres, doch ist uns diese Thatsache nicht bekannt. Ihr Fleisch ist nicht durchaus schlecht; die Bauern essen es an Fasttagen wie das der Fischotter. Man findet die Wasserratte überall in Europa, ausgenommen in dem zu harten Klima des Poles; wenn man Belon alauben darf, lebt sie in Aegypten auf den Ufern des Nils;

DER WASSERRATTE.
Ordnung: Nagetier. Gattung: Ratte. (Canis.)

Pl. 50.



DER KLEINE FELDRAUPE.
Ordnung: Nagetier. id. id.

inzwischen gleicht ihre Gestalt, wie er sie beschreibt, so wenig unserer Wasserratte, daß man mit einigem Grunde vermuthen kann, daß die Ratten des Nils verschiedene Thiere sind.

Die kleine Feldratte.

(Mus rattus agrestis. Le Campagnol.)

Die kleine Feldratte ist noch gewöhnlicher, noch allgemeiner verbreitet als die Feldmaus; diese findet sich kaum anderswo als in hochgelegenen Ländereien; die Feldratte hingegen haust überall in den Wäldern, auf den Feldern und selbst in den Gärten. Sie ist durch die Dicke ihres Kopfes und durch ihren kurzen und abgeschnittenen Schwanz, der kaum einen Zoll lang ist, bemerkenswerth; sie gräbt sich Löcher in die Erde, in welchen sie Korn, Haselnüsse und Eicheln aufhäuft; unterdessen scheint es, daß sie Getraide jeder andern Nahrung vorzieht. Im Monate Juli, bei Zeitigung des Kornes, kommen die Feldratten von allen Seiten herbei und richten großen Schaden an, indem sie den Halm abbeißen, um die Aehre zu verzehren, sie scheinen den Schnittern zu folgen und die ausgefallnen Körner und die nicht aufgelesenen Aehren sich zu Nutzen zu machen; nach der Aehrenlese begeben sie sich auf neu besäte Ländereien und vernichten im Voraus die Ernte des zukünftigen Jahres. Im Herbst und Winter zieht sich die Mehrzahl in die Wälder zurück, wo sie Bucheln, Nüsse und Eicheln finden. In gewissen Jahren kommen sie in so großer Anzahl zum Vorschein, daß sie Alles zerstören würden, wenn sie lange lebten; sie richten sich aber unter einander zu Grunde und fressen bei einer Hungersnoth sich gegenseitig auf; übrigens dienen sie den Feldmäusen zur Nahrung und sind das gewöhnliche Wildpret der Füchse, wilden Katzen, Baummarder und Wiesel.

Die Feldratte gleicht in ihren innern Theilen der Wasserratte mehr als irgend einem andern Thiere, wie man aus dem, was Hr. Daubenton über sie berichtet hat, ersehen kann; im Außern aber unterscheidet sie sich von derselben durch mehrere wesentliche Merkmale; 1) durch die Größe; sie mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes kaum 3 Zoll, während die Wasserratte 7 lang ist; 2) durch die Maße des Kopfes und des Körpers; die Feldratte ist im Verhältnisse zu der Länge ihres Leibes dicker als die Wasserratte,

und besitzt ebenfalls einen verhältnißmäßig dickern Kopf; 3) durch die Länge des Schwanzes, der bei der Feldratte höchstens das Drittel der Länge des ganzen Thieres ausmacht, während er an der Wasserratte fast zwei Drittel dieser Länge beträgt; 4) endlich durch das Naturell und die Sitten; die Feldratten nähren sich nicht von Fischen und gehen nicht ins Wasser, sie leben in den Wäldern von Eicheln, in den Feldern von Getreide und in den Wiesen von Knollenwurzeln, wie die des Hundszahns. Ihre Löcher gleichen denen der Feldmäuse und sind oft in zwei Abtheilungen getrennt, sie sind aber weniger geräumig und dringen lange nicht so tief in die Erde; oft wohnen mehrere dieser kleinen Thiere zusammen. Wenn die Weibchen im Begriffe sind, zu werfen, tragen sie in die Löcher Gras zu einem Lager für ihre Jungen zusammen; sie werfen im Frühlinge und im Sommer gewöhnlich 5 bis 6 Junge und mitunter 7 bis 8.

Der Hamster.

(*Cricetus vulgaris*. Le Hamster.)

Der Hamster ist die berüchtigtste und schädlichste aller Ratten. Wenn wir seine Geschichte nicht mit jener der andern Ratten gegeben haben, so geschah es, weil wir ihn noch nicht gesehen und erst in der letzten Zeit uns ein Exemplar verschaffen konnten; wir verdanken der anhaltenden Aufmerksamkeit des Herrn Marquis von Montmirail gegen Alles, was zum Fortschreiten der Naturgeschichte beitragen kann und der Güte des Hrn. von Wailh, Staatsministers des Landgrafen von Hessen-Kassel, die bestimmte und genaue Kenntniß dieses Thieres; sie haben uns zwei lebende Exemplare mit einem sehr reichen Bericht über ihre Sitten und natürlichen Gewohnheiten übersandt. Eins dieser Thiere haben wir einige Monat hindurch zur Beobachtung ernährt und es hierauf zergliedert, um seine inneren Theile zu beschreiben und mit denen der andern zu vergleichen. Man wird bemerken, daß der Hamster in seinen inneren Theilen keinem Thiere mehr gleicht als der Wasserratte; er ähnelt ihr noch in der Kleinheit der Augen und in der Feinheit des Haars; er hat aber keinen so langen Schwanz, als die Wasserratte; dieser ist im Gegentheile sehr kurz, kürzer als bei der Feldratte, die, wie wir schon berichtet haben, im innern Baue sehr den Wasserratten ähnlich ist. Der

DER HAMSTER.

Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. (Cavie.)

Pl. 51.



DAS MEERSCHWEINCHEN.

Ordnung: Nager. id. id.

Hamster scheint uns sich zur Feldratte zu verhalten, wie die große Waldratte zur Feldmaus; alle diese Thiere leben unter der Erde und scheinen denselben Naturtrieb zu besitzen; sie haben beinahe die nämlichen Gewohnheiten und besonders die, Getreide einzusammeln und davon große Vorräthe in ihren Löchern aufzuspeichern. Wir werden uns daher weniger über die Aehnlichkeiten der Form und die Uebereinstimmungen ihres Wesens, als über die gegenseitigen Verschiedenheiten und wirklichen Abweichungen ausdehnen, welche den Hamster von allen Ratten, Mäusen und Feldmäusen, deren wir Erwähnung thaten, trennen.

Agricola ist der erste Schriftsteller, welcher bestimmt und ins Einzelne gehende Nachrichten über dieses Thier mitgetheilt hat; Fabricius setzte einige Thatfachen hinzu, aber mehr als alle Andere that Schwencsfeld, er zergliederte den Hamster und lieferte eine Beschreibung, die fast in jedem Umstande mit der unsrigen überein kommt; inzwischen ist er kaum von den neuern Naturforschern, die sich alle begnügt haben, den Gesner zuzuschreiben, angeführt worden.

„Die Niederlassungen des Hamsters, sagt Hr. von Waish, sind nach dem Geschlechte und dem Alter und nach der Verschiedenheit des Bodens von verschiedner Einrichtung. Die Wohnung des Männchens hat einen schrägen Gang, an dessen Oeffnung ein Wall von Erde aufgehäuft ist; in einiger Entfernung von diesem schrägen Eingange befindet sich ein senkrecht bis zu den Kammern oder Höhlungen der Wohnung herabsteigendes Loch; um dieses Loch ist die Erde nicht aufgehäuft, was vermuthen läßt, daß der schräge Eingang zuerst von Außen ausgegraben und der senkrechte Gang von Innen nach Außen und von Unten nach Oben ausgehöhlt ward.

„Die Behausung des Weibchens hat ebenfalls einen schiefen Eingang, aber 2, 3 bis 8 senkrechte Löcher, um den Jungen einen freien Aus- und Eingang zu verschaffen. Männchen und Weibchen haben ihre getrennte Wohnung und das letztere treibt sie tiefer in die Erde als das erstere.

„Zur Seite der senkrechten Löcher in einer Entfernung von 1 bis 2 Fuß graben die Hamster beiderlei Geschlechts nach ihrem Alter und im Verhältnisse zu ihrer Vermehrung 1, 2, 3 und 4 besondre Höhlen aus, die sowohl unten wie oben

gewölbt und mehr oder wenig geräumig nach der Menge ihres Vorraths sind.

„Das senkrecht Loch ist der gewöhnliche Eingang und Ausgang des Hamsters; durch das schräge Loch wird die überflüssige Erde weggeschafft; es scheint auch, daß dieser Gang, welcher mit einer geringern Neigung zu einem und mit einer abschüssigern zu einem andern dieser Höhlchen geht, zum Luftzuge in dieser unterirdischen Wohnung dient. Die Höhle, worin das Weibchen seine Jungen wirft, enthält keinen Kornvorrath, aber ein Nest von Stroh und Gras; die Tiefe des Kellers ist sehr verschieden; ein junger Hamster macht im ersten Jahre nur einen Keller von einem Fuß Tiefe, ein alter Hamster gräbt ihn oft bis zu 4 und 5 Fuß aus; die ganze Wohnung, alle Verbindungswege und Höhlungen mit einbegriffen, hält mannigmal 8 bis 10 Fuß im Durchmesser.

„Diese Thiere versehen ihre Vorrathskammern mit trockenem und gereinigtem Korn, mit Getreideähren und Erbse- und Bohnen-Schoten, die sie später in ihrer Wohnung säubern und die Hülzen und tauben Aehren durch den schiefen Gang wegschaffen. Zum Forttragen ihres Vorraths bedienen sie sich ihrer Hängebacken oder Backentaschen, in denen jeder auf einmal mehr als ein Viertel Schoppen gereinigtes Korn nach Hause bringen kann.

„Der Hamster hält insgemein seine Nerndte gegen das Ende des Augusts; wenn er seine Vorrathskammern angefüllt hat, bedeckt er sie und verstopft ihre Zugänge sorgfältig mit Erde, weshalb man nicht leicht seine Wohnung entdeckt; man erkennt sie nur an dem Haufen Erde, der in der Nähe des schrägen Ganges, von dem wir gesprochen haben, liegt; hierauf kann man die senkrechten Löcher suchen und durch sie seine Behausung entdecken. Das gebräuchlichste Mittel, diese Thiere zu fangen, ist, sie auszugraben, was aber wegen der Tiefe und der Ausdehnung ihres Baues eine schwierige Arbeit ist; inzwischen wirft sie doch einem der Hamsterjagd kundigen Mann ihren Nutzen ab; gemeiniglich findet er in der rechten Jahreszeit, d. h. im Herbst, in der Hamsterwohnung 2 Scheffel gutes Korn und gewinnt obendrein das Fell dieser Thiere, aus dem man Pelzwerk bereitet. Die Hamster werfen 2 bis 3mal im Jahre und jedesmal 5 bis 6 Junge und öfter noch mehr; es gibt Jahre, wo sie in zahlloser Menge zum Vor-

schein kommen und wieder andre, wo man ihrer fast gar keine erblickt; in den feuchten Jahren vermehren sie sich stark und die zahlreiche Vermehrung bringt durch eine allgemeine Verödung der Saaten Hungersnoth hervor.

„Ein 6 Wochen bis 2 Monate junger Hamster gräbt schon seinen Bau, doch im ersten Lebensjahre begatten sie sich weder noch werfen sie.

„Die Wiesel verfolgen lebhaft die Hamster und zerstören sie in großer Anzahl, sie kriechen auch in ihre Erdlöcher und setzen sich in den Besitz derselben.

„Die Hamster haben gewöhnlich einen braunen Rücken und einen schwarzen Unterleib; doch findet man auch graue und diese Verschiedenheit kann von ihrem mehr oder weniger vorgerückten Alter herrühren; man trifft auch welche an, die ganz schwarz sind.“

Diese Thiere fressen sich wie die Feldmäuse unter einander auf; ein Weibchen und Männchen befanden sich in einem Käfig; das erste erwürgte in einer Nacht das letzte, zerbiss die Kinnladen-Muskeln, drang in den Körper und fraß einen Theil der Eingeweide auf; sie werfen mehrer Male des Jahres und sind so schädlich, daß man in mehreren Gegenden Deutschlands einen Preis auf ihren Kopf gesetzt hat; ihrer Häufigkeit wegen sind auch dort die Felle dieser Thiere äußerst wohlfeil.

Alle diese Thatfachen, die wir aus dem Berichte des Hrn. v. Baiz und aus den Nachweisungen des Hrn. v. Montmirail gezogen haben, scheinen uns gewiß und stimmen mit dem, was uns aus andern Quellen über dies Thier bekannt ist, überein; aber nicht im gleichen Grade gewiß ist es, wie es auch in den Berichten angeführt wird, daß sie den Winterschlaf halten, und in dieser Jahreszeit sogar austrocknen und erst im Frühlinge Leben und Bewegung wieder erhalten. Der Hamster, den wir besaßen, brachte den letzten Winter (1762—1763) in einem Zimmer ohne Feuer, und worin es so stark fror, daß das Wasser zu Eis ward, zu; dennoch ward er nicht eingeschläfert und hörte nicht auf, sich zu bewegen und wie gewöhnlich zu fressen; dagegen erstarrten Marmelthiere und Siebenschläfer, die wir ebenfalls aufzogen, bei einem weit geringern Kältegrade. Wir glauben daher nicht, daß der Hamster in dieser Hinsicht den Marmelthieren und Siebenschläfern nahe stehe und daß einige unserer Naturforscher ihm uneigent-

sich den Namen Murmelt hier von Straßburg gegeben haben, weil er nicht wie das Murmelt hier den Winterschlaf hält und sich auch eben so wenig bei Straßburg findet.

Man findet in der Literaturzeitung vom 13. September 1774 einen Auszug aus Beobachtungen über den Hamster, die einem deutschen Werke des Hrn. Sulzer entnommen sind; wir glauben sie hier mittheilen zu müssen:

„Die Getreideratte, im Deutschen Hamster, konnte nirgends besser und bequemer beschrieben werden als zu Gotha, wo man in einem Jahre 11,574 Felle dieser Thiere auf dem Rathhause ablieferte; in einem andern betrug die Zahl 54,429 und im dritten 80,139. Dies Thier bewohnt gemeinhin die gemäßigten Länder; wenn es gereizt wird, schlägt ihm das Herz 180 Mal in der Minute; das Gewicht des Gehirns verhält sich zu dem des ganzen Körpers wie 1 zu 193.

„Diese Ratten legen sich Vorrathskammern an, worin sie bis 12 Pfund Korn anhäufen. Im Winter gräbt sich das Weibchen sehr tief in die Erde. Das Thier ist muthig, vertheidigt sich gegen Hunde, Katzen und Menschen; der Hamster ist von Natur aus ein Zänker, verträgt sich nicht mit seinem Geschlechte und tödtet oft in der Wuth seine eigne Familie. Er verschlingt seines Gleichen, wenn sie schwächer sind, frisst Mäuse und Vögel und nährt sich überdies von allerhand Arten Kräuter, Früchte und Getreide; er säuft wenig. Das Weibchen verläßt später als das Männchen die Winterwohnung; es trägt 4 Wochen und wirft bei 6 Junge. Nach Verlauf von einigen Wochen werden die jungen Weibchen fruchtbar. Die Rattenart, welche man *Zitis* nennt, tödtet den Hamster.

„Liegt das Thier in seinem Erstarrungsschlaf, bemerkt man weder Athemholen, noch irgend eine Empfindungsthätigkeit an demselben; das Herz schlägt dennoch 15 Mal in der Minute, wie man sich bei der Eröffnung der Brust überzeugen kann; das Blut bleibt flüssig, die unbeweglichen Gedärme sind ohne Reizbarkeit, ein elektrischer Schlag erweckt nicht einmal das Thier. Alles ist an ihm erkaltet; in freier Luft erstarrt es nicht.“

Wir hätten gewünscht, daß Hr. Sulzer genau den Grad der Kälte oder des Luftmangels, bei welchem diese Thiere in

den Winterschlaf fallen, angegeben hätte; denn wir wiederholen hier mit Bestimmtheit, was wir schon angegeben haben, daß in einem Zimmer ohne Feuer und worin es kalt genug war, um das Wasser zum Gefrieren zu bringen, ein Hamster in einem Käfig, während dem Winter 1763, nicht in den Erstarrungsschlaf fiel. Die volle Bestätigung dieser Thatfachen wird man in den Zusätzen finden, welche Hr. Allemand als Anhang zu unserm Werke herausgegeben hat und die wir eben erhalten haben.

Z u s ä t z e

des holländischen Herausgebers in Betreff des Hamsters.

Der Hamster ist ein vierfüßiges Thier von der Rattenart, das wie die Murmelthiere den Winter mit Schlafen zubringt. Er hat kurze Beine, einen kurzen Hals, etwas dicken Kopf, das Maul auf beiden Seiten mit Schnauzhaaren versehen, große und fast unbehaarte Ohren, einen kurzen, halb nackten Schwanz, große, aus dem Kopfe hervorstehende Augen und ein aus Fuchsroth, Gelb, Weiß und Schwarz zusammengesetztes Haar. Seine Sitten empfehlen ihn eben so wenig. Er liebt nur seine Persönlichkeit und hat keine einzige, gesellige Eigenschaft. Er ergreift und frißt alle Thiere auf, deren er sich bemeistern kann, nicht einmal die seiner eignen Rasse ausgenommen. Selbst der Naturtrieb, der ihn zum andern Geschlechte führt, dauert nur einige Tage, nach deren Verlauf das Weibchen kein besseres Schicksal erdulden würde, wenn es nicht die Vorsicht gebrauchte, seinem undankbaren Gatten aus dem Wege zu gehn oder ihm zuvor zu kommen und ihn zuerst zu tödten. Mit diesen gehässigen Eigenschaften wußte die Natur noch andre zu verbinden, die, ohne das Thier liebenswürdiger zu machen, ihm eine ausgezeichnete Stelle in der Naturgeschichte anweisen. Er gehört zu der kleinen Zahl der Thiere, welche den Winter in schlafender Starrsucht hinbringen und ist in Europa das einzige, welches Backentaschen besitzt. Seine Geschicklichkeit, sich eine Wohnung unter der Erde zu bauen, und die kluge Betriebsamkeit, mit der er seine Wintervorräthe anlegt, verdienen nicht weniger die Aufmerksamkeit der Neugierigen.

Der Hamster wohnt nicht ohne Unterschied in jedem Klima und in jedem Boden; man findet ihn weder in den zu war-

men noch zu kalten Ländern. Da er von Korn lebt und unter der Erde wohnt, sagt ihm ein steiniger, sandiger und thoniger Boden eben so wenig zu, als Wiesen, Gebüsche und morastige Derter. Er bedarf eines Bodens, der leicht auszu-graben und dennoch fest genug ist, um nicht nachzustürzen; er wählt überdies Gegenden aus, die an allen Kornarten reich sind, um nicht genöthigt zu seyn, seine Nahrung in der Ferne zu suchen, weil er zu weiten Gängen wenig geeignet ist. Die Gegenden von Thüringen vereinen alle diese Eigenschaften, weshalb der Hamster dort auch häufiger als irgend anderswo ist.

Der Bau, den der Hamster unter der Erde gräbt, hat 3 bis 4 Fuß Tiefe und besteht gewöhnlich nach dem Alter des Thieres, was in demselben haust, aus einer größern oder geringern Anzahl Kämmerchen. Die Haupthöhle ist mit Stroh ausgekleidet und dient zur Wohnung, die andern sind zur Aufbewahrung der Vorräthe, welche er zur Aernstzeit in großer Menge sammelt, bestimmt. Jeder Bau hat zwei Löcher oder Oeffnungen; die eine, durch welche das Thier zuerst in die Erde drang, ist schräg, die andre, welche von innen nach außen gearbeitet wurde, ist senkrecht und dient zum Ein- und Ausgange.

Der Bau des Weibchens, das nie bei dem Männchen wohnt, weicht in mehreren Punkten von der Wohnung des letztern ab. In den Löchern, wo die Weibchen wohnen, sieht man selten mehr als eine Vorrathskammer, indem die kurze Zeit, welche die Jungen bei der Mutter bleiben, sie nicht nöthigt, viele Nahrungsmittel zu sammeln; aber der senkrechten Löcher gibt es 7 bis 8, welche den Jungen einen freien Aus- und Eingang gestatten. Manchmal treibt die Mutter die Jungen fort und bleibt im Baue, gewöhnlich aber gräbt sie einen andern und häuft in demselben so viele Vorräthe auf, als die Jahreszeit ihr zu sammeln erlaubt.

Die Hamster begatten sich zum ersten Male gegen das Ende des Monats April, wo die Männchen sich in die Erdlöcher der Weibchen begeben, doch nur einige Tage bei denselben verweilen. Wenn es sich ereignet, daß zwei Männchen demselben Weibchen nachstellen und sie sich in den nämlichen Loche begegnen, entspinnt sich ein wüthender Kampf, der gewöhnlich mit dem Tode des Schwächern endet. Der Sieger

bemächtigt sich des Weibchens, und die zu jeder andern Zeit sich verfolgen und morden, legen während der wenigen Tage, als ihre Liebe dauert, ihre natürliche Grimmigkeit ab. Sie vertheidigen sich sogar gemeinschaftlich gegen ihre Angreifer. Wenn man in dieser Brunstzeit den Bau abdeckt und das Weibchen merkt, daß man ihm seinen Gatten rauben will, springt es gegen den Räuber an und läßt ihn oft die Wuth seiner Rache durch tiefe und schmerzhaftes Bisse fühlen.

Die Weibchen werfen des Jahres 2 bis 3mal; ihr Wurf beträgt nie unter 6 Jungen und am öftersten besteht er aus 16 oder 18. Ihr Wachsthum ist sehr rasch. In einem Alter von 14 Tagen versuchen sie schon die Erde auszuscharren; kurze Zeit darauf zwingt sie die Mutter, den Bau zu verlassen, so daß sie in einem Alter von 3 Wochen ihrer eignen Führung anheim gegeben sind. Die Mutter zeigt im Allgemeinen geringe mütterliche Zärtlichkeit für ihre Jungen, sie, welche während der Brunstzeit so muthig ihren Gatten vertheidigte, kennt nur Flucht, sobald Gefahr ihre Familie bedroht; ihre Einzige Sorge ist ihre eigne Erhaltung. In dieser Absicht gräbt sie sich, sobald sie merkt, daß sie verfolgt wird, tiefer in die Erde ein, was sie mit einer erstaunlichen Schnelligkeit ausführt. Die Jungen folgen ihr vergebens, sie hat kein Gehör für ihr Geschrei und verstopft sogar den Zufluchtsort, den sie sich bereitet hat.

Der Hamster ernährt sich von allerhand Kräutern, Wurzeln und Getreidearten, wie die Jahreszeit sie ihm bietet; er frist sehr gern das Fleisch der andern Thiere, die er bemeistern kann. Da er für weite Reisen nicht gemacht ist, legt er den Grund zu seinem Magazin mit den Früchten, welche ihm die Felder, welche in der Nachbarschaft liegen, gewähren. Sind diese Fluren abgeärndtet, sucht er seinen Vorrath weiter und nimmt Alles, was er auf dem Wege findet, bringt es in seine Vorrathskammern und häuft es ohne Unterschied auf einander. Um ihm das Fortbringen seiner Nahrung zu erleichtern, hat ihn die Natur auf jeder Seite im Innern des Mantels mit Backentaschen versehen; es sind zwei häutige Taschen, nach außen glatt und glänzend und nach innen mit einer großen Anzahl Drüsen besetzt, die beständig eine gewisse Flüssigkeit ausschweizen, welche die Taschen geschmeidig und fähig macht, den Zusätzen, welche die oft harten und spitzigen Getreidekör-

ner verursachen könnten, Widerstand zu leisten. Jede dieser Backentaschen vermag $1\frac{1}{2}$ Unze Korn zu fassen, welcher Inhaft das Thier bei seiner Rückkehr nach Hause entleert, indem es mit den beiden Vorderfüßen äußerlich gegen die Backen drückt und die Körner herauspreßt. Begegnet man einem Hamster mit vollen Backentaschen, kann man ihn, ohne Furcht gebissen zu werden, mit der Hand ergreifen, weil er in diesem Zustande nicht die freie Bewegung der Kinnladen besitzt; läßt man ihn aber nur etwas Zeit, leert er rasch seine Taschen und setzt sich in Vertheidigungsstand. Die Menge der Vorräthe, die man in einem Baue findet, wechselt nach dem Alter und dem Geschlechte des Thieres, was denselben bewohnt; die alten Hamster häufen bei 100 Pfund auf; die Weibchen aber und die jungen Hamster begnügen sich mit weit weniger. Alle zehren von den Vorräthen, zwar nicht im Winter, welche Jahreszeit sie im Schafe und ohne Fressen hinbringen, sondern bei ihrem Erwachen im Frühlinge und während dem Zeitraume, welcher den Erstarrungsschafe vorhergeht.

Bei Annäherung des Winters ziehen sich die Hamster in ihre unterirdischen Wohnungen zurück und verstopfen die Zugänge zu denselben sorgfältig; sie verhalten sich dort ruhig und leben von ihren Vorräthen, bis sie beim Eintritte der strengern Kälte in einen Betäubungszustand, der dem tiefen Schafe gleicht, fallen. Wenn man in dieser Zeit einen Hamsterbau, den man an dem Haufen Erde erkennt, der sich nahe an dem schrägen Gange, von dem wir gesprochen haben, befindet, öffnet, erblickt man den Hamster auf einem dünnen und sehr weichen Strohlager schlafen; er hat den Kopf unter den Bauch und zwischen die Vorderfüße gezogen; die Hinterpfoten stützen sich gegen die Schnauze; die Augen sind geschlossen; wenn man die Augenlider aufhebt und wieder losläßt, schließen sie sich gleich wieder; die Glieder sind starr wie an einem toten Thiere und der ganze Körper fühlt sich kalt wie Eis an. Man bemerkt nicht das geringste Athemhohlen, noch irgend ein andres Lebenszeichen; nur wenn man ihn in diesem erstarrten Zustande aufschneidet, sieht man das Herz sich zusammenziehen und ausdehnen. Diese Bewegung ist aber so langsam, daß man kaum 15 Schläge in einer Minute zählen kann, während das Thier im wachen Zustande zum mindesten 150 Pulschläge in demselben Zeitraume hat. Das Fett ist wie

geschmolzener Talg, der durch Abkühlung wieder fest geworden ist; die Eingeweide zeigen keinen höhern Wärmegrad als das Aeußere des Körpers, sind gegen die Einwirkung des Wein- geistes und selbst des Vitriolöls, das man darauf gießt, un- empfindlich und lassen nicht die geringste Reizbarkeit sichtbar werden. So schmerzhaft auch dieser Versuch ist, scheint doch das Thier keine sonderliche Empfindung davon zu haben; es öffnet mitunter das Maul, um Athem zu holen, aber seine Betäubung ist zu stark, als daß es völlig erweckt werden könne.

Man war der Meinung, daß die Ursache dieses Winterschlafs von einem gewissen Kältegrade abhänge; dies mag wohl der Fall bei den Murmelthierern, Haselschläfern und Fledermäusen seyn; die Erfahrung lehrt aber, daß, um den Hamster in diesen Zustand zu versetzen, die äußere Luft durchaus keinen Zutritt zu den Ort, wohin er sich zurückgezogen hat, haben darf. Man kann sich hiervon überzeugen, wenn man einen Hamster in eine mit Erde und Stroh gefüllte Kiste schließt; man kann ihn der strengsten Winterkälte aussetzen, die stark genug ist, das Wasser in Eis zu verwandeln, nie würde es dennoch gelingen, ihn in den Winterschlaf zu versetzen; sobald man aber diese Kiste 4 bis 5 Fuß unter die Erde senkt und die Erde sorgfältig zustampft, wird man ihn nach Verlauf von 8 oder 10 Tagen, wie in seinem Baue, erstarrt finden. Hebt man die Kiste wieder aus der Erde, erwacht er nach einigen Stunden und schläft von neuem ein, wenn die Kiste wieder unter die Erde gebracht wird. Man kann diesen Versuch mit demselben Erfolge so lange wiederholen, als die Kälte andauert; wenn man nur Acht gibt, die nöthige Zeit zwischen diesen Wiederholungen hingehen zu lassen. Was noch mehr beweist, daß der Mangel an äußerer Luft eine Mitursache des Erstarrungsschlafes des Hamsters hergibt, ist der Umstand, daß, wenn er in der strengsten Winterkälte aus seinem Baue genommen und der Luft ausgesetzt wird, er unfehlbar nach einigen Stunden erwacht. Gleichgültig ist es, ob man diesen Versuch am Tage oder in der Nacht anstellt, das Licht hat mithin auf das Ergebniß keinen Einfluß.

Es ist ein sonderbares Schauspiel, einen Hamster aus dem Winterschlaf in den wachenden Zustand übergehen zu sehen. Zuerst verliert er die Steifheit der Glieder, dann holt

er tief Athem, aber in langen Zwischenräumen, zuckt mit den Beinen, öffnet den Mund, als wolle er gähnen und läßt unangenehme Töne, die dem Röcheln ähnlich sind, vernehmen. Wenn dieses Spiel einige Zeit gedauert hat, öffnet er die Augen und versucht, sich auf die Füße zu stellen; aber alle Bewegungen sind noch wenig sicher und wankend, wie die eines betrunkenen Menschen. Er wiederholt inzwischen seine Versuche, bis es ihm gelingt, sich auf den Beinen zu erhalten. In dieser Stellung bleibt er ruhig stehen, als wolle er sein Selbstbewußtseyn zurückrufen und sich von seinen Anstrengungen ausruhen; nach und nach beginnt er zu gehen, zu fressen und zu handeln, wie er es vor seinem Einschlafen verrichtete; der Uebergang aus der Erstarrung zum Erwachen erfordert mehr oder weniger Zeit, je nachdem der Wärmegrad des Ortes, worin das Thier sich befindet, höher oder niedriger ist. Stellt man ihn in eine empfindlich kalte Luft, gehören manchmal mehr als 2 Stunden dazu, um ihn zu erwecken; in einem mäßig warmen Orte hingegen geschieht dies in weniger als einer Stunde. Es ist wahrscheinlich, daß im Hamsterbaue dieser Wechsel auf eine unmerkliche Weise vor sich geht und das Thier keine von den Beschwerlichkeiten erduldet, welche ein gewaltsames und plötzliches Erwecken begleiten.

Im Leben des Hamsters theilen sich die Sorgen, die natürlichen Bedürfnisse zu befriedigen und die Wuth zu kämpfen. Er scheint keine andere Leidenschaft zu kennen, als die des Zornes, der ihn antreibt, Alles, was ihm auf seinem Wege begegnet, anzugreifen, ohne Rücksicht auf die Ueberwiegenheit der Stärke des Feindes zu nehmen. Völlig unbekannt mit der Kunst, sein Leben durch einen Rückzug aus dem Streite zu retten, läßt er sich eher mit Stockschlägen tödten als zu weichen. Findet er Gelegenheit, die Hand eines Menschen zu fassen, muß man ihn umbringen, um seiner los zu werden. Die Größe des Pferdes erschreckt ihn so wenig als die Gewandtheit des Hundes; der Igel jagt ihn gern; wenn ihn der Hamster erblickt, leert er auf der Stelle seine Taschen aus, wenn er sie zufällig mit Getreide angefüllt hat, bläht sie hierauf so ungeheuer auf, daß Kopf und Hals den Rest des Körpers an Dicke bei Weitem übertreffen; er stellt sich hierauf auf seine Hinterfüße und springt in dieser Stellung auf seinen Feind los; wenn er ihn erfaßt, verläßt er ihn nicht eher, als

bis er ihn getödtet hat oder selbst umgekommen ist; der Hund aber kommt ihm gewöhnlich zuvor, er sucht ihn von hinten zu fassen und zu erwürgen. Diese Kampfwuth ist die Ursache, warum der Hamster mit keinem andern Thiere in Frieden lebt; er führt sogar Krieg gegen sein eignes Geschlecht, sein Weibchen nicht einmal ausgenommen. Wenn zwei Hamster sich begegnen, verfehlen sie nie, sich anzugreifen und mit einander zu kämpfen, bis der schwächere den Hieben des stärkern unterliegt, der ihn dann auffriszt. Der Kampf zwischen Männchen und Weibchen dauert insgemein länger, als zwischen Männchen und Männchen. Sie beginnen damit, sich gegenseitig zu hezen und zu beißen, hierauf entfernen sie sich von einander, als wollten sie Athem schöpfen, kurz darauf aber erneuern sie den Kampf und fahren fort, sich zu fliehen und anzugreifen, bis eines von beiden unterlegen ist. Der Besiegte dient stets dem Sieger zur Mahlzeit.

Das Meerschwein.

(*Cavia porcellus. Le cochon d'Inde.*)

Dies kleine Thier, was ursprünglich aus den heißen Climates Brasiliens und Guineas herstammt, lebt und zeugt auch in den gemäßigten und selbst kalten Himmelsstrichen, wenn man es gehörig wartet und gegen die Rauheit der Jahreszeiten schützt. Man zieht Meerschweinchen in Frankreich auf und obwohl sie sich ungemein vermehren, sind sie doch bei uns nicht in großer Anzahl vorhanden, weil der Nutzen, den man von ihnen zieht, für die Mühe, die man mit ihrer Pflege hat, nicht entschädigt. Ihr Fell hat fast keinen Werth und ihr Fleisch, obwohl esbar, ist doch nicht so gut, um gesucht zu werden. Besser würde es seyn, wenn man die Thiere in einem Kaninchenberge, wo sie Luft, Raum und Auswahl von Kräutern hätten, aufzöge. Die, welche man im Hause aufbewahrt, haben beinahe denselben schlechten Geschmack wie die Hauskaninchen und die welche, den Sommer hindurch in einem Garten zubrachten, haben immer noch einen faden, wenn auch weniger unangenehmen Geschmack.

Diese Thiere besitzen ein so frühreifes und hitziges Temperament, daß sie 5 bis 6 Wochen nach ihrer Geburt sich schon suchen und paaren; inzwischen ist ihr Wachsthum erst nach 8 oder 9 Monaten vollendet; wahr ist es aber auch,

daß sie am meisten an scheinbarer Dicke und an Fett wachsen und daß die Entwicklung der festen Theile schon vor dem Alter von 5 oder 6 Monaten vollständig ist. Die Weibchen tragen nur 3 Wochen und wir sahen welche werfen, die erst 2 Monate alt waren. Die ersten Würfe sind nicht so zahlreich, als die spätern; sie bestehen aus 4 bis 5 Jungen, der zweite Wurf aus 5 bis 6 und die andern aus 6 bis 7. Die Mutter säugt die Kleinen nur 12 bis 14 Tage und treibt sie fort, sobald sie wieder das Männchen zuläßt und dies geschieht spätestens 3 Wochen nach dem Wurf; wollen die Jungen von der Mutter nicht weichen, mißhandelt und tödtet sie der Vater. Die Thiere zeugen mithin mindestens alle 2 Monate und da die Jungen eben so rasch mannbar werden und sich fortpflanzen, kann man über ihre schnelle und ungeheure Vermehrung nicht erstaunt seyn. Von einem einzigen Paare kann man in Jahresfrist Tausend ziehen; sie gehn aber auch eben so schnell zu Grunde, als zahlreich sie entstehen; Kälte und Nässe räumen unter ihnen auf; sie lassen sich ohne Vertheidigung von den Rauben fressen; selbst die Mütter gerathen nicht gegen die Rauben in Zorn; sie, die keine Zeit hat Zuneigung zu ihren Jungen zu fassen, thut nichts zu ihrer Rettung. Die Männchen kümmern sich weniger um die Jungen und lassen sich selbst ohne Widerstand auffressen; sie besitzen kein andres hervorstechendes Gefühl als die Liebe; sie erboßen sich dann, kämpfen erbittert mit einander und tödten sich miteinander, um in den Besiz des Weibchens zu kommen und ihren Trieb zu befriedigen. Sie bringen ihr Leben mit Schlafen, Fressen und Genießen zu; ihr Schlaf ist kurz aber häufig; sie fressen zu jeder Stunde des Tages und der Nacht und suchen ihre Geschlechts-Lust eben so oft zu stillen, als sie fressen. Sie saufen nie und harnen doch alle Augenblicke. Sie ernähren sich von allerhand Kräutern, besonders von Petersilie, welche sie sogar der Kleie, dem Mehle und dem Brode vorziehen; sie lieben auch sehr die Aepfel und andere Früchte. Sie fressen eilig, beinahe wie die Kaninchen, wenig auf ein Mal, aber sehr häufig. Sie lassen ein leises Grunzen vernehmen, ähnlich dem eines kleinen Milchschweines; sie lassen auch eine Art von Gelalle hören, wodurch sie ihr Vergnügen, beim Weibchen zu seyn, ausdrücken, und stoßen einen sehr scharfen Schrei aus, wenn sie Schmerz empfinden. Sie sind zärtlich,

fröstig und man hat Mühe, sie durch den Winter zu bringen; man muß sie an einem gesunden, trocknen und warmen Orte aufbewahren. Wenn sie die Kälte fühlen, laufen sie zusammen, drängen sich an einander und es ereignet sich oft, daß sie alle zusammen erfrieren. Sie sind von Natur sanft und zahm und richten keinen Schaden an; aber eben so unfähig sind sie auch etwas Nützliches zu thun und schließen sich nicht dem Menschen an; sanft von Temperament, gelehrig aus Schwäche und fast unempfindlich gegen Alles, scheinen sie allein für die Zeugung auferzogene Automaten zu seyn, einzig geschaffen, um eine Art darzustellen.

Die Spitzmaus.

(*Sorex araneus*. La musaraigne.)

Die Spitzmaus scheint in der Ordnung der kleinen Thiere eine Mittelstufe, eine Schattirung zu seyn, und den Raum zwischen der Ratte und dem Maulwurf, die sich zwar durch die Kleinheit gleichen, aber in der Gestalt sehr von einander abweichen, und in Allem zwei sehr von einander abstehende Arten bilden, auszufüllen. Die Spitzmaus, noch kleiner als die Maus, ähnelt dem Maulwurf durch die Schnauze, indem ihre Nase weit länger ist als ihre Kinnlade; durch die Augen, welche, wenn auch etwas größer als die des Maulwurfs, doch auf dieselbe Weise versteckt liegen und viel kleiner sind als an der Maus; durch die Zahl der Finger, deren sie 5 an jeder Pfote hat; durch den Schwanz, die Beine, besonders durch die Hinterbeine, die sie kürzer als die Maus besitzt; endlich durch die Ohren und Zähne. Dies kleine Thier hat einen starken Geruch, der ihm eigenthümlich und den Katzen zuwider ist; sie jagen und tödten zwar die Spitzmaus, fressen aber nicht leicht ihr Fleisch, wie das der Mäuse. Dieser Gestank und der Widerwillen der Katzen hat augenfällig das Vorurtheil, daß dies Thier giftig, und sein Biß dem Viehe, besonders den Pferden, schädlich sey, veranlaßt; inzwischen ist es weder giftig noch ist es einmal im Stande zu beißen, denn die Oeffnung seines Maules ist nicht groß genug, um an einem andern Thiere eine Hautfalte zu fassen, was aber zu einem Biße unbedingt nothwendig ist; und die Krankheit der Pferde, die man insgemein dem Zahne der Spitzmaus zuschreibt, ist eine Anschwellung, eine Art von Anthrax (Carbunkel, Pest;

beule, eine Entzündung der Haut und des darunter liegenden Zellgewebes, mit der Neigung in Brand überzugehen), die aus innern Ursachen entspringt und in gar keiner Beziehung zu dem Bisse, oder, wenn man will, zu dem Stiche dieses kleinen Thieres steht.

Die Spitzmaus bewohnt gewöhnlich, und besonders im Winter, Heuböden, Speichern, Misthöfe, Pferdebeställe, und frisst Korn, Insecten und faulendes Fleisch; man findet sie häufig auf den Feldern, in den Gebüsch, wo sie sich von Samen nährt; sie verbirgt sich unter Moos, Laub, Baumstämmen und manchmal in die Löcher, welche die Maulwürfe verlassen haben, oder in andere kleinere Löcher, welche sie selbst anfertigt, indem sie die Erde mit Klaue und Rüssel ausgräbt. Die Spitzmaus wirft eine große Anzahl Junge, man sagt eben so viele als die Maus, doch nicht so häufig, sie hat einen grellern Schrei als die Maus, ist aber bei Weitem nicht so behende. Man fängt sie leicht, weil sie schlecht sieht und eben so schlecht läuft. Die gewöhnliche Farbe der Spitzmaus ist ein mit Fuchstroth gemischtes Braun; doch gibt es auch aschgrau, fast ganz schwarze und Alle sind mehr oder weniger weißlich unter dem Bauche. In ganz Europa sind sie sehr häufig; doch scheinen sie in Amerika nicht angetroffen zu werden. Das Thier in Brasilien, von dem Marcgrave unter dem Namen Spitzmaus spricht, und das, wie er sagt, eine sehr spitze Schnauze und 3 sehr schwarze Streifen auf dem Rücken hat, ist größer und scheint zu einer andern Art als unsre Spitzmaus zu gehören.

Die Wasser-Spitzmaus.

Da dies Thier, wenn auch in unserm Clima einheimisch, doch keinem Naturforscher bekannt und Hr. Daubenton der Erste war, der es entdeckte, so verweisen wir in Hinsicht Alles, was von demselben berichtet werden kann, auf die sehr genaue Beschreibung, welche Hr. Daubenton von demselben geliefert hat. Ich werde im Verlaufe dieses Werkes öfter Gelegenheit haben, auf Hrn. Daubenton zu verweisen, auf seinen unendlichen Fleiß, mit dem er die Thiere aussucht und auf seine Entdeckungen mehrer Arten, die früher entweder unbekannt oder mit bekannten Arten verwechselt waren. Alles, was ich in Betreff der Wasser-Spitzmaus versichern kann, be-

DIE SPITZMAUS.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser.

Gattung: Spitzmaus. (Caviar.)

Pl. 52



DIE WASSERSPITZMÄUSE.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

steht darin, daß man sie in der Nähe von Springquellen beim Auf- und Untergange der Sonne fängt, sie am Tage in Felsen-Spalten oder Erdböchern längs den kleinen Bächen verborgen bleibt und im Frühlinge und gewöhnlich 9 Junge wirft.

Die Bisam-Spitzmaus in Indien.

Diese Spitzmaus, von Hrn. Sonnerat aus Pondichery nach Europa gebracht, ist weit größer als unsere Spitzmaus, die nur 2 Zoll 11 Linien mißt, während die indische bei ausgerecktem Leibe 5 Zoll 2 Linien hat.

Sie besitzt einen langen und spitzigen Kopf, eine schwächliche Nase und der Oberkiefer tritt über den untern hervor; die Nasenlöcher sind kleiner und die Nasenspitze wird durch zwei Hervorragungen wie geschnitten, die Augen sind so klein, daß man sie kaum wahrnehmen kann.

Die Ohren sind kurz, rund, nackt und ohne Haar.

Die Schnauzhaare und die unter den Augen sind graulich und die größten haben eine Länge von 7 Linien.

Die Beine sind klein und kurz und jede Pfote hat 5 Finger.

Der Schwanz ist 1 Zoll 8 Linien lang, ist mit kleinen kurzen Haaren besetzt, welche mit großen feinen und graulichen Haaren durchsäet sind.

Die Farbe des Haares ist mäusegrau oder schieferhell, mit einem röthlichen Anstriche, der auf der Nase, dem Rücken und dem Schwanze vorherrscht.

Diese Spitzmaus, welche in vieler Hinsicht der europäischen gleicht, hat einen so starken Bisamgeruch, daß er sich an allen Orten, wodurch sie geht, bemerklich macht. Sie haust auf Feldern, doch kommt sie auch in die Häuser.

Der Siebenschläfer.

(Glis vulgaris. Le loir.)

Wir kennen drei Arten von Siebenschläfern, die, wie das Murmeltier, den Winter hindurch schlafen; als der Billaich (Siebenschläfer), der Gartenschläfer und die Haselmaus (Haselschläfer.) Der Billaich ist der größte und die Haselmaus die kleinste von den Dreien. Mehrere Schriftsteller haben eine dieser Arten mit den beiden andern verwechselt, obgleich sie alle drei

sehr bestimmt und dem zu Folge sehr leicht zu erkennen und zu unterscheiden sind. Der Bilsch hat ungefähr die Größe des Eichhörnchens und den Schwanz, wie es, mit langen Haaren bedeckt; der Gartenschläfer ist nicht so groß wie die Ratte, sein Schwanz ist mit sehr kurzen Haaren versehen und hat an der Spitze einen Büschel langer Haare; die Haselmaus ist nicht so groß, als die Maus; das Haar, was den Schwanz bedeckt, ist länger als beim Gartenschläfer und kürzer als beim Bilsch, am Ende des Schweifes befindet sich ein dicker Büschel von langen Haaren; der Gartenschläfer unterscheidet sich von den beiden andern durch schwarze Flecken in der Nähe der Augen und der Haselschläfer durch die weiße Farbe des Haares auf dem Rücken. Alle drei sind weiß oder weißlich unter der Kehle und dem Bauche; der Gartenschläfer aber besitzt ein ziemlich schönes Weiß; der Bilsch ist an diesen Stellen nur weißlich und die Haselmaus an allen untern Theilen eher gelblich als weiß.

Uebrigens hat man behauptet, daß diese Thiere während dem Winter schlafen; ihr Zustand gleicht keinem natürlichen Schlafe, er besteht vielmehr in einer Erstarrung, in einer Betäubung der Glieder und Sinne und diese Lähmung wird durch die Erkältung des Blutes veranlaßt. Diese Thiere haben eine so geringe innere Wärme, daß sie kaum den Temperaturgrad der Luft übersteigt. Zeigt der Barometer 10 Grad über den Gefrierpunkt, beträgt die Wärme dieser Thiere auch nur 10 Grad; wir haben die Kugel eines kleinen Thermometers in den Körper mehrerer lebender Gartenschläfer gesteckt; die innere Wärme ihres Körpers stand fast gleich mit der Lufttemperatur, manchmal fiel der eingesenkte und so zu sagen, auf das Herz gestellte Thermometer um $\frac{1}{2}$ bis 1 Grad, indem 11 Grade die Temperatur der Luft anzeigten. Nun weiß man aber, daß die Wärme des Menschen und der Mehrzahl der Thiere, welche Fleisch und Blut besitzen, zu jeder Zeit über 30 Grad hinausgeht; es ist daher nicht auffallend, daß die Thiere, welche im Vergleiche zu den andern eine so geringe Wärme besitzen, in den Erstarrungs-Zustand verfallen, sobald diese kleine Menge innerer Wärme aufhört, von der Wärme der äußern Luft etwas zu empfangen, und dies tritt allemal ein, wenn der Thermometer nur 10 oder 11 Grad über dem Gefrierpunkt steht. Dieses ist die wahre Ursache des Winterschlafs dieses Thieres,

DIE INDISCHE SPITZMAUS.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser.

Gattung: Spitzmaus. (Cuvier.)

Pl. 55.



DAS MURMELTHIER.

Ordnung: Naget. Gattung: Ratte. (Cuvier.)

eine Ursache, die man nicht kannte und die sich doch über alle Thiere, die im Winter schlafen, ausdehnt; wir trafen dieses ursächliche Verhältniß bei den Siebenschläfern, Igeln und Fledermäusen an, und, wenn wir auch keine Gelegenheit hatten, dasselbe bei dem Murmeltiere zu beobachten, sind wir doch überzeugt, daß es, wie die andern, ein kaltes Blut besitze, weil es wie sie der Erstarrung während dem Winter unterworfen ist.

Diese Erstarrung dauert so lange als die Ursache, durch welche sie erzeugt wird, und hört mit der Kälte auf; einige Wärmegrade über den 10. oder 11. Temperaturgrad langen hin, die Thiere wieder zu beleben; wenn man sie während des Winters an einem sehr warmen Orte aufbewahrt, fallen sie durchaus nicht in den Erstarrungsschlaf, sie gehen herum, essen und schlafen nur von Zeit zu Zeit, wie alle andere Thiere. Sobald sie die Kälte empfinden, ziehen sie die Glieder zusammen und nehmen eine kugelförmige Form an, um der Luft die geringste Oberfläche zu bieten und sich etwas Wärme zu bewahren; auf diese Weise findet man sie während dem Winter in hohlen Bäumen und in Mauerlöchern, die nach Mittag liegen; sie ruhen dort auf Moos und Laub in Kugelform und ohne irgend eine Bewegung. Man kann sie anfassen, in den Händen halten, hin und herrollen, ohne daß sie sich rühren und recken; nichts kann sie aus dem Erstarrungs-Zustande bringen, als eine milde und allmählig gesteigerte Wärme; sie sterben, wenn man sie plötzlich in die Nähe des Feuers versetzt; um sie zu erwecken, muß man sie stufenweis demselben nähern. Obgleich sie in diesem Zustande ohne Bewegung mit geschlossenen Augen und jedes Gebrauchs der Sinne beraubt sind, fühlen sie doch den Schmerz, wenn er sehr lebhaft ist; eine Wunde, eine Verbrennung bringt bei ihnen eine Zusammenziehung und einen kleinen leisen Schrei hervor, den sie selbst mehrmalen wiederholen; die innere Empfindlichkeit besteht demnach bei ihnen eben sowohl, als die Thätigkeit des Herzens und der Lunge. Inzwischen läßt es sich voraussetzen, daß diese Lebensverrichtungen im Zustande der Erstarrung nicht mit derselben Stärke thätig sind als im gewöhnlichen Zustande; wahrscheinlich findet der Blutumlauf nur in den größten Gefäßen statt, das Athemholen ist schwach und langsam, die Absonderungen höchst unbedeutend und die Entleerungen auf

Nichts gebracht, die Ausdünstung ist ebenfalls Null, weil sie mehre Monate ohne Futter hinbringen und dies könnte nicht Statt finden, wenn sie in dieser Zeit der Ernährungslosigkeit im Verhältnisse zu der andern Zeit, wo sie durch Ernährung den Körperstoff ersetzen, denselben verlore. Sie erleiden aber **dennoch einen Verlust an demselben, weil sie bei zu langer Dauer des Winters in ihren Löchern sterben.** Vielleicht ist es auch nicht die Dauer, sondern die Strenge der Kälte, die sie zu Grunde richtet; denn setzt man sie einem starken Froste aus, sterben sie in kurzer Zeit. Was mich glauben läßt, daß nicht der zu große Verlust des Körperstoffes in den langen Wintern sie tödtet, ist der Umstand, daß sie im Herbst gemein fett sind und dasselbe Fett noch besitzen, wenn sie im Frühlinge erwachen; dieser Ueberfluß an Fett ist eine innere Nahrung, die hinreicht, sie zu erhalten und das zu ersetzen, was sie durch die Ausdünstung verlieren.

Da übrigens die Kälte die einzige Ursache ihres Erstarrungsschlafes ist und sie in denselben nur verfallen, wenn die äußere Luft 10 bis 11 Grad Wärme hat, tritt oft der Fall ein, daß sie selbst während dem Winter erwachen; denn es gibt in dieser Jahreszeit Stunden, Tage und selbst Reihenfolgen von Tagen, an welchen das Thermometer 12, 13, 14 u. Grade zeigt und während dieser milden Witterung kommen die Siebenschläfer aus ihren Löchern, um Nahrung zu suchen oder sie zehren vielmehr von den Vorräthen, die sie den Herbst über gesammelt und dort aufgehäuft haben. Aristoteles berichtet und alle Naturforscher haben nach ihm es wiederholt, daß der Bittich den ganzen Winter ohne Fressen zubringe, selbst in dieser Zeit der Nichternährung außerordentlich fett werde und daß der Schlaf ihn mehr ernähre, als die Nahrung die andern Thiere; diese Thatsache ist nicht nur nicht wahr, sondern die Voraussetzung derselben ist sogar nicht einmal möglich; der Siebenschläfer könnte sich während seinem 4- oder 5monatlichen Winterschlaf nur von der Luft, die er einathmet, mästen; geben wir nun auch zu, wenn man will und dieses ist schon zu viel zugegeben, daß ein Theil der Luft in Nahrung verwandelt werden könne, würde hieraus aber eine so große Vermehrung entstehen? Könnte diese so leichte Nahrung nur hinlangen, um den beständigen Verlust, der durch das Athmungsgeßchäft herbeigeführt wird, zu ersetzen? Was Aristoteles

vielleicht zu diesem Irrthume verleitet hat, ist, daß in Griechenland, wo die Winter gemäßigt sind, die Bissliche nicht beständig schlafen und, so oft die Wärme sie wieder erweckt, Nahrung und vielleicht reichliche Nahrung zu sich nehmen; er wird sie daher selbst im Erstarrungszustande sehr fett gefunden haben. Wahr ist es übrigens, daß sie zu jeder Zeit fett und mitter im Herbst als im Sommer sind; ihr Fleisch gleicht so ziemlich dem des Meerschweinchens. Die Bissliche machten einen Theil des guten Fisches bei den Römern aus, sie fütterten dieselben in einer großen Menge auf. Varo lehrte die Weise, Hechtberge von Bisslichen anzulegen und Apicius die Ragouts aus ihnen zu bereiten. Diese Gewohnheit ward nicht beibehalten, es sey aus Widerwillen gegen diese Thiere, weil sie den Ratten gleichen, oder weil in der That ihr Fleisch von keinem guten Geschmack ist. Ich habe Bauern, die davon gegessen, versichern hören, daß es nicht viel besser als das Fleisch der Wasserratte seß. Uebrigens ist nur der Bisslich genießbar, der Gartenschläfer besitzt ein schlechtes Fleisch, was einen unangenehmen Geruch hat.

Der Bisslich gleicht in seinen natürlichen Gewohnheiten im hohen Grade dem Eichhörnchen; er bewohnt wie dasselbe die Forsten, klettert auf die Bäume, springt von Zweig zu Zweig, allerdings weniger behende als das Eichhörnchen, das längre Beine, einen weniger dicken Leib hat und eben so mager, als der Bisslich fett ist; inzwischen leben beide von derselben Nahrung; Bucheln, Haselnüsse, Kastanien und andre wilde Früchte machen ihr gewöhnliches Futter aus. Der Bisslich frist auch kleine Vögel, die er auf dem Neste fängt, doch baut er sich nicht wie das Eichhörnchen ein Lager in den Wipfeln der Bäume; sondern bereitet sich eines aus Moos in hohlen Baumstämmen; er schlägt auch seine Wohnung in Felsenrißen, aber immer an trocknen Orten auf; er fürchtet die Feuchtheit, säuft wenig und kommt selten auf die Erde; endlich unterscheidet er sich noch vom Eichhörnchen, daß dieses sich zahm machen läßt, wogegen der Bisslich immer wild bleibt. Die Siebenschläfer paaren sich gegen das Ende des Frühlings und werfen im Sommer gewöhnlich vier oder fünf Junge; diese wachsen schnell und man behauptet, daß sie nur sechs Jahre leben. In Italien, wo man ihr Fleisch noch genießt, macht man im Walde Gruben, die man mit Moos auskleidet, mit

Stroh bedeckt und in die man Buchelsfrucht wirft; man wählt hiezu einen trocknen Ort unter dem Schutze eines Felsens, der gegen Mittag liegt; die Bilsche kommen in großer Anzahl dahin und man findet sie dort gegen das Ende des Herbstes, zu welcher Zeit sie am schwachhaftesten sind, im Erstarrungsschlaf. Diese kleinen Thiere sind muthig und vertheidigen ihr Leben bis auf das Aeußerste. Sie haben sehr lange und starke Borderzähne, mit denen sie heftig zubeißen; sie fürchten weder die Wiesel noch die kleinen Raubvögel und entgehn dem Fuchse, der ihnen nicht auf die Bäume folgen kann; ihre erbittertsten Feinde sind die wilden Katzen und die Baummarder.

Diese Thierart ist nicht sehr verbreitet. Man trifft sie nicht in den sehr kalten Klimaten, wie in Lappland, Schweden an; zum wenigsten sprechen die nordischen Naturforscher nicht von derselben. Die Art Siebenschläfer, die sie aufführen, ist die Haselmaus, die kleinste von allen dreien. Ich vermuthe auch, daß sie nicht in den sehr heißen Klimaten lebt, weil die Reisenden ihrer nicht erwähnen.

Es gibt keine oder nur wenige Bilsche in offenen Ländern wie in England. Sie bedürfen eines gemäßigten Himmelsstriches und eines mit Wäldern bedeckten Landes; man findet sie in Spanien, Frankreich, Griechenland, Italien, Deutschland und in der Schweiz, wo sie in Forsten und auf Hügeln, aber nicht auf hohen Bergen haufen, wie die Murmelthiere, die, wenn auch die Kälte sie in den Erstarrungsschlaf versetzt, doch Schnee und Eis aufsuchen.

Der Gartenschläfer.

Der Bilsch bewohnt die Wälder und scheint unsre Wohnungen zu fliehen; der Gartenschläfer hingegen bewohnt unsre Gärten und hält sich manchmal in unsern Häusern auf; die Thierart ist deshalb auch zahlreicher, allgemeiner verbreitet und es gibt wenige Gärten, die nicht von ihr heimgesucht werden. Sie nisten in Mauertöchern, durchstreichen die Spalierbäume, suchen sich die besten Früchte aus und finden sie alle, sobald sie zu reifen beginnen, nach ihrem Geschmacke; vorzugsweise scheinen sie die Pfirsiche zu lieben und will man ihrer behalten, muß man sorgfältig die Gartenschläfer ausrot-

DIE GROSSE HASELMAUS.

Ordnung: Naget. Gattung: Ratte. (Cuvier.)

Pl. 54



DIE GROSSE HASELMAUS MIT GOLDFARBIGEM SCHWANZE.
Ordnung: Naget. id. id.

ten. Sie klettern auch auf die Birnen-, Aprikosen- und Pflaumenbäume und wenn die süßen Früchte ihnen abgehn, fressen sie Mandeln, Haselnüsse, Walnüsse und selbst Gemüsesamen; sie schleppen dieselben in großer Menge in ihre Löcher, die sie in der Erde und besonders in sorgfältig gepflegten Gärten anlegen, denn in den Obstgärten findet man sie häufig in alten, hohlen Bäumen, wo sie sich ein Lager aus Gras, Moos und Laub bereiten. Die Kälte versetzt sie in den Winterschlaf, die Wärme erweckt sie wieder. Man trifft oft ihrer 8 oder 10 an demselben Orte an, alle erstarrt, alle wie eine Kugel zusammengerollt, mitten in ihren Vorräthen von Wall- und Haselnüssen.

Sie begatten sich im Frühlinge und werfen im Sommer 5 bis 6 Junge, die rasch wachsen, aber erst im folgenden Jahre selbst zeugungsfähig werden. Ihr Fleisch ist nicht genießbar wie das der Siebenschläfer; sie besitzen sogar den häßlichen Geruch der Hausratte, wogegen der Siebenschläfer gar nicht riecht; sie werden ebenfalls nicht so fett und ihnen mangeln die Fettslagen, mit denen bei dem Siebenschläfer die ganze Masse der Eingeweide umkleidet ist. Man findet Gartenschläfer in allen gemäßigten Klimaten, sogar in Polen und Preußen, doch scheinen sie nicht in Schweden und den nördlichen Gegenden zu leben.

Der goldgeschwänzte Siebenschläfer.

Wir geben hier nach Hrn. Allamand die Beschreibung dieses kleinen Thieres, das in Hinsicht des Wuchses, der Gestalt und der Form des Schwanzes dem Gartenschläfer; in Hinsicht der Stellung und Bildung der Ohren aber dem Haselschläfer gleicht; es scheint mithin eine Mittलगattung zwischen diesen beiden Thieren auszumachen.

„Wir verdanken, sagt Hr. Allamand, die Kenntniß dieses kleinen Siebenschläfers dem Hrn. Klockner; er empfing dies Thier aus Surinam, aber ohne nähere Bestimmung, ohne Angabe des Namens, den es in seinem Vaterlande führt und ohne Bezeichnung der Derter, die es bewohnt. Bis jezt ist es noch nicht beschrieben worden; es war nicht einmal bekannt, wenn gleich es auf eine Weise bezeichnet ist, daß es die Aufmerksamkeit hätte auf sich ziehen müssen. Die systematischen Nomenclatoren werden nicht verfehlen, es in die Klasse der Glires oder Sie-

benschläfer des Linnaeus zu stellen und, traun! es würde diese Stelle eben so sehr verdienen als das Nashorn, und ohne Zweifel werden sie aus demselben ein Glied der Ratten-Familie machen, die schon so viele andre Thiere umfaßt, welche der Ratten-Art nicht so nahe stehn, als dies; doch ohne die Gattung, zu der es gehört, bestimmen zu wollen, gebe ich von demselben eine genaue Beschreibung, die mir von dem Herrn Klockner, der immer eifrig für die Fortschritte der Naturgeschichte bemüht ist, gütigst mitgetheilt ist und der mir selbst das Thier übersandte, damit ich mich desto besser von der Richtigkeit derselben überzeugen könnte. Anfangs war ich etwas verlegen, welchen Namen ich ihm beilegen sollte; ich bin nicht für die zusammengesetzten Namen, welche die Art bezeichnen, zu welcher das Thier gehören soll, so lange es noch nicht bestimmt bewiesen ist, daß es zu dieser Art gehöre; inzwischen habe ich geglaubt, den annehmen zu müssen, welchen ihm Hr. Klockner gegeben hat, da Hr. Klockner das Recht hat, dasselbe mit dem Namen zu bezeichnen, den er für den geeignetsten hält; er nannte es goldgeschwänzten Gartenschläfer, ohne hiemit behaupten zu wollen, daß es in den Erstarrungsschlaf, in welchen die Siebenschläfer in Europa durch die Kälte versetzt werden, ver falle. Ein Vierfüßer der heißen Zone scheint auch dem Winterschlaf nicht unterworfen seyn zu müssen. Einige Uebereinstimmung in der Gestalt und besonders die Aehnlichkeit seines Schwanzes mit dem unsrer Gartenschläfer haben ihn bestimmt, dieser Benennung vor allen Andern den Vorzug zu geben.

Dies Thier zeichnet sich durch die Sonderbarkeit und Schönheit seiner Farben aus. Sein Körper ist kastanienbraun, in die Purpurfarbe hinüberspielend, dunkler an den Seiten des Kopfes und auf dem Rücken und heller unter dem Bauche. Diese Farbe verbreitet sich eine kleine Strecke über die Schwanzgrube, von dort an werden die kleinen und kurzen Haare, welche den Schweif bedecken, ganz schwarz und bleiben es bis auf der Mitte derselben, wo die Haare lang werden und ohne eine Mittelstinte eine schöne Dranienfarbe, die sich der Goldfarbe nähert und bis ans Ende des Schwanzes geht, annehmen. Ein länglicher Fleck von dieser gelben Farbe schmückt auch die Stirn; er nimmt seinen Ursprung oberhalb der Nase, wo er sehr schmal ist, hierauf geht er, immer breiter

werdend, bis an die Ohrenspitzen, wo er endet. Dieser Verein von so grellen und bei den Vierfüßern so seltenen Farben gewährt einen äußerst auffallenden Anblick. Sein Kopf ist im Verhältnisse zum Leibe sehr dick; er besitzt eine schmale Stirn und Schnauze und kleine Augen. Seine Ohren zeigen eine weite Oeffnung, sind aber kurz und ragen nicht über den Kopf hervor; im Innern und Aeußern sind sie mit feinen Haaren versehen; am Rande sind sie länger, doch muß man nahe hinsehen, um sie zu bemerken. Der Oberkiefer steht merklich über dem untern hervor. Das Nasenbein ist ziemlich erhoben und der obre Theil der Schnauze behaart, was man kaum bei andern vierfüßigen Thieren antrifft. Die Oberlippe ist von oben nach unten gespalten, wie bei allen Thieren dieser Art; die Ränder der Spalte gehn seitwärts auseinander, was dem Ende des Rüssels die Form eines gleichschenkligen Dreiecks verleiht. Durch diese Trennung werden zwei sehr weiße und kurze Schneidezähne sichtbar; auch in der untern Kinnlade stehn zwei, die aber größer sind. Diese Kinnlade sammt der sie bedeckenden Leiste tritt auf der Seite der Kehle mehr zurück.

An beiden Seiten der Oberlippe befindet sich ein Bündel dicker brauner Haare, deren Länge die des Kopfes übersteigt; die, welche den untern Theil dieses Schnauzbartes ausmachen, sind nicht so lang und nach unten gekehrt. Hinter jedem Auge liegt eine Warze, aus welcher lange Haare hervorstehn und vor dem Auge befinden sich zwei von derselben Länge.

Die Vorderbeine sind kurz; die Pfoten haben 4 lange Finger, welche mit gekrümmten und spitzen Nägeln bewaffnet sind; etwas höher bemerkt man einen kleinen Stumpf, der den Daumen vorstellen soll, aber ohne Nagel ist. An der Fußsohle befinden sich 3 sehr bemerkliche Hervorragungen, welche mit einer dünnen und sehr weich anzufühlenden Haut bekleidet sind. Die Hinterbeine sind lang und ihre Pfoten haben 5 Finger, die ebenfalls länger als die Vorderzehen und gleichfalls mit krummen und spitzigen Klauen versehen sind, mit Ausnahme der beiden inneren Zehen, deren Nägel etwas abgestumpft sind. Die Fußsohle der hintern Füße gleicht jener der vordern, nur sind die Hervorragungen an derselben größer.

Der Schwanz ist sehr lang und äußerst dick in der Nähe des Körpers; er nimmt aber mit der Entfernung im Durch-

messer ab und endigt sich in eine Spitze. Wenn man sein Haar ein wenig auseinander legt, sieht man, daß seine Haut schuppig ist, wie bei der Ratte.

Unter den Haaren im Nacken und längs dem ganzen Rücken gibt es welche, die platt, 1 Zoll lang sind und über die andern hervorragen; sie sind überdies starrer und leisten beim Antasten mehr Widerstand. Sie scheinen aus kleinen, durchsichtigen Kapseln hervor zu sprießen; ihre Zahl vermindert sich nach den Seiten hin, wo sie auch kleiner werden und verschwinden unter dem Bauche gänzlich. Ihre Bildung ist ziemlich merkwürdig; nahe am Körper sind sie ründlich und sehr dünn, später werden sie platt und ihre Breite nimmt bis zu $\frac{1}{2}$ Linie zu, wo sie sich dann mit einer sehr kleinen und feinen Spitze endigen. An dem platten Theile in der Mitte sind die Ränder erhoben und bilden eine Art Rinne, deren Grund, unter dem Mikroskop beschaut, gelblich und durchsichtig und deren Ränder braun erscheinen, was eine doppelte Strahlenbrechung veranlaßt, welche den Purpurschein, von dem ich gesprochen habe, hervorbringt.

Der Körper ist mit Ausnahme des Bauches mit einer sehr rauhen Haut oder vielmehr Leder bedeckt.

Das beschriebene Thier ist ein Weibchen, welches 8 kleine Zitzen hat; 2 zwischen den Schenkeln, die 6 andern stehen in schräger Richtung gegeneinander, indem die Reihen auseinander laufen. Die beiden letzten befinden sich zwischen den Vorderbeinen.

Es scheint zum Klettern auf die Bäume, von deren Früchten es sich nährt, gebaut zu seyn. Es ist schade, daß dieses niedliche Thier nur aus einem Exemplare bekannt ist, an dem die Farben ohne Zweifel einen Theil ihrer Schönheit durch den Weingeist, in welchem man es zur Uebersendung aufbewahrte, verloren haben.

Der Igel.

(*Erinaceus europaeus*. Le Hérisson.)

Πολλ' οἶδα ἢ ἀλοπεξ, ἀλλὰ ἐν μεγάλῳ ὁς ἐχίνοσ. Viel weiß der Fuchs, sagt das alte griechische Sprichwort, aber nur ein Großes der Igel, er versteht nämlich, sich zu vertheidigen, zu verwunden ohne anzugreifen. Da er nur wenig Stärke und nicht die geringste Schnelligkeit zu fliehn besitzt, verlieh ihm zum

DER ICEL.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser.

Gattung: Igel. (Cuvier.)

Pl. 55.



DER GEMEINE MAULWURF.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser.

Gattung: Maulwurf. (Cuvier.)

Erfasse die Natur eine Stachelrüstung mit der Leichtigkeit, sich kugelförmig zusammen zu ballen und von allen Seiten spitzige Vertheidigungswaffen, welche die Feinde zurückschrecken, entgegenzustellen; je mehr sie ihm zusehen, desto mehr kugelt er sich zusammen und reckt seine Stacheln hervor. Er vertheidigt sich überdies noch durch die Folgen der Furcht; er läßt seinen Harn, dessen Gestank und Feuchtigkeit sich über seinen Leib verbreitet und die angreifenden Thiere noch mehr zurückscheucht. Aus diesem Grunde begnügen sich die meisten Hunde damit, ihn anzubellen und zeigen keinen sonderlichen Eifer, ihn anzufassen. Inzwischen gibt es einige Thiere, welche, wie der Fuchs, z. B. damit zu Stande kommen und Wunden an den Füßen und am Maule nicht achten; doch andre fürchtet der Igel auch nicht, weder den Haus- noch den Baummarder, weder den Iltis noch das Frettchen, weder das Wiesel noch Raubvögel. Männchen und Weibchen sind gleichmäßig mit Stacheln vom Kopfe bis zum Schwanze bedeckt und nur der Unterleib ist mit Haaren versehen. Auf diese Weise werden ihnen dieselben Waffen, die ihnen gegen andre so nützlich sind, unbequem, wenn sie sich begatten wollen; sie vermögen sich nicht auf die Weise der andern Thiere zu paaren; sie müssen entweder aufrecht stehn und Gesicht gegen Gesicht oder liegend das Zeugungs-Geschäft vollbringen. Im Frühlinge suchen sie sich und werfen im Sommer. Man hat mir oft die Mutter und die Kleinen im Monate Juni gebracht; gewöhnlich werden 3 bis 4 mitunter auch 5 geworfen; sie sind in der ersten Zeit weiß und man bemerkt auf ihrer Haut nur das Keimen der Stacheln. Ich habe einige auferziehen wollen und mehrermale die Mutter mit den Jungen in eine Tonne, mit reichlichem Vorrath versehen, gesetzt, aber anstatt sie zu säugen, hat sie eins nach dem andern aufgefressen. Sie that dies nicht aus Hunger, indem sie Fleisch, Brod, Kleien und Früchte fraß; man würde nicht geglaubt haben, daß ein so langsames, so faules Thier, dem nichts abging als seine Freiheit, im Gefängnisse so übler Laune und erboßt gewesen wäre; es besaß sogar Bösartigkeit und übte sie auf die Weise des Affen aus.

Ein Igel hatte sich in die Küche geschlichen, fand dort einen Topf, fraß das Fleisch heraus und legte dafür seinen Koth hinein. Ich bewahrte Männchen und Weibchen zusammen in einer Kammer auf; sie lebten zwar mit einander,

paarten sich aber nicht. Ich habe mehre frei in meinem Garten herumlaufen lassen; sie richteten dort keinen großen Schaden an und kaum merkte man die Spuren ihres Aufenthaltes; sie leben von herabgefallnen Früchten, wühlen die Erde nur in geringer Tiefe mit ihrer Schnauze auf, fressen Maikäfer, andre Käfer, Grillen, Würmer und einige Wurzeln und sind eben so begierig nach Fleisch, welches sie roh oder gekocht fressen. Auf dem Lande findet man sie häufig in Büschen, unter den Stämmen alter Bäume, auch in Felsenrißen und besonders in Steinhaufen, die man auf den Feldern und in den Weingärten aufgeschichtet hat. Ich glaube nicht, daß sie, wie die Naturforscher behaupten, die Bäume hinaufklettern und mit ihren Stacheln Früchte und Traubenbeeren forttragen; sie packen mit dem Maule, was sie fassen wollen. Obwohl es ihrer eine große Menge in unsern Waldungen gibt, sah wir doch nie einen auf einem Baume; sie halten sich am Fuße derselben in einer Baumhöhle oder unter Laub auf. Am Tage rühren sie sich nicht; aber während der ganzen Nacht laufen oder wandern sie vielmehr, selten nähern sie sich den Wohnungen und ziehen hochgelegene und trockne Gegenden vor, obwohl sie manchmal auch in Wiesen haufen. Man kann sie in die Hand nehmen, ohne daß sie fliehen oder sich mit Füßen und Zähnen vertheidigen; sobald man sie aber berührt, kugeln sie sich zusammen und man muß sie ins Wasser werfen, wenn sie sich ausstrecken sollen. Den Winter über schlafen sie. Die Vorräthe, welche sie, wie man sagt, im Sommer sammeln, würden ihnen sehr überflüssig seyn. Sie essen nicht viel und können ziemlich lange fasten. Sie haben beinahe so kaltes Blut, als die andern Thiere, welche den Winterschlaf halten. Ihr Fleisch ist schlecht zu genießen und ihre Haut, von der man jetzt keinen Gebrauch mehr macht, diente ehemals zu Reib- und Bohnbürsten, um den Hanf zu hecheln.

Es gibt zwei Igelrassen, von denen die Schriftsteller berichten; die eine mit einem Schweinsrüssel, die andre mit einer Hundsschnauze, wie es zwei Gattungen Dachs gibt; wir kennen nur eine Igelrasse, welche auch in unsern Himmelsstrichen keine Varietäten zeigt; sie ist ziemlich allgemein verbreitet; man findet sie überall in Europa, mit Ausnahme der kältesten Länder, als Lappland, Norwegen &c. Es gibt, sagt Flaccourt, Igel auf Madagaskar, wie in Frankreich, man

nennt sie dort Syra. Der Igel in Siam, von dem P. Zachard spricht, scheint uns ein andres Thier zu seyn und die Igel in Amerika und Sibirien stehn dem gemeinen Igel am nächsten; dagegen scheint der Igel von Malaca dem Stachel-schweine näher zu kommen als dem Igel.

Ich habe gesagt, daß ich bezweifle, der Igel klettere Bäume heran und trage Früchte auf seinen Stacheln fort; inzwischen haben mich einige Jäger versichert, daß sie Igel Bäume erklettern und Früchte an der Spitze ihrer Stachel fortbringen gesehen haben; sie haben mir sogar berichtet, daß sie Igel schwimmen und selbst große Strecken durchs Wasser mit ziemlicher Schnelligkeit sehen sahn.

In einigen Gegenden hat man den Gebrauch, den Kopf des Kalbes, das man entwöhnen will, mit einer Igelhaut zu bedecken; die Mutter, von der Haut gestochen, verweigert ihm die Euter und entfernt sich.

Hier einige Beobachtung über Igel, die ich im Hause aufgezogen habe.

Den 4ten Juni 1781 brachte man mir 4 junge Igel mit der Mutter. Die Stacheln waren ausgebildet, was vermuthen ließ, daß sie einige Wochen alt waren. Ich ließ sie alle in einen großen Vogelbauer mit Eisendrahtgitter setzen, um sie bequem zu beobachten und man belegte den Boden des Vogelbauers mit Zweigen und Blättern, um den Thieren eine kleine Schlafstätte zu verschaffen.

Während den beiden ersten Tagen gab man ihnen nur einige Stücke gekochtes Rindfleisch, was sie nicht fraßen; sie saugten bloß den Saft heraus und ließen die Fleischfasern liegen. Den dritten Tag gab man mehre Kräuterarten, als Kreuzkraut, Windglöckchen u., welche sie nicht berührten. Auf diese Weise fasteten sie beinahe die 3 ersten Tage; doch schien die Mutter hiervon nicht angegriffen zu werden und gab ihren Jungen häufig die Brust.

Die folgenden Tage erhielten sie Kirschen, Brod und rohe Ochsenleber. Die letztre Speise sogon sie begierig aus und entfernten sich erst von derselben, wie sie gesättigt schienen. Sie fraßen auch etwas Brod, rührten aber die Kirschen nicht an. Sie zeigten viele Lust nach rohen Eingeweiden von Geflügel, wie nach gekochten Erbsen und Kräutern; was sie aber auch fressen mochten, war es doch unmöglich, ihre Ausleerung

gen zu Gesicht zu bekommen und es steht zu vermuthen, daß sie ihren Roth fressen, wie einige andre Thiere.

Es scheint, daß sie des Wassers entbehren können, zum wenigsten ist ihnen das Getränk nicht nothwendiger als dem Kaninchen, Hasen &c. In der ganzen Zeit, während welcher ich sie auferzog, hat man ihnen nichts zu trinken gegeben, demungeachtet waren sie immer sehr fett und gesund.

Wollten die jungen Igel die Brust haben, legte die Mutter sich auf die Seite, um es ihnen bequemer zu machen. Diese Thiere haben so kurze Beine, daß die Jungen kaum unter den Leib der Mutter kriechen können. Stand sie auf den Beinen, schliessen die Jungen an den Brüsten ein; die Mutter weckte sie nicht; sie wagte nicht einmal sich zu rühren. Als ich mich überzeugen wollte, ob diese Achtsamkeit der Mutter gegen ihre Jungen eine Wirkung ihrer Zuneigung zu denselben oder ob es ihr selbst gleichgültig war, sie ruhig schlafen zu lassen, bemerkte ich bald, daß, so groß auch ihre Liebe zu den Jungen seyn mochte, sie doch eine größere Neigung für ihre Freiheit habe. Man öffnete den Vogelbauer, während die Jungen schliefen; sobald sie es wahrnahm, stan sie leise auf, ging in den Garten und entfernte sich mit aller Schnelligkeit von ihrem Käfige; sie kehrte nicht von selbst heim, sondern mußte zurückgebracht werden. Man hat oft beobachtet, daß, wenn sie mit ihren Kleinen eingeschlossen war, sie die ganze Zeit des Schlafs der Vögel damit zubachte, an das Gitter herum zu streifen und aller Wahrscheinlichkeit einen Ausgang zur Flucht zu suchen und dies Suchen und unruhige Hin- und Herlaufen nicht eher einstellte, als bis die Jungen erwachten. Hieraus konnte man leicht entnehmen, daß die Mutter gern ihre kleine Familie verlassen haben würde und daß, wenn sie fürchtete, sie zu wecken, dies nur geschah, um sich vor ihren Zudringlichkeiten zu sichern; denn die jungen Igel waren so begierig nach der Brust, daß sie mehrere Stunden hindurch daran hängen blieben. Vielleicht ist eben dieser Hunger der jungen Igel die Ursache, warum die Mutter, durch die Gefräßigkeit der Jungen ermüdet oder erschöpft, bewogen wird, sie zu tödten.

Sobald die Igel Jemanden gehn hörten oder in ihrer Nähe sahen, kauerten sie sich an den Boden und zogen ihre Schnauze auf die Brust, so daß sich die Stacheln, die sich auf der obern

Stirn befinden und die sich zuerst emporrichten, vorwärts gesenkt wurden. Hierauf ziehen sie die Hinterfüße unter den Bauch und strecken sie nach vorne und nehmen, indem sie mit aller Kraft die äußern Gliedmaßen einander nähern oder vielmehr an einander pressen, die Form eines Knäuels oder einer Kugel, die überall mit spitzigen Stacheln besetzt ist, an. Dieser Knäuel oder diese Kugel ist nicht völlig rund, sondern stets an ~~der~~ Stelle, wo der Kopf mit dem hintern Theile des Körpers zusammenhängt, dünner. Je rascher sie diese Kugelform annehmen, desto stärker pressen sie die Gliedmaßen ihres Körpers zusammen und die Zusammenziehung ihrer Muskeln scheint während dieser Verrichtung so stark zu seyn, daß, wenn sie sich einmal mit aller ihrer Kraft zusammengeballt haben, man eben so leicht ihnen die Glieder ausrenken als sie zwingen könnte, sich ihrer ganzen Länge nach auszudehnen. Man versuchte häufig, sie auszurecken, aber je mehr man sich Mühe gab, desto größer schien ihr Widerstand zu werden und sie schienen, sich noch in dem Augenblicke zusammen zu ziehen, wo sie die Kugelform annahmen. Man hat hierbei ein kleines Geräusch vernommen, gleich einem Gekirre, das durch das Aneinanderreiben der Stacheln, die sich emporrichten und nach allen möglichen Richtungen sich kreuzen, veranlaßt wird. In diesem Augenblicke scheint das Thier mit der größten Anzahl Spitzen bewaffnet zu seyn und sich in der wahren Vertheidigungslage zu befinden. Wenn nichts sie beunruhigt, liegen diese Stacheln oder Spitzen, die, wenn sie sich schützen wollen, so empor starren, nach hinten, einer auf dem andern und ähneln der glatten Haut der andern Thiere; doch dies findet nur statt, wenn die Igel wach sind und keine Störung ihrer Ruhe und Sicherheit zu befürchten haben; im Schlafe aber halten sie ihre Waffen bereit, d. h. ihre Stacheln durchkreuzen sich nach allen Seiten, als wenn sie einen Angriff abschlagen müßten.

Es scheint also, daß die Natur ihnen den Trieb verliehen habe, sich während ihrem Schlafe, der ziemlich tief ist, vor einem Ueberfalle zu schützen.

Uebrigens besitzen diese Thiere keine Angriffsmittel gegen andre; sie sind von Natur unempfindlich und träge; die Ruhe scheint ihrer Lebensart eben so nothwendig zu seyn als die Nahrung und man könnte mit vieler Wahrheit von ihnen

sagen, daß Essen und Schlafen ihre einzigen Beschäftigungen sind. In der That die, welche wir auffütterten und erzogen, suchten ihr Futter, sobald sie erwacht waren und überließen sich, sobald sie sich satt gefressen, wieder dem Schläfe auf dem Laube. Dies sind ihre Gewohnheiten am Tage, in der Nacht aber sind sie nicht so ruhig; sie suchen dann Schnecken, große Käfer und überhaupt andre Insekten, die ihre Hauptnahrung ausmachen.

Der Maulwurf.

(*Talpa europaea*. La taupe.)

Der Maulwurf ist zwar nicht blind, hat aber so kleine und verdeckte Augen, daß er von dem Gesichtssinne keinen großen Gebrauch machen kann; als Ersatz hat ihm die Natur den Genuß des sechsten Sinnes mit Wucher gewährt und ihn mit bemerkenswerthen Zeugungs-Organen und mit diesen übereinstimmenden Samen-Gefäßen und Behältern, einer ungemeinen Menge Samenfeuchtigkeit und mit außerordentlichen Hoden und einer äußerst langen Ruthe versehen; obendrein liegen diese Theile im Innern des Körpers und sind in Folge dieser Lage um so thätiger und energischer. Der Maulwurf ist in dieser Hinsicht von allen Thieren am vortheilhaftesten begabt, am besten mit Organen versehen und dem zu Folge mit Empfindungen, die hierauf Bezug haben, ausgestattet worden. Ueberdies besitzt er einen zarten Tastsinn; sein Haar ist weich wie Seide; er hat ein sehr scharfes Gehör und kleine Hände mit fünf Fingern, die von den Pfoten der andern Thiere sehr verschieden und fast den Händen des Menschen ähnlich sind; er besitzt viele Stärke für den Umfang seines Körpers, eine feste Haut, eine beständige Wohlbeleibtheit, eine lebhafteste gegenseitige Zuneigung beider Geschlechter, Furcht oder Widerwillen gegen andre Gesellschaft, die milden Sitten der Ruhe und Einsamkeit, die Kunst, sich in Sicherheit zu setzen, sich in einem Augenblicke einen Zufluchtsort, eine Wohnung zu bereiten, die Leichtigkeit sie auszudehnen und, ohne sie verlassen zu brauchen, in derselben eine reichliche Nahrung zu finden. Dies sind sein Wesen, seine Sitten und Gaben, welche ohne Widerrede glänzenden Eigenschaften, welche aber mit dem Glücke, was die tiefste Dunkelheit gewährt, sich weniger vertragen, vorzuziehen sind.

Er verschließt den Eingang zu seiner unterirdischen Wohnung, verläßt sie niemals, wenn er nicht hiezu gezwungen wird, indem zu starke Sommerregen seine Behausung mit Wasser füllen, oder der Gärtner das Gewölbe derselben zerstört. In den Wiesen bildet er sich eine runde Höhle und in Gärten gewöhnlich einen langen Gang, weil er ein weiches und gegrabnes Land leichter auseinander scharren kann, als Men-~~sen~~ mit Wurzeln durchzognen Rasen; er wohnt weder im sumpfigen, noch im zu festen, starren, steinigten Boden; er bedarf einer weichen Erde, welche mit saftigen Wurzeln versehen und vor Allem mit Insecten und Würmern, die seine Hauptnahrung sind, bevölkert ist.

Da die Maulwürfe selten ihre Wohnungen verlassen, haben sie wenige Feinde und entgehn leicht den fleischfressenden Thieren; ihre größte Gefahr ist das Uebertreten der Flüsse; bei den Ueberschwemmungen sieht man sie in großer Anzahl mit Schwimmen sich zu retten und Alles aufbieten, um die höher gelegenen Derter zu erreichen; aber die meisten gehen unter, wie die Jungen, welche in den Löchern zurückgeblieben sind; ohne diese Verrückungs-Art würde ihre ungemeine Zeugungsfähigkeit uns sehr lästig werden.

Sie paaren sich gegen das Ende des Winters und tragen nicht lange, denn man findet im Monate Mai schon viele Jungen; gewöhnlich werfen sie 4 bis 5 Junge, und die Maulwürfe, welche Junge bekommen haben, erkennt man leicht an den Erderhöhungen, unter denen sie geworfen haben, die mit vieler Kunst gemacht und gewöhnlich höher und breiter sind, als die andern. Ich glaube, daß diese Thiere mehr als einmal im Jahre zeugen, doch kann ich die Thatfache nicht mit Bestimmtheit versichern; gewiß ist es aber, daß man vom Monat Mai bis in den August Junge findet; möglich ist es auch, daß einige sich später begatten als die andern.

Die Wohnung, worin sie wohnen, verdient eine besondere Beschreibung; sie ist mit einer merkwürdigen Einsicht erbaut worden. Sie beginnen den Bau, indem sie die Erde aufheben und ein ziemlich hohes Gewölbe machen. In gewissen Entfernungen errichten sie Verschläge und eine Art Pfeiler; sie drücken und stampfen die Erde, vermischen sie mit Wurzeln und Gräsern und machen sie an den innern Flächen ihrer Behausung so hart und fest, daß die Feuchtigkeit in das Gewölbe

seiner erhabnen Runde und Festigkeit wegen nicht bringen kann; unter demselben werfen sie einen Erdhügel auf, auf dessen Spitze sie Gras und Laub zu einem Lager für ihre Kleinen bringen; in dieser Lage befinden sich dieselben über der Oberfläche des Bodens und folglich gegen die gewöhnlichen Ueberfluthungen gesichert und zu gleicher Zeit durch das Gewölbe, was den Hügel bedeckt, auf dem sie liegen, vor dem Regen geschützt. Der Hügel wird von mehren ~~schüsige~~ ^{schüsige} Löchern durchzogen, die tiefer in die Erde gehn und sich nach allen Seiten verbreiten, als eben so viele unterirdische Gänge, durch welche die Mutter die Wohnung verlassen und Nahrung für ihre Jungen holen kann; die unterirdischen Wege sind geschlossen und festgeschlagen, erstrecken sich 12 bis 15 Fuß weit und gehn von den Wohnungen wie Radien aus einem Mittelpunkte ab. In den Gängen wie unter dem Gewölbe findet man Ueberbleibsel von Zwiebeln der Zeitlosen, welche augenscheinlich die ersten Nahrungsmittel sind, welche die Mutter den Jungen bringt. Aus dieser Einrichtung ihrer Behausung ersieht man, daß sie sich nie eine weite Strecke von derselben entfernen und daß die einfachste und sicherste Weise, die Mutter mit den Jungen aufzuheben, darin besteht, einen Graben zu machen, der die ganze Wohnung umzieht und ihre Verbindungs-Wege abschneidet; da aber der Maulwurf bei dem geringsten Geräusche entflieht und die Jungen mitzunehmen trachtet, so müssen 3 oder 4 Menschen mit dem Spaten zugleich arbeiten und fast in einem Augenblicke den ganzen Erdhügel aufheben oder einen Graben auswerfen und sie dann ergreifen oder an den Ausgängen erwarten.

Einige Schriftsteller haben die ungegründete Behauptung aufgestellt, daß der Maulwurf und der Dachs den ganzen Winter über, ohne zu fressen, schlafen. Der Dachs verläßt, wie wir berichtet haben, im Winter wie im Sommer seine Höhle, um seine Nahrung zu suchen und seine Spuren auf dem Schnee beweisen diese Thatfache. Der Maulwurf schläft im Winter so wenig, daß er wie im Sommer die Erde durchwühlt und die Landleute fast sprichwörtlich sagen: „Es thaut bald auf, denn der Maulwurf wühlt.“ Er sucht auch in der That die wärmsten Derter auf; die Gärtner fangen ihn häufig im December, Januar und Februar in der Nähe ihrer Mistbeete.

Der Maulwurf hält sich auch in angebauten Ländern auf; in trocknen Wüsten und in kalten Gegenden, wo der größte Theil des Jahres die Erde hart gefroren ist, gibt es keine. Das Thier, welches man sibirischen Maulwurf genannt hat, und ein grünes und goldfarbiges Haar besitzt, ist eine von unsern Maulwürfen verschiedene Thierart; die Letztere befindet sich in Menge nur von Schweden bis in die Berberei; denn das Stillschweigen der Reisenden bewegt uns zur Vermuthung, daß sie in heißen Ländern nicht leben. Die Maulwürfe in Amerika sind ebenfalls von den unsrigen verschieden; doch kommt der aus Virginien dem unsrigen sehr nahe, mit Ausnahme des Haares, was eine gemischte dunkel-purpurne Farbe hat. Der rothe Maulwurf aus Amerika hingegen ist ein andres Thier; in der gemeinen Art unsrer Maulwürfe trifft man 2 oder 3 Varietäten an, mehr oder weniger braune, mehr oder weniger schwarze; wir haben ganz weiße gesehn, und Seba gibt die Abbildung und Beschreibung eines weiß und schwarz gefleckten Maulwurfs, der in Ostfries-land sich aufhält und etwas dicker als unser gewöhnlicher Maulwurf ist.

Pontoppidan versichert, daß der Maulwurf in Schweden sich nur in dessen östlichem Theile vorfindet und der Rest dieses Landes so sehr mit Felsen angefüllt ist, daß der Maulwurf sich dort nicht niederlassen kann.

Seit der Bekanntmachung des Bandes meines Werkes, in welchem ich die Beschreibung des Maulwurfs geliefert habe, ist eine sehr gute Abhandlung von Hrn. de La Faille über die Naturgeschichte dieses Thieres im Jahre 1769 erschienen, aus der ich einen Auszug zu liefern mich verpflichtet halte, weil sie mehrere neue Beobachtungen und einige Thatsachen, die mir unbekannt waren, enthält.

Nach Hrn. de La Faille kann man in Europa 5 verschiedene Maulwürfe unterscheiden:

1) die unsrer Gärten, deren Haut fein und sehr schön schwarz ist.

2) der weißen Maulwurf; welcher von der gewöhnlichen schwarzen Art nur in der Farbe abweicht. Sie ist in Holland häufiger als in Frankreich und findet sich noch häufiger in den nördlichen Ländern.

3) der fast gelben Maulwurf, der nach ihm fast nur in dem Lande von Tunis angetroffen wird und ein hellröthliches

Haar hat, das dem Haare unter dem Bauche der Hirschkuh gleicht und ohne Flecken und Mischung ist. Er scheint eine Abart, eine Schattirung des weißen Maulwurfs zu seyn, nur ist er etwas größer. Hr. de la Faille hat nur ein Exemplar gesehen, was in der Nähe von La Rochelle in demselben Boden mit dem weißen Maulwurfe gefangen worden war.

4) der grünlich-gelbe oder zitronenfarbige Maulwurf, der sich in der Gegend von Alais im Languedoc findet. Er hat eine schöne Zitronenfarbe und man behauptet, daß er diese Farbe einzig der Beschaffenheit des Bodens, den er bewohnt, verdankt. Zwischen dem Marktflecken Alais und den Weilern, die man les Carrières nennt, in dem Kirchsprengel von Alais trifft man diesen zitronenfarbigen Maulwurf an.

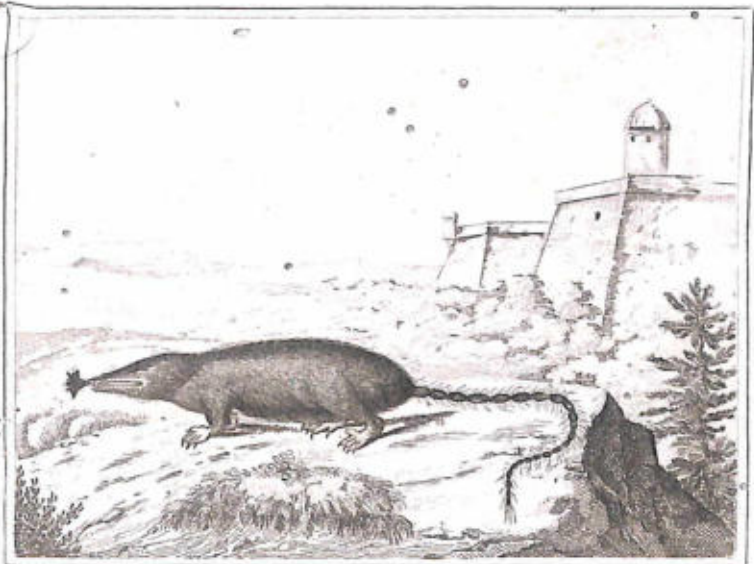
5) der gefleckte Maulwurf lebt in verschiednen Gegenden Europa's; die in Ostfriesland haben den ganzen Leib mit schwarzen und weißen Flecken besäet; in der Schweiz, in England und in der Gegend von Tunis besitzen sie ein schwärztes Fell mit Falb vermischt.

Außer diesen fünf Maulwurfs-Rassen in Europa reden die Reisenden noch von einem Maulwurfe auf der Insel Java, dessen Füße wie die Hälfte der Beine weiß sind; die virginischen in Amerika haben ein schwärzliches, glänzendes Haar, das mit einer dunkeln Purpurfarbe untermengt ist. Alle diese Maulwürfe scheinen nur einfache Varietäten der gemeinen Maulwurfs-Art zu seyn, indem sie blos durch die Farbe von ihr abweichen; es gibt aber andre, welche verschiedne Arten bilden, indem sie sich von dem gemeinen Maulwurfe nicht blos durch die Farben, sondern auch durch die Gestalt des Körpers der Glieder unterscheiden.

Der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung. *)

Wir liefern hier die Beschreibung eines Maulwurfs vom Cap der guten Hoffnung, dessen ausgestopfte Haut uns von Hrn. Sonnerat, Correspondenten unsers Kabinet's, übersandt wurde. Er gleicht in Hinsicht der Körpergestalt, der sehr kleinen Augen, der Ohren, die nicht zum Vorschein kommen und

*) Mit dem großen Maulwurfe in Afrika bildet sie die Gattung *Bathyergus* des Illiger.



DER MAULWURF AUS CANADA.

Ordnung: Raubthiere. id. id.

des Schwanzes, der im Haare verborgen liegt und beinahe die Länge wie an unserm Maulwurfe hat, in bedeutendem Grade der gewöhnlichen Maulwurfsart; unterscheidet sich aber von derselben durch den Kopf, der dicker ist und durch die Schnauze, welche der des Meerschweinchens gleicht. Die Vorderfüße sind ebenfalls verschieden; das Haar ist nicht schwarz, sondern Mönchskutten-braun, mit einem Bischen Fahlgelb an jeder Spitze des Haares; der Schwanz ist mit großen gelbweißlichen Haaren bedeckt; im Allgemeinen ist das Haar an dem Maulwurfe vom Vorgebirge länger als an dem unsrigen. Aus allen diesen Verschiedenheiten muß man den Schluß ziehen, daß er eine besondere Art ausmache, die, wenn auch unserm Maulwurfe verwandt, doch nicht als eine bloße Varietät betrachtet werden kann.

Seit der Veröffentlichung dieses Artikels empfang ich von Hrn. Allamand eine genaue Beschreibung dieses Thieres und eine nach einem lebenden Maulwurfe vom Cap gezeichnete Abbildung, die hier mitzutheilen ich für meine Pflicht halte. Folgendes hat dieser geschickte Naturforscher in diesem Jahre 1781 über dies Thier, das ich nur nach den Hrn. Sonnerat und de La Faille näher bezeichnen konnte, bekannt gemacht. „Hr. von Büffon hat eine Abbildung dieses Maulwurfs, nach einer aufgestopften Haut gezeichnet, geliefert und es ist unmöglich, eine bessere zu geben, indem dies Thier nicht lebend nach Europa gebracht werden kann; diese Abbildung aber gibt das Urbild so unvollkommen wieder, daß ich nicht angestanden habe, eine bessere mitzutheilen; Hr. Gordon hat mir die Zeichnung davon übersandt. Dieser Maulwurf gleicht dem gewöhnlichen Maulwurfe in seinen Gewohnheiten und in seiner Körpergestalt; unterscheidet sich aber von demselben in so wesentlichen Theilen, daß Hr. von Büffon mit Grund behauptete, daß es eine besondere Art sey, die nicht für eine bloße Varietät angesehen werden könne. Seine Länge beträgt 7 Zoll und seine Farbe ist Mönchskutten-braun, die auf dem Kopf dunkler und fast schwärzlich ist; an den Seiten und unter dem Bauche ist er aschgrau-weiß oder bläulich.

„Der Kopf dieses Maulwurfs ist fast so hoch als lang und endigt mit einer stumpfen, abgeplatteten Schnauze, die nicht so verlängert ist, als die unsres Maulwurfs; doch hat er dies mit ihm gemein, daß seine Schnauze dem Rüssel eines

wilden Schweines gleicht, an der zwar die Oeffnungen der Nasenlöcher sichtbar sind, wie beim Schweine, aber nicht über die Zähne hinausgehn. Das Maul wird von einem 4 oder 5 Linien breiten Streifen umringt, der über die Schnauze hin- geht; aus demselben stehn einige lange weiße Haare hervor, die eine Art von Bart bilden. In jedem Kiefer hat er 2 sehr lange Schneidezähne, die selbst bei geschlossenem Maule hervorstehn; die im Oberkiefer haben 4 Linien, die im untern mehr als 6 Linien. Seine Augen sind ungemein klein und liegen fast in gleicher Entfernung von der Schnauze und den Ohren, und im Mittelpunkte eines eirunden weißen Flecks, von dem sie umgeben sind, weshalb man weniger Mühe hat, sie zu finden, als bei unserem Maulwurfe. Von seinen Ohren sieht man nicht die äußere Muschel; alles was vom Ohre auswärts bemerkt werden kann, ist die Oeffnung des äußern Gehörganges, der bedeutend groß ist und dessen Rand etwas hervortritt. Diese Oeffnung liegt auch mitten in einem weißen Flecken. Endlich besitzt er auf dem Kopfe einen dritten Flecken von derselben Farbe und dieser verschiednen Flecken wegen nennt man das Thier auf dem Vorgebirge Blesmol, oder gefleckter Maulwurf.

„Seine Pfoten haben 5 Finger, die mit starken Nägeln versehen sind; oberhalb ohne Haar haben sie dagegen an der Unterfläche ziemlich lange; die vordern Füße sind wie die hintern gebildet und haben mit denen der europäischen Maulwürfe keine Aehnlichkeit; die Vorderfüße sind weit größer als die Hinterfüße und ihre Gestalt kommt einer Hand nahe, deren innere Seite rückwärts gedreht ist.

„Sein Schwanz, der nicht über 7 oder 8 Linien beträgt, ist mit langen Haaren von derselben Farbe, wie die an den Seiten, besetzt.

„Diese Maulwürfe gleichen den unsrigen noch durch ihre Gewohnheiten; sie leben unter der Erde, graben dort Gänge und richten in den Gärten großen Schaden an. Hr. Gordon sah tief im Innern des Landes eine weit kleinere, fahlfarbige Art, von welcher letztern Eigenschaft sie auch den Namen hat; im übrigen gleicht sie vollständig dem oben beschriebnen Maulwurfe. Das Gesagte gibt einen neuen Beweis von der geringen Aufmerksamkeit, mit der Kolbe seine Beobachtungen

anstellte; über den Maulwurf vom Vorgebirge drückt er sich folgendermaßen aus:

„Auf dem Cap gibt es Maulwürfe und selbst in großer Anzahl, die in jeder Hinsicht den europäischen gleichen, deßhalb habe ich Nichts weiter über diesen Gegenstand zu sagen.“

„Er hätte sich also auch die Mühe ersparen können, einen Artikel über den Maulwurf vom Cap anzufertigen, da er über dies in demselben nichts weiter berichtet, als wie man ihn fassen stellt. Man legt nemlich einen Faden so hin, daß der Maulwurf ihn berührt und einen Flintenschuß abfeuert, der ihn tödtet, und ich zweifle noch sogar, daß man sich die Mühe gibt, zur Ermordung eines so kleinen Thieres, als der Maulwurf ist, so große Anstalten zu treffen; die Falle scheint vielmehr einem andern Maulwurfe, den Kolbe nur dem Namen nach kannte und von dem im folgenden Artikel die Rede seyn wird, gestellt worden zu seyn; unterdessen würde es immer gefährlich seyn, die Thiere mit der Hand zu ergreifen, sie sind bössartig und beißen gewaltig.“

„In dem anziehenden Artikel, den Hr. von Büffon über den gewöhnlichen Maulwurf geliefert hat, bemerkt er, daß die Natur ihn zur Entschädigung des Gesichtssinns, dessen er fast beraubt ist, überreichlich mit den Organen der Zeugung begabt hat. Der Maulwurf vom Cap bedürfte eine ähnliche Vergütung; mir ist aber nicht bekannt, ob die Natur in dieser Hinsicht so freigebig gegen ihn gewesen ist.“

„In dem Tagebuch einer Reise, die auf Befehl der Regierung nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung unternommen ward, wird in einer Anmerkung des Herausgebers berichtet, daß dieser Maulwurf dem Hamster mehr als irgend einem andern Thiere in Europa gleiche. Ich begreife nicht, worin der Verfasser diese Aehnlichkeit findet; ich zweifle, daß man bei Vergleichung der Gestalt mit der des Hamsters, irgend eine Uebereinstimmung unter ihnen finden werde.“

Der Maulwurf von Pensylvanien.

„Es gibt, sagt Hr. Kalm, in Pensylvanien eine Maulwurfsart, die sich hauptsächlich von Wurzeln ernährt. Dieses Thier gräbt sich in den Feldern kleine, unterirdische Wege, welche in ihrer Verlängerung Windungen und Aushöhlungen

bilden; er besitz in seinen Pfoten im Verhältnisse zu seiner Größe mehr Stärke und Festigkeit als viele andere Thiere. Um die Erde auszuwählen, bedient er sich der Beine, wie Ruder.“ Hr. Kalm legte einen dieser Maulwürfe in sein Schnupftuch und in weniger als einer Minute bemerkte er, daß er eine Menge kleiner Löcher, als seyen sie mit einem Pfriemen gestochen worden, im Tuche gemacht hatte. Er war sehr boshaft und sobald man auf seinen Weg etwas hinlegte oder auf demselben etwas fand, machte er mit seinem Gebisse auf der Stelle große Löcher in dem Gegenstande. „Ich hielt ihm, sagt Hr. Kalm, mein stählernes Tintenfaß hin; anfangs biß er in dasselbe, er ward aber bald durch die Härte des Metalls abgeschreckt und wollte später in keine Sache, die man ihm vorhielt, mehr beißen. Dieses Thier wirft die Erde nicht, wie die europäischen Maulwürfe, zu einem Gewölbe auf, sondern legt nur kleine Gänge unter der Erde an.“

Die Bezeichnungen sind nicht hinlänglich, um eine genaue Kenntniß von diesem Thiere zu gewähren, sie reichen nicht einmal zur Entscheidung hin, ob es wirklich zum Maulwurfs-Geschlechte gehöre.

Der rothe Maulwurf von Amerika.

Die erste Art ist der Maulwurf von Amerika, welcher ein fuchsrothes, mit Hellaschgrau vermishtes Haar und Füße, welche nicht, wie beim europäischen Maulwurfe, gebildet sind, besitz, indem er nur 3 Finger an den Vorderpfoten und 4 an den Hinterpfoten hat; die letztern sind fast gleich, während die der hintern Füße sehr ungleich sind, indem der äußere Finger weit länger als die beiden andern und mit einem kräftigern, krümmern Nagel versehen ist; der zweite Finger ist kleiner und der dritte Finger ist es noch mehr. Ich habe in Betreff seiner gesagt, daß dieser so genannte Maulwurf ein andres Thier als unser europäischer Maulwurf sey und ich glaube bei dieser Meinung so lange beharrea zu müssen, bis das Thier näher beobachtet und noch genauer beschrieben worden ist.

Der große Maulwurf von Afrika.

Eine zweite Art ist der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung, dessen wir oben Erwähnung thaten, nach

dem Hrn. Abt de La Caille sind diese afrikanischen Maulwürfe weit größer als die von Europa, und in den Ländereien am Kap so zahlreich, daß sie Löcher und Erdhügel in so großer Menge aufwerfen, daß man nicht darüber hinreiten kann, ohne Gefahr zu laufen, bei jedem Schritte mit dem Pferde hinzustürzen.

Der Maulwurf von Canada.

Eine dritte Art ist die, welche Hr. de la Faille in Folge seiner Abhandlung hat zeichnen lassen und deren Abbildung wir hier liefern. Hr. de La Caille sagt, daß der Maulwurf sich in Canada aufhalte und noch von keinem andern Schriftsteller erwähnt worden ist. Wir liefern die kurze Beschreibung desselben:

„Dies vierfüßige Thier besitzt von dem gewöhnlichen Maulwurfe nur einige Theile; durch andre hingegen nährt es sich weit mehr der Rattenart. Der canadische Maulwurf hat die Gestalt und die Behendigkeit der Ratte, sein Schweif, 3 Zoll lang, ist knotig und fast nackt, so wie seine Pfoten, von denen jede 5 Finger hat; als Schutzwaffe werden sie auf der obern Fläche von kleinen braunen und weißen Schuppen bedeckt. Dies Thier steht höher auf den Beinen und kriecht nicht so nahe an der Erde als der europäische Maulwurf; er besitzt einen schwächtigen mit einem schwarzen, gröbern, weniger seidnen und längern Haare versehenen Körper und minder kräftige, zartre Hände. Die Augen liegen unter Haaren verborgen; die Schnauze wird mit einem eigenthümlichen Barte geschmückt und ist weder spitz noch endigt sie sich mit einem Knorpel, der geeignet ist, die Erde aufzuwühlen; dagegen ist sie mit fleischigen und sehr freistehenden Sehnen besetzt, welche wie eben so viele Stacheln aussehen; alle diese Spitzen besitzen eine schöne Rosenfarbe und werden nach dem Willen des Thieres bewegt; sie vereinigen und legen sich so enge aneinander, daß sie nur einen spitzigen, sehr zarten Körper bilden; manchmal öffnen sich auch diese stacheligen Sehnen und breiten sich auseinander wie ein Blumenkelch; sie umgeben und schließen den Nasengang, dem sie zum Schutze dienen. Es ist schwer zu bestimmen, zu welcher andern Berrichtung als zum Aufwühlen der Erde dieser so sonderbare Theil dem Thiere nützt.

„Dieser Maulwurf findet sich in Canada, wo er inzwischen nicht sehr häufig ist. Da er gezwungen wird, den größten Theil seines Lebens unter Schnee zuzubringen, so gewöhnt er sich wahrscheinlich daran, in der Zurückgezogenheit zu leben und selbst bei schöner Witterung nur sehr selten aus seinem Balle zu gehn. Er arbeitet wie unser Maulwurf, nur langsamer, weshalb seine Gänge auch nicht so zahlreich und kleiner sind.“

Hr. de La Faille bewahrt in seinem Kabinette das Exemplar auf, dessen Abbildung er bekannt gemacht hat und ihm verdankt man in der That die Kunde von diesem merkwürdigen Thiere.

Der große Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung. *)

Zu allen diesen neuen Maulwurfsarten fügen wir noch die, von welchen die Hrn. Gordon und Allamand Beschreibung und Abbildung unter dem Namen der große Maulwurf vom Kap oder der Maulwurf der Dünen geliefert haben; er ist auch im Vergleiche mit den andern so groß und dick, daß man nicht nöthig hat, ihm einen andern Namen als den des großen Maulwurfs beizulegen, um ihn leicht zu erkennen und seine Art zu unterscheiden.

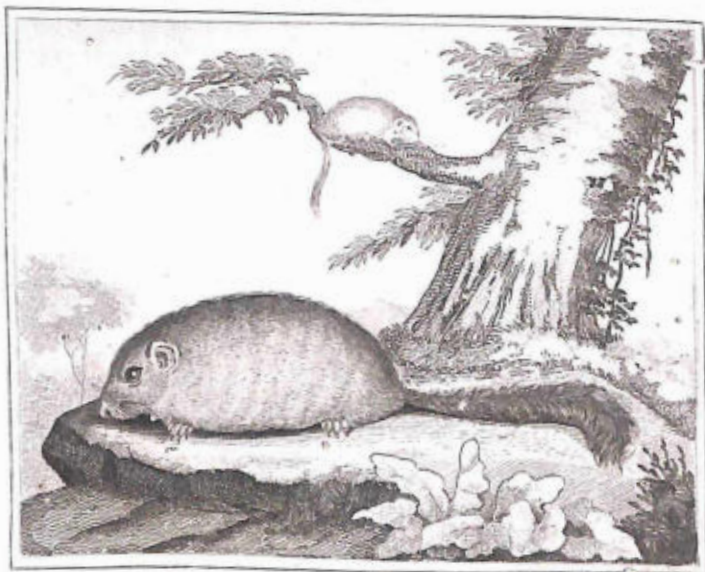
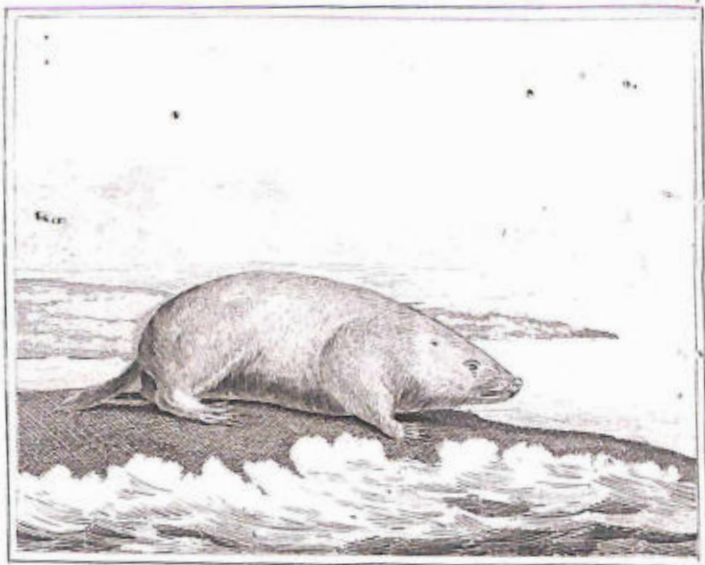
„Das Thier, sagt Hr. Allamand, was auf der Platte No. 3 abgebildet steht, war bis jetzt allen Naturforschern unbekannt und wahrscheinlich würde es noch lange Zeit ohne die unermüdlichen Bemühungen des Hrn. Kapitän Gordon, der keine Gelegenheit vorbeigehen läßt, die Naturgeschichte durch neue Entdeckungen zu bereichern, unbekannt geblieben seyn. Er übersandte mir eine Zeichnung desselben.“

„Mit den Einwohnern des Landes nenne ich dies Thier Dünenmaulwurf und dies etwas ungern, weil ich die zusammengesetzten Namen nicht liebe und der Name Maulwurf ihm überdies noch weniger gebührt als dem Maulwurfe vom Kap, den ich oben beschrieben habe; ich hätte gewünscht, ihn mit der Benennung der Hottentotten Kaum-showa, was Flußpferd-Maulwurf bedeutet, bezeichnen zu dürfen.“

*) Diese Art scheint dieselbe mit dem großen Maulwurfe vor Afrika zu seyn.

DER GROSSE MAULWURF VOM CAP.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser.
Gattung: Maulwurf. (Cuvier.)

Pl. 37



DIE HASELMAUS.
Ordnung: Naget. Gattung: Ratte. (Cuvier.)

„Die Hottentotten nennen ihn so, weil sie, ich weiß nicht welche, Aehnlichkeit zwischen ihm und jenem großen Thiere finden; vielleicht liegt sie in den Schneidezähnen, die sehr merkwürdig ihrer Länge wegen sind. Wie dem auch seyn mag, er unterscheidet sich von dem Maulwurfe in einigen Beziehungen, während er zugleich auch mit demselben Aehnlichkeit in verschiedenen Punkten hat und es kein andres Thier gibt, dessen Namen wohl besser auf ihn passen möchte, als der des Maulwurfs. —

„Diese Maulwürfe bewohnen die Dünen in der Umgebung des Kaps und in der Nähe des Meeres; man findet dieselben im Innern des Landes nicht. Der, dessen Abbildung man hier sieht, war ein Männchen, dessen Körperlänge von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel, längs der Krümmung des Rückens gemessen, 1 Fuß betrug. Der Umfang des Körpers, hinter den Vorderbeinen gemessen, betrug 10 Zoll und 9 Zoll vor den Hinterbeinen. Der obere Theil seines Körpers war weißlich mit einer leichten gelben Färbung, die sich an den Seiten und unter dem Bauche in Grau verwandelte.

„Sein Kopf war nicht rund wie beim Maulwurf vom Kap; er war lang gezogen und endigte mit einer platten Schnauze von heller Farbe, die einem Schweinsrüssel sehr ähnlich war; seine Augen waren sehr klein und seine Ohren waren nur durch die Oeffnung des äußern Gehörganges, der in der Mitte eines runden, weißen Flecks, als der Rest des Körpers, lag, angedeutet. In jedem Kiefer besaß er zwei Schneidezähne, die auch bei geschlossenem Maule sichtbar waren; die im Unterkiefer waren sehr lang; die in der obern Kinnlade aber weit kürzer. Auf den ersten Anblick schienen 4 vorhanden zu seyn, denn sie waren sehr breit und jeder ward durch eine tiefe Furche auf der vordern Fläche in zwei Theile getrennt, was ihnen das Ansehn gab, als seyen sie doppelt; auf der hintern Seite aber waren sie völlig gleichmäßig. In jeder Kinnlade standen 8 Mahlzähne; das Thier hatte demnach mit den Schneidezähnen 22 Zähne in Allem. Die untern Zähne standen etwas über die obern hervor; das Conderbarste dabei war aber, daß sie beweglich waren und das Thier sie nach Willkühr von einander entfernen und sie wieder zusammen fügen konnte, eine Eigenschaft, die bei keinem mir bekannten Thiere angetroffen wird.

„Sein Schwanz war platt und hatte eine Länge von 2 Zoll 6 Linien; er war mit langen Haaren bedeckt, welche wie seine Schnauzhaare und die, welche unter seinen Pfoten sich befanden, ganz steif waren, wie Schweineborsten.“

„An jeder Pfote hatte er 5 Finger, mit sehr langen, weißlichen Nägeln versehen.“

„Aus dieser Beschreibung ersieht man, daß, wenn diese Thiere die andern Maulwürfe bei Weitem an Größe und Dicke übertreffen, sie ihnen durch die Augen und Ohren gleichen. Die Aehnlichkeit geht aber noch weiter, sie leben wie die Maulwürfe unter der Erde, graben in dieselbe tiefe Löcher und lange Gänge, werfen die Erde wie unsre Maulwürfe aus und tragen sie zu großen Haufen zusammen, weshalb es gefährlich ist, durch ihre Niederlassungen zu reiten; oft ereignet es sich, daß die Pferde bis ans Knie in die Löcher sinken.“

„Diese Maulwürfe müssen sich stark vermehren, denn sie sind sehr zahlreich. Sie leben von Pflanzen und Zwiebeln und richten deshalb in den Gärten, welche in der Nähe der Dänen liegen, großen Schaden an. Man ißt ihr Fleisch und gibt es selbst für trefflich aus.“

„Sie laufen nicht schnell und richten beim Gehen ihre Pfoten nach Innen wie die Papageien; höhlen aber mit ungemeiner Schnelligkeit die Erde aus. Ihr Körper berührt stets den Boden, auf dem sie sich befinden; sie sind boshaft, beißen kräftig zu und es ist höchst gefährlich, sie zu reizen.“

Die Haselmaus oder der Haselschläfer.

(Mus avellanarum minor. Le muscardin.)

Die Haselmaus ist von allen Ratten am wenigsten häßlich; sie hat blühende Augen, einen dicht behaarten Schweif und eine ausgezeichnete Farbe des Haares; sie ist mehr blond als röthlich; nie bewohnt sie Häuser, selten trifft man sie in Gärten an und hält sich wie der Siebenschläfer am meisten in Büschen auf, wo sie ihr Lager in alten, hohlen Bäumen aufschlägt. Das Geschlecht ist lange nicht so zahlreich als das des Gartenschläfers; man trifft die Haselmaus fast immer einsam in ihrem Loch an und wir hatten viele Mühe und einige zu verschaffen; inzwischen scheint sie in Italien ziemlich häufig zu seyn, selbst in den nördlichen Klimaten scheint sie zu hausen, weil Hr. Pinné sie in der Liste der Thiere Schwedens

aufgeführt hat; dagegen möchte sie in England nie vorkommen; denn Hr. Ray, der sie in Italien gesehen hatte, sagt, daß die kleine Schläferratte, die in England lebe, kein röthliches Haar auf dem Rücken habe, wie die in Italien, und wohl zu einer besondern Art gehören könne. In Frankreich ist sie dieselbe wie in Italien und wir haben gefunden, daß Aldrovande sie genau bezeichnet hatte; er fügt aber hinzu, daß es zwei Arten derselben in Italien gebe, die eine seltner, mit einem Bisamgeruche, die andre häufiger, ohne allen Geruch, und man sie beide wegen ihrer Aehnlichkeit in Gestalt und Größe in Bologna Haselmäuse nenne. Wir kennen nur eine dieser Arten und zwar die zweite; denn unser Haselschläfer hat gar keinen Geruch, weder einen guten noch schlechten. Ihm gehn, wie dem Gartenschläfer, die Fettschichten ab, welche beim Siebenschläfer die Eingeweide umkleiden; auch wird er nicht so fett und gibt keine schmackhafte Speise ab, obwohl er ohne üblen Geruch ist.

Der Haselschläfer wird wie der Sieben- und Gartenschläfer durch die Kälte in den Winterschlaf versetzt und ballt sich wie sie zu einer Kugel zusammen; bei milder Witterung erwacht er und trägt wie sie Vorräthe von Haselnüssen und andern trocknen Früchten zusammen. Gleich dem Eichhörnchen baut er sein Nest auf den Bäumen; doch legt er es gewöhnlich in einer geringern Höhe von der Erde in einer Haselstaude, einem Busche zc. an. Sein Nest besteht gewöhnlich aus durch einander geflochtenem Grase, hat ungefähr 6 Zoll im Durchmesser und ist nur nach oben hin offen.

Viele Landleute haben mich versichert, daß sie seine Nester im Schlagholze, Hecken zc. gefunden haben, daß diese mit Laub und Moos umgeben sind und in jedem Neste 3 oder 4 Junge gefunden werden. Die Jungen verlassen das Nest, sobald sie groß sind und suchen ihr Lager in der Aushöhlung oder unter dem Stamme alter Bäume, dort schlafen sie, häufen ihre Vorräthe auf und fallen auch dort in den Zustand der Erstarrung.

Die große Waldratte.

Wir legen den Namen, große Feldratte, (Surmulot, eigentlich große Feldmaus) einer neuen Art von Feldmaus bei, die

erst seit einigen Jahren bekannt ist. Kein Naturforscher, mit Ausnahme des Hrn. Brisson, der sie unter die Rattenart begreift und sie *Waldratte* nennt, hat noch über dies Thier berichtet; da es aber eben so sehr von der Ratte wie von der Feldmaus oder der Maus, die alle ihre besondern Namen haben, abweicht; so muß ihm auch ein besondrer Name beigelegt werden; etwa *Surmulot*, als hieße man sie dicke, große Feldmaus, der sie in der That in Hinsicht der Farbe und ihrer natürlichen Gewohnheiten mehr gleicht als der Ratte.

Die Waldratte ist stärker und bössartiger als die Ratte; sie hat ein röthliches Haar, einen ungemein langen Schwanz ohne Haar, einen gebogenen Rückgrath, wie das Eichhörnchen, einen weit dickern Körper und Schnauzhaare wie die Katze. Nur erst seit 30 Jahren hat sich diese Thierart in die Umgegend von Paris veröretet. Man weiß nicht, woher die Thiere gekommen sind, sie haben sich aber ungeheuer vermehrt, worüber man nicht erstaunen wird, wenn man vernimmt, daß sie gewöhnlich 14 bis 15, oft 16, 17, 18 und selbst 19 Junge werfen. Die Gegenden, worin sie sich zuerst zeigten und durch den Nachtheil, den sie verursachten, bemerkbar machten, sind Chantilly, Marly-la-Ville und Versailles. Hr. Le Roy, Park-Inspektor, hatte die Güte eine große Anzahl lebendiger und todter Thiere zu überschicken und uns die Beobachtungen, die er über diese neue Thierart gemacht hat, mitzutheilen.

Die Männchen sind dicker, kühner und boshafter als die Weibchen; wenn man sie verfolgt und sie ergreifen will, wenden sie sich um und beißen in den Stock oder in die Hand, die sie schlägt; ihr Biß ist nicht bloß grimmig, sondern selbst gefährlich; auf demselben folgt schnell eine bedeutende Geschwulst und es dauert lange Zeit, ehe die kleine Wunde geschlossen ist. Sie werfen dreimal im Jahre; ein Männchen und Weibchen dieser Art zeugen mithin in einem Jahre zum mindesten 3 Duzend. Die Mütter bereiten ihren Kleinen ein Lager. Da es unter der Zahl, die man uns leberdig übersandte, einige trächtige gab und wir sie in einem Käfige aufbewahrten, sahen wir die Weibchen 2 oder 3 Tage vor dem Werfen die Bretter des Käfigs abnagen, aus dem Abgenagten eine Menge kleiner Häuschen machen, sie hinlegen, ausbreiten und sie hernach zum Lager für ihre Jungen gebrauchen.

Die großen Waldratten besitzen einige Natureigenschaften, die sie den Wasserratten näher zu bringen scheinen; sie lassen sich zwar überall nieder, doch scheinen sie den Ufern des Wassers den Vorzug zu geben; die Hunde jagen sie wie die Wasserratten, d. h. mit einer Erbitterung, die an Wuth gränzt. Wenn sie sich verfolgt fühlen und ihnen die Wahl frei steht, sich ins Wasser zu werfen, oder in einen Dornbusch zu verkriechen, bei gleicher Entfernung beider, ziehen sie das Wasser vor, springen ohne Furcht hinein und schwimmen mit bewunderungswürdiger Leichtigkeit.

Diesen Weg der Flucht schlagen sie gewöhnlich ein, wenn sie ihre Erdlöcher nicht erreichen können; denn sie graben wie die Feldmäuse sich Schlupfwinkel unter der Erde oder nehmen auch die Kaninchenlöcher ein. Mit Frettchen kann man die großen Waldratten in ihrem Baue fangen; sie verfolgen dieselben wie die Kaninchen und scheinen selbst die Jagd derselben noch eifriger zu betreiben.

Diese Thiere halten sich den Sommer über auf dem Felde auf; ihre Hauptnahrung sind zwar Früchte und Korn, doch sind sie auch sehr begierig nach Fleisch und fressen junge Hasen, junge Feldhühner und junges Geflügel und treiben es wie der Iltis, wenn sie in einen Hühnerschlag dringen; sie erwürgen weit mehr, als sie verzehren können. Gegen den Monat November verlassen die Mütter, die Kleinen und alle jungen Waldratten das Feld und wandern Truppweise in die Scheunen, wo sie unendlichen Schaden anrichten; sie beißen das Stroh klein, verzehren eine Menge Korn und beschmutzen alles mit ihrem Koth. Die alten Männchen bleiben auf dem Felde; jeder wohnt einsam in einem Loche, worin sie wie die Feldmäuse während des Herbstes Vorräthe von Eicheln, Bucheln u. anhäufen; sie füllen die Löcher bis an den Rand und haufen selbst am Boden derselben. Sie fallen nicht in den Winterschlaf wie die Billliche und kommen im Winter besonders an heitern Tagen zum Vorschein. Die auf den Speichern lebenden, verjagen Mäuse und Ratten; man hat sogar die Beobachtung gemacht, daß, seitdem die großen Waldratten sich so sehr in der Umgegend von Paris vermehrten, die Zahl der gewöhnlichen Ratten gegen früher sehr bedeutend abgenommen hat.

Das Murmeltbier.

(*Marmota alpina*. La marmotte.)

Von allen neuern Schriftstellern, welche über die Naturgeschichte geschrieben haben, hat Gesner in Betreff der Genauigkeit der Einzelheiten die Wissenschaft am meisten befördert; er verband mit großer Gelehrsamkeit einen gesunden Verstand und eine richtige Urtheilskraft; Aldovrande ist nicht viel mehr als sein Erklärer und die Naturforscher von weniger bekanntem Namen sind nur seine Abschreiber. Wir stehen daher auch nicht an, die Thatfachen in Rücksicht der Murmeltbhiere, die in seinem Lande *) heimisch sind und die er deshalb besser kennen konnte als wir, obgleich wir wie er einige dieser Thiere in unsrer Wohnung aufgezogen haben, aus ihm zu entlehnen.

Da das, was wir von den Murmeltbhiern beobachtet haben, mit seinen Aussagen übereinstimmt, so zweifeln wir auch nicht, daß das, was wir nicht gesehen, ebenfalls wahr sey.

Das jung eingefangene Murmeltbier läßt sich in einem höhern Grade, als die andern wilden Thiere und fast in dem Grade unsrer Hausthiere zähmen; es lernt leicht einen Stock aufgreifen, Gebärden machen, tanzen und in Allem der Stimme seines Herrn gehorchen. Es hat wie die Kahe einen natürlichen Widerwillen gegen den Hund; wenn es im Hause vertraut geworden ist und auf die Unterstützung des Herrn rechnen zu können glaubt, greift es in seiner Gegenwart die furchtbarsten Hunde an und beißt sie. Wenn auch nicht ganz so groß wie ein Hase, ist es doch rüstiger vom Körperbaue und verbindet eine große Stärke mit vieler Geschmeidigkeit. Seine 4 Vorderzähne sind lang und stark genug, um scharf zu verwunden; unterdessen greift es Niemanden an als Hunde und verletzt keinen, wenn es nicht gereizt wird. Gibt man nicht Acht auf dasselbe, benagt es Möbel, Stoffe und beißt selbst durch Holz, wenn es eingeschlossen ist. Weil es sehr kurze Beine und die Finger fast wie beim Bären geformt hat, nimmt es oft eine sitzende Stellung an und geht wie er leicht auf den Hinterfüßen; mit den Vorderpfoten bringt es alles, was es ergreift, nach dem Maule und frisst wie das

*) Gesner war ein Schweizer und ist einer von den Männern, welche der Nation die meiste Ehre machen,

Eichhörnchen aufrecht sitzend; es läuft schnell bergauf, aber eben so langsam auf der Ebene, klettert auf Bäume und steigt zwischen zwei Felsen-Wandungen, zwischen zwei naheliegenden Mauern hinauf, weshalb auch die Sage geht, daß die Savoyarden vom Murmelthiere das Steigen zum Schornsteinfegen erlernt haben. Die Murmelthiere fressen alles, was man ihnen gibt, Fleisch, Brod, Früchte, Wurzeln, Gemüse, Kohl, Maikäfer, Heuschrecken &c., doch sind sie nach Milch und Butter gieriger als nach irgend einer andern Speise. Obwohl weniger wie die Rahe zu Räubereien geneigt, sucht es doch in die Dörfer zu kommen, worin man Milch aufbewahrt und frist eine Menge derselben unter Mürmeln auf; es läßt nämlich wie die Rahe eine Art vergnügtes Knurren hören. Uebrigens ist Milch die einzige Flüssigkeit, welche ihm behagt, es säuft nur selten Wasser und verschmäh't Wein.

In Hinsicht der Körpergestalt gleicht das Murmelthier ein wenig dem Bären und der Ratte; doch ist es deshalb noch nicht der Arctomys oder der Ratten-Bär der Alten, wie einige Schriftsteller, unter andern Perrault, geglaubt haben. Nase, Lezzen und Kopfbildung hat es wie der Hase, das Haar und die Klauen des Dachses, die Zähne des Bibers, die Schnauzhaare der Rahe, die Augen des Siebenschläfers, die Füße, den kurzen Schweif und die abgeschnittenen Ohren des Bären. Die Farbe des Haares auf dem Rücken ist röthlich-braun, mehr oder weniger dunkel; dies Haar ist ziemlich hart, das des Bauches aber fuchsrothlich, weich und dicht. Wenn es spielt, oder man ihm schmeichelt, gleicht seine Stimme und sein Murren dem eines kleinen Hundes; erzürnt oder erschreckt man es aber, läßt es ein solch durchdringendes und scharfes Pfeifen vernehmen, daß es dem Ohre wehe thut. Es liebt die Reinlichkeit und geht wie die Rahe bei Seite, um seine Bedürfnisse zu verrichten; dagegen besitzt es wie die Ratte, besonders im Sommer, einen starken, höchst unangenehmen Geruch; im Herbst ist es sehr fett. Außer einem sehr großen Darmtrakt hat es gleich dem Siebenschläfer zwei sehr dicke Fettschichten; übrigens ist es an allen Theilen des Körpers nicht gleichmäßig fett; der Rücken und die Nieren sind vor allen andern Theilen mit einem festen und dicken Fette beladen, das ziemlich dem Fleische der Rehente gleichet; das Murmelthier wü'rde auch gut zu essen seyn, wenn es nicht stets einigen

Geruch besäße, den man nur durch starke Würze verhallen kann.

Dies Thier, das sich nur in den Schnee- und Eisregionen gefällt und sich nur auf den höchsten Bergen aufhält, ist dem Erstarrungsschlaf durch die Kälte mehr als irgend ein andres Thier unterworfen. Gegen das Ende des Septembers oder im Anfange des Octobers zieht sich das Murmelthier insgemein in seine Höhle zurück, um erst im Anfange des Aprils sie wieder zu verlassen. Seine Winterwohnung wählt es mit Vorsicht aus und legt sie mit Kunst an; sie ist sehr geräumig, weniger breit als lang und äußerst tief, so daß sie mehrere Murmelthiere beherbergen kann, ohne daß die Luft verdorben wird. Ihre Pfoten und Klauen scheinen zum Auswählen der Erde gebildet zu seyn und die Thiere graben sie auch mit einer erstaunlichen Schnelligkeit aus; sie werfen die ausgegrabene Erde auswärts und hinter sich. Ihre Behausung ist kein Loch, kein grader oder gewundner Gang, sondern eine Art Gallerie, in Form eines griechischen Y, dessen beide Arme eine Oeffnung haben und in eine Sackgasse, die ihre eigentliche Wohnung ist, auslaufen. Da das Gang an einem Bergabhange angelegt ist, liegt nur der Sack der Wohnung wagerecht mit dem Boden; der äußere Arm der griechischen Y senkt sich vom Sack nach unten; in diesen untersten Theil der Wohnung entleeren sie sich, indem die Feuchtigkeit ihrer Ausleerungen leicht nach Außen abläuft; der obre Arm des griechischen Y ist ebenfalls etwas abschüssig und ist höher als der Rest der ganzen Wohnung; er bildet die Ein- und Ausgangsthüre. Das eigentliche Wohnzimmer ist nicht blos bedeckt, sondern auch mit Moos und Heu sehr stark ausgekleidet, von welchen Gräsern sie im Sommer einen reichlichen Vorrath sammeln; man behauptet sogar, daß sie denselben durch gemeinschaftliche Arbeit und Anstrengungen einernüthen; die Einen beißen das feuchte Gras ab, während die Andern es zu Haufen scharren und Eins nach dem Andern zum Frachtwagen für die Grasernte nach dem Lager dient. Eins der Thiere, sagt man, legt sich auf den Rücken, läßt sich mit Heu beladen, streckt seine Pfoten in die Höhe, um eine Pforte daraus zu bilden und läßt sich dann von den Andern, die es beim Schwauze fassen und zu gleicher Zeit Acht geben, daß die Fuhre nicht umschlage, fortziehen. Die Ursache, warum sie

fast Alle auf dem Rücken abgeschabtes Haar haben, soll, wie man behauptet, eben in dieser zu oft wiederholten Reibung liegen. Man könnte aber für diese Erscheinung noch einen andern Grund angeben; ihr steter Aufenthalt unter der Erde und ihre fortwährende Beschäftigung, den Boden auszugraben, reichen nemlich hin, das Haar auf dem Rücken abzuschaben und auszurupfen. Wie dem auch seyn mag, gewiß ist es aber, daß sie zusammen wohnen und in Gemeinschaft an ihrer Behausung arbeiten; sie bringen drei Viertel ihres Lebens in derselben zu und flüchten sich bei Gewittern, Regen oder bei irgend einer Gefahr in dieselben; sie verlassen sie nur an den schönsten Tagen und entfernen sich fast nie weit von ihr; Eins steht auf der Later, auf einem erhöhten Felsstücke sitzend, während die Andern sich auf dem Rasen mit Spielen vergnügen, oder sich damit beschäftigen, das Gras abzubeißen und Heu daraus zu machen; sobald die Wache irgend einen Menschen, einen Hund u. erblickt, setzt sie die Andern durch ein Pfeifen davon in Kenntniß, und eilt die Leuchte zur Wohnung.

Für den Winter häufen sie keine Vorräthe an; sie scheinen zu ahnen, daß sie überflüssig seyn würden. Sobald sie aber die ersten Anzeigen der heranrückenden Jahreszeit, während welcher sie in den Winterschlaf fallen, merken, geben sie sich ans Werk, die beiden Thüren ihrer Wohnung zu schließen, und führen dies mit so vieler Sorgfalt und Festigkeit aus, daß man die Erde an jeder andern Stelle leichter durchbrechen kann, als wo sie gemauert haben. Sie sind zu jeder Zeit sehr fett; es gibt einige, die bei 20 Pfund wiegen; 3 Monate nachher sind sie es noch, aber nach und nach nimmt ihre Wohlbeleibtheit ab und gegen das Ende des Winters sind sie abgemagert. Entdeckt man sie in ihrem Baue, liegen sie kugelförmig unter dem Heue zusammengekauert; man trägt sie ganz erstarrt fort und kann sie selbst tödten, ohne daß sie Empfindung davon zu haben scheinen. Man wählt die dicksten unter ihnen zum Essen aus und bewahrt die jüngsten, um sie zahm zu machen. Die stufenweise vermehrte Wärme belebt sie wie die Siebenschläfer; die, welche man im Hause aufzieht, werden nicht in den Erstarrungsschlaf versetzt und sind selbst so lebhaft als zu jeder andern Zeit, wenn man sie an warmen Orten aufbewahrt. Wir wiederholen in Betreff des Winterschlafs der Murmeltiere hier nicht, was wir schon in dem Artikel

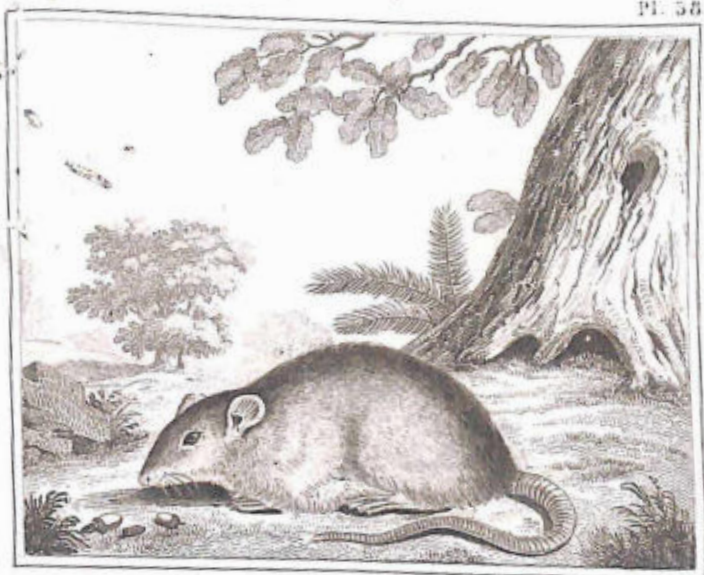
über die Siebenschläfer gesagt haben; die Erstarrung des Blutes ist die einzige Ursache derselben und schon vor uns hat man die Beobachtung gemacht, daß in diesem Zustande der Erstarrung der Blutumlauf sehr langsam ist; dasselbe gilt von allen Absonderungen und das Blut, was durch frischen Speisefest nicht erneuert wird, ist ohne allen wässerigen Stoff.

Uebrigens ist es noch nicht ausgemacht, daß sie während den sieben oder acht Monaten immer und unausgesetzt im Erstarrungszustande sich befinden, wie fast alle Schriftsteller behauptet haben. Ihre Höhlen sind tief und mehrere Murmeltiere bewohnen sie zusammen; es muß demnach die erste Zeit hindurch noch warm in denselben seyn und die Thiere können von dem dort angehäuften Grase zehren. Hr. Ktzmann sagt in seiner Abhandlung über die Thiere der Schweiz, daß die Jäger die Murmeltiere 3 Wochen oder einen Monat in ihren Höhlen lassen, ehe sie die Ruhe derselben stören und daß sie Acht darauf geben, nicht die Murmeltiere herauszugraben, wenn es milde Bitterung ist oder ein warmer Wind weht; ohne diese Vorsicht erwachen die Murmeltiere und graben sich tiefer ein; öffnet man hingegen während den strengen Frösten ihre Wohnungen, findet man sie in einer solchen Betäubung, daß man sie leicht nach Hause tragen kann. Man darf daher die Behauptung aufstellen, daß sie in allen Rücksichten den Siebenschläfern gleichen und die Ursache ihres längern Winterschlafes auf dem Umstande beruht, daß sie ein Klima bewohnen, in welchem der Winter länger andauert.

Diese Thiere werfen nur ein Mal im Jahre und ihre Würfe bestehen gewöhnlich aus 3 oder 4 Jungen; ihr Wachsthum ist sehr schnell und die Dauer ihres Lebens geht nicht über 9 oder 10 Jahre hinaus; auch ist die Art weder zahlreich noch weit verbreitet. Die Griechen kannten sie nicht, zum wenigsten findet sich bei ihnen keine Erwähnung derselben; bei den Römern führt zuerst Plinius das Murmeltier unter dem Namen *mus alpinus*, Alpenratte, an, und obwohl es in den Alpen mehrere andere Arten Ratten gibt, ist keine ihrer That so bemerkenswerth als das Murmeltier und keine bewohnt, wie selbes, die Spitzen der höchsten Gebirge; die andern halten sich in den Thälern oder auf den Rücken der Hügel und auf den niedern Bergen auf, doch keine von ihnen steigt so hoch als das Murmeltier. Ueberdies kommt es nie von den

DIE GROSSE WALDRATTE.
Ordnung: Naget. Gattung: Ratte. (Caviar.)

Pl. 55



DAS MURMELTHIER.
Ordnung: Naget. id. id.



Höhen herunter und scheint vorzugsweise Anhänglichkeit zu der Alpenkette zu haben, wo es, wie es das Ansehn hat, die Lagen nach Süden und Osten vorzugsweise von denen nach Norden und Westen auswählt; inzwischen finden sich auch Murmelthiere in den Apenninen, Pyrenäen und in den höchsten Gebirgen Deutschlands. Der Bobak in Polen, dem Hr. Brisson und nach ihm die Hrn. Arnault de Nobleville und Salerne den Namen Murmelthier beigelegt haben, ist von diesem Thiere nicht bloß durch die Farbe des Haares, sondern auch durch die Zahl der Finger verschieden, denn er hat 5 Finger an den Vorderpfoten, der Nagel des Daumens steht aus der Haut hervor und in derselben befinden sich die beiden Gelenke des fünften Fingers, welcher dem Murmelthiere völlig abgeht. Der Bobak, oder das Murmelthier aus Polen, der Monax, oder das Murmelthier aus Canada, der Cavia, oder das Murmelthier aus Bahama und der Ericet, oder das Murmelthier von Straßburg, sind vier Arten, die alle von dem Murmelthiere der Alpen verschieden sind.

Der Monax oder das Murmelthier aus Canada.

Wir geben hier die Abbildung des Thieres, was wir mit dem Namen Monax oder das Murmelthier von Canada bezeichnet haben. Die Zeichnung ward uns von Hrn. Collinson, doch ohne alle Beschreibung übersandt. Diese Murmelthierart scheint mir von den andern Murmelthieren abzuweichen, indem sie nur 4 Finger an den Vorderpfoten hat, während das Alpenmurmeltier und der Bobak oder das Murmelthier aus Polen deren 5, wie an den Hinterpfoten besitzt. Einiger Unterschied liegt auch in der Bildung des Kopfes, der weit weniger mit Haaren besetzt ist. Der Schwanz ist am Monax länger und weniger behaart als an unserem Murmelthiere; aus diesem Grunde muß man den Monax eher als eine verwandte Art, denn als eine einfache Varietät des Alpenmurmeltiers ansehen. Ich glaube, daß man auf diese Art das Thier von dem der Hrn. Baron de la Hontan spricht und das er den Pfeifer nennt, beziehen kann; er sagt, daß es sich in den nördlichen Gegenden von Canada vorfinde, sich in der Dicke dem Hasen nähere, aber einen kürzeren Leib besitze, daß die Haut desselben sehr geschätzt sey, und man nur ihrethalben

den Thieren nachstelle, indem das Fleisch nicht gut zu essen sey. Er fügt hinzu, daß die Einwohner von Canada diese Thiere Pfeifer nennen, weil sie wirklich am Eingange ihrer Höhle, wenn die Bitterung schön ist, pfeifen. Er versichert, daß er dieses Pfeifen zu verschiednen Malen gehört habe. Man weiß, daß die Murmelthiere der Alpen ebenfalls und in einem sehr scharfen Tone pfeifen.

Das Murmelthier aus Kamtschatka.

Die russischen Reisenden haben in den Ländern von Kamtschatka ein Thier gefunden, das sie Murmelthier nennen, von dem sie aber nur eine sehr oberflächliche Beschreibung liefern; sie sagen blos, daß seine Haut von ferne durch ihre buntschäftigen Farben dem bunten Gefieder eines Vogels gleiche, das Thier sich wie das Eichhörnchen seiner Vorderpfoten zum Fressen bediene und sich von Wurzeln und den Beeren und Rüssen der Cedern ernähre. Ich muß hier die Bemerkung machen, daß der Ausdruck Ceder-Rüsse einen falschen Begriff gebe, indem die wahre Ceder nur Zapfen trägt, und die andern Bäume, welche man mit dem Namen Ceder belegt hat, Beeren haben.

Das Murmelthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung.

Dem Hrn. Allamand, gelehrten Naturforscher und Professor zu Leyden, verdanken wir wiederum die erste Kunde von diesem Thiere. Hr. Pallas hat es mit dem Namen *Cavia Capensis* und später Hr. Vosmaër mit dem des afrikanischen Bastard-Murmelthieres bezeichnet. Beide geben dieselbe Abbildung, von derselben Platte abgezogen, von der uns Hr. Allamand einen Stich übersandt hat. Er bemerkt in dieser Hinsicht dem Hrn. Daubenton:

„Ich überschicke die Abbildung einer Art *Cabiai*, (ich vermag das Thier mit keinem andern Namen zu bezeichnen), den ich vom Vorgebirge der guten Hoffnung empfangen habe. Er ist nicht so gut abgezeichnet, als ich es gewünscht hätte; ich aber das Thier ausgestopft in meinem Cabinette besitze, werde ich es Ihnen mit erster Gelegenheit, wenn Sie es zu sehn wünschen, übersenden.“

Wir haben von diesem verbindlichen Anerbieten des Hrn. Allamand keinen Gebrauch gemacht, weil wir kurze Zeit nachher erfuhren, daß ein oder zwei lebende Exemplare dieser Thiergatt in Holland angekommen seyen und wir hofften, daß irgend ein Naturforscher eine gute Beschreibung davon entwerfen werde. Wirklich haben die Herren Pallas und Bosmaër dies Thier beschrieben und ich liefere hier einen Auszug aus ihren Beobachtungen.

„Dies Thier, sagt Hr. Bosmaër, ist auf dem Cap unter dem Namen Klippen-Dachs bekannt, wahrscheinlich, weil es sich zwischen Klippen und unter der Erde, wie der Dachs, aufhält, wenngleich es mit demselben durchaus keine Aehnlichkeit hat und eher dem Marmelthiere gleicht, von dem es sich aber auch unterscheidet. Kolbe hat zuerst von diesem Thiere gesprochen und sagt, daß es eher dem Marmelthiere als dem Dachsse gleiche.“

Wir haben die Benennung Marmelthier vom Cap gewählt und ziehn sie der des Cavia vom Cap vor, weil das Thier sich von dem Cavia oder Cabiai (Meerschweinchen) sehr unterscheidet: 1) durch das Klima; der Cavia stammt aus Südamerika, während der Klippen-Dachs nur in Afrika angetroffen wird. 2) weil der Namen Cavia ein brasilianisches Wort ist, der auf den Cavia, welcher der wahre Cabiai ist und auf den Cabiai-Cobaia, das Meerschweinchen, nicht übertragen werden darf. 3) endlich, weil der Cabiai nur die Ufer bewohnt und zwischen den Zehen Schwimmhäute besitzt, während das Marmelthier vom Cap nur auf Felsen und in den trockensten Gründen, die es mit den Nägeln aushöhlen kann, haust.

„Das erste Thier dieser Art, was in Europa gesehen wurde, sagt Hr. Bosmaër, wurde dem Prinzen von Oranien vom Hrn. Tulbagh übersandt und die Haut desselben wird im Cabinet des Prinzen aufbewahrt. Die Farbe des ersten Thieres weicht im hohen Grade von der eines später angekommenen ab; es war ebenfalls sehr jung und klein. Das, dessen Beschreibung ich mittheile, war ein Männchen, und mir von Hrn. Bergmeyer in Amsterdam übersandt worden. Nach den Berichten, welche ich empfang, ist die Lebensweise dieses Thieres sehr traurig, indem es häufig am Tage schläft. Seine Bewegung ist langsam und geschieht sprunghaft; vielleicht ist es aber in seinem Naturzustande eben so lebhaft als das Kanin-

chen; es stößt häufig kurze, aber scharfe und durchbringende Schreie aus.“

Im Vorübergehn bemerke ich, daß dieser Zug dies Thier noch mehr dem Murmelthiere nähert; denn man weiß, daß unsre Alpen-Murmelthiere häufig ein scharfes Pfeifen hören lassen.

„Man fütterte, fährt Hr. Vosmaër fort, dies Murmelthier vom Cap mit Brod und verschiedenen Küchenkräuter-Arten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß diese Thiere nicht lange tragen und häufig und in großer Anzahl Junge werfen. Die Bildung ihrer Pfoten scheint ebenfalls anzudeuten, daß sie zum Ausgraben der Erde geschaffen sind. Dies Thier starb in Amsterdam, und ich übergab es dem Hrn. Pallas zu zergliedern.

„Dem Buchse nach hat es große Aehnlichkeit mit dem Kaninchen, nur ist es dicker und gedrungner, besonders zeichnet sich der Bauch durch seine Dicke aus. Die Augen sind schön und mittelmäßig groß; die Augenlieder sind oben und unten mit kleinen kurzen und schwarzen Haaren besetzt; über dem obern erblickt man 5 oder 6 lange, schwarze Haare, welche fast aus dem Winkel des vordern Augenlides hervorstechen und sich nach hinten gegen den Kopf wenden; ähnliche Bart-haare besitzt es auf der Oberlippe ungefähr gegen die Mitte der Schnauze hin.

„Die Nase ist unbehaart, schwarz und wird durch einen feinen Einschnitt, der bis auf die Lippe heruntersteigt, wie in zwei Hälften gespalten; die Nasenlöcher haben das Ansehn eines in der Mitte zerrissenen Strickes; unter der Schnauze, nach der Kehle hin und auf den Backen sind einige mehr oder weniger lange, schwarze Haare, die aber alle steifer als das andre Haar sind, sichtbar; Haare von derselben Beschaffenheit sind in Zwischenräumen über den ganzen Körper hin ausge-säet. Der Gaumen hat 8 Rinnehen oder tiefe Furchen, die Zunge ist sehr dick, ziemlich lang, mit kleinen Geschmackswärzchen versehen und eirund an ihrer Spitze. Sein Oberkiefer hat zwei sehr lange Zähne, die über die Schnauze hinaus hervorragen und von einander entfernt stehn; sie haben die Gestalt eines langgezogenen, abgeplatteten Dreiecks; die Zähne des Unterkiefers stehn ebenfalls vor der Schnauze, sind schneidend „sehr zusammengepreßt und 4 an der Zahl; sie sind ziemlich lang, platt und breit. Die Mahlzähne haben eine bedeutende

Dieke und ihrer befinden sich im Ober- und Unterkiefer 4 auf jeder Seite; man könnte zu ihnen noch einen 5ten, der aber kleiner als die andern ist, rechnen. Die Vorderbeine sind an diesem Thiere sehr kurz und werden zur Hälfte von der Körperhaut bedeckt. Die Füße sind nackt und zeigen nur ein schwarzes Fell; die Vorderpfoten haben 4 Finger, von denen 3 sichtbar sind und der in der Mitte der längste ist; der 4te, welcher an der äußern Seite steht, ist weit kleiner als die andern und wie mit dem 3ten zusammenhängend; die Spitzen der Finger sind mit kurzen und runden Klauen bewaffnet, welche auf die Weise wie unsre Nägel mit der Haut verbunden sind. Die Hinterpfoten besitzen 3 Zehen, von denen nur die mittlere mit einer gekrümmten Klaue versehen ist; die äußere Zehe ist kleiner als die andern. Das Thier springt auf seinen Hinterfüßen wie das Kaninchen. Es hat keine Spur von Schwanz, der After tritt sehr weit hervor und die Vorhaut, welche eine runde Wulst bildet, bedeckt ein wenig die Ruthe. Die Farbe des Haares ist grau oder braunfalsb, wie das Haar der Hasen und der Kaninchen in den Wildbergen; auf dem Kopfe und ~~Wulst~~ ist sie dunkler und weißlich auf der Brust und unter dem Bauche. Auf dem Halse, ganz in der Nähe der Schultern, befindet sich ein weißlicher Streif, der nicht den Hals wie ein Ring umgibt, sondern auf der Höhe der Vorderbeine sich endigt; das Haar ist im Allgemeinen weich und wollig."

Wir geben hier nicht die Beschreibung des innern Thieres; man findet sie in dem Werke des Hrn. Pallas *Spicilegia zoologica*. Dieser geschickte Naturforscher hat sie mit großer Sorgfalt ausgeführt und, um keine seiner Beobachtungen zu verlieren, mußte man sie ganz abschreiben.

Wir hatten diesem Thiere nach Kolbe und Vosmaër den Namen Marmelthier vom Kap beigelegt, weil es wirklich einige Ähnlichkeit mit dem Marmelthiere hat; inzwischen gehört es nicht zur Gattung der Marmelthiere und hat auch nicht die Gewohnheiten derselben. Hr. Allamand gab uns aber die Nachricht, daß man es auf dem Kap Klipdas (Klippen-Dachs) nenne. Wir haben es nach der Abbildung, welche uns dieser berühmte Naturforscher übersandt hat, vor ihm abzeichnen lassen und die Benennung Klippen-Dachs

beibehalten, weil es in der That weder zum Geschlechte der Marmelthiere, noch zu dem der Dachs gehört.

Hr. Graf von Mellin, dessen mit Lob zu erwähnen wir schon Gelegenheit hatten, war so gefällig mir einen Kupferstich nach einer Zeichnung, die er selbst von einem lebenden Thiere genommen hatte, zu übersenden und mehrere anziehende Bemerkungen über die natürlichen Gewohnheiten dieses Thieres beizufügen. Hier ein Auszug aus seinem Schreiben.

„Hr. Graf v. Buffon hat die Naturgeschichte eines kleinen Thieres, dem er den Namen Marmelthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung gibt, bekannt gemacht. Erlauben Sie mir, Hr. Graf, Ihnen zu bemerken, daß das Thier in seinen Sitten nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Marmelthier besitzt. Ich erhielt vom Kap ein Weibchen, was noch lebt und was ich meiner Schwester, der Gräfin Vorko, die es seit 4 Jahren besitzt, schenkte. Ich habe es nach der Natur gezeichnet und gebe mir die Ehre, einen Kupferstich, nach dieser Zeichnung angefertigt, der das kleine Thier sehr genau darstellt, zu übermachen. Die Zeichnung in Ihrem Werke, eine Kopie der Abbildung in dem Werke des Hrn. Pallas, *Spicilegia zoologica*, ist gänzlich verfehlt. Die Lebensart dieser kleinen Thiere ist nicht so traurig, wie Hr. Vosmaër behauptet; sie ist im Gegentheile munter und wohlgelaunt und hängt von der Weise ab, wie man das Thier wartet. Während der ersten Wochen, die ich im Besitze des Thieres war, hielt ich es beständig mit einem kleinen Kettchen an seinen Käfig geschlossen und es brachte den größten Theil des Tages und der Nacht in seinem Käfige schlafend zu. Was konnte es auch besser thun, um sich die Langeweile der Sklaverei erträglich zu machen? Seitdem man ihm aber erlaubt hat, frei in den Zimmern herumzulaufen, ist es ein ganz andres Thier; es ist nicht allein sehr zahm, sondern selbst sogar für Anhänglichkeit empfänglich. Es findet Behagen daran, auf dem Schooße seiner Herrin zu sitzen und weiß sie so genau von andern Personen zu unterscheiden, daß, wenn es in einem Zimmer eingeschlossen ist und sie kommen hört, es sie an ihrem Gange erkennt, sich der Thüre nähert und sich auf die Lauer stellt; entfernt sie sich, ohne bei ihm einzutreten, geht es traurig und mit langsamen Schritten zurück. Ruft man dasselbe, antwortet es mit einem kleinen nicht unangenehmen Schrei und eilt auf sie

Person, die es ruft, zu. Es springt sehr behende und mit vieler Genauigkeit. Es ist frostig und liebt es vorzugsweise, sich oben auf dem Ofen, den es in zwei Sprüngen erreicht, auszuruhen. Es klettert nicht, sondern springt so leicht als die Katze, ohne je etwas umzuwerfen. Es liegt gern sehr nahe am Feuer und da der Ofen im Zimmer ein sogenannter Windofen ist, den man durch eine Art Schornstein im Ofen selbst heizt und mit einer eisernen Thüre verschließt, so ist schon der Fall vorgekommen, daß es sich, während das Holz brannte, in den Ofen stahl. Ohne zu wissen, daß es sich darin befand, schloß man die Thüre; es mußte daher einige Minuten hindurch eine heftige Hitze ausstehn, bis es die Schnauze durch die kleine eiserne Thüre, welche sich in der großen befindet, und die man zum Luftzuge offen gelassen hätte, steckte, worauf man es rasch heraus ließ. Obgleich sein Haar auf beiden Seiten verbrannt war, hat dieser Unfall es doch nicht vorsichtig gemacht und es sucht noch immer, sich nahe ans Feuer zu legen. Dies kleine Thier ist sehr sauber, so daß man es gewohnt hat, sich eines Topfes für seine Ausleerungen ~~und~~ für seinen Urin zu bedienen. Man hat bemerkt, daß, um sich zu entleeren, es eines bequemen Ortes bedarf, und dabei eine eigene Stellung annimmt; es stellt sich dann auf seine Hinterfüße und stützt sich gegen eine Mauer oder gegen irgend einen festen Gegenstand, der nicht unter ihm nachgibt, während es seine Vorderpfoten auf einen Stock oder auf etwas Erhöhtes legt, und die ganze Zeit hindurch, wo es seine Nothdurft verrichtet, das Maul mit der Zunge leckt. Man möchte sagen, daß es sich nur mit Mühe entleere, und, seinen Hang zur Reinlichkeit benützend, hat man ihm einen bequemen Ort, eine Art Nachstuhl bereitet, dessen es sich immer bedient.

Es ernährt sich von Kräutern, Früchten und Kartoffeln, die es roh und gekocht frisst; es frisst selbst geräuchertes Rindfleisch, doch rührt es weder das rohe noch gekochte Rindfleisch noch irgend ein andres Fleisch an. Während seiner Seefahrt hat es ohne Zweifel diese Nahrung kennen gelernt, die aber oft verändert werden muß, denn es faßt bald Ekel und verliert die Gslust, wenn man ihm mehre Tage nacheinander dieselbe Nahrung gibt; es kann dann einen ganzen Tag ohne Fressen hinbringen; dagegen entschädigt es sich am andern

Tage für die verlorne Zeit. Es frisst Moos und Eichen-Rinde und weiß gewandt auf den Boden des Holzkastens sich zu schleichen, um die Scheite, welche noch mit Rinde bedeckt sind, weg zu nehmen. Es trinkt gewöhnlich nicht und nur, wenn es gesalznes Rindfleisch gegessen hat, säuft es häufig. Es reibt sich im Sande, wie die Staubwälder unter den Vögeln, um das Ungeziefer, was es belästigt, zu entfernen; doch wälzt es sich nicht wie die Hunde und Füchse herum, sondern auf eine Weise, welche von jedem andern vierfüßigen Thiere verschieden ist und genau der des Fasans und Rebhuhnes gleicht. Das ganze Jahr hindurch ist es gut gelaunt und es scheint mir zu munter und aufgeweckt zu seyn, um einen Theil des Winters in einem Betäubungs-Schlaf, wie das Murmeltier und der Siebenschläfer hinzubringen. Auch kann ich nicht einsehn, daß es sich einen Bau graben könne, wie das Murmeltier und der Dachs, indem es keine gekrümmten Klauen an den Fingern besitzt und die seinigen für eine so schwierige Arbeit nicht stark genug sind; es vermag nur in den Felsenrißen auf und ab zu steigen, um dort sein Lager aufzuschlagen und den Raubvögeln die es sehr fürchtet, zu entgehn; zum wenigsten wird das unsrige erschreckt, sobald es, wenn es am Fenster, seinem Lieblings-Platze, eine Krähe vorbei fliegen sieht; es stürzt herab und läuft in seinen Käfig, sich zu verbergen, aus dem es erst lange Zeit nachher, wenn es meint, daß die Gefahr vorbei ist, wieder hervor kommt. Es beißt nicht heftig; zwar macht es, wenn man es reizt, Versuche zu beißen, doch ist es kaum im Stande, sich mit dem Gebisse zu vertheidigen, nicht einmal gegen den kleinen spanischen Hund seiner Herrin, der, eifersüchtig auf die Günstbezeugungen, die man an ihm verschwendet, manchmal Streit mit demselben anfängt. Im Zustande der Freiheit findet es wahrscheinlich sein Heil in der Flucht und in der Schnelligkeit seiner Sprünge, Gaben, welche diesem kleinen Thiere, das nach der Aussage der Reisenden die Felsen von Süd-Afrika bewohnt, zu Statten kommen. Wenn man es einschließt oder anlegt, wird es sehr fett; gewährt man ihm aber die volle Freiheit zu laufen und sich herumzutummeln, seht es fast nicht mehr Fleisch an, als jedes andre wohlgenährte Thier.

Der Bobak und die andern Marmelthiere

Dem Hamster hat man den Namen Marmelthier von Straßburg und dem Bobak den des Marmelthieres von Polen beigelegt; doch so gewiß es ist, daß der Hamster kein Marmelthier ist, so wahrscheinlich ist es, daß der Bobak zu den Marmelthieren gehört; denn er unterscheidet sich von dem Alpenmarmelthiere nur durch die Farbe des Haares; seine graue Farbe ist weniger braun oder vielmehr blaßgelb; an den Vorderpfoten besitzt er eine Art von Daumen oder vielmehr einen Nagel, wogegen das Marmelthier nur 4 Finger an seinen Pfoten hat und der Daumen ihm abgeht; im Uebrigen gleicht er ihm in Allem, was vermuthen läßt, daß diese beiden Thiere keine verschiedne und getrennte Arten bilden. Dasselbe gilt vom Monax *), oder dem Marmelthier von Canada, welches einige Reisende den Pfeifer genannt haben; er scheint nur durch den Schwanz, der länger und buschter ist, sich vom Marmelthiere zu unterscheiden. Der Monax aus Canada, der Bobak aus Polen und das Marmelthier der Alpen möchten demnach nur ein und dasselbe Thier seyn, das durch die verschiednen Einflüsse des Klimas die Veränderungen, die wir angegeben haben, erfahren hat. Da dies Thier vorzugsweise die höchsten und kältesten Gebirge bewohnt, und man es in Polen, Rußland und in den andern nördlichen Ländern von Europa findet, so ist es auch nicht auffallend, daß es auch in Canada lebt, wo es nur kleiner ist, als in Europa **), was ihm eigenthümlich ist; denn alle Thiere, welche beide Festlande gemeinschaftlich haben, sind in neuen Welttheile kleiner als in dem alten.

Das Thier in Sibirien, was die Russen Zevrascha nennen, ist eine noch kleinre Marmelthier-Art, als die aus Canada. Dies kleine Thier hat einen runden Kopf und eine eingedrückte Schnauze; man bemerkt an ihm keine Ohren und

*) Siehe die Abbildung und Beschreibung des Monax in der Naturgeschichte der Vögel von Edwards, S. 104.

**) Das Marmelthier der Alpen und das aus Polen (der Bobak) messen 1½ Fuß von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel. Der Monax oder das Marmelthier aus Canada hat aber nur 14 bis 15 Zoll in der Länge.

kann selbst die Oeffnung des Gehörganges nur erblicken, wenn man das denselben bedeckende Haar zur Seite biegt. Die Länge des Körpers, den Kopf mit gemessen, beträgt höchstens 1 Fuß; der Schwanz ist kaum 3 Zoll lang, in der Nähe des Körpers ist er beinahe rund, plattet sich später ab und erscheint am Ende wie abgehauen. Der Körper des Thieres ist ziemlich dick, das Haar fahlgelb, mit Grau gemischt und die Spitze des Schweifes beinahe schwarz. Die Beine sind kurz, die hintern Beine aber länger, als die vordern. Die Hinterpfoten haben 5 Zehen und 5 schwarze, etwas gekrümmte Klauen; die Vorderpfoten haben deren nur 4. Erzürnt man diese Thiere, oder will sie nur anfassen, beißen sie grimmig und stoßen einen Schrei wie das Murmelthier aus; beim Fressen nehmen sie eine sitzende Stellung an und bringen mit den Vorderpfoten die Speisen nach dem Munde. Im Frühlinge begatten sie sich und werfen im Sommer gewöhnlich 5 bis 6 Junge; sie höhlen sich Erdwohnungen aus, worin sie den Winter zubringen und wo das Weibchen wirft und seine Jungen säugt. Obwohl sie viele Aehnlichkeit und manche Gewohnheiten mit dem Murmelthiere gemein haben, scheinen sie doch in der That von verschiedner Art zu seyn; denn in Sibirien trifft man an denselben Orten wirkliche Murmelthiere, von der Murmelthier-Art in den Alpen und Polen an, welche die Einwohner von Sibirien Surok nennen, und man hat nicht beobachtet, daß diese Thiere sich unter einander vermischen und zwischen ihnen eine Mittelrasse stehe.

Die Fledermaus.

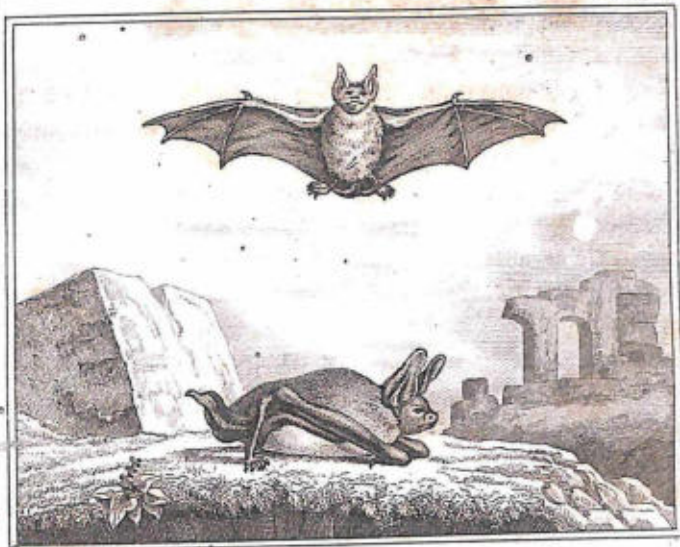
(*Vespertilio vulgaris*. La Chauve-souris.)

Obwohl Alles in der Natur gleich vollkommen ist, weil Alles aus den Händen des Schöpfers hervorging, gibt es doch im Vergleiche mit uns selbst Wesen, die vollkommen sind und andere, die unvollkommen oder mißgestaltet erscheinen. Die ersten sind solche, die uns angenehm und vollständig erscheinen, weil alle Theile ein schönes Ganzes bilden, der Körper und die Glieder ebenmäßig, die Bewegungen übereinstimmend und alle Verrichtungen leicht und natürlich sind. Die andern, welche uns scheußlich vorkommen, sind solche Thiere, deren Eigenschaften uns schaden, deren Wesen unedel und deren Gestalt zu sehr verschieden von den gewöhnlichen Bildungen ist,

DIE FLEDERMAUS.

Ordnung: Raubthiere Familie: Cheiropteren.
Gattung: Fledermaus. (Carniv.)

Pl. 40.



1. DAS LINGOER. 2. DES KLEINE PFERDEHUF.

Ordnung: Raubthiere.....id...id.

von denen wir die ersten Eindrücke empfangen und die Begriffe, welche unserer Urtheilskraft zum Muster dienten, nahmen. Ein menschlicher Kopf auf einem Pferdehalse, ein mit Federn bedeckter Körper, der sich mit einem Fischschwanz endet, geben uns ein Bild einer ungemeinen Mißgestalt bloß aus dem Grunde, weil in dasselbe das vereint wird, was die Natur am weitesten von einander entfernt hat.

Ein Thier, was, wie die Fledermaus, halb Bierfüßer, halb Vogel und weder das eine noch das andere ist, erscheint uns beinahe als ein Ungeheuer, weil es die charakteristischen Züge zweier so verschiedenen Thiergeschlechter in sich vereint und keinem der Muster, welche die großen Klassen der Natur uns darbieten, ähnlich ist; es ist nur unvollkommen ein vierfüßiges Thier und noch weit unvollkommener ein Vogel. Ein Bierfüßer muß 4 Füße und ein Vogel Federn und Flügel haben; die Vorderfüße der Fledermaus aber sind weder Füße noch Flügel, wenn sie sich auch derselben zum Fliegen und selbst, um sich fortzuschleppen, bedienen kann. Sie sind in der That mißförmige Gliedmaßen, deren Knochen bis zur Unge-
 stalt verlängert sind und durch eine Haut, die weder mit Federn noch mit Haaren, wie der übrige Körper bedeckt ist, verbunden werden; es sind gewissermaßen Aftersflügel oder, wenn man will, beflügelte Pfoten, auf denen man nur den Nagel eines kurzen Daumens erblickt und die 4 andern sehr langen Finger nur zusammen sich bewegen können und weder eigene Bewegungen noch getrennte Verrichtungen besitzen. Es sind Hände, die zehnmal größer sind als die Füße und im Ganzen viermal länger als der ganze Körper des Thieres; es sind, mit einem Worte, Theile, die mehr Geschöpfe der Laune, als einer regelmäßigen Bildung zu seyn scheinen. Diese Haut bekleidet die Arme, bildet die Flügel oder die Hände des Thieres, geht in die Haut des Körpers über und umhüllt zugleich die Beine und selbst den Schwanz, der durch diese sonderbare Verbindung so zu sagen in eine Behe umgewandelt wird. Zu den Mißverhältnissen und zu den Disharmonien des Körpers und der Glieder füge man noch die Unform des Kopfes, die manchmal noch größer ist; denn bei einigen Arten ist die Nase kaum sichtbar, die Augen liegen hart an der Ohrmuschel und gehn in die Backen über. Bei andern sind die Ohren so lang als der Körper oder das Gesicht ist in Gestalt eines Hufeis-

sens verschoben und die Nase mit einer Art Hahnenkamm be-
 deckt; bei den meisten bilden die Ohrendrüsen vier Geschwülste,
 die über den Kopf hervorragen. Alle haben kleine, trübe, be-
 deckte Augen, mißgestaltete Nasen oder vielmehr Schnauzen,
 und das Maul von einem Ohr bis zum andern gespalten. Alle
 suchen sich zu verbergen, fliehen das Licht, bewohnen nur dun-
 kelse Derter, kommen nur in der Nacht zum Vorschein und feh-
 ren beim Anbruch des Tages zurück, um sich an die Mauern
 fest zu klammern. Ihre Bewegung durch die Luft ist weniger
 ein Flug als ein unsichres Herumflattern, das sie nur mit
 Anstrengung und auf eine linkische Weise auszuführen schei-
 nen; mühevoll erheben sie sich von der Erde, fliegen nie sehr
 hoch und vermögen nur unvollkommen ihren Flug zu beschlen-
 nigen, ihn zu mäßigen und selbst zu richten; ihr Flug ist we-
 der sehr rasch noch bleibt er in einer Richtung; er geschieht
 durch schrofne Schwingungen in schräger und gewundner Rich-
 tung; im Vorbeistreichen fangen sie Mücken, Schnaken und be-
 sonders Nachtfalter (Schmetterlinge, die nur in der Nacht flie-
 gen) und verschlingen sie so zu sagen, ganz; in ihren Aus-
 leerungen erblickt man die Reste von Flügelstücken und andre harte
 und trockne Theile, die sie nicht verdauen konnten. Als ich
 eines Tages in die Grotten von Arcy heruntergestiegen war,
 um die dortigen Stalactiten (Tropfstein-Bildungen) zu be-
 schauen, war ich erstaunt, auf einem mit Alabaſter bedeckten
 Boden und an einem so dunkeln und tiefen Orte, eine Erdart
 zu finden, die von ganz andrer Natur als jede andre war; es
 war ein mehre Fuß hoher und breiter Haufe von einer schwärzli-
 chen Masse, den größten Theil aus Theilen von Flügeln und
 Beinen von Mücken und Schmetterlingen bestehend, als hätten
 diese Insekten sich hier in unendlicher Zahl versammelt, um an
 diesem Orte in Gemeinschaft zu sterben und zu verfaulen. Es
 war aber nichts anders als der Koth von Fledermäusen, welcher
 in diesen unterirdischen Gewölben, welche die Fledermäuse vor-
 zugsweise zu ihrer Wohnung wählen, wahrscheinlich seit meh-
 ren Jahren grade an dieser Stelle angehäuft worden war;
 denn in der ganzen Ausdehnung der Grotte, welche über eine
 viertel Stunde beträgt, sah ich keinen andern Haufen ähnli-
 cher Erde und ich schloß hieraus, daß die Fledermäuse an die-
 sem Orte ihre gemeinschaftliche Wohnung aufgeschlagen hatten,
 denn durch die Oeffnung der Grotte drang noch ein schwa-

ches Licht bis dahin und die Fledermäuse waren nicht tiefer in die Grotte gedrungen, um sich nicht in eine zu tiefe Finsterniß zu verlieren.

Die Fledermäuse sind wahre Vierfüßer und haben mit den Vögeln nichts gemein als den Flug. Da aber die Thätigkeit zu fliegen durch eine sehr große Kraft in dem Obertheile des Körpers und in den vordern Gliedern bedingt wird, besitzen sie weit stärkere und fleischigere Brustmuskeln als irgend ein andres vierfüßiges Thier, in welcher Hinsicht man sagen kann, daß sie noch den Vögeln gleichen; in allem Uebrigen unterscheiden sie sich sowohl in der äußern als innern Bildung von denselben; die Lungen, das Herz, die Zeugungstheile und alle andere Eingeweide sind denen der Vierfüßer gleich, mit Ausnahme der Ruthe, die frei herabhängt, was nur dem Menschen, den Affen und Fledermäusen eigenthümlich ist. Sie werfen wie die Vierfüßer lebende Junge und besitzen wie sie Zähne und Zehen; man versichert, daß sie nur zwei Junge werfen, sie säugen und sie sogar auf ihrem Flug mit sich nehmen. Im Sommer paaren sie sich und werfen sie; denn im Winter fallen sie in einen Betäubungsschlaf. Die einen hüllen sich in ihre Flügel wie in einen Mantel, klammern sich mit den Hinterfüßen an das Gewölbe ihrer unterirdischen Wohnung fest und bleiben so hängen; die andern schmiegen sich an eine Mauer oder verkriechen sich in Löcher; sie finden sich immer in Anzahl zusammen, um sich gegen die Kälte zu schützen. Alle bringen den Winter ohne Fressen, ohne Bewegung hin, erwachen erst im Frühlinge und schlafen gegen das Ende des Herbstes wieder ein. Sie ertragen leichter Nahrungsmangel als Kälte und können mehrere Tage ohne Futter seyn, obwohl sie zur Klasse der Fleischfresser gehören; können sie in eine Fleischvorrathskammer dringen, so hängen sie sich an die Speckseiten und fressen rohes und gekochtes, frisches und verdorbnnes Fleisch.

Die Naturforscher, die uns vorangingen, kannten nur 2 Arten Fledermäuse. Hr. Daubenton hat 5 andre entdeckt, die, wie die beiden frühern, in unserm Himmelsstriche heimisch sind; sie sind sogar bei uns so gewöhnlich und zahlreich, daß es auffällt, warum kein Naturbeobachter sie bemerkt hat. Diese 7 Arten sind sehr bestimmt und scharf von einander unterschieden und haufen nie zusammen.

Die erste, welche schon bekannt war, ist die gewöhnliche Fledermaus oder die eigentlich sogenannte Fledermaus, deren Benennungen ich früher aufgeführt habe.

Die zweite ist die Fledermaus mit großen Ohren, die wir Großohr nennen werden; sie war ebenfalls den Naturforschern schon bekannt und ist von den Nomenklatoren aufgeführt worden. Die großohrige Fledermaus ist vielleicht noch gewöhnlicher als die gemeine Fledermaus; sie hat einen kleinen Körper, weit kürzere Flügel, eine weniger dicke und mehr zugespitzte Schnauze und Ohren von einer unverhältnißmäßigen Größe.

Die dritte Art, die wir nach dem italienischen Worte *Notula*, *Noctule* (Speckfledermaus) nennen wollen, war noch nicht bekannt; sie ist inzwischen in Frankreich sehr häufig, und man trifft sie selbst öfter an, als die beiden vorhergehenden Arten. Man findet sie unter den Dächern, unter den Bleirinnen der Schlösser und Kirchen und auch in alten, hohlen Bäumen; sie ist fast so dick als die gemeine Fledermaus, hat kurze, breite Ohren, ein röthliches Haar und eine schrillende, durchdringende Stimme, welche dem Tone einer eisernen Glocke ziemlich nahe kommt.

Die vierte nennen wir *Sérotine* (blasse Fledermaus); sie war gar noch nicht bekannt, ist kleiner, als die gemeine Fledermaus und die Speckfledermaus; in der Größe kommt sie beinahe dem Großohr gleich, doch unterscheidet sie sich von demselben durch ihre kurzen und spitzigen Ohren und durch die Farbe des Haares; sie hat schwarze Flügel und ihr Haar zeigt ein tiefes Dunkelbraun.

Die fünfte nennen wir *Pipistrella*, nach dem italienischen Worte *Pipistrello*, was ebenfalls Fledermaus bedeutet. Die *Pipistrella* (Zwergfledermaus) ist bei weitem nicht so groß als die gemeine und Speckfledermaus, nicht einmal so groß als die *Sérotine* und das Langohr. Von allen Fledermäusen ist sie die kleinste und wenigst häßliche, obgleich ihre Oberlippe sehr aufgedunsen ist, die Augen sehr klein sind und äußerst tief liegen und die Stirn behaart ist.

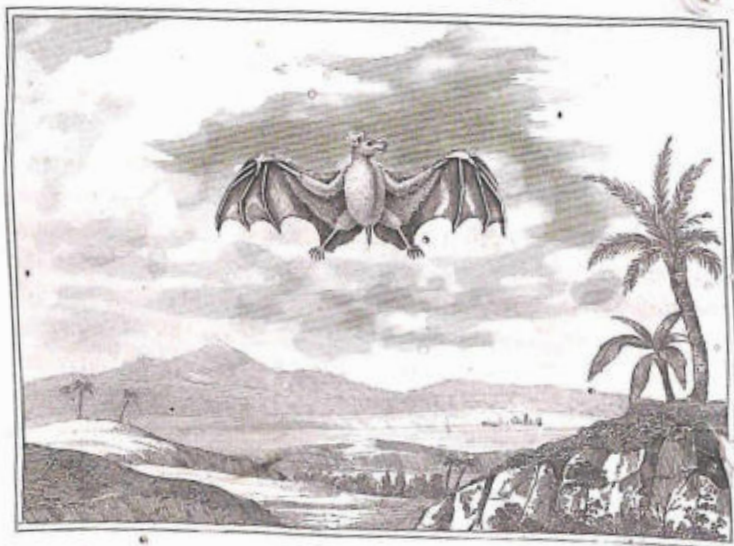
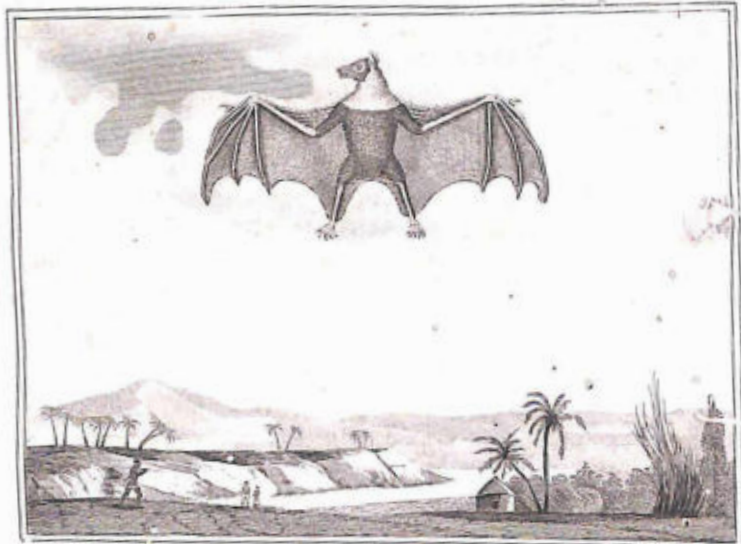
Die sechste, die noch unbekannt war, nennen wir *Barbastelle*, nach dem italienischen Worte *Barbastello*, was ebenfalls eine Fledermaus bezeichnet. Der Name *Barbastelle* (Bartfledermaus) paßt um so besser, da sie merklich das An-

LA ROUSSETTE ODER DER FLIEGENDE HUND.

Ordnung: Raubthiere Familie: Cheiropteren.

Gattung: Fledermaus. (Cuvier.)

Pl. 43.



LA ROUSSETTE ODER DER FLIEGENDE HUND MIT ROTHEN HALSE

Ordnung: Raubthiere (Cuvier.)

sehn hat, als besäße sie einen dicken Schnauzbart; doch ist dies nur Schein und wird durch die Aufgeschwollenheit ihrer Backen, welche oberhalb der Lippen eine Wulst bilden, hervorgebracht; sie hat eine sehr kurze Schnauze, eine ungemein abgeplattete Nase und die Augen fast in den Ohren liegen.

Endlich haben wir der siebenten Art, die noch völlig unbekannt war, den Namen Hufeisen-Fledermaus gegeben; sie ist sehr bemerkenswerth durch die sonderbare Mißgestaltung ihres Gesichts, dessen auffallendster und hervorstechendster Zug eine hufeisenförmige Geschwulst um die Nase und die Oberlippe ist. Man findet sie sehr häufig in Frankreich in dem Mauerwerke und in den Kellern alter, verlassener Schlösser. Es gibt kleine und große, die aber in der Körperbildung sich so ähnlich sind, daß wir sie für eine und dieselbe Art halten; da wir aber viele gesehen haben, ohne unter den großen und kleinen welche von mittler Größe zu finden, so lassen wir es doch unentschieden, ob bloß das Alter diese Verschiedenheit erzeugt hat oder ob es eine beständige Verschiedenheit in dieser Thierart ist.

Die Roussette und die Rougette *)

oder

der fliegende Hund und der fliegende Hund mit rothem Halse.

Diese beiden Thiere scheinen uns zwei verschiedne Arten auszumachen, die sich aber so nahe stehn und sich in so vielen Punkten gleichen, daß wir glaubten, sie vereint beschreiben zu müssen; die zweite Fledermausart unterscheidet sich von der ersten nur durch die Größe des Körpers und die Farben des Haares. Die Roussette, deren Haar röthlich braun ist, hat von der Spitze der Schnauze bis zum Körperende 9 Zoll in der Länge und die Flügelweite bei ausgespannten Flughäuten beträgt 3 Fuß; die Rougette hingegen, deren Haar aschgraubraun ist, mißt kaum $5\frac{1}{2}$ Zoll in der Länge und ihre Flügelweite beträgt nur 2 Fuß. Am Halse hat sie einen halben Halsband eines lebhaften Rothens mit Draniensfarbe gemischt,

*) La roussette, gemeinhin der fliegende Hund; la rougette, der röthliche, fliegende Hund.

von dem man keine Spur am Halse der Roussette entdeckt. Sie halten sich beide fast in denselben warmen Klimaten des alten Festlandes auf; man findet sie auf Madagaskar, auf der Insel Bourbon, Ternate, den Philippinen und auf den andern Inseln des indischen Archipels, wo, wie es scheint, sie viel zahlreicher sind als in den benachbarten Gegenden des Festlandes.

In einer Note des Hrn. Commerson finde ich angeführt, daß er auf der Insel Bourbon Tausende von großen Fledermäusen (Rougetten und Roussetten) gesehen habe, die am Abende Schaarenweise wie die Raben herumflogen und sich mit Vorliebe auf die Baccounbäume, deren Früchte sie fressen, niederließen. Er setzt hinzu, daß sie, in der rechten Jahreszeit gefangen, ein gutes Gericht liefern, ihr Geschmack ganz dem des Hasenfleisches gleichkomme und ihr Fleisch gleichmäßig schwarz ist.

Der verstorbne Hr. de la Rux, der auf jener Insel unser Correspondent war, hat mir nach dem Drucke meines Werkes einige Beobachtungen und treffliche kritische Bemerkungen über den Artikel, der von diesen Thieren handelt, eingesandt. Hier der Auszug eines sehr langen und belehrenden Schreibens, was mir unter dem 24ten Oktbr. 1772 von der Insel Bourbon in Betreff dieses Gegenstandes von ihm übersandt wurde:

„Ich liebe, sagen Sie, mein Herr, in Ihrem Schreiben vom 8ten März 1770, ich liebe in gleichem Grade den Mann, der mich mit einer Wahrheit bekannt macht, als den, der mich von einem Irrthume befreit; schreiben Sie mir daher, ich bitte Sie darum, in voller Freiheit und Offenherzigkeit. — Was die Freiheit und Offenheit anbelangt, antworte ich auf Ihre edle Einladung, mein Herr, wie man es nicht besser kann. Ich habe nicht angestanden, mich in Einzelheiten einzulassen und will meine Weitläufigkeit nicht entschuldigen; es ist mir selbst unangenehm, daß ich nicht mehr über die Roussetten weiß, um Ihnen desto mehr mittheilen zu können. Wenn es darum handelt, Irrthümer zu bekämpfen, die schon seit Langem Glauben besaßen, kann man, wie mir es scheint, die Beweise nicht zu sehr häufen. Man möchte sagen, man habe bis jetzt diese Thiere nur mit Augen des Schreckens angeschaut; man hat sie häßlich, scheußlich gefunden und ihnen

ohne eine genauere Untersuchung bei dem ersten Anblicke ihrer Gestalt, Charaktere, Sitten und Gewohnheiten beigelegt, die sie gar nicht besitzen; als wenn Bössartigkeit, Wildheit und Unsauberkeit unzertrennliche Gefährten der Häßlichkeit wären."

Hr. de la Nur bemerkt, daß in meiner Beschreibung der Umfang des fliegenden Hundes übertrieben ist, so wie die Anzahl dieser Thiere und daß ihr Geschrei nichts Erschreckendes habe. Er fügt hinzu, daß ein Mensch, der bei offenem Munde die Kehle verengt und dann mit Stärke ein- und ausathmet, beinahe das heifere Geschrei der Roussette hervorbringe und dieser Ton nicht sehr erschreckend sey; er sagt überdies, daß, wenn diese Thiere ruhig auf den Bäumen sitzen, sie in Gemeinschaft ein leises Zwitschern vernehmen lassen, was nicht unangenehm sey.

Pag. 62. „Plinius, sagt er, hat Recht, den Bericht des Herodot für fabelhaft auszugeben; die Roussetten und Rougetten fallen, zum wenigsten auf diesen Inseln, die Menschen nicht an; sie fliehn vor denselben, anstatt sie anzugreifen. Sie beißen und selbst sehr scharf, aber es geschieht zu ihrer Selbstvertheidigung, wenn sie entweder durch den Wurfstock oder durch einen Flintenschuß auf den Boden gebracht oder in Netzen gefangen worden sind; wenn dann jemand gebissen oder gekraßt wird, hat er es seiner eigenen Ungeschicklichkeit zuzuschreiben und nicht der Grimmigkeit des Thieres, was keine besitzt.

„Die Angabe des Körperumfangs der Roussetten kommt der Wahrheit schon näher. — Die Fledermäuse fliegen auf Malabar am hellen Tage. Dies ist nur von Roussetten und nicht von Rougetten wahr. Die andern fliegen am hellen Tage, d. h. man erblickt am lichten Tage von Zeit zu Zeit einige herumschwirren, aber immer einzeln und nie Truppsweise. Am Tage fliegen sie sehr hoch und so hoch, daß ihre Körpergröße um die Hälfte kleiner erscheint. Sie gehn sehr weit und im schnellsten Schwunge, so daß ich es für möglich halte, daß sie in sehr kurzer Zeit von der Insel Bourbon nach Isle-de-France, die zum wenigsten 30 Stunden auseinander liegen, herübersehen. Sie schweben nicht wie der Raabvogel, der Fregattvogel u. in der Luft; doch ist in dieser Höhe, die von der Oberfläche der Erde 100, vielleicht 200

Toisen und mehr beträgt, die Bewegung ihrer Flügel langsam; rasch aber, wenn sie nach unten fliegen und wird um so rascher, je näher sie der Erde kommen.

„Genau gesprochen, lebt die Roussette nicht in Gesellschaft; das Bedürfnis zu essen, die Weide, vereint sie in Trupps, in mehr oder weniger zahlreiche Gesellschaften. Diese Schaaren bilden sich zufällig auf Bäumen, die von einem hohen Wuchse, oder mit Blumen und Früchten, die ihnen behagen, beladen sind oder in der Nähe dieser stehn. Man sieht die Roussetten allmählig dort anlangen, sich mit den Krallen ihrer Hinterpfoten daran hängen und sehr lange Zeit, wenn nichts sie aufschüchtert, ruhig bleiben; doch von Zeit zu Zeit lassen sich einige von den Zweigen los und schwärmen Truppweise herum. Sobald aber ein Raubvogel über den Baum hinfliegt, der Donner hallt, ein Schuß auf sie oder in der Umgegend fällt, oder sobald sie schon gejagt und eingeschüchtert, unter dem Baume Jemanden, es sey ein Jäger oder ein andrer, erblicken, fliegen sie alle auf einmal davon und man sieht am hellen Tage ihre Schaaren, die, wenn auch sehr zahlreich, doch nicht die Luft verdunkeln; sie können nicht gedrängt genug fliegen, um dies zu Stande zu bringen; der Ausdruck ist zum wenigsten übertrieben. Zu sagen aber: man sieht eine Unzahl großer Fledermäuse mit einander verbunden von den Bäumen herabhängen, heißt eine Unwahrheit oder zum mindesten einen Unsinn ziemlich schlecht berichten. Die Roussetten sind zu zänkisch, als daß sie sich, so zu sagen, bei der Hand fest halten sollten und bei genauer Betrachtung ihrer Körperbildung wird man leicht die Unmöglichkeit einer solchen Kette erkennen. Sie hängen an Bäumen über oder unter oder neben einander, doch jede immer allein.

„Das Wenige, was ich über die fliegenden Hunde mit rothem Halse zu sagen habe, soll hier seinen Platz finden. Man sieht sie nicht am Tage fliegen. Sie leben in Gesellschaft in großen Höhlen, vermodernden Bäumen, oft mehr als 400 an der Zahl. Sie verlassen ihren Aufenthaltsort erst bei vorgerückter Dämmerung und kehren beim Anbruche des Tages zurück. Man versichert, und auf dieser Insel gilt es für ausgemacht, daß, wie groß auch die Gesellschaften, die sie bilden, seyn mögen, man doch in jeder nur ein Männchen finde. Ich habe diese Thatfachen nicht bestätigen können; ich kann blos

sagen, daß diese Thiere, die ihr Leben größtentheils in Ruhe zubringen, ungemein fett werden und daß im Anfange der Niederlassung viele Menschen, welche wenig vermögend und gleich wenig peinlich in der Wahl der Speisen waren, ohne Zweifel durch die Malaien belehrt, reichlichen Vorrath von diesem Fette zur Bereitung ihrer Speisen einsammelten. Ich kannte die Zeit, wo ein Fledermaus-Gehölz, so nannte man die Aufenthalts-Orter der Rougetten, ein wahrer Fund war. Wie man leicht begreifen wird, kostete es nicht viele Mühe, den Thieren den Ausgang zu verstopfen, sie eins nach dem andern lebend hervorzuziehen oder sie durch Dampf zu ersticken und, man mochte sie auf diese oder jene Weise tödten, die Zahl der Männchen und Weibchen, welche die Gesellschaft ausmachten, zu erkennen. Weiter ist mir über diese Thierart nichts bekannt. — Eine andre Uebertreibung: der Lärm, den diese Thiere während der Nacht verursachen, indem sie zum größten Theile die reifen Früchte verzehren, die sie in dem Dickicht der Büsche zu unterscheiden wissen. Wer wird diesen Lärm nicht dem Geschäfte des Kauens zuschreiben? Das Geräusch, was man in großer Ferne und Tag und Nacht vernimmt, ist diesen Thieren eigenthümlich, wenn sie erboßt sind und sich um die Nahrung streiten; man muß nicht glauben, daß die Roussetten nur in der Nacht fressen. Sie haben ein gutes Auge und einen gleich guten Geruchssinn und sehn am Tage trefflich; es ist daher nicht wunderbar, daß sie im Dickicht der Gebüsch Früchte, reife Saamen und Blumen erkennen. Ueberdies befinden sich die Bananen (Paradies-Feige, Pisang) jeglicher Art, nach welchen sie ungemein lüstern sind, die Pfirsiche und die andern Früchte, welche die Indier ziehen, nicht im Dickicht der Wälder. —

„Die Roussette ist gutes Wildpret. — Allerdings für den, welcher den Widerwillen, welchen ihre Gestalt erregt, überwinden kann. Die junge Fledermaus von 4 bis 5 Monaten, besonders wenn sie fett ist, gibt in ihrer Art eine eben so schmackhafte Speise als das Perlhuhn, als der Frischling in ihrer Art. Die alten sind zähe, wenn sie auch in der Jahreszeit der Früchte, die ihnen zusagen, d. h. während dem Sommer und einem guten Theile des Herbstes sehr fett sind. Die Männchen vor allem erhalten mit dem Alter einen starken unangenehmen Geruch. — Es ist eben so wenig genau, im Allge-

meinen zu sagen: die Indier essen dieselben. — Man weiß, daß der Indier von keinem Thiere ißt und auch keins tödtet. Vielleicht essen die Mauren, Malaien &c. sie; gewiß ist es aber, daß die Europäer sie essen; man ist mithin, um wahr zu berichten, Roussetten in Indien, obgleich der eigentliche Hindu keine genießt. Auf dieser Insel dienen Roussetten und Rougetten zur Speise.

„Nach der obigen Untersuchung komm ich zur eigentlichen Naturgeschichte; auch sie bedarf der Berichtigung und zum Beweise brauche ich nur das, was ich selbst von den Roussetten in Erfahrung gebracht und gesehen habe, dem gegenüber zu stellen, was Andre davon gefabelt haben, und nach denen der Geschichtsschreiber der Natur seinen Bericht abgefaßt hat.

„Die Roussetten und Rougetten sind auf den Inseln von Frankreich, Bourbon und Madagascar einheimisch. Es sind 50 Jahre und mehr (im Jahre 1772), daß ich die Insel Bourbon bewohne; als ich dort im September 1722 landete, waren die Thiere eben so häufig, selbst in den schon bewohnten Districten, als sie jetzt selten sind. Die Ursache hiervon ist ganz natürlich. 1) der Wald lag noch nicht fern von den Niederlassungen; den Thieren ist aber Wald nothwendig; heut zu Tage hingegen ist er weiter entfernt. 2) die Roussette gebiert lebendige Jungen und wirft nur ein Mal im Jahre ein einziges. 3) ihres Fleisches, ihres Fettes und der jungen Fledermäuse wegen, wird sie den ganzen Sommer und Herbst und einen Theil des Winters hindurch von den Weißen mit Flinten und von den Negern mit Netzen verfolgt; die Zahl der Thiere mußte demnach in kurzer Zeit abnehmen; obgleich sie die bewohnten Districte verlassen haben, um sich an unbewohnte Derter und in das Innere der Insel zurückzuziehen, verschonen sie die Marron-Neger, (Marrons nennt man die Neger-Sclaven, welche durch die Flucht sich in Freiheit gesetzt haben, und dann meist von Raub leben), nicht, wenn sie ihrer habhaft werden können.

„Die Brunnstzeit dieser Thiere fällt gegen das Ende des Mais, d. h. im Allgemeinen in die Mitte des Herbstes; das Werfen findet ungefähr einen Monat nach der Frühlings-Nachtgleiche statt; die Dauer der Tragzeit beträgt mithin $4\frac{1}{2}$ bis 5 Monate. Die Dauer des Wachsthums der Jungen ist mir unbekannt, ich weiß aber, daß es um die Sonnenwende

des Winters, etwa nach Verlauf von 8 Monaten nach der Geburt, vollendet ist. Ich weiß überdies, daß man keine junge Rouffetten mehr über den April oder Mai hinaus erblickt, zu welcher Zeit man leicht die Alten von den Jungen durch die lebhaftern Farben des Haares der letztern unterscheiden kann. Die Alten werden grau, doch kenne ich nicht den Zeitpunkt des Farbenwechsels, aber alsdann sind sie, besonders die Männchen, sehr zähe und die letztern erhalten zu gleicher Zeit auch, wie ich schon berichtet habe, den so starken Geruch, so daß nur Neger von ihnen essen mögen und nur ihr Fett tauglich ist; im Allgemeinen ist diese Thierart vom Ausgange des Frühlings bis zum Anfange des Winters ziemlich reichlich mit Fett versehen.

„Sicher ist es, daß nicht Fleisch, es sey von welcher Art es wolle, die Wohlbeleibtheit der Rouffetten und Rougetten hervorbringe und selbst nicht ein Mal den geringsten Theil ihrer Nahrung ausmache; sie bedürfen des Fleisches nicht, um fett zu werden, denn sie sind keine Fleisch- sondern einzig Fruchtfresser. Sie ernähren sich von Bananen, Pfirsichen, Granat-Birnen und einer Menge anderer Fruchtarten, welche unsere Wälder nach der Reihe darbieten, ferner von den Beeren der Mistel und andern und fressen nur diese. Ueberdies sind sie noch sehr lüstern nach dem Saft verschiedner Doldenblumen, wie nach dem unserer Stinkhölzer, deren Honigbälter einen spärlichen Saft gewähren. Diese Blumen sind im Januar und Februar sehr reichlich vorhanden und noch allgemeiner in der Mitte des Sommers und locken nach den untern Theilen der Insel die Rouffetten in großer Anzahl; sie lassen dann einen Regen zahlreicher Staubfäden dieser Blumen zur Erde fallen; es ist wahrscheinlich, daß, um die Honigbälter dieser Doldenblumen und vielleicht noch mehrerer andrer Blumen-Arten auszusaugen, ihre Zunge so gebildet ward, wie die genaue und gelehrte Beschreibung derselben von Hrn. Dabenton sie lehrt. Ich will hier nur bemerken, daß die Haut der Mangosfrucht harzig ist und unsre Thiere sie nicht berühren. Ich weiß, daß in einem Käfige man sie gewöhnt hat, Brod, Zuckerrohr &c. zu fressen; doch unbekannt ist es mir, ob man sie habe bewegen können, Fleisch, besonders rohes, zu fressen; aber hätten sie auch im Käfige Fleisch gefressen, so betrachte ich sie doch nicht im Stande der Sklaverei; er verändert zu sehr die Sitten, die Charactere und die Gewohnheiten aller

Thiere. Sehr wahr ist es übrigens, daß der Mensch von diesen Thieren nichts zu befürchten hat, weder er persönlich noch sein Geflügel. Es ist ihnen ganz unmöglich, nicht nur ein Huhn, sondern selbst den kleinsten Vogel zu fassen; eine Rouffette vermag nicht, wie ein Falke, Sperber 2c., auf eine Beute zu stoßen. Kommt sie dem Boden zu nahe, stürzt sie und muß, um wieder aufzufliegen, an irgend einen stützenden Gegenstand, und wäre es auch ein Mensch *), hinauffklettern. Einmal am Boden, kann sie sich nur plump und langsam fortschleppen; denn sie ist zum Gehen nicht gebaut, weshalb sie nicht länger in dieser Bewegungs-Art verharret, als sie unumgänglich muß. Könnte sie einen Vogel auf einem Zweige überfallen? Die plumpe Schwierigkeit, mit der sie oft hiezu genöthigt über einen Ast läuft, um das Ende desselben zu erreichen und dort so viel Luft mit den Flügeln zu fassen, als zum Aufsteigen erforderlich ist, beweist augenfällig, daß ihr die Raubversuche nie gelingen würden. Um mich verständlicher auszudrücken, setze ich hinzu, daß, um aufzufliegen, diese Thiere sich nicht wie die Vögel plötzlich in die Luft erheben können. Sie müssen vorher mehrere Malen mit den Flügeln schlagen, um die Klauen ihrer Pfoten von dem Orte, in welchen sie sich eingehakt haben, loszubekommen; wie sehr auch ihre Flügel beim Verlassen ihres Ruheplatzes von Luft schwellen mögen, werden sie doch immer durch ihre Körperschwere herabgedrückt und müssen, um sich zu erheben, erst die hohle Fläche einer Kurbel durchlaufen; aber die Stelle, wo sie sich befinden und aufsteigen wollen, ist nicht immer für das freie Spiel ihrer Flügel bequem; es können die Zweige zu nahe stehen und sie verhindern, in welchem Falle die Rouffette über den Zweig läuft, bis sie ohne Gefahr einen Aufschwung nehmen kann. Es ereignet sich deßhalb sehr häufig, daß, wenn eine zahlreiche Gesellschaft dieser fliegenden vierfüßigen Thiere auf einem Baume von mittler Größe, als von 20 bis 30 Fuß, durch einen Donnerschlag, einen Flintenschuß oder durch irgend ein erschreckendes

*) Ich sah eine ganz junge Rouffette beim Einbruche der Nacht in mein Haus fliegen, zu den Füßen einer jungen Negerin von 7 bis 8 Jahren niederstürzen und gleich darauf an das Kind heraufklettern, das glücklicher Weise in meiner Nähe war. Ich befreite es rasch von dem Thiere, ehe die scharfen Haken seiner Flügel die Schultern oder das Gesicht des Kindes erreicht hätten.

Geräusch überrascht wird, mehre dieser Thiere zur Erde fallen, ehe sie im Stande waren, die zum Aufsteigen nöthige Luft mit den Flügeln zu fassen; sobald sie am Boden liegen, klettern sie die Bäume, welche in ihrer Nähe stehn, hinan, um so schnell, als sie können, davon zu fliegen. Man denke sich nun Reisende, welche auf der Jagd dieser Thiere sind, die sie nicht kennen und die ihnen durch ihre Gestalt und ihre Bildung einen gewissen Schreck einflößen, plötzlich von einer Anzahl von ihrer Gattung herabgestürzter Roussetten umgeben; man stelle sich weiter vor, daß eine oder zwei Roussetten an diese Jäger heraufgeklettert sind und diese sie zu entfernen suchten, und dabei so ungeschickt zu Werke gingen, daß sie gekraht oder gebissen wurden, würde dies nicht Stoff zu einem Berichte liefern, wo die Roussetten als grimmig-wild dargestellt werden, wie sie die Menschen anfallen, ihnen das Gesicht verletzen und sie selbst zu fressen suchen? In der That aber würde das Ganze dahin auslaufen, daß sich Thiere von sehr verschiedner Art, welche große Furcht vor einander hatten, zufällig begegnet sind. Früher habe ich bemerkt, daß Waldungen den Roussetten nothwendig sind; aus dem Gesagten ersieht man aber, daß sie aus einem Trieb der Selbsterhaltung und nicht aus Wildheit und Scheue dieselben aufsuchen. Füge ich zu dem, was ich schon über die Roussetten und Rougetten gesagt habe, noch die Umstände, daß sie kein Nas berühren, nicht am Boden fressen und sich anhängen müssen, um ihre Nahrung zu sich zu nehmen; so glaube ich das Vorurtheil, daß sie Fleischfresser, gefräßig, bödsartig, grausam &c. sind, zerstört zu haben; bemerke ich noch überdies, daß ihr Flug eben so schwerfällig und lärmend, besonders auf der Erde ist, als der des Vampyrs leicht und geräuschlos seyn muß; so habe ich durch die letzten charakteristischen Merkmale die eine Art hinlänglich von der andern unterschieden.

„Daß man zuweilen die Roussetten, fast wie die Schwalbe, an der Oberfläche des Wassers hinstreichen sieht, hat zu der Behauptung die Veranlassung gegeben, daß sie sich von Fischen nähren und Fischer seyen, und dies mußte man wohl thun, da man einmal angenommen hatte, daß sie Alles fräßen. Das Fischfleisch sagt ihnen eben so wenig zu, als irgend andres Fleisch; noch einmal, sie ernähren sich nur von Pflanzenstoffen. Sie streichen über das Wasser hin, um sich zu bader, und erhalten sich hart an der Oberfläche des Wassers

besser im Fluge, als an der Oberfläche der Erde, weil der Widerstand der lehtern die Schwingungen der Flügel, die auf dem Wasser frei sind, unterbricht. Diese Gewohnheit erzeugt auch die natürliche Reinlichkeit dieser Thiere. Ich habe ihrer viele gesehn und getödtet und nie fand ich den geringsten Schmutz an Einer; sie sind so sauber, wie die Vögel im Allgemeinen.

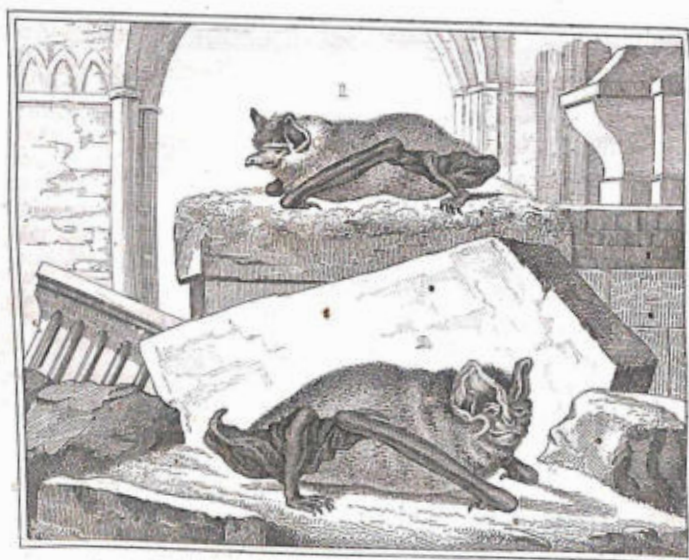
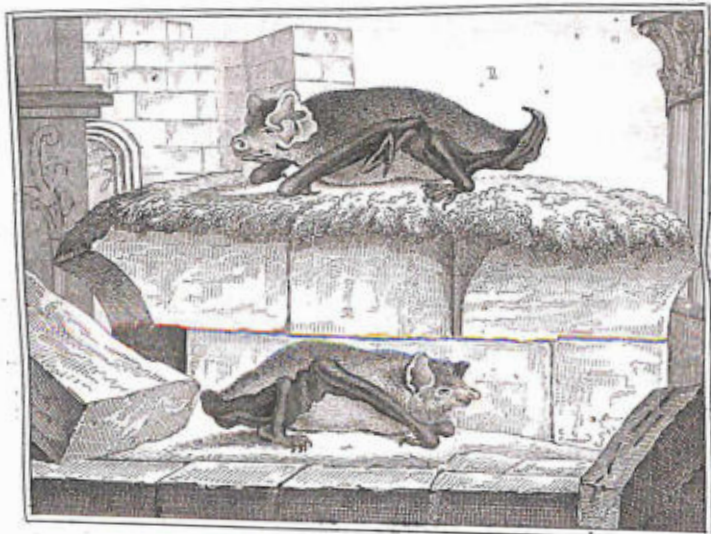
„Die Rouffette gehört nicht zu den Thieren, die wir schön zu finden geneigt sind; sie macht selbst einen unangenehmen Eindruck, wenn man sie in Bewegung oder in der Nähe sieht. Es gibt nur einen Gesichtspunkt, nur eine Stellung, in welcher sie sich in Beziehung zu uns mit Vortheil zeigt, in welcher man sie mit einem gewissen Vergnügen beschaut, und worin alles Scheußliche und Mißgestaltete an ihr verschwindet. An einen Zweig angeklammert, hat sie den Kopf nach unten hängen; die Flügel zusammengefallen und genau am Körper liegen; auf diese Weise kommen ihre Flughäute und ihre Hinterpfoten, welche sie mit Hülfe der Krallen, mit denen sie bewaffnet sind, in ihrer Lage erhalten und welche beide Theile ihre Mißförmigkeit verursachen, nicht zum Vorschein. Wenn sie herabhängen, erblickt man nur einen runden, molligen, mit einem dunkelbraunen Pelze versehenen, sehr reinlichen, schön gefärbten Körper, auf dem ein Kopf sitzt, dessen Gesichtsbildung etwas Lebhaftes und Feines hat. Diese Körperlage ist der Ruhezustand der Rouffette; sie nimmt keine andre an und in ihr verweilt sie die meiste Zeit des Tages. Was den Gesichtspunkt anbelangt, so müssen wir ihn auffuchen; man muß einen solchen Standpunkt annehmen, daß man sie in einer halben Verkürzung sieht, d. h. in einer Höhe von 40 bis 60 Fuß und in einer Entfernung von 150 Fuß mehr oder weniger. Setzt denke man sich den Wipfel eines großen Baumes, in seinem Umkreise wie in seiner Mitte mit 100, 150, vielleicht mit 200 solcher Girandolen geschmückt, welche keine andre Bewegung haben, als die, welche der Wind den Zweigen mittheilt, und man wird einen Begriff von einem Gemälde haben, was mir stets merkwürdig erschien, und das man mit Vergnügen betrachtet. In den an Naturgegenständen reichsten Cabinetten verfehlt man nie, eine ausgedehnte und in ihrer Flugweite völlig ausgespannte Rouffette zu zeigen, wo sie dann in ihrer Thätigkeit und ihrer ganzen Häßlichkeit erscheint: man müßte, wenn dies möglich ist, an die Seite oder über dieselbe eine

1. DIE SPECKFLEDERMAUS. 2. DIE BLASSE FLEDERMAUS.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Cheiropteren.

Gattung: Fledermaus. (Cuvier.)

Pl. 41.



1. DIE PIPISTRELLA ODER ZWERGFLEDERMAUS.

2. DIE BARRASTRELLA ODER BAUFLEDERMAUS.

Ordnung: Raubthiere..... id... id.

andre in ihrer natürlichen Lage der Ruhe stellen; denn die, welche auf der Abbildung sich befindet, besitzt noch nicht ihre vortheilhafte Körperstellung; man sieht niemals Kouffetten ruhig am Boden auf ihren vier Beinen stehn.

„Ich schließe diese Note mit der Bemerkung, daß die Kouffetten und Kougetten eine gesunde Nahrung geben. Nie hörte man Jemand, obgleich Viele davon übermäßig gegessen haben, sich über ihren Genuß beschweren. Dies kann nicht in Verwunderung setzen, wenn man sich erinnert, daß diese Thiere nur von reifen Früchten, Pflanzensäften und Blumen und vielleicht auch von den Ausschüßungen einer Anzahl Bäume leben. Ich vermuthe das Letztere stark; eine Stelle des Herodot läßt es mich glauben, doch habe ich nicht genug gesehn, um diese Thatsache für eine sichere Wahrheit auszugeben.“

Der Bampyr *).

(Vespertilio pterotus. Le Vampire.)

Man findet in den heißen Ländern der neuen Welt ein andres vierfüßiges fliegendes Thier, dessen amerikanischer Name uns nicht bekannt geworden ist, und das wir Bampyr nennen, weil es Menschen und Thieren im Schlafe Blut ansaugt, ohne ihnen einen solchen Schmerz zu verursachen, daß sie erwachen. Das Thier ist von einer verschiedenen Art, als die Kouffette und Kougette, die beide nur in Afrika und Südastien angetroffen werden. Der Bampyr ist bedeutend kleiner als die Kougette, die wieder kleiner ist als die Kouffette. Der Erste erscheint im Fluge von der Größe einer Taube, die Zweite von der eines Raben und die dritte von der Größe eines dicken Huhns. Die Kouffette und Kougette haben beide einen wohlgebildeten Kopf, kurze Ohren, eine schön abgerundete Schnauze, die beinahe der des Hundes ähnlich ist; der Bampyr hingegen besitzt eine längere Schnauze, ein scheußlicheres Ansehn wie die häßlichste Fledermaus, einen unförmlichen, mit großen Ohren, die weit offen stehn und sehr grade sind, versehenen Kopf; er hat eine verunstaltete Nase, trichterförmige Nasenlöcher und auf der Nase eine Haut, die sich in Form

*) Der Bampyr, ein amerikanisches Thier, ward nur mit dem unbestimmten Namen: große Fledermaus von Amerika oder fliegender Hund von Neu-Spanien bezeichnet.

eines Hornes oder eines spitzigen Kammes erhebt, und um vieles die Mißgestalt seines Gesichts erhöht. Man kann also nicht zweifeln, daß diese Thierart eine ganz andre ist als die der Rouffetten und Rougetten. Der Vampyr ist eben so gefährlich als häßlich; er beunruhigt Menschen, quält und tödtet Thiere. Wir können kein glaubwürdiges und neueres Zeugniß anführen als das des Hrn. de la Condamine. „Die Fledermäuse, sagt er, welche das Blut der Pferde, Maulesel und selbst der Menschen, wenn sie sich nicht vor denselben sicher stellen und unter dem Schutze eines Obdaches schlafen, saugen, sind eine den meisten heißen Ländern Amerikas gemeine Plage. Es gibt welche, die durch ihre Dicke kleine Ungeheuer sind; zu Boreja und an verschiednen andern Orten haben sie das große Rindvieh, was die Missionäre dort eingeführt hatten, und das sich zu vermehren begann, gänzlich zu Grunde gerichtet.“ Diese Thatfachen sind durch mehrere andre Geschichtsschreiber und Reisende bewahrheitet worden. Peter Martyr, der sehr kurz nach der Eroberung Südamerikas schrieb, erzählt, daß es auf der Landenge von Darien Fledermäuse gebe, welche Menschen und Thieren, während sie schlafen, das Blut bis zur Erschöpfung und selbst bis zum Tode ausfangen. Zumilla versichert dasselbe, eben so Don Georg Juan und Don Anton de Ulloa. Bei Vergleichung dieser Zeugnisse scheint es, daß die blutsaugenden Fledermäuse in ganz Südamerika zahlreich und sehr verbreitet sind; demungeachtet haben wir uns bis jetzt noch kein Exemplar verschaffen können; man kann aber in Seba die Abbildung und Beschreibung dieses Thieres nachsehn, dessen Nase so außerordentlich ist, daß ich sehr darüber erstaunt bin, wie die Reisenden sie nicht bemerkt und nicht laut von dieser Umförmlichkeit, welche in die Augen springt und deren sie durchaus keine Erwägung thun, gesprochen haben. Es könnte demnach wohl der Fall seyn, daß das fremdartige Thier, von dem Seba die Abbildung gegeben hat, nicht das Thier ist, was wir mit dem Namen Vampyr, d. h. Blutsauger, belegt haben; auch könnte es der Fall seyn, daß Sebas Zeichnung verfehlt oder übertrieben ist; endlich ist es möglich, daß die unaesthetische Nase eine zufällige Mißform oder Varietät war, obgleich bei einigen andern Fledermaus-Arten Beispiele solcher beständigen Umförmlichkeiten gefunden werden. Die Zeit wird diese Dunkelheiten aufhellen und unsrer Ungewißheit ein Ende machen.

Exemplare von Rouffetten und Rougetten enthält das Cabinet des Königs und sie sind von der Insel Bourbon gekommen; diese beiden Arten werden nur im alten Welttheile angetroffen und sind nirgends in Asien und Afrika so zahlreich als die Bampyrart in Amerika. Diese Thiere sind größer, stärker und vielleicht auch bössartiger als der Bampyr; aber sie sind es mit offner Gewalt und richten eben sowohl am hellen Tage wie in der Nacht ihren Unfug an; sie tödten Geflügel und kleine Thiere, fallen über die Menschen her und verwunden sie mit scharfen Bissen ins Gesicht; aber noch kein Reisender hat berichtet, daß sie Menschen und Vieh im Schlafe das Blut ausfangen.

Die Alten kannten diese bestügelten Vierfüßer, die gewissermaßen Ungeheuer sind, nur unvollkommen und es ist wahrscheinlich, daß nach diesen wunderlichen Naturmustern ihre Einbildung die Harpyen erdichtet hat. Flügel, Zähne, Krallen, Grausamkeit, Gefräßigkeit, Unsauberkeit, all' dies scheußliche Wesen, alle diese schädlichen Eigenschaften passen ziemlich gut auf unsre Rouffetten. Herodot ²⁾ scheint auf sie hinzuweisen, indem er sagt, daß es große Fledermäuse gebe, welche sehr die Menschen, welche die Cassia um die Sümpfe in Asien suchen, belästigten; die Cassiasucher seyen genöthigt, sich Körper und Gesicht mit Leder zu bedecken, um sich vor ihren gefährlichen Bissen zu schützen. Strabon spricht von sehr großen Fledermäusen in Mesopotamien, deren Fleisch gut zu essen sey. Unter den Neuern erwähnen Albert, Esidor, Scaliger, doch nur unbestimmt, dieser großen Fledermäuse; Vinscot, Nicolaus Mathias, Franz Pyrard, haben mit größrer Bestimmtheit über sie geschrieben und Obliger Jacobus gab eine kurze Beschreibung sammt einer Abbildung von denselben; endlich findet man in Seba und Edwards sehr gute Beschreibungen und Abbildungen, welche mit den unsrigen übereinstimmen.

Die Rouffetten sind Fleischfresser, gefräßige Thiere, die alles essen; wenn Fleisch und Fisch ihnen abgeht, ernähren sie sich von Pflanzen und Früchten jeglicher Art; sie trinken

²⁾ Buch III. Es ist sonderbar, daß Plinius, der uns so viele geheimnißvolle und selbst wunderbare Thatfachen als wahr überliefert hat, den Herodot der Lüge beschuldigt und sagt, daß die Erzählung von Fledermäusen, die sich auf Menschen werfen, nur ein Märchen des hohen, fabelhaften Alterthums sey.

den Saft der Palme und man kann sie leicht berapfen und fangen, wenn man in die Nähe ihres Aufenthaltes mit Palmwein oder mit einem andern gegohrnen Getranke angefüllte Gefäße stellt. Sie klammern und hängen sich mit ihren Krallen an Bäume, ziehn gewöhnlich Schaarenweise und mehr in der Nacht als am Tage, fliehn die zu sehr besuchten Derter und haufen in Einöden und besonders auf unbewohnten Inseln. Ihre Paarung geschieht mit feurigem Eifer; die Geschlechtstheile fallen beim Männchen sehr in die Augen; die Ruthe liegt nicht in einer Scheide wie bei den andern vierfüßigen Thieren; sondern hängt frei vom Körper wie beim Menschen und Affen; die Geschlechtsorgane des Weibchens treten ebenfalls stark hervor; es hat nur zwei Zihen auf der Brust und wirft nur wenige Junge, aber mehr als einmal im Jahre. Das Fleisch dieser Thiere, besonders wenn sie noch jung sind, ist nicht übel zu essen; die Indier finden es schmackhaft und vergleichen seinen Geschmack mit dem des Feldhuhns oder des Kaninchens.

Die Reisenden in Amerika stimmen in die Aussage überein, daß die großen Fledermäuse dieses Landes den Menschen und Thieren im Schlas das Blut ausfangen, ohne sie zu wecken. Die Reisenden in Afrika und Asien erwähnen dieser sonderbaren Thatsache von der Roussette oder der Rougette nicht; doch ist ihr Schweigen kein vollständiger Beweis; vor Allem, daß die Gleichförmigkeit der Roussetten mit den großen Fledermäusen, die wir Vampyre genannt haben, so groß ist und zwischen ihnen noch so viele andre Aehnlichkeiten obwalten; wir haben es daher für unsre Pflicht gehalten, zu untersuchen, wie es diesen Thieren möglich ist, das Blut auszufangen, ohne plötzlich einen Schmerz, der zum wenigsten stark genug ist, die schlafende Person zu wecken, zu verursachen. Fasten sie das Fleisch mit den Zähnen, die sehr stark und dick sind, wie bei den andern Vierfüßern von ihrer Größe, so würde der auch in den tiefsten Schlaf versunkne Mensch und besonders die Thiere, bei denen der Schlaf leichter ist als bei dem Menschen, durch den Schmerz dieses Bisses plötzlich aus dem Schlas aufgeschreckt werden; dasselbe gilt von den Wunden, die sie mit ihren Krallen machen können; sie vermögen demnach nur mit der Zunge eine so feine Oeffnung in der Haut zu machen, um Blut daraus zu ziehn und die Blut-

abern zu öffnen, ohne einen lebhaften Schmerz zu veranlassen. Wir hatten keine Gelegenheit, die Zunge des Vampyr zu untersuchen; aber die der Roussette, welche Hr. Daubenton sorgfältig zergliedert hat, scheint die Möglichkeit einer solchen Thatsache darzuthun; die Zunge ist sehr spitzig und mit harten, sehr feinen, sehr scharfen und rückwärts gekehrten Zungenwärtchen besetzt; ihre Spitzen, die sehr zart sind, können in die Hautporen schieben, diese erweitern und tief genug eindringen, um durch das beständige Saugen der Zunge dem Blute die Richtung nach der kleinen Wunde hin zu geben. Allein wir haben genug über einen Gegenstand gesprochen, dessen Verhältnisse alle uns noch nicht hinlänglich bekannt und von denen vielleicht mehrere übertrieben oder von den Schriftstellern, die über sie berichteten, nicht genau mitgetheilt worden sind.

Hr. Roume de Saint-Laurent hat uns unter dem 18. April 1778 von Grenada aus über die große Fledermaus oder den Vampyr der Insel Trinidad geschrieben. Die Bemerkungen dieses scharfsinnigen Beobachters bestätigen Alles, was wir über die Wunden, welche der Vampyr macht, über die eigenthümliche Weise, wie er das Blut saugt und wie die Haut bei diesen Wunden verlegt wird, Anfangs geurtheilt und geschrieben haben. Ich hatte, so zu sagen, den Mechanismus der Berrichtung errathen; inzwischen hatte Liebe zur Wahrheit und eine gewissenhafte Sorgsamkeit, alles zu berichten, was zur Aufklärung dienen könnte, mich bewogen, über diesen Gegenstand Zeugnisse beizubringen, welche meiner Ansicht zu widersprechen schienen; ich habe aber gefunden, daß sie wohl gegründet war und daß die Herren von Saint-Laurent und Gaulthier alles das beobachtet haben, was ich über die Weise, wie diese Thiere verwunden, ohne Schmerz zu erregen, und das Blut bis zur Erschöpfung eines Menschen oder eines Thieres und selbst bis zum Tode aussaugen können, vermuthet hatte.

Die Cephalote oder der Dickkopf.

Hr. Pallas, der uns die Beschreibung von zwei Fledermäusen, die, wie er sagt, noch nicht bekannt waren und deren Abbildungen ich glaubte nachstechen lassen zu müssen, macht darauf aufmerksam, daß man die Lanzeneisen-Fledermaus (auch

Kleeblattnase genannt), von der wir eine Beschreibung und Abbildung gegeben haben, nicht mit der Fledermaus, welche Seba unter dem Namen gemeine amerikanische Fledermaus aufgeführt hat, verwechseln dürfe. Hr. Pallas hat diese beiden Arten gesehen und sich durch eine Vergleichung derselben überzeugt, daß sie von einander sehr verschieden sind. Ich kann ihm nur danken, daß er mir einen Irrthum nachgewiesen hat.

Hierauf gibt er uns eine Beschreibung von einer dieser neu entdeckten Fledermäuse, die in Ostindien einheimisch ist und der er den Namen *Cephalote* beilegt; sie ist in der That von allen Fledermäusen, die wir in diesem Werke beschrieben haben, verschieden. Hier ist ein Auszug des Berichts des Hrn. Pallas.

„Diese bis jetzt noch den Naturforschern unbekannte Fledermausart lebt auf den molukfischen Inseln, von denen zwei weibliche Thiere dem Hrn. Schlosser in Amsterdam übersandt wurden.“

Das Weibchen wirft nur ein Junges, was man aus dem Umstande vermuthen kann, daß Hr. Pallas bei Zergliederung eines der Weibchen nur eine Frucht fand.

Er nennt diese Fledermaus *Cephalote*, weil sie im Verhältnisse zu ihrem Körper einen weit dickern Kopf als die andern Fledermäuse hat; der Hals tritt ebenfalls an ihr deutlicher hervor, weil er weniger mit Haaren bedeckt ist.

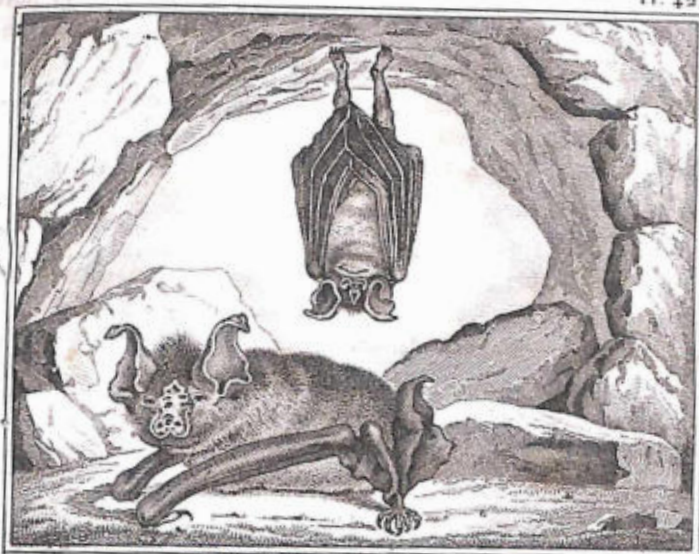
„Diese Fledermaus, fährt Hr. Pallas fort, unterscheidet sich von allen andern durch die Zähne, welche einige Ähnlichkeit mit den Zähnen der Maus und selbst des Igels haben und scheinen eher dazu gemacht zu seyn, eine Frucht anzubeißen, als eine Beute zu zerreißen; die Hundszähne sind im Oberkiefer durch zwei kleine Zähne getrennt; in der untern Kinnlade fehlen diese kleinen Zähne und die beiden Hundszähne in derselben sind wie die Schneidezähne bei der Maus.“

Ich glaube hier eine Tabelle über die Zahl und Ordnung der Zähne bei den Fledermausarten, die mir von Hrn. Dabenton mitgetheilt worden ist, hinsetzen zu müssen. Aus dieser Tabelle wird man um so besser erkennen, daß die erwähnte Fledermaus und eine andre, von der ich unter dem Namen Fleder-Spitzmaus gleich reden werde, zwei neue Arten sind, die erst Hr. Pallas entdeckt hat.

Ordnung: Raubthiere Familie: Cheiropteren.

Gattung: Fledermaus. (Cuvier.)

Pl. 42.



DER DICKKOPF ODER DIE CEPHALOTE.

Ordnung: Raubthiere.....id...id.

Namen der Fledermäuse.	Schnurbeizähne im Oberkiefer.	Schnurbeizähne im Unterkiefer.	Obere Backenzähne.	Untere Backenzähne.	Hundzähne.	Gesamt-Zahl.
Die Hufeisennase	"	4	8	10	4	26
Die Blattnase	"	4	8	10	4	26
Die fliegende Ratte	2	2	8	10	4	26
Die fliegende Feldmaus	2	2	8	10	4	26
Das fliegende Murmeltier	2	6	8	8	4	28
Der fliegende Gartenschläfer	"	4	10	10	4	28
Die fliegende Feldratte	4	6	8	8	4	30
Die Speckfledermaus	4	6	8	10	4	32
Die blasser Fledermaus	4	6	8	10	4	32
Der fliegende Hund	4	4	8	12	4	32
Der rothhalsige fliegende Hund	4	4	8	12	4	32
Die Zwergfledermaus	4	6	10	10	4	34
Die langohrige Fledermaus	4	6	10	12	4	36
Die gemeine Fledermaus	4	6	12	12	4	38
Die fliegende Haselmaus	4	6	12	12	4	38
Die Kleeblattnase	4	4	10	10	4	32
Die dickköpfige Fledermaus	2	"	6	10	4	22
Die Fleder-Spitzmaus	4	4	6	6	4	24

„Der Schwanz dieser dickköpfigen Fledermaus ist nicht lang; er liegt, sagt Hr. Pallas, unter der Haut zwischen den beiden Schenkeln. Die Bildung der Nasenlöcher ist ein Merkmal, durch das man auf den ersten Anblick diese Fledermaus von allen andern unterscheiden kann. Die Gestalt der Pupille der Augen unterscheidet sich auch von der aller andern Fledermäuse; die Brust besitzt eine größere Breite und gleicht der Brust der Vögel mehr als bei irgend einer andern Fledermausart.“

Die ins Einzelne gehende Beschreibung der innern und äußern Theile dieses Thieres kann man in dem Werke des Hrn. Pallas nachsehn. Wir beschränken uns nur darauf, aus demselben die Verhältnisse der Hauptmaße anzugeben.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Flugweite	1	2	6
Länge des Thieres von der Nasenspitze bis zum Ursprunge des Schwanzes	—	3	9

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfes	—	1	3
Breite des Kopfes	—	—	9
Dicke des Kopfes	—	—	8
Länge der Ohren	—	—	5
Breite der Ohren	—	—	4
Länge des Achselbeins der Flügel	—	1	8
Länge des Vorderarmes	—	2	3
Länge des Schenkelbeines	—	—	7½
Länge der Beine	—	—	9½
Länge des Schwanzes	—	—	10
Länge des aus der Haut hervorstehenden Schwanztheiles	—	—	5½

Die Fleder = Spitzmaus,

oder

die fliegende Spitzmaus.

Die zweite Art, welche Hr. Pallas unter der Benennung *Vespertilio soricinus* oder Fleder = Spitzmaus aufgeführt hat, gehört zu der Klasse der Ohnschwänzigen und die ein Blatt auf der Nase haben; sie ist die kleinste dieser Gattung und in den heißesten Gegenden Amerika's wie auf den Cariben und auf Surinam sehr häufig. Es ist wahrscheinlich, daß Edwards die Abbildung derselben geliefert hat. Diese Fleder = Maus hat eine längre und schwächtre Schnauze als die andern, weshalb sie auch eine größre Anzahl Zähne besitzt. Die Zunge ist sehr auffallend, sowohl wegen ihrer Länge wie ihrer Bildung. Männchen und Weibchen unterscheiden sich fast durch nichts als die Geschlechtstheile.

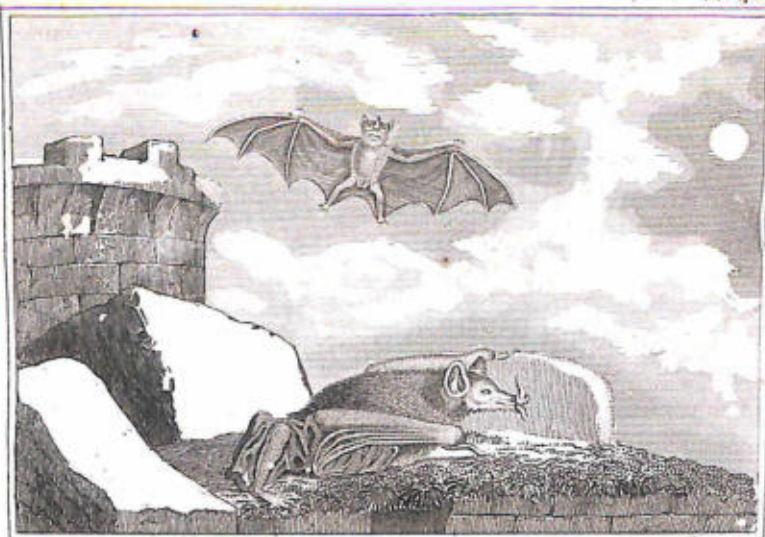
	Fuß.	Zoll.	Linien.
Flugweite	—	8	3
Länge des Thieres bis zum Schwanze	—	2	1
Länge des Kopfes	—	—	11
Breite des Kopfes	—	—	5
Länge des Blatts auf der Nase	—	—	2
Länge der Ohren	—	—	4
Länge des innern Ohrlappens	—	—	2
Breite des Ohres	—	—	4
Länge des Schulterknochens	—	1	—

DIE SPITZFLEDERMAUS.

Ordnung: Raubthiere *Familie:* Chiropteren.

Gattung: Fledermaus. (*twice.*)

Pl. 45



DIE GROSSE BLASSE FLEDERMAUS AUS GUIANA.

Ordnung: Raubthiere *id*... *id*.

... Fuß. Zoll. Linien.	
Länge des Vorderarms	1 4
Länge des Schenkelknochens	6
Länge der Beine	6
Länge der Pfoten mit den Nägeln	6½

In Hinsicht der genauen Beschreibung der äußern und innern Theile dieses Thieres, verweise ich auf Hrn. Pallas, welche dieser gelehrte Naturforscher mit großer Sorgfalt und Umsicht ausgearbeitet hat.

Die große Serotine von Guiana.

Wir geben hier die Abbildung einer großen Fledermaus, welche uns aus Cayenne überbracht wurde und die uns hinreichend von der, deren Beschreibung wir unter dem Namen Vampyr lieferten, unterschieden zu seyn scheint, um sie als eine besondere Art zu betrachten, wenn auch beide sich in demselben Lande aufhalten.

Diese große Fledermaus von Cayenne gleicht am meisten der Fledermaus unsrer Gegend, die wir *sérotine* (blasse Fledermaus) genannt haben, doch weicht sie von derselben bedeutend in der Größe ab, indem die europäische blasse Fledermaus nur 2 Zoll und 7 Linien mißt, während die Fledermaus von Guiana 5 Zoll 8 Linien Länge hat; sie besitzt inzwischen eine längre Schnauze und einen länger gezogenen Kopf, der auf dem Scheitel weniger mit Haaren bedeckt ist, als bei der Serotine; die Ohren scheinen auch größer zu seyn; sie halten 13 Linien in der Länge und 9 Linien im Durchmesser an der Grundfläche, so daß, auch abgesehen von der großen Verschiedenheit in Hinsicht der Größe und des Klimas, die Fledermaus von Cayenne doch nicht als eine einfache Varietät in der Art der blassen Fledermäuse betrachtet werden kann; da sie unterdessen weit mehr der Serotine als irgend einer andern Fledermaus gleicht, so haben wir sie mit dem Namen große Serotine von Guiana bezeichet, damit die Reisenden sie vom Vampyre und den andern Fledermäusen entfernter Gegenden unterscheiden können.

Ehe sie getrocknet wurde, besaß sie beinahe 2 Fuß Flugweite. Man trifft sie häufig in der Umgebung der Stadt Cayenne an. Am Abende sieht man diese großen Fledermäuse sich in Anzahl versammeln und an offenen Orten, besonders

auf Wiesen herumflattern; die Ziegenmelker mischen sich in diese Schaaren der Fledermäuse und manchmal sind die Schwärme Vögel und fliegender Bierfüßer so zahlreich und gedrängt, daß der Himmel davon bedeckt ist.

Diese große Scrotine hat auf dem Körper ein kastanienbraunes Haar und hellgelbes an den Seiten. Auf dem Rücken ist das Haar 4 Linien lang, aber auf dem übrigen Körper ist es etwas kürzer als das der europäischen blaffen Fledermäuse; unter dem Bauche ist es sehr kurz und schmutzweiß, wie auf der innern Seite der Beine; die Krallen sind weiß und gekrümmt, die Flugweite der Häute, die ihr zu Flügeln dienen, beträgt ungefähr 18 Zoll; diese Häute und der Schweiß sind schwärzlich.

Die Lanzeneisen-Fledermaus oder die Kleeblattnase.

Unter der großen Anzahl noch unbenannter und unbekannter Fledermaus-Arten haben wir einige mit Namen belegt, die wir fremden Sprachen entliehen und andre mit Benennungen bezeichnet, welche von den hervorstechendsten Merkmalen des Thieres hergenommen waren; so nannten wir eine Hufeisennase, weil sie im Gesicht eine Hervorragung besitzt, welche genau der Form eines Hufeisens gleicht. Nach derselben Weise nennen wir die gegenwärtige Lanzeneisennase (Kleeblatt von andern Naturforschern geheißen), weil sie einen Kamm oder eine Haut in Gestalt eines sehr spitzen Kleeblattes, das ganz vollkommen dem Eisen einer Lanze mit seinen Widerhacken gleicht, besitzt. Obgleich dieses Merkmal hinlangt, sie von allen andern zu unterscheiden, kann man doch noch hinzusetzen, daß sie fast gar keinen Schwanz, fast dasselbe Haar und dieselbe Größe der gemeinen Fledermaus hat; doch hat sie nur 4 Schneidezähne im Oberkiefer, wogegen die gemeine und die Mehrzahl der andern Fledermäuse ihrer 6 besitzen. Uebrigens lebt diese Art, die in Amerika sehr häufig ist, nicht in Europa.

Am Senegal findet sich eine andre Fledermaus, die ebenfalls eine Haut auf der Nase besitzt; doch hat diese Haut nicht die Gestalt eines Lanzen- oder Hufeisens, wie an den Fledermaus-Arten, die wir eben erwähnten; sondern eine einfache Form und ähnelt einem eirunden Blatte. Da diese drei Fledermäuse in so verschiedenen Klimaten leben, sind sie keine

bloßen Varietäten, sondern bilden verschiedne und getrennte Arten. Hr. Daubenton hat in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1759, S. 374, die Beschreibung dieser Fledermaus vom Senegal unter dem Namen Blatt beschrieben.

Die Fledermäuse, die schon durch ihren Flug, ihre Flügel und durch die Stärke der Brustmuskeln eine große Aehnlichkeit mit den Vögeln haben, scheinen sich denselben durch die Häute oder Rämme, die sie im Gesichte tragen, noch mehr zu nähern. Diese Auswüchse, welche anfänglich nur als überflüssige Mißbildungen erscheinen, sind wesentliche Charaktere und unverkennbare Uebergänge der schwankenden Natur-Schöpfung von den Vögeln zu den Vierfüßern; denn die meisten Vögel haben ebenfalls um den Schnabel und auf dem Kopfe Häute, die eben so überflüssig zu seyn scheinen als die bei den Fledermäusen.

Die große Lanzeneisen- oder Kleeblattnase von Guiana.

Hr. de la Borde hat ein männliches Exemplar dieser Fledermausart aus Cayenne übersandt; sie ist in Guiana sehr gewöhnlich und ziemlich groß; sie mißt nämlich von der Spitze der Schnauze bis zum After 4 Zoll, ihre Flügel halten in der Flugweite 16 Zoll 4 Linien; ein ziemlich gedrängt stehendes Haar bedeckt den ganzen Körper, den Kopf und die Seiten; die Flügelhaut ist schwärzlich und mit kleinen, glatten Haaren versehen. Sie ist ohne Schwanz, wodurch sie sich von den gemeinen Fledermäusen unterscheidet. Die Ohren stehen grade, etwas nach außen gebogen, sind an der Spitze abgerundet und ohne Ohrklappen. Auf der Oberlippe erhebt sich die Haut in Gestalt eines Lanzeneisens, dessen Rand am untern Theile hohl ist, wodurch sie sich von der vorigen, an welcher die breiten, seitwärts gebogenen Ränder einem Hufeisen gleichen, unterscheidet. Diese Haut ist wie die Ohren bräunlich.

Das Haar dieser Fledermaus ist weich und hat auf dem ganzen Körper eine dunkle Bisamfarbe mit Ausnahme auf der Brust und unter dem Bauche, wo diese Farbe etwas ins Graue fällt; die längsten Haare befinden sich auf dem Rücken, wo sie 3 Linien lang sind.

Im Oberkiefer finden sich keine Schneidezähne vor; doch in der obern wie in der untern Kinnlade stehen zwei Hundszähne.

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Kopfs von der Schnauze bis zum Hinterkopfe	—	1	3
Entfernung von der Spitze der Schnauze und dem vordern Winkel des Auges	—	—	6½
Entfernung zwischen dem hintern Augenwinkel und dem Ohre	—	—	3½
Länge der Ohren	—	—	7½
Entfernung zwischen der Grundfläche beider Ohren	—	—	8
Länge des Vorderarms vom Ellenbogen-Gelenk bis zur Handwurzel	—	2	10
Länge von der Handwurzel bis zur Fingerspitze	—	5	5
Länge des Beins vom Knie bis zur Ferse	—	1	4
Länge von der Ferse bis zur Zehenspitze	—	—	6½
Gesamtlänge des Flügels	—	8	11
Größte Breite der Handwurzel an ihren Querschnitten	—	2	10

Die Fledermaus von Guiana.

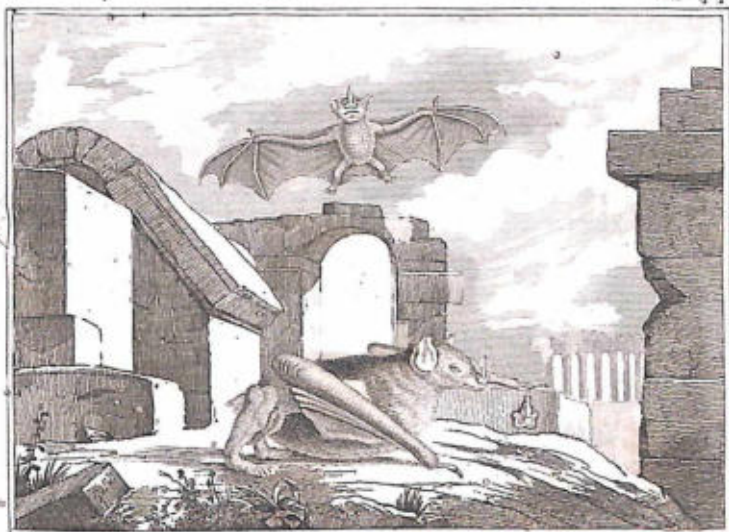
Diese Fledermaus, deren Länge von der Nasenspitze bis zum After 3 Zoll 4 Linien beträgt, übersandte Hr. de La Borde aus Cayenne. Sie ist in Guiana häufig und im Allgemeinen von der Größe unsrer Speckfledermaus. Sie hat, wie alle Fledermäuse, kleine Augen, eine hervorstehende Nasenspitze, verlängerte und an den Seiten abgeplattete Backen; die Nasenspitze ist breit; die Entfernung der beiden Nasenlöcher von einander beträgt 1½ Linie; die Länge des Kopfes von der Spitze der Nase bis zum Hinterhaupte 10 Linien. Die Ohren, welche an den Seiten abgeplattet sind, gehn bis auf die Mitte der Stirn, bilden dort mehrere Falten und dehnen sich über die Backen aus, indem sie nach dem Gehörgange hin platter werden; das Ohrläppchen, was vor dem Gehörgange steht, ist klein, breit und an seinem Ende rund. Diese verstümmelte Gestalt der Ohren und der obere, zurückgebogene Rand, der hervorspringt, gewähren dieser Fledermaus ein Ansehen, was sie von allen andern Arten unterscheidet. Ein anderes ihr eigenthümliches Merkmal sind die sehr langen und schmalen Flügel, sie haben 15 Zoll 2 Linien Flugweite; jeder Flügel ist 7 Zoll lang und hat in seiner größten Breite nur

DIE GROSSE LANZEN-FLEDERMAUS AUS GULIANA.

Ordnung: Raubthiere. *Familie:* Cheiropteren.

Gattung: Fledermaus. (*Cuvier.*)

Pl. 44



DIE FLEDERMAUS AUS GULIANA.

Ordnung: Raubthiere *id* ... *id*.

2 Zoll. Das Armbein scheint tiefer mit dem Rumpfe verbunden zu seyn, als bei allen andern Fledermäusen, was die große Länge der Flügel ausgleicht. Die Haut der Flügel, welche die Beine bekleidet, ist braun und graulich; der mit der Haut umgebene Schwanz ist 13 Linien lang, schmal und endigt sich mit einem kleinen Haken; das Haar auf dem Rücken ist $2\frac{1}{2}$ Linie lang, dunkel Kastanien-braun oder schwärzlich auf dem Kopfe, weniger dunkel am Bauche und aschgrau auf den Seiten; Gesicht und Ohren haben dieselbe Farbe wie die Flügel. Die Nase, die Backen sind mit einem Flaum oder mit einem sehr kurzen Haare bedeckt.

Der Oberkiefer hat keine Schneidezähne; auf jeder Seite steht ein großer Hundszahn nebst einem kleinen spitzigen Zahn, der ihn begleitet. In der untern Kinnlade befinden sich zwei sehr kleine Schneidezähne, die sich berühren; die beiden untern Hundszähne endigen in eine Spitze, und an den Seiten haben sie eine Furche, in deren Höhle sich die obern Hundszähne legen.

Der Bär.

(Ursus. L'ours.)

Es gibt kein Thier, zum wenigsten keins unter den allgemein bekanntern, über welches die Verfasser von Naturgeschichten verschiednere Ansichten gehegt haben, als der Bär. Ihre Ungewissheiten und selbst ihre Widersprüche über die Natur und Sitten dieses Thieres scheinen aus dem Umstande entsprungen zu seyn, daß man die Arten nicht unterschieden und manchmal das, was der einen Art eigenthümlich ist, der andern zugeschrieben hat. Man muß erstens den Landbär nicht mit dem Meerbär, weißer oder Bär des Eismeeres oder Eisbär genannt, verwechseln; es sind zwei sehr verschiedne Thiere, sowohl in Hinsicht der Körper-Gestalt als der natürlichen Gewohnheiten und dann muß man unter den Landbären zwei Arten unterscheiden, die braunen und die schwarzen *), die, weil sie nicht dieselben Neigungen und natürlichen Begierden mit einander gemein haben, nicht als Spielarten einer und derselben Art, sondern als zwei bestimmt verschiedne, getrennte Arten betrachtet werden müssen. Endlich gibt es noch weiße Landbären, die, obgleich den Eisbären in der Farbe gleichend, doch in

*) Wir begreifen unter dem Namen braune Bären, die, welche braun, fahlgelb, roth, röthlich und unter den schwarzen Bären die, welche schwärzlich wie ganz schwarz sind,

allen Uebrigen sich von denselben so sehr, wie die andern Bären, unterscheiden. Man findet weiße Landbären in der großen Tartare, in Rußland, Litthauen und in den andern nördlichen Ländern. Nicht die Strenge des Himmelsstriches macht sie, wie die Hermeline oder wie die Hasen, weiß; diese Bären werden weiß geboren und bleiben es ihr ganzes Leben hindurch; man müßte sie demnach als eine 4te Art betrachten, wenn keine Bären angetroffen würden mit einem braun- und weißgemischtem Haare, welche eine Mittelstufe zwischen weißen und braunen oder schwarzen Landbären bilden; dem zu Folge ist der weiße Landbär nichts weiters als eine Spielart der einen oder der andern Art.

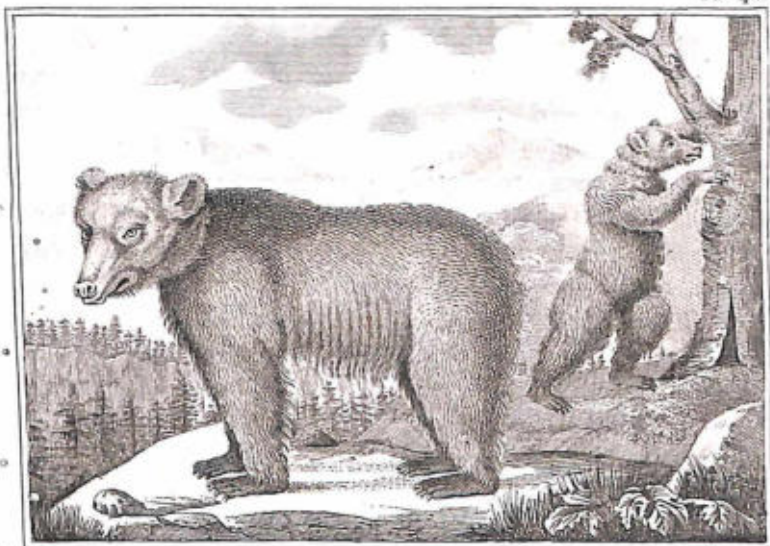
Man findet in den Alpen den braunen Bär sehr häufig und den schwarzen sehr selten; dieser lebt dagegen in großer Anzahl in den Waldungen der nördlichen Länder von Europa und Amerika. Der braune ist wild und Fleischfresser, der schwarze ist nur wild und frisst nie Fleisch. Wir können kein bestimmteres und neueres Beispiel hiervon auführen, als das des Hrn. du Pra. In seiner Geschichte von Luistana sagt er: „Der Bär erscheint *) im Winter in Luistana, weil der Schnee, welcher die nördlichen Länder bedeckt, ihn verhindert, seine Nahrung zu finden und aus den nördlichen Gegenden vertreibt; er lebt von Früchten, unter andern von Eichen und Wurzeln; die köstlichste Speise sind ihm aber Honig und Milch und er läßt sich eher todtschlagen, als die Beute aufzugeben, wenn er einmal Honig oder Milch gefunden hat. Trotz der gewöhnlichen Ansicht, daß der Bär ein fleischfressendes Thier sey, behaupte ich doch mit allen Einwohnern dieser Provinz und den benachbarten Ländern, daß dem durchaus nicht so sey; nie hat es sich ereignet, daß diese Thiere, ungeachtet ihrer Menge und des grenzenlosen Hungers, den sie mitunter erleiden, einen Menschen aufgefressen haben; sie berühren selbst geschlachtetes Fleisch, auch beim größten Hunger, nicht, wenn sie auf dasselbe stoßen. In der Zeit, als ich bei den Natches mich aufhielt, herrschte in den nördlichen Ländern ein so strenger Winter, daß diese Thiere in großer Anzahl herunter kamen; sie waren so häufig, daß sie sich einander aushül-

*) Man beachte, daß hier nur die Rede vom schwarzen und nicht vom braunen ist.

DER BRAUNE BÄR.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe.
Plattfusstreter. Gattung: Bär. (zwei.)

Pl. 46.



DER WEISSE EISBÄR.

Ordnung: Raubthiere.id..id..id.

gerten und sehr mager waren; der große Hunger trieb sie aus den Waldungen an den Fluß; man sah sie des Nachts in die Wohnungen und in die verschlossenen Höfe dringen; doch berührten sie das der frischen Luft ausgefetzte Fleisch nicht und fraßen nur Korn, wenn sie welches fanden. In einer solchen Lage und bei einem so dringenden Bedürfnisse hätten sie gewiß ihren fleischfressenden Hang zeigen müssen, wenn sie auch nur die geringste Neigung zu einer solchen Speise von Natur aus gehabt hätten. Nie haben sie Thiere getödtet, um sie zu verschlingen und bei der mindesten Lust nach Fleisch würden sie nicht die mit Schnee bedeckten Länder verlassen, wo sie Menschen und Thiere nach Gefallen finden könnten, um in weiter Ferne nach Früchten und Wurzeln zu suchen, eine Nahrung, welche Fleischfresser verschmähen.“ Hr. du Praß bemerkt in einer Note, daß er, seitdem er diesen Artikel geschrieben, mit Gewisheit erfahren habe, daß in den Bergen von Savoyen zwei Bären-Arten sich aufhalten. Die eine, schwarz wie die Bären in Luisiana, frist kein Fleisch; die andre, röthlich, ist ein fleischfressendes Thier wie der Wolf. Der Jehr. von La Fontan sagt, daß die Bären von Canada ungemein schwarz und wenig gefährlich sind, daß sie nie Menschen angreifen, sobald man nicht auf sie schießt oder sie verwundet; er fügt hinzu, daß die röthlichen bössartig sind und kühn die Jäger angreifen, während die schwarzen entfliehn. — Wormius berichtet, daß man in Norwegen drei Bärenrassen kenne; die erste, (Bresbiur) sehr groß und nicht völlig schwarz, sondern braun, lebt nur von Kräutern und Baumblättern; die zweite, (Jldgiersdiur) kleiner, schwärzer und Fleischfresser, greift oft Pferde und andre Thiere, besonders im Sommer, an; die dritte, (Myrebiorn) ist die kleinste von allen und deshalb doch nicht unschädlich. Dieser Bär ernährt sich, sagt er, von Ameisen und zerstört gern die Ameisenhaufen. Man hat beobachtet, setzt er, aber ohne Beweis, hinzu, daß diese drei Arten sich unter einander vermischen und Mitteltgattungen zeugen; die Fleischfresser unter ihnen fallen in die Heerden, werfen, wie der Wolf, alle Thiere über den Haufen und erwürgen nur eins oder zwei davon; obwohl Fleischfresser, ernähren sie sich doch auch von Früchten. In den Jahren, wo es viele Vogelbeeren gibt, sind sie am meisten zu fürchten, sagt Wormius, weil diese scharfe Frucht ihnen die Zähne so stark abstumpft, daß nur Blut und Fett die

Stumpfsheit der Zähne, die sie am Fressen hindert, entfernen können. Die größte Zahl der von Wormius angeführten Thatsachen scheint mir sehr zweideutig zu seyn, indem kein Beispiel vorhanden ist, daß Thiere, deren Neigungen so beständig verschieden sind, wie bei den beiden ersten Arten, von denen die eine nur Kräuter und Blätter frisst und die andre sich von Fleisch und Blut ernährt, sich zusammen begatten und zeugen.

Uebrigens werden hier die schwarzen Bären für Fleisch- und die braunen für Pflanzenfresser ausgegeben, was schnurgrade der Wahrheit entgegen läuft. Ueberdies geben der Hr. P. Rzaczyński, ein Pole, und Hr. Klein aus Danzig, welche über die Bären ihres Vaterlandes geschrieben haben, nur 2 Arten an, die rothen oder braunen und die schwarzen und unter den erstern große und kleine. Sie sagen, daß die schwarzen Bären seltner, die braunen dagegen sehr gewöhnlich, daß die schwarzen Bären die größten sind und Ameisen fressen und daß endlich die großen braunen oder röthlichen die schädlichsten und gierigsten nach Fleisch sind. Diese Zeugnisse wie die Aussagen des Hrn. du Praß und des Fehrn. von La Hontan, sind, wie man sieht, dem Berichte des Wormius völlig entgegenge setzt. Es scheint in der That gewiß zu seyn, daß die rothen, röthlichen oder braunen Bären, die nicht allein in Savoyen, sondern in den höchsten Gebirgen, größten Forsten und fast in allen Einöden der Erde sich aufhalten, lebende Thiere verschlingen und selbst das verdorbenste Mas fressen. Die schwarzen Bären wohnen kaum anderswo als in den kalten Ländern; dagegen trifft man braune oder röthliche Bären in den kalten und gemäßigten Klimaten und selbst in den Gegenden des Südens an. Bei den Griechen waren sie häufig; die Römer ließen sie zu ihren Schaubelustigungen aus Lybien kommen; sie leben in China, Japan, Arabien, Aegypten und auf der Insel Java. Aristoteles spricht ebenfalls von weißen Landbären und sieht diese Farbenverschiedenheit für zufällig an, die, wie er behauptet, von einem Fehler der Zeugung herühre. Es gibt also Bären in allen wüsten, felsigten oder bedeckten Ländern; doch trifft man keine in Frankreich und in England an, es sey denn in einigen der einsamsten Gekörge.

Der Bär ist nicht blos wild, sondern auch Einsiedler; aus Naturtrieb flieht er jede Gesellschaft, entfernt sich von den Dörfern, wohin die Menschen kommen und findet sich nur

in den Gegenden behaglich, welche noch der ursprünglichen Natur angehören; eine uralte Höhle in unersteiglichen Felsen, ein von der Zeit ausgehöhlter, alter Baumstamm in Mitten eines dichten Waldes, dienen ihm zur Wohnung; dort haust er allein und bringt einen Theil des Winters ohne Vorrath und ohne seine Wohnung mehrere Wochen hindurch zu verlassen, zu; inzwischen verfällt er nicht in den empfindungslosen Winterschlaf wie der Siebenschläfer und das Murmeltier; da er aber von Natur aus fett, und es gegen das Ende des Herbstes, wo er sich zurückzieht, in einem außerordentlichen Grade ist, so läßt ihn dieser Ueberfluß an Fett diese Enthaltjamkeit ertragen und er geht nur aus seinem Lager, wenn ihm der Hunger stark zusetzt. Man behauptet, daß die Männchen nach Verlauf von 40 Tagen ihre Höhlen verlassen; daß aber die Weibchen 4 Monate drin bleiben, weil sie ihre Jungen dort werfen. Ich glaube kaum, daß sie nicht bloß sich selbst erhalten, sondern auch noch ihre Jungen säugen können, wenn sie eine so lange Zeit hindurch ohne alle Nahrung bleiben. Man stimmt überein, daß sie während ihrer Tragzeit ungemein fett sind und daß sie, weil sie mit einem sehr dichten Haare bekleidet sind und sich keine Bewegung machen, sie durch die Ausdünstung sehr wenig verlieren müssen; wenn es aber wahr ist, daß die Männchen, durch Hunger getrieben, nach Verlauf von 40 Tagen ihre Höhlen verlassen, so ist die Annahme wenig natürlich, daß die Weibchen, nachdem sie geworfen, nicht so sehr von demselben Bedürfnisse getrieben werden sollten, während sie doch durch das Säugen ihrer Jungen auf eine doppelte Weise erschöpft werden, oder man müßte denn annehmen wollen, daß sie einige ihrer Jungen mit den Hüften und den ganzen Rest der überflüssigen Bestandtheile der Geburt aufraßen; dies scheint mir aber trotz dem Beispiele der weiblichen Katzen, die manchmal ihre Kleinen auffressen, nicht wahrscheinlich zu seyn. Uebrigens reden wir hier nur von der braunen Bärenart, deren Männchen wirklich die jungen Bären gleich nach der Geburt auffressen, wenn sie dieselben in ihrem Neste finden; die Weibchen hingegen scheinen die Jungen bis zur Wuth zu lieben; sie sind, wenn sie geworfen haben, grimmiger und gefährlicher als die Männchen; sie kämpfen und stellen sich jeder Gefahr bloß, um ihre Jungen zu retten. Die letztern sind nicht unförmlich, wie die Alten behaupteten, und wachsen fast eben so schnell

als die Jungen andrer Thiere; sie verlassen vollkommen gebildet den Schooß der Mutter und wenn die Frucht oder der junge Bär auf den ersten Anblick unförmlich erschienen sind, so rührt dies daher, weil der ausgewachsene Bär es selbst durch seine Körpermasse, seine Dicke und durch das Mißverhältniß seines Körpers und seiner Glieder ist; überdies zeigt die Frucht oder das eben geborne Junge immer größere Mißverhältnisse als das ausgewachsene Thier.

Die Bären suchen sich im Sommer; das Weibchen, sagt man, ist brünstiger als das Männchen. Man behauptet, das Weibchen lege sich auf den Rücken, um das Männchen zu empfangen, umschlinge dasselbe innig, halte es lange in seiner Umarmung fest &c.; gewisser ist es aber, daß sie sich auf die Weise der Vierfüßer paaren. Man hat beobachtet, daß gefangne Bären sich begatteten und zeugten, nur hat man nicht bemerkt, wie lange die Tragzeit dauert. Nach Aristoteles soll sie nur 30 Tage währen. Da Niemand dieser Behauptung widersprochen hat und wir ihre Wahrheit nicht erforschen konnten, so vermögen wir die Thatsache weder zu leugnen, noch zu versichern; wir bemerken blos, daß sie zweifelhaft erscheint: 1) weil der Bär ein großes Thier ist und je größer das Thier ist, desto länger Zeit bedarf die Frucht zu ihrer Ausbildung im Mutterleibe. 2) weil die jungen Bären ziemlich langsam wachsen; sie folgen der Mutter und haben ein Jahr, selbst zwei Jahre ihre Hülfe nöthig. 3) weil der Bär nur eine kleine Anzahl Junge wirft, 1, 2, 3, 4 und nie mehr als 5; eine Eigenthümlichkeit, die allen großen Thieren, die nicht viele Junge zeugen und lange tragen, gemein ist. 4) weil der Bär 20 bis 25 Jahre lebt und die Tragzeit und die Dauer des Wachstums mit der Dauer des Lebens im Verhältniß stehn. Ist es erlaubt, Schlüsse auf diese Analogien, die mir gegründet scheinen, zu bauen, so möchte ich glauben, daß die Tragzeit des Bären zum wenigsten einige Monate betrage. Wie dem auch sey, scheint die Mutter die größte Sorgsamkeit für ihre Jungen zu hegen; im Grunde ihrer Höhle bereitet sie ihnen ein Lager aus Moos und Gras und säugt sie, bis sie mit ihr ausgehn können. Sie wirft im Winter und die Jungen folgen ihrer Mutter im Frühlinge. Männchen und Weibchen wohnen nicht zusammen; jedes hat seine getrennte und selbst fern von einander liegende Behausung.

Können sie keine Höhle zum Lager auffinden, schlagen sie Holz ab; tragen es zusammen und machen daraus eine Hütte, die sie so stark mit Moos und Gras bedecken, daß der Regen nicht durchdringen kann.

Die Stimme des Bären ist ein Knurren, ein starkes Murren, oft von einem Zähnkirschen begleitet, was, wenn er gereizt wird, er hauptsächlich vernehmen läßt. Er ist sehr zum Borne geneigt und sein Born gränzt immer an Wuth und hängt oft von einer Laune ab. Obgleich er sich gegen die Menschen sanftmüthig und selbst unterwürfig zeigt, wenn er gezähmt ist, muß man ihm doch nie stets trauen und mit Vorsicht behandeln, vor Allem ihn nicht auf die Nasenspitze schlagen oder einen Zeugungstheil anfassen. Man lehrt ihn aufrecht gehn, Gebärden machen, tanzen; er scheint selbst auf die Töne musikalischer Instrumente zu horchen und plump nach dem Takte zu tanzen; um ihm aber diese Zucht beizubringen, muß man ihn jung auffangen und ihn sein ganzes Leben hindurch dem Zwange unterwerfen; ein alter Bär wird nicht mehr gehorcht und thut sich keinen Zwang mehr an; von Natur ist er kühn oder doch gleichgültig gegen Gefahr.

Der wilde Bär lenkt beim Anblicke eines Menschen nicht von seinem Wege ab, noch flieht er; inzwischen behauptet man, daß er durch einen Pfiff so überrascht und in Staunen gesetzt wird, daß er stille steht und sich auf seinen Hinterfüßen emporrichtet; in diesem Zeitpunkte muß man auf ihn zielen und ihn zu tödten suchen; denn wird er nur verwundet, eilt er auf seinen Feind und wirft sich wüthend über denselben her und würde ihn, indem er ihm seine Vorderzähne um den Hals schlägt, ohne Hülfe ersticken.

Man jagt und fängt in Schweden, Norwegen, Polen &c. die Bären auf verschiedene Weisen. Die gefahrloseste Fangweise soll darin bestehn, daß man sie berauscht, indem man auf den Honig, den sie sehr lieben und in hohlen Bäumen suchen, Branntwein gießt. In Indien und Canada, wo sie sich nicht in Felsenhöhlen lagern, sondern in alten Baumstämmen, deren Fuß abgestorben und deren Inneres verfault ist, haufen, fängt man sie, indem man Feuer an ihre Wohnungen legt. Da sie leicht Bäume heraufklettern, halten sie sich selten an der Erde auf; manchmal haben sie ihr Lager in einer Höhe von 20 bis 40 Fuß. Häuft im Lager eine Mutter mit ihren Kleinen,

steigt sie zuerst herab und man tödtet sie, ehe sie den Boden erreicht hat; hierauf kommen die Jungen herunter, denen man ein Seil um den Hals legt und sie fortführt, um sie aufzu-
ziehen oder zu essen; denn das Fleisch des jungen Bären ist
trefflich und zart; das des alten Bären läßt sich zwar essen;
es ist aber mit einem öligten Fette vermischt, weshalb nur die
Füße, welche eine feste Konsistenz besitzen, eine schmackhafte
Speise liefern.

Die Bärenjagd, ohne grade sehr gefährlich zu seyn, werft
bei gutem Erfolge großen Nutzen ab; das Fell hat unter
allen gröbern Pelzwerken den höchsten Preis und die Menge
Del, die man von einem einzigen Bären erhält, ist sehr bedeu-
tend. Man kocht zuerst Fleisch und Fett in einem Kessel;
das Fett trennt sich vom Fleische. „Hierauf, sagt Hr. du
Prah, reinigt man dasselbe, indem man, wenn es gut geschmol-
zen und sehr heiß ist, eine gute Menge Salz in dasselbe wirft
und es mit Wasser besprengt; es entsteht darnach eine starke
Verpuffung und ein dicker Dampf, der den schlechten Geruch
des Fettes mit sich fortnimmt, steigt davon auf. Wenn der
Dampf verzogen und das Fett noch flüssig ist, gießt man das-
selbe in einen Topf, worin man es 8 bis 10 Tage stehen läßt.
Nach Verlauf dieser Zeit sieht man auf demselben ein helles
Del schwimmen, das man mit einem Löffel abschöpft; dies Del
ist so gut als das beste Olivenöl und leistet auch dieselben
Dienste. Unterhalb dem Oele findet sich ein weißes Schmalz,
das etwas weicher als das Schweineschmalz ist; man macht
Gebrauch davon in der Küche; es besitzt keinen unangenehmen
Geschmack und nicht den geringsten üblen Geruch.“ Hr. Du-
mont stimmt in seinen Denkwürdigkeiten über Louisiana mit Hrn.
du Prah überein und fügt noch hinzu, daß man mitunter von
einem einzigen Bären mehr als 120 solcher Töpfe mit Del
und Fett gewinne; die Wilden mit demselben einen großen
Handel mit den Franzosen treiben; es sehr schön, gesund und
gut ist, nur bei einer großen Kälte erstarre und daß es in
diesem Falle zu Klümpchen gerinne, eine blendendweiße Farbe
erhalte und wie Butter auf Brod genossen werde. Unfre Ge-
würzkrämer und Droguisten halten zwar kein Bärenöl vorrä-
thig; sondern lassen ungereinigtes Fett oder *axungia* aus
Savoyen, aus der Schweiz und Canada kommen. Der Ver-
fasser des Handelswörterbuchs sagt sogar, daß gutes Bären-

fett graulich aussehen, klebrig seyn und einen üblen Geruch haben müsse, und daß das, was zu weiß aussehe, verfälschtes und mit Talg vermischtes sey. Man bedient sich dieses Fettes als eines örtlichen Mittels gegen Brüche, Gliederschmerzen, Flüsse &c., und viele Menschen versichern, eine gute Wirkung von demselben verspürt zu haben. Die Menge Fett, welche der Bär besitzt, macht ihm das Schwimmen sehr leicht; weshalb er auch ohne Beschwerden über Flüsse und Seen seht. „Die Bären in Louisiana,“ sagt Hr. Dumont, „die sehr schön schwatz sind, schwimmen durch den Strom, ungeachtet seiner großen Breite; sie sind nach den Früchten des Dattelpflaumbaus sehr lüstern, steigen auf die Bäume, setzen sich rittlings auf einen Ast, halten sich mit der einen Tasse daran fest und ziehen mit der andern die Zweige mit den Dattelpflaumen zu sich. Sehr häufig verlassen sie auch die Waldungen und kommen in die Häuser, um dort Kartoffeln und türkisches Korn zu fressen.“ Im Herbst, wenn sie sehr gemästet sind, haben sie kaum Stärke genug zu gehn, zum wenigsten laufen sie nicht so rasch, als ein Mensch. An den Seiten und auf den Schenkeln haben sie oft eine mehr als 10 Finger dicke Fettschicht; ihre Fußsohle ist dick und angeschwollen und bei einem Schnitte in dieselbe fließt aus ihr ein weißer, milchartiger Saft. Dieser Theil scheint aus kleinen Drüsen gleich den Bienenwärtchen zu bestehen; in dieser Bildung liegt auch die Ursache, warum sie während des Winters in ihrem Lager beständig an ihren Pfoten saugen.

Der Bär besitzt sehr gute Gesicht-, Gehör- und Tastsinne, wenn auch sein Auge im Vergleiche zu der Größe seines Körpers sehr klein, die Ohren kurz, die Haut dick und das Haar sehr reich sind. Er hat einen trefflichen Geruch und vielleicht schärfer und feiner als jedes andre Thier, denn die innere Fläche des Geruchsorgans besitzt eine ungemeine Ausdehnung. Man bemerkt auf derselben 4 Flächenreihen von knöchernen Lamellen, die durch 3 senkrechte Flächen von einander getrennt werden; auf diese Weise werden die Oberflächen, welche geeignet sind, die Eindrücke der verschiedenen Gerüche zu empfangen, auf außerordentliche Weise vermehrt. Wie der Mensch, besitzt er fleischige Arme und Beine; der Knochen der Ferse ist kurz und bildet einen Theil der Fußsohle; an den Hinterfüßen stehen 5 Zehen der Ferse gegen-

über, an den Vorderfüßen sind die Knochen der Mittelhand gleichmäßig, der Daumen ist aber nicht getrennt, der dickste Finger an dieser Art von Hand steht nach außen, wogegen er an der Hand des Menschen nach innen gerichtet ist; seine Finger sind dick, kurz und enge an einander gedrückt, und dies an den Händen, wie an den Füßen; die Klauen sind schwarz und bestehen aus einer gleichmäßigen sehr harten Masse. Er schlägt mit seinen Fäusten, wie der Mensch mit den seinigen; diese grobe Aehnlichkeit mit dem Menschen aber machen ihn nur noch unförmlicher und geben ihm über die andern Thiere keinen Vorzug.

„Hr. von Mushy, Artillerie-Major im Dienste der Generalstaaten, hat die Güte gehabt, mir einige Bemerkungen über Bären, welche in der Hausgenossenschaft aufgezogen waren, mitzutheilen; wir geben einen Auszug derselben.

„Zu Bern, wo man einige dieser Thiere füttert, hält man sie in großen viereckigen Gruben, in welchen sie herumgehen können; diese Gruben sind oben bedeckt und sowohl auf dem Boden als an den vier Seiten mit Sandsteinen ausgemauert. Ihre Lager sind am Boden der Grube ebenfalls unter der Erde ausgebaut und durch Mauern in zwei Theile abgesondert; man kann die äußern und innern Oeffnungen durch ein Eisengitter, was man wie ein Stadthor fallen läßt, verschließen. In der Mitte dieser Gruben liegen dicke Steine mit Löchern, in welchen man große Bäume aufrichten kann; überdies befindet sich in jeder Grube ein Trog, der immer mit Springbrunnenwasser angefüllt ist.

„Vor 31 Jahren brachte man aus Savoyen 2 braune, sehr junge Bären, von denen das Weibchen noch lebt, hieher; das Männchen fiel vor 2 Monaten von der Höhe des Baumes, der in der Grube steht und zerbrach sich das Kreuz. In einem Alter von 5 Jahren zeugten sie und seit dieser Zeit geziethen sie jährlich im Monate Juni in Brunst und das Weibchen warf immer im Anfang des Januar. Das erste Mal gebär es nur ein Junges und in der Folge bald eins, bald zwei, bald drei, doch niemals mehr und in den drei letzten Jahren warf es nie mehr als ein Junges. Der Wärter glaubt, daß das Weibchen noch lebt, (17. Oktbr. 1771) trächtig ist.

„Die Kleinen zeigen bei der Geburt ziemlich artige Gestalten, haben eine fahlgelbe Farbe, etwas Weiß um den Hals

und besitzen durchaus nicht die Mienen eines Bären; die Mutter beweist ihnen eine außerordentliche Sorgsamkeit. Während 4 Wochen haben sie die Augen geschlossen, sind anfangs kaum länger als 8 Zoll, doch 3 Wochen nachher haben sie schon 14 bis 15 Zoll von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzspitze und fast einen Zoll langes Haar. Sie besitzen dann eine beinahe runde Gestalt und die Schnauze erscheint im Verhältnisse des Körpers so stark zugespitzt, daß man sie nicht mehr erkennt. Später, wenn sie erwachsen sind, werden sie wablig, das Weiße verschwindet allmählig und ihre fahlgelbe Farbe wird braun.

„Wenn das Männchen und Weibchen in der Paarung begriffen sind, vollbringt das Männchen den Akt durch kurze aber sehr rasche Bewegungen, die etwa eine viertel Minute dauern. Hierauf ruht er zweimal so lange, ohne das Weibchen zu verlassen, aus; 3- bis 4mal wiederholt er dasselbe auf dieselbe Weise und badet sich nach vollbrachtem Zeugungsakte bis an den Hals in dem Wasserbehälter. Die Bären streiten sich manchmal heftig unter einem schrecklichen Gemurre; in der Brunstzeit hat das Weibchen gewöhnlich die Oberhand, weil der Bär es schont. Die Bärengruben, die ehemals in der Stadt sich befanden, wurden ausgefüllt und neue zwischen den Festungswerken und den Stadtmauern angelegt. Man mußte die beiden Bären auf einige Stunden trennen, um sie eins nach dem andern in die neuen Gruben zu bringen; als sie sich wieder zusammen fanden, richteten sie sich auf ihre Hinterfüße und umarmten sich feurig. Beim Tode des Männchens schien das Weibchen sehr traurig und wollte erst nach Verlauf von einigen Tagen Nahrung zu sich nehmen; diese Thiere werden aber nie zusammen leben, wenn sie nicht von der frühesten Jugend an vereint erzogen und einmal an dies gesellige Leben gewohnt, will das Ueberlebende keinen neuen um sich dulden.

„Die Bäume, welche man jährlich im Mai in die Gruben stellt, sind Lerchenbäume, auf welche die Bären gerne klettern; demungeachtet schlagen sie mitunter die Nester ab, besonders, wenn die Bäume eben gepflanzt worden sind. Man ernährt sie mit Roggenbrod, das man in große Stücke schneidet und in warmes Wasser tunkt. Sie fressen auch allerhand Früchte und wenn die Landleute unreife zum Markte bringen, werfen die Häcker auf Befehl der Polizeidie Waare den Bären vor.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß einige Bären Gemüse den Baumsrüchten vorziehen. Wenn das Weibchen im Begriffe ist, zu werfen, legt man eine Menge Stroh in seine Höhle, aus welchem es einen Schutzwall errichtet, und man trennt es vom Männchen aus Furcht, daß das letztere die Jungen auffressen möge; nach dem Wurf gibt man ihm eine bessere Nahrung als gewöhnlich. Man findet nie Fruchthüllen, was vermuthen läßt, daß die Mutter dieselben verschlingt. Man läßt die Jungen 10 Wochen bei der Mutter und ernährt sie einige Zeit nach der Trennung mit Milch und geröstetem Weißbrode.

„Das Bären-Weibchen, von dem wir sprechen, ward, weil man es für trüchtig hielt, wie gewöhnlich mit Stroh versehen; es machte sich ein Lager daraus und blieb 3 Wochen darauf liegen, ohne zu gebären. Zum letzten Male warf es im 31sten Jahre im Monate Januar 1771. Im folgenden Monate Juni ward es zwar nochmals gepaart, doch warf es im Januar 1772, wo es 32 Jahr alt war, nicht mehr. Es wäre zu wünschen, man ließe es bis zu dem Zeitpunkte leben, den die Natur ihrem Leben als Grenze gesetzt hat, um denselben kennen zu lernen.

„Im Jura-Gebirge, auf den Grenzen unsers Cantons, der Franche-Comté und des Landes von Ger gibt es braune Bären; steigen sie im Herbst in die Ebne herab, besuchen sie die Kastanien-Wälder und richten großen Schaden in denselben an. Hier zu Lande hält man das Gesicht des Bären für schwach, dagegen seinen Gehör-, Geruch- und Tastsinn für ausgezeichnet.“

In Norwegen sind die Bären in den Provinzen von Berghen und Drontheim häufiger als in den andern Theilen des Landes. Man unterscheidet dort zwei Rassen, von denen die eine bedeutend kleiner ist als die andre. Die Farben beider wechseln häufig; einige sind dunkelbraun, andre hellgrau, und es gibt selbst ganz weiße. Im Anfange des Octobers ziehn sie sich in ihre Höhlen oder Hütten, die sie selbst anlegen und worin sie ein Lager aus Laub und Moos bereiten, zurück. Da diese Thiere sehr zu fürchten sind, vor allem, wenn sie verwundet werden, jagt man sie nur in Gesellschaft und nicht unter 3 oder 4 Jägern; da überdies der Bär leicht die größten Hunde tödtet, bedient man sich zu seiner Jagd nur der klei-

nen, die ihm bequem unter den Leib schlüpfen und seine Zeugungs-Theile anpacken. Sobald er sich erschöpft fühlt, stellt er sich mit dem Rücken gegen einen Felsen oder Baum, rafft Rasenstücke und Steine auf, bewirft damit seine Feinde und empfängt gewöhnlich in dieser Stellung die Todeswunde.

In dem Thierzwinger von Chantilly haben wir einen amerikanischen Bären gesehn; seine Farbe war ein sehr schönes Schwarz, sein Haar weich, grad und lang wie das Haar des großen Sapaju (eine Art sehr kleiner Affen), den wir Coaita genannt haben. Zwischen dem amerikanischen und europäischen Bären fanden wir keinen andern Unterschied der Gestalt als die Form des Kopfes, der etwas länger, weil die Spitze der Schnauze nicht so platt ist, wie bei unsern Bären.

In dem Tagebuche der Reise des Hrn. Bartram findet sich eine Nachricht von einem amerikanischen Bären, der am Saint-John-Flusse in Ost-Florida getödtet wurde,

Dieser Bär, sagt der Bericht, wog nur 400 Pfund, obgleich der Körper von der Nasenspitze bis zum Schweife 7 Fuß in der Länge maß. Die Vorderfüße waren nur 5 Zoll breit; das Fett war 4 Zoll dick; man hat es ausgekocht und geschmolzen und 60 Pinten Pariser Maß Fett davon gewonnen.

Der Eisbär.

(*Ursus borealis. L'ours blanc.*)

Ein berühmtes Thier des entlegensten Nordens unsres Welttheiles ist der Eisbär. Martens und andre Reisende berichten über denselben; doch keiner von ihnen liefert eine hinreichend gute Beschreibung, um mit Bestimmtheit entscheiden zu können, daß die Art des Eisbären von der unsrer Bären verschieden sey; es scheint blos, daß man zu dieser Vermuthung berechtigt ist, wenn man alles, was sie über denselben berichtet, als wahr und genau annimmt; da wir aber überdies wissen, daß die Bären-Art in verschiednen Klimaten sich sehr verändert und daß es braune, schwarze, weiße und graue gibt, so fällt die Farbe als wesentliches Merkmal weg und die Benennung des weißen Bären ist mangelhaft, sobald die Art verschieden ist. Ich habe zwei kleine Bären, die aus

Rußland herübergebracht wurden, und ganz weiß waren, *) gesehen; doch gehörten sie ganz gewiß zu der Art unsrer Alpenbären. Diese Thiere weichen auch in Hinsicht der Größe beträglich von einander ab: da sie sehr lange leben und in den Gegenden, wo sie nicht beunruhigt werden und reichliches Futter finden, sehr groß und dick werden, ist auch das charakteristische Merkmal, was von der Größe hergenommen wird, zweideutig; man hat demnach keinen hinlänglichen Grund, den Eisbären für eine verschiedne Art auszugeben, bloß weil er weiß und größer als der gemeine Bär ist. Die Verschiedenheit in den Gewohnheiten scheint mir eben so wenig entscheidend zu seyn, als die der Farbe und der Größe. Der Eisbär nährt sich von Fisch, verläßt die Gestade des Meeres nicht, und hält sich häufig in offenem Wasser auf Eisschollen auf; berücksichtigt man aber, daß der Bär im Allgemeinen ein Thier ist, der alles frist und, wenn er ausgehungert ist, seine Nahrung nicht auswählt; bedenkt man überdies, daß der Bär das Wasser nicht fürchtet, so scheinen diese Gewohnheiten nicht so sehr verschieden, daß man auf eine verschiedne Art dieser Thiere schließen dürfe: denn der Fisch, von dem der Eisbär sich nährt, ist vielmehr Fleisch; es sind die Leichen von Wallfischen, Wallrossen, Robben, die ihm vorzüglich zur Nahrung dienen, und das in einem Lande, worin es keine andern Thiere, kein Korn und keine Früchte gibt und wo er folglich sein Leben nur durch Meer-Erzeugnisse fristen kann. Ist es nicht wahrscheinlich, daß, wenn man unsre Bären aus Savoyen auf die Berge von Spitzbergen verpflanzte, sie sich aus Mangel aller Nahrung auf dem Lande in das Meer stürzen würden, um dort ihr Futter zu suchen?

Da Farbe, Größe und Lebensweise nicht hinlangen, aus dem Eisbären eine verschiedne Art zu machen, so bleiben nur noch die verschiednen Merkmale der Gestalt übrig; nun be-

*) Ich habe nicht bloß in Rußland, sondern auch in Polen, Sibirien und selbst in der Tartarei weiße Landbären gefunden. Die Gebirge der großen Tartarei liefern weiße Bären in großer Menge, sagt der Verfasser des Berichts über die große Tartarei Seite 8; die Bergbären besuchen das Meer nicht und dennoch sind sie weiß; die Farbe scheint mir eher von der Verschiedenheit des Klimas, als von der des Elements, was die Thiere bewohnen, herzurühren.

schränkt sich aber alles, was die Reisenden über den Eisbären berichtet haben, darauf, daß er einen längern Kopf, einen längern Körper, längres Haar und einen weit härtern Schädel als unsre Bären habe. Sind diese Merkmale gehörig aufgegriffen worden, und sind diese Verschiedenheiten wirklich und bedeutend, so würden sie hinlänglich, den Eisbären für eine besondre Art zu erklären; ich weiß aber nicht, ob Martens richtig beobachtet und ob die andern, welche ihm ausgeschrieben, nicht übertrieben haben. „Diese weißen Bären, sagt er, sind durchaus anders gestaltet, als die unfrigen; sie besitzen einen langen Kopf, ähnlich dem eines Hundes und ebenfalls einen langen Hals; sie bellen fast wie unsre Hunde, sind überdies behender, flinker und schwächtiger als die andern Bären und beinahe von derselben Größe; ihr Haar ist lang und so zart wie Wolle. — Man sagt, daß die Landbären einen sehr weichen Schädel haben, dies ist aber bei den Eisbären völlig das Gegentheil; so kräftig auch die Keulenschläge, mit denen man ihren Kopf traf, seyn mochten, waren sie doch durchaus nicht betäubt davon, obwohl die Schläge hingereicht hätten, den Schädel eines Ochsen zu zerschmettern.“ In dieser Beschreibung ist zu bemerken: 1) daß der Verfasser die Eisbären nicht für größer als die Landbären ausgibt und man folglich das Zeugniß derer, welche sagen, daß die Eisbären bei 13 Fuß lang seyen, als verdächtig ansehen muß; 2) daß das wolkenweiße Haar kein Merkmal gewähret, was diese Bären wesentlich unterscheidet, denn ein Thier braucht nur öfter im Wasser sich aufzuhalten und sein Haar wird weicher und selbst dichter; man beobachtet denselben Unterschied zwischen den Land- und Wasser-Bibern; jene, welche mehr auf dem Lande als im Wasser wohnen, haben ein rauheres und schwächeres Haar. Was mich noch mehr vermuthen läßt, daß die andern Verschiedenheiten weder so merklich noch so scheinbar sind, als Martens behauptet, ist der Umstand, daß Dithmar Blesken in seiner Beschreibung von Irland von weißen Bären spricht und versichert, einen in Grönland tödten gesehen zu haben, der sich wie die andern Bären auf seinen Hinterfüßen emporrichtete, und in seinem Berichte ferner keines Umstandes erwähnt, der andeuten könnte, daß dieser Grönländische Bär nicht völlig ähnlich den andern Bären gewesen sey. Uebrigens geben sich diese Thiere nicht die Mühe, im Meere zu jagen,

sobald sie Beute auf dem Lande finden; sie fressen Rennthiere und andre Thiere, deren sie habhaft werden können, fassen selbst Menschen an und scharren Leichen aus; die Hungersnoth aber, worin sie sich oft in diesen unfruchtbaren Ländern und Einöden befinden, nöthigt sie, sich ans Meer zu gewöhnen; sie gehen ins Meer, um Robben, junge Wallrosse und junge Wallfische zu fangen; sie lagern sich auf dem Eise und erwarten dort ihren Fang, den sie kommen sehen und von Weitem beobachten können. So lange sie finden, daß ihr Stand ihnen reichliche Nahrung darbietet, verlassen sie denselben nicht, so daß sie sich selbst, wenn das Eis im Frühlinge aufbricht, mit den Schollen forttreiben lassen. Da sie aber das Land nicht wieder gewinnen und sie selbst die Eisscholle mit der sie schiffen, nicht auf lange Zeit verlassen können, so gehen sie auf dem Meere zu Grunde und die, welche mit dem Eise an die Küsten von Island oder Norwegen landen, sind in einem solchen Grade ausgehungert, daß sie sich über alles, was ihnen in den Weg kommt, herwerfen, um es zu verschlingen, und dies hat wahrscheinlich zu der Vergrößerung des Vorurtheils beigetragen, daß der Eisbär grimmiger und gefräßiger sey, als die andre Bärenart. Einige Schriftsteller haben sich sogar überredet, daß sie Amphibien wie die Robben (Seekälber) seyen und so lange als es ihnen angenehm sey, unter dem Wasser bleiben könnten; das Gegentheil ist aber augenfällig und wird selbst durch die Weise, wie sie gejagt werden, bewiesen; sie können nur eine kurze Zeit schwimmen und nicht weiter, als eine Stunde unausgesetzt laufen; man verfolgt sie in Schaluppen und zwingt sie durch Ermüdung; bräuchten sie nun nicht Athem zu schöpfen, würden sie untertauchen und in der Tiefe des Meeres ausruhen; allein im Falle sie untertauchen, geschieht dies nur für einige Augenblicke und aus Furcht zu erlaufen, lassen sie sich an der Oberfläche des Wassers tödten.

Die gewöhnliche Beute der weißen Bären sind Robben, die noch nicht stark genug sind, um Widerstand zu leisten; die Wallrosse aber, denen sie oft ihre Zungen rauben, verwunden sie mit ihren Hauern und treiben sie in die Flucht. Dasselbe thun die Wallfische; sie zerschmettern die Eisbären durch ihre Masse und jagen dieselben aus den Gegenden, wo sie wohnen; dennoch fangen sie oft junge Wallfische und verschlingen

sie. Alle Bären besitzen von Natur aus viel Fett, und die Eisbären; welche nur von Thieren leben, die mit einer großen Menge Del versehen sind, haben mehr Fett als die anderen; ihr Fett gleicht beinahe dem der Wallfische. Das Fleisch dieser Bären ist, wie man sagt, nicht übel zu essen und ihre Haut liefert ein sehr warmes und dauerhaftes Pelzwerk.

* Ich gebe hier die Abbildung eines weißen Eisbären, nach einer Zeichnung, die mir aus England von dem verstorbenen Hrn. Collinson übersandt worden ist. Im Falle die Zeichnung naturgetreu ist, scheint es gewiß zu seyn, daß der Eisbär sich von dem Landbären bedeutend unterscheidet. Vor allem ist sein Kopf im Vergleiche mit dem des gemeinen Bären so lang, daß er allein hinlänglich würde, eine besondere Art auszumachen und die Reisenden hatten Recht, zu behaupten, daß diese Bären ganz anders als die unsrigen gestaltet sind, daß sie einen weit längern Kopf und ebenfalls einen längeren Hals als die Landbären besitzen. Es scheint übrigens, daß in dieser Zeichnung des Eisbären die Füße sich von denen des Landbären in hohem Grade unterscheiden; die letzteren ähneln in gewisser Hinsicht der menschlichen Hand, während die Pfoten des Eisbären fast denen der großen Hunde oder der anderen fleischfressenden Thiere dieser Gattung gleichkommen. Aus einigen Berichten scheint es überdies hervor zu gehen, daß es Eisbären gebe, die von Körper weit größer sind, als die größten unsrer Landbären. Gerhard de Vera sagt mit Bestimmtheit, daß er einen dieser Bären getödtet und die Länge der abgelegerten Haut gemessen und sie 23 Fuß betragen habe. Man findet ebenfalls in den Sammlungen der Reisenden nach dem Norden, daß die Eisbären weit größer und grimmiger sind als die anderen; wahr ist es aber auch, daß in diesem Berichte bemerkt wird, daß, obwohl diese Bären ganz anders gebaut sind als die unsrigen, einen weit größern Kopf und Hals, einen schwächtern, geschmeidigern und behendern Körper besitzen, sie demungeachtet fast die Größe unserer Bären haben. Alle Reisenden stimmen in die Aussage überein, daß sie durch die ungemeine Härte ihres Schädels sich noch von dem gemeinen Bären unterscheiden; ihr Schädel ist in der That auch so fest, daß, wie stark auch die Keulenschläge seyn mögen, die man ihnen beibringt, sie doch nicht davon betäubt werden, wenn auch der Schlag kräftig genug war, um den Schädel

eines Ochsen, geschweige eines gemeinen Bären, zu zerschmettern. Die Reisenden berichten ebenfalls einstimmig, daß die Stimme dieser Meerbären eher dem Bellen eines heisern Hundes, als dem Geschreie oder vielmehr dem dumpfen Gemurre eines Landbären gleiche. Robert Lade versichert, daß in der Nähe des Rupper-Flusses 2 Eisbären von außerordentlicher Größe getödtet wurden und diese ausgehungerten und wilden Thiere wüthend die Jäger angegriffen und mehrere Wunden getödtet und 2 Engländer verwundet hätten. In der dritten Reise der Holländer nach dem Norden, Seite 34 und 35, ließt man, daß sie an der Küste von Nova-Zembla einen Eisbären tödteten, dessen Haut 13 Fuß in der Länge maß. Alle diese Gründe genau betrachtet, machen mich geneigt zu glauben, daß dieses, durch seine Grimmigkeit so berühmte Thier in der That zu einer weit größern Art, als die unsrer Landbären ist, gehört.

Der Biber.

(Castor, fiber. Le Castor.)

So sehr der Mensch sich über den Naturzustand erhoben hat, in gleichem Grade sind die Thiere unter denselben gesunken; unterwürfig und ins Joch der Sklaverei geschlagen oder als widerspenstige Unterthanen behandelt und durch die Gewalt zerstreut, sind ihre Gesellschaften vernichtet, ihre Betriebsamkeit unfruchtbar geworden und ihre schwachen Künste verschwunden; jede Art ist ihrer allgemeinen Eigenschaften verlustig gegangen und alle haben nur ihre persönlichen Eigenthümlichkeiten bewahrt, die bei den Einen durch Beispiel, Nachahmung, Zucht und bei den Andern durch die Furcht und Nothwendigkeit, worin sie sich befinden, stets für ihre Sicherheit zu sorgen, vervollkommnet worden sind. Welche Absichten, Endzwecke und Pläne mögen Sklaven ohne Seele, und Verbannte ohne Macht wohl hegen? Kriechen oder fliehen, ohne Unterbrechung ein einsiedlerisches Leben führen, nichts bauen, nichts erzeugen, nichts der Nachwelt übermachen, stets im Elende schmachten, immer tiefer sinken, sich fortpflanzen, ohne sich zu vermehren; mit einem Worte, durch die Fortdauer eben so viel und noch mehr zu verlieren, als sie durch die Zeit erworben hatten; dies ist das Loos der Thiere!

Daher finden sich auch nur einige Spuren ihrer wunderbaren Thätigkeit in den entfernten öden Gegenden, die eine Reihesfolge von Jahrhunderten hindurch den Menschen unbekannt waren, wo jede Art in Freiheit ihre natürlichen Gaben offen entwickeln und in Ruhe und durch den Zusammentritt zu dauerhaften Gesellschaften sie vervollkommen konnte. Vielleicht sind die Biber noch das einzige Beispiel, was wie ein altes Denkmal uns Kunde gibt von jener Einsicht der Thiere, die, wenn auch ihrem Ursprunge nach der Intelligenz des Menschen unendlich tief untergeordnet, doch gemeinschaftliche Entwürfe und gegenseitige Absichten voraussetzt; Entwürfe, die, weil sie die Gesellschaft zur Grundlage und zum Zwecke haben, einen Damm aufzuführen, ein Dorf zu bauen und eine Art von Staat zu gründen, ebenfalls voraussetzen, daß die Thiere auf irgend eine Weise sich verstehen und gemeinschaftlich handeln.

Die Biber, sagt man, sind unter den Vierfüßern, was die Bienen unter den Insecten sind. Welcher Unterschied! Es bestehen in der Natur, so wie sie auf uns gekommen ist, drei Arten von Gesellschaften, die man vorher genauer betrachten muß, ehe man sie vergleichen kann; die freie Gesellschaft des Menschen, von der, nächst Gott, seine ganze Macht abhängt; die beengte Gesellschaft der Thiere, stets auf der Flucht vor der des Menschen, und endlich die gezwungene Gesellschaft einiger kleinen Thiere, welche, alle an demselben Ort, in derselben Zeit das Tageslicht erblickend, genöthigt sind, dort zusammen zu bleiben. Ein Einzelwesen, für sich allein und wie es aus der Hand der Natur hervorgeht, genommen, ist nur ein unfruchtbares Wesen, dessen Betriebsamkeit sich bloß auf den einfachen Gebrauch seiner Sinne beschränkt. Der Mensch selbst, in seinem Naturstande, von allen Einsichten und aller Hülfe der Gesellschaft entblößt, schafft und baut nichts. Jede Gesellschaft hingegen, so zufällig und blind sie auch entstanden und seyn mag, wird nothwendig fruchtbar, sobald sie nur aus Wesen derselben Art besteht; die einfache Nothwendigkeit, sich zu suchen oder zu vermeiden, wird gemeinschaftliche Bewegungen hervorbringen, deren Ergebniß oft ein Werk seyn wird, was das Ansehn hat, als sey es mit Einsicht erdacht, fortgeführt und vollendet worden. So ist das Werk der Bienen, die an einem bestimmten Ort, in einem

Korbe oder in der Aushöhlung eines alten Baumes sich jede ihrer Zellen bauen; so ist das Werk der Fliegen von Cayenne, die nicht blos ihre Zellen, sondern selbst den Korb, in dem sie sich befinden, bauen, nur ein rein mechanisches Werk, das keine Einsicht, keinen gemeinschaftlichen Entwurf, keine allgemeine Absicht voraussetzt. Arbeiten, welche nur die Folge einer physischen Nothwendigkeit und das Ergebniß gemeinschaftlicher Bewegungen sind, werden zu allen Zeiten und an allen Orten auf dieselbe Weise und durch eine Menge ausgeführt, die nicht durch Wahl zusammen kam, sondern durch die Gewalt der Natur vereint wurde. Nicht die Gesellschaft ist also hier thätig, sondern allein die Zahl und dies ist eine blinde Macht, die man mit der Einsicht, die eine ganze Gesellschaft leitet, nicht vergleichen kann. Ich rede hier nicht von jenem reinen Lichte, von jenem göttlichen Strahle, der allein dem Menschen zu Theil geworden ist; die Viber sind gewiß, wie alle andre Thiere, seiner beraubt; da aber ihre Gesellschaft kein gezwungener Verein ist, im Gegentheil aus einer Art von Wahl entsteht und zum wenigsten eine allgemeine Mitwirkung, gemeinschaftliche Absichten bedingt, setzt sie doch mindesten einen Schein von Einsicht voraus, die, wenn auch ihrem Ursprunge nach sehr von der Intelligenz des Menschen verschieden, doch Wirkungen erzeugt, die ähnlich geüß sind, um sie, zwar nicht mit der entwickelten mächtigen Gesellschaft, wie sie bei von Alters her kultivirten Völkern besteht, doch mit der keimenden Gesellschaft bei wilden Nationen, welche allein mit Billigkeit mit der Thier-Gesellschaft verglichen werden kann, in Vergleich zu stellen.

Beschauen wir die Erzeugnisse der einen und der andern dieser Gesellschaften; betrachten wir, welche Ausdehnung die Kunst des Vipers hat und worauf sich die des Wilden begrenzt. Einen Ast abschlagen, sich eine Hütte bauen, sie zum Schutze mit Laubwerk bedecken, Moos oder Heu sammeln, um sich ein Lager daraus zu bereiten, sind Handlungen, welche dem Thiere wie dem Wilden eigenthümlich sind. Die Bären bauen sich Hütten, die Affen tragen Stöcke, mehrere andre Thiere bauen reinliche, bequeme, dem Wasser undurchdringliche Wohnungen. Einen Stein schleifen, um ihm eine Schneide zu geben, und sich ein Beil daraus zu machen, sich dessen bedienen, um Holz zu hauen und abzuschälen, seine Pfeile zu schärfen, ein Gefäß auszuhöhlen; ein Thier abledern, um sich

in seine Haut zu kleiden, die Sehnen herausnehmen, um daraus Bogensehnen zu machen, dieselben Sehnen an einen harten Dorn knüpfen, um sich beider als Nadel und als Garn zu bedienen, sind rein persönliche Handlungen, die der Mensch in der Einsamkeit sämmtlich vollbringen kann, ohne von andern unterstützt zu werden; Handlungen, die einzig von seiner Bildung abhängen, indem sie nichts weiter als den Gebrauch seiner Hand verlangen; aber einen großen Baum fällen und ihn fortbringen, ein Carbet (so heißt das große Zimmer in der Hütte eines Wilden auf den Antillen) errichten, ein Piroge (ein ziemlich großer Kahn, dessen die Wilden auf den Inseln der Südsee bei ihrer Entdeckung sich bedienten) anfertigen, sind hingegen Einrichtungen, die nothwendig eine gemeinschaftliche Arbeit und einen überdachten Entwurf voraussetzen. Diese Werke sind auch die einzigen Thaten der beginnenden Gesellschaft bei wilden Nationen, wie die Biber die Früchte einer vervollkommeneten Thiergesellschaft sind; denn man muß beachten, daß sie nur dann aus Bauen denken, wenn sie eine freie Gegend bewohnen und in voller Ruhe leben.

Es gibt Biber in Languedoc, auf den Inseln der Rhone; man trifft sie in größrer Anzahl in den nördlichen Gegenden von Europa an; da aber alle diese Länder bewohnt sind oder doch von den Menschen stark besucht werden, leben auch die Biber dort, wie alle andre Thiere, zerstreut, einsam, flüchtig oder in einem Erdhaue verborgen; nie sah man sie, sich vereinigen, versammeln, nie etwas gemeinschaftlich unternehmen oder bauen; dagegen hat man in jenen verlassenenen Gegenden, in welche der Mensch in Gesellschaft erst sehr spät drang und wo man früher nur dürftige Spuren des wilden Menschen erblickte, überall die Biber, in einen Verein vereint, eine Gesellschaft bilden sehen und sich nie erwehren können, ihre Werke zu bewundern. Wir werden uns bemühen, in dieser Hinsicht nur verständige, vorwurfslose Zeugen anzuführen und nur solche Thatfachen für gewiß auszugeben, in welche sie übereinstimmen; vielleicht weniger zur Bewundrung geneigt als einige unter ihnen, werden wir an Allem, was uns zu schwer zu glauben scheint, zweifeln und es kritisch untersuchen.

Alle stimmen überein, daß der Biber, weit entfernt ein ausgezeichnetes Uebergewicht über die andern Thiere zu besitzen, im Gegentheil in Betreff der bloß persönlichen Eigen-

schaften unter einigen derselben zu stehen scheine und wir sind im Stande, diese Thatsache zu bestätigen, indem wir im Besitze eines jungen Bibers sind, der uns aus Canada übersandt wurde und den wir seit einem Jahre aufziehen. Es ist ein ziemlich sanftes, ruhiges und zutrauliches Thier, ein wenig traurig, selbst ein wenig zur Klage geneigt, ohne heftige Leidenschaften, ohne starke Begierden, das sich wenig Bewegung macht, für nichts in der Welt aufgeregt wird, aber doch ernstlich von dem Verlangen nach Freiheit beseelt zu seyn scheint, indem es von Zeit zu Zeit die Thüre seines Gefängnisses bezagt, doch ohne Zorn und ohne Uebereilung, einzig in der Absicht, um eine Oeffnung drein zu machen und sich in Freiheit zu setzen; übrigens ist der junge Biber ziemlich gleichgültig, schließt sich nicht gern an, sucht nicht zu schaden und nur sehr wenig zu gefallen. Er scheint in Hinsicht der Fähigkeiten, die ihn beziehungsweise dem Menschen nähern können, unter dem Hunde zu stehn; er scheint weder zum Dienen noch zum Befehlen und selbst nicht einmal zum Umgange mit einem andern Thiergeeschlechte als dem seinigen geschaffen zu seyn; sein Gemüth, in sich verschlossen, zeigt sich nur vollständig im Verkehre mit seines Gleichen; allein besitzt er geringe, persönliche Betriebsamkeit, noch weniger Schlaueit und selbst nicht einmal Mißtrauen genug, um grobe Fallen zu vermeiden; weit entfernt, andre Thiere anzugreifen, weiß er nicht einmal sich selbst gut zu vertheidigen; er zieht die Flucht dem Kampfe vor, obwohl er grimmig und mit Erbitterung beißt, wenn ein Jäger ihn mit der Hand ergreift. Betrachtet man mithin dieses Thier in seinem Naturstande oder vielmehr in dem Stande der Einsamkeit und Zerstreuung, scheint es in Rücksicht der innern Fähigkeiten nicht über die andern Thiere sich zu erheben; es besitzt nicht mehr Geist als der Hund, nicht mehr Verstand als der Elephänt und nicht mehr schlaunen Scharfsinn als der Fuchs &c. Der Biber ist eher durch die Son-
 derbarkeiten seiner äußern Bildung als durch die hervortretenden Vorzüge seiner innern Eigenschaften bemerkenswerth. Unter den Vierfüßern besitzt der Biber allein einen platten, länglich runden, mit Schuppen bedeckten Schwanz, dessen er sich wie ein Steuerruder zur Richtung seines Schwimmens im Wasser bedient; er ist das einzige Thier, was Schwimmhäute an den Hinterpfoten hat, während die Vorderfüße, deren er sich wie

Hände, um die Nahrung in den Mund zu bringen, bedient, gespaltene Klauen besitzen; das einzige, was in den vordern Körpertheilen den Landthieren gleicht und zugleich in den hintern Theilen den Wasserthieren nahe kommt; es bildet die Mittelstufe, den Uebergang zwischen Vierfüßern und Fischen, wie die Fledermaus das Verbindungsglied zwischen Vierfüßern und Vögeln darstellt.

Diese Sonderbarkeiten aber würden eher Mängel als Vorzüge seyn, wenn das Thier es nicht verstünde, aus dieser Bildung, die uns so auffallend erscheint, Vortheile zu ziehen, die einzig in ihrer Art sind und es über alle andere Thiere erhebt.

Im Monate Juni oder Juli beginnen die Biber sich zu versammeln, um sich zu einer Gesellschaft zu vereinen; sie kommen Schaarenweise und von mehreren Seiten und bilden bald einen Trupp von 2 bis 300; der Sammelplatz ist gewöhnlich auch der Ort der Niederlassung und befindet sich auf dem Ufer eines Gewässers. Ist es ein ebnes Wasser, das, wie in einem See, immer dieselbe Höhe behält, geben sie sich die Mühe nicht, einen Damm aufzuwerfen; in fließenden Gewässern aber, welche steigen und fallen, wie in den Strömen, Flüssen, bauen sie eine Straße und bringen durch diese Einzäunung eine Art von Teich oder einen Wasserbehälter hervor, der beständig dieselbe Höhe hat. Der Damm geht wie eine Schleuse durch den Strom von einem Ufer zum andern; er hat oft eine Länge von 80 bis 100 Fuß und mißt unten an der Grundfläche 10 bis 12 Fuß in der Breite. Dieser Bau scheint für Thiere von ihrem Wuchse außerordentlich zu seyn und kann auch nur durch eine unendliche Arbeit ausgeführt werden. *) Die Dauerhaftigkeit aber, mit welcher das Werk gebaut ist, erregt noch ein größres Erstaunen als seine Größe. Die Stelle im Flusse, wo sie den Deich errichten, ist gewöhnlich nicht tief; steht am Gestade ein großer Baum, der ins Wasser fallen könnte, beginnen sie den Bau damit, den Baum zu fällen, um daraus den Hauptbestandtheil ihres Werkes zu machen. Dieser Baum ist oft dicker als der Körperumfang eines Menschen, sie sägen, nagen ihn am Fuße ab und ohne ein andres Werkzeug als

*) Die größten Biber wiegen 50 bis 60 Pfund und haben kaum von der Spitze der Nase bis zur Schwanzgrube 3 Fuß in der Länge.

ihre Schneidezähne beißen sie ihn in kurzer Zeit durch und lassen ihn auf die Seite fallen, welche ihnen beliebt, d. h. quer in den Fluß; hierauf sägen sie die Aeste des Wipfels des gestürzten Baumes ab, um ihn wagerecht zu legen und ihn überall gleichmäßig tragen zu lassen. Diese Arbeiten werden vereint vollbracht; mehre Biber benagen zusammen den Fuß des Baumes, um ihn zu fällen; mehre andre sägen die Aeste ab, wenn er gestürzt ist und wieder andre durchstreichen zu gleicher Zeit die Ufer des Flusses und schneiden kleinere Bäume, einige dick, wie ein Schenkel, andre wie ein Bein; sie zerstückeln dieselben und sägen sie bis zu einer gewissen Höhe ab, um Pfähle daraus zu machen; sie schleppen diese Holzstücke bis zum Ufer und lenken sie dann im Wasser bis zu ihrem Baue; sie bilden hierauf aus den Scheiten eine Art zusammengedrängtes Pfahlwerk, das sie noch tiefer in den Boden treiben, indem sie die Pfähle mit Zweigen durchflechten. Diese Arbeit setzt eine Menge überwundener Schwierigkeiten voraus; denn, um die Pfähle aufzurichten und fast in einer senkrechten Lage einzusetzen, müssen sie mit den Zähnen das dickere Ende gegen das Ufer oder gegen den Baum, der quer durch den Fluß liegt, lehnen und aufrichten, während andre zu gleicher Zeit auf den Grund des Wassers tauchen, um dort mit den Vorderfüßen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahles schieben, damit er aufgerichtet werden könne. Während die einen eifrig am Einpflanzen der Pfähle arbeiten, holen die andern Erde herbei, die sie mit ihren Vorderfüßen klein hacken und mit ihrem Schwanze fest schlagen; sie bringen dieselben mit ihrem Maule und mit ihren Vorderfüßen in so großer Menge nach ihrem Baue, daß sie alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks damit ausfüllen. Das Pfahlwerk besteht aus mehreren Reihen Pfähle, die alle gleich hoch und einer an den andern eingerammt sind; es erstreckt sich von einem Ufer des Flusses bis zum andern und ist überall ohne Lücken und fest gemauert. Die Pfähle sind nach der Seite des Wasserstromes vertikal eingetrieben; das ganze Werk hingegen hat seine Richtung nach der Seite, welche den Andrang des Wassers auszuhalten muß, so daß der Damm, welcher an seiner Grundfläche 10 bis 12 Fuß Breite hat, an der Spitze bis zu 2 oder 3 Fuß Dicke eingeengt ist; er besitzt mithin nicht blos jegliche erforderliche Ausdehnung und Festigkeit, sondern auch die

zweckmäßigste Gestalt, das Wasser zurückzuhalten, seinen Abfluß zu verhindern, seinem Drucke zu widerstehen und seine Strömung zu brechen. Oben am Damme, d. h. in dem Theile, wo er am wenigsten breit ist, bringen sie 2 oder 3 abschüssige Oeffnungen an, welche eben so viele Abzugskanäle sind, die sie, je nachdem das Wasser im Flußbette steigt oder fällt, weiter oder enger machen. Durchbrechen zu große und zu plötzliche Ueberschwemmungen ihren Damm an einigen Stellen, wissen sie den Schaden auszubessern und gehen, sobald das Wasser gefallen ist, von Neuem an die Arbeit.

Nach dieser Darstellung ihrer Arbeiten an einem öffentlichen Werke würde es überflüssig seyn, noch in das Einzelne ihrer besonderen Bauten zu gehen, wenn nicht die Naturgeschichte die Pflicht hätte, alle Thatfachen zu berichten und, wenn nicht dieses erste große Werk aufgeführt wäre, um ihre kleinen Wohnungen bequemer einzurichten; ihre Wohnungen sind Hütten oder vielmehr kleine Häuschen, welche auf ein Pfahlwerk hart am Ufer ihres Teiches erbaut sind; sie haben zwei Ausgänge, der eine führt nach dem Lande, der andere nach dem Wasser; die Gestalt dieser Behausung ist länglich rund oder rund; es gibt größere und kleinere von 4 oder 5 bis 8 oder 10 Fuß Durchmesser; man trifft auch mitunter welche an, die 2 bis 3 Stockwerke haben; die Mauern sind bis 2 Fuß dick; sie sind lothrecht auf das flache Pfahlwerk gebaut, was zu gleicher Zeit dem Hause zur Grundlage und zum Boden dient. Wenn die Wohnung nur ein Stockwerk hat, beträgt die grade Richtung der Mauern nur eine Höhe von einigen Fuß, von wo an sie die Krümmung eines Gewölbes nach einem eingedrückten Bogen annehmen; dieses Gewölbe schließt das Gebäude und dient ihm zur Decke; es ist dauerhaft gemauert und von innen und außen sauber bekleidet, gegen den Regen undurchdringlich und widersteht den heftigsten Winden; die Wände bestehen aus einer Art von Stuckarbeit, die so fein und so genau aufgelegt ist, daß man glauben sollte, sie sey ein Werk von Menschenhand; der Schwanz dient ihnen als Mauerfelle, um den Mörtel, den sie mit den Füßen klein hacken, aufzutragen. Sie verwenden an ihren Werken verschiedene Arten von Materialien, als Holz, Steine und eine Sandart, welche sich nicht mit dem Wasser vermischt; das Holz, was sie gebrauchen, ist fast immer leicht und weich, als Erlen, Pappeln, Weiden, die von

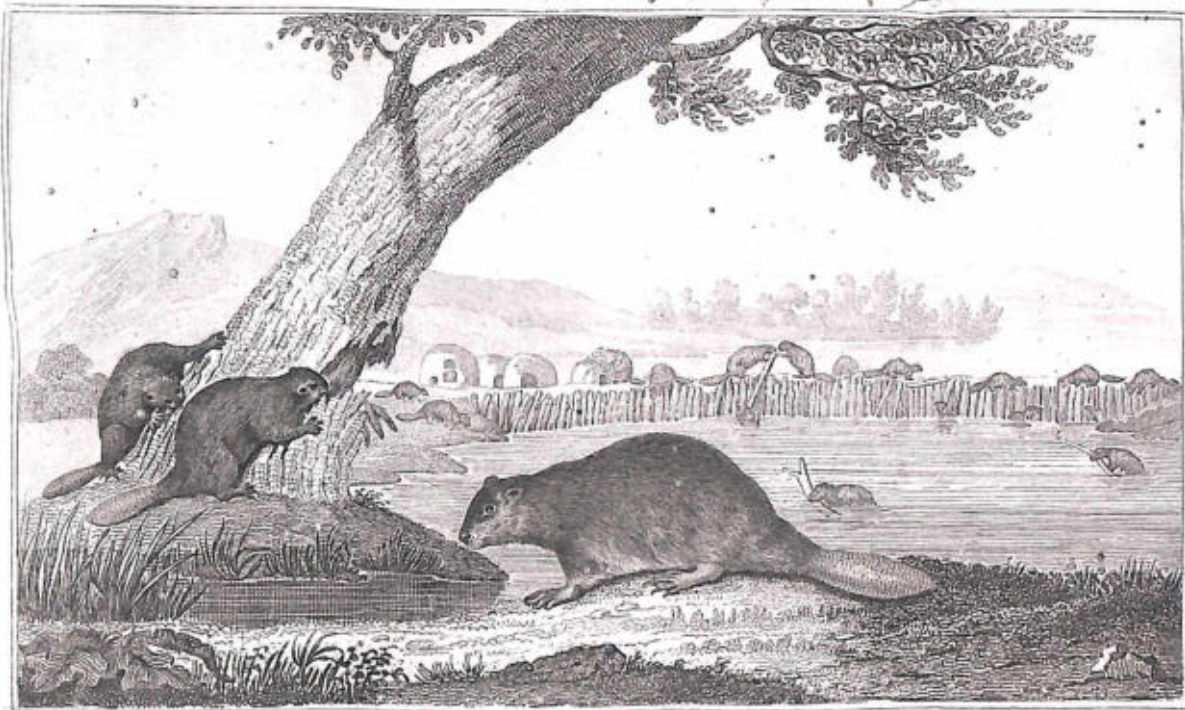
selbst an den Ufern der Flüsse wachsen und die leichter als Bäume, deren Holz schwerer und härter ist, abgeschält, durchgenagt und fortgebracht werden können. Haben sie einen Baum ausgewählt, verlassen sie ihn nicht eher, als bis er gefällt, zerstückelt und weggeschleppt ist; sie durchsägen den Baum immer einen oder einen halben Fuß von der Erde. Sie arbeiten sitzend und außer daß diese Stellung ihnen den Vortheil der Bequemlichkeit gewährt, haben sie noch das Vergnügen beständig Rinde und Holz zu nagen, deren Genuß ihnen sehr behagt, denn sie ziehen die frische Rinde, das weiche Holz den meisten Nahrungsmitteln vor; sie sammeln davon einen reichlichen Vorrath, um im Winter davon zu zehren; sie lieben das trockene Holz nicht. Im Wasser und in der Nähe ihrer Wohnungen schichten sie ihre Vorräthe auf; jede Hütte hat die ihrigen, welche mit der Anzahl der Bewohner, die alle ein gleiches Recht auf die Güter besitzen und nie das Eigenthum ihrer Nachbarn rauben, im Verhältnisse stehen; man hat Dörfer aus 20 bis 25 Hütten gesehen; diese großen Niederlassungen sind aber selten und diese Art von Staat ist weniger zahlreich an Einwohnern; am häufigsten besteht er nur aus 10 oder 12 Stämmen, von denen jeder sein Viertel, sein Magazin und seine abgesonderte Wohnung hat; sie dulden nicht, daß ein Fremder sich in ihren Bezirken niederlasse. Die kleinsten Hütten enthalten 2, 4, 6, und die größten 18, 20 und sogar, wie man sagt, 30 Viber; fast immer in gleicher Zahl, eben so viel Männchen als Weibchen; man kann daher auch bei einigem Abzuge rechnen, daß ihre Gesellschaft aus 150 oder 200 verbundenen Arbeitern zusammengesetzt ist, die Anfangs alle in Gemeinschaft wirkten, um das große öffentliche Werk auszuführen und dann in Abtheilungen thätig waren, um die besondern Wohnungen zu erbauen. So zahlreich auch die Gesellschaft der Viber seya mag, herrscht doch in derselben ein ungestörter Friede; die gemeinschaftliche Arbeit hat ihren Verein enger geknüpft; die Bequemlichkeiten, die sie sich verschafft, der Ueberfluß an Lebensmitteln, die sie zusammen gebracht haben und gemeinschaftlich verzehren, tragen zu seiner Erhaltung bei. Mäßige Begierden, einfache Neigungen, Widerwillen gegen Fleisch und Blut, entfernen von ihnen jeden Gedanken an Raub und Krieg; sie genießen alle Güter, die der Mensch nur mit seinen Wünschen erreicht. Freunde unter sich, wissen sie,

wenn sie einige äußere Feinde haben, ihnen zu entgehen; sie warnen sich gegenseitig und schlagen mit dem Schwanz so kräftig auf das Wasser, daß es fernhin durch alle Gewölbe ihrer Wohnungen wiederhallt; jeder von ihnen sucht dann seine Rettung, er taucht entweder im See unter, oder verbirgt sich in seinen Mauern, denen nur das Feuer des Himmels oder das Eisen des Menschen gefährlich ist und die zu öffnen oder umzustürzen kein Thier zu unternehmen wagt. Ihre Zuckstättten sind nicht bloß sehr sicher, sondern auch sehr reinlich und bequem; der Fußboden ist mit grünem Laub bedeckt und Zweige vom Buchsbaum und Fichten dienen zu Teppichen, auf denen sie nicht den geringsten Schmutz machen, noch leiden. Das Fenster nach der Wasserseite hin dient ihnen zum Altane, um sich in frischer Luft aufzuhalten und den größten Theil des Tages hindurch ein Bad zu nehmen; sie sitzen dort aufrecht, den Kopf und die vorderen Theile des Körpers erhoben und die Hintertheile ins Wasser getaucht. Das Fenster ist mit Vorsicht durchbrochen; die Oeffnung ist hoch genug, um nie vom Eise, das in dem Vaterlande der Biber oft 2 bis 3 Fuß dick friert, verschlossen zu werden; sie machen alsdann das Gesimse niedriger, schneiden die Pfähle, auf denen ihre Wohnung ruht, schräg ab und bahnen sich einen Ausgang bis ins Wasser. Dies flüssige Element ist ihnen so nothwendig oder scheint ihnen so viel Vergnügen zu gewähren, daß sie seiner nicht entbehren können. Sie gehn manchmal ziemlich weit unter das Eis; zu dieser Zeit fängt man sie leicht, indem man die Hütten angreift und zu gleicher Zeit in einiger Entfernung ein Loch ins Eis haut und sie an demselben erwartet, weil sie genöthigt sind, dahin zu kommen, um Athem zu schöpfen. Die Gewohnheit, ihren Schwanz und den untern Theil des Leibes beständig ins Wasser zu halten, scheint die Natur ihres Fleisches verändert zu haben; das der obern Theile des Körpers bis an die Lenden hat die Beschaffenheit, den Geschmack und die Consistenz des Fleisches der Land- und Lustthiere; das der Schenkel und des Schwanzes besitzt den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fisch-Fleisches. Ihr Schwanz, 1 Fuß lang, 1 Zoll dick und 5 bis 6 Zoll breit, ist selbst ein Glied, ein wahrer Theil vom Fische, der an den Körper eines vierfüßigen Thieres gefügt ist; er ist gänzlich mit Schuppen bedeckt und hat eine Haut, die vollkommen jener der großen

Fische gleicht; man kann die Schuppen mit einem Messer abfragen und nach ihrer Entfernung erblickt man noch ihren Eindruck auf der Haut, wie bei allen Fischen.

Im Anfange des Sommers versammeln sich die Biber; bringen den Monat Juli und August mit dem Baue ihres Deichs und ihrer Hütte hin; machen im September ihre Vorräthe von Rinde und Holz, freuen sich dann ihrer Arbeiten und genießen der häuslichen Behaglichkeit; es ist die Zeit der Ruhe, noch mehr, es ist die Zeit der Liebe. Unter sich genau bekannt, eins zum andern durch die Gewohnheit, durch die Freuden und Leiden einer gemeinsamen Arbeit mehr oder weniger angezogen, vereint nicht der Zufall oder die reine Naturnothwendigkeit jedes Paar; sondern Wahl und Neigung knüpfen das eheliche Band; den Herbst und Winter bringen sie zusammen hin, und sich gegenseitig genügend, verlassen sie sich selten; gemächlich hausend, verlassen sie nur ihre Wohnung, um angenehme und nützliche Spaziergänge zu machen; sie bringen frische Rinde, welche sie der trocknen oder der zu stark mit Wasser getränkten vorziehen, mit nach Hause. Die Weibchen, sagt man, tragen 4 Monate und werfen gegen Ende des Winters insgemein 2 oder 3 Junge. Die Männchen verlassen sie ungefähr zu dieser Zeit und gehn auf das Land, um die Annehmlichkeiten und Früchte des Frühlings zu genießen; von Zeit zu Zeit kommen sie in die Hütte zurück; doch verweilen sie daselbst nicht; die Mütter bleiben zu Hause, um ihre Jungen, die nach Verlauf von einigen Wochen ihnen folgen können, zu säugen, pflegen und zu erziehen; hierauf ist die Reihe an ihnen, zu lustwandeln, ihrer Erkräftigung in frischer Luft zu warten, Fische, Krebse, frische Rinde zu fressen und den Sommer im Wasser wie in den Gebüsch zu zubringen. Sie kommen erst im Herbst wieder zusammen, wenn keine Ueberschwemmungen ihren Damm oder ihre Hütten zerstört haben; in diesem Falle vereinen sie sich früher, um den Schaden auszubessern.

Einige Gegenden bewohnen sie vorzugsweise; nach mehrmal wiederholter Zerstörung ihrer Werke kamen sie doch alle Sommer zurück und bauten sie wieder auf, bis sie endlich, durch die Verfolgung ermüdet und durch den Verlust mehrerer ihrer Glieder erschöpft, den Entschluß faßten, ihren Aufenthaltsort zu verändern und sich weit in die tiefsten Einsamkeiten



DER BIBER.
Ordnung: Naget. Gattung: Biber. (Cuvier.)

zurück zu ziehen. Die Jäger jagen sie hauptsächlich im Winter, weil nur in dieser Jahreszeit ihr Pelz vollkommen gut ist und wenn nach Zerstörung der Niederlassungen es ihnen gelingt, eine große Menge derselben zu erlegen, erneuert sich die zu sehr gelichete Gesellschaft nicht wieder; die kleine Zahl der dem Tode oder der Gefangenschaft entronnenen zerstreut sich und wird landesflüchtig; ihr Genie, durch die Furcht niedergehalten, entwickelt sich nicht mehr; sie vergraben sich und alle ihre Talente in ein Erdloch, wo, bis zum Standpunkte der andern Thiere erniedrigt, sie ein furchtsames Leben führen, nur ihre dringendsten Bedürfnisse befriedigen, keine andern Thätigkeiten als ihre persönlichen ausüben und die geselligen Eigenschaften, die wir eben bewundert haben, spurlos und unwiederbringlich verlieren.

So staunenerregend und so wunderbar auch wirklich die Thatfachen, die wir eben über die Gesellschaft und die Arbeiten unsrer Biber berichtet haben, seyn mögen, wagen wir doch zu behaupten, daß an ihrer Wirklichkeit nicht zu zweifeln steht; alle Berichte, welche zu verschiednen Zeiten von einer großen Anzahl Augenzeugen abgestattet worden sind, kommen über alle Thatfachen, die wir aufgeführt haben, überein und wenn unsre Beschreibung von der Berichterstattung einiger unter ihnen abweicht, so geschieht dies nur in solchem Punkte, wo, wie es uns schien, sie das Wunderbare zu stark aufgetragen haben, über das Wahre und selbst mitunter über alle Wahrscheinlichkeit hinaus gegangen sind; denn man hat sich nicht bloß mit der Behauptung begnügt, daß die Biber gesellige Sitten und augenscheinliche Anlagen zur Baukunst haben, sondern man hat sogar versichert, daß man ihnen allgemeine Ideen von Verwaltung und Regierung nicht absprechen könne; bei einmaliger Bildung ihrer Gesellschaft wüßten sie die Fremden und Reisenden zu Sklaven zu machen, bedienten sich derselben zum Erdtragen, Holzschleppen; auf dieselbe Weise behandelten sie die Faulen unter sich, die nicht arbeiten wollen und die Alten, die nicht arbeiten können: sie würfen dieselben auf den Rücken, bedienten sich derselben als Fuhrer, um ihre Materialien fortzuschaffen. Ferner wird berichtet, daß diese Republikaner sich nur in ungleicher Zahl versammeln, damit eine Stimme vorhanden sey, welche in ihren Berathungen den Ausschlag gebe; die ganze Gesellschaft einen Vorführer, jeder Stamm seinen Aufseher

habe, Wachen für die allgemeine Sicherheit ausgestellt werden; daß sie, verfolgt, nie verfehlen, sich die Hoden auszureißen, um die Habgierde der Jäger zu befriedigen, und sich so verstümmelt zeigen, um Gnade vor ihren Augen zu finden ²⁰). So weit wir auch davon entfernt sind, Fabeln Glauben beizumessen oder Uebertreibungen für ausgemachte Thatsachen anzunehmen; eben so schwierig scheint es uns aber auch, bestätigten, wiederholten und an sich gewissen Thatsachen den Glauben zu verweigern. Tausendmal hat man ihre Werke gesehn, wieder beobachtet, zerstört, vernichtet; man hat sie ausgemessen, gezeichnet, abgebildet und was endlich gar keinen Zweifel mehr aufkommen läßt und dessen Beweiskraft weit stärker ist, als die frühern Zeugnisse, ist der Umstand, daß wir Zeugnisse der neuern und neuesten Zeit besitzen, daß noch gegenwärtig ihre sonderbaren Bauten vorhanden sind, welche, wenn auch weniger häufig als in der ersten Zeit der Entdeckung von Nordamerika, dennoch in so großer Anzahl gefunden werden, daß alle Missionäre, alle Reisenden und alle Neuern, die tiefer in die nördlichen Gegenden Amerikas gedrungen sind, versichern, auf dieselben gestoßen zu seyn.

Alle stimmen auch dahin überein, daß es, außer den Bibern, die in Gesellschaft leben, überall in demselben Himmelsstriche einsame Biber gebe, die, wie sie sagen, ihrer Fehler wegen aus der Gesellschaft gestossen worden sind, keinen Theil an den Vortheilen derselben, weder Haus noch Vorrathskammer haben und wie die Dachse in einem Loch unter der Erde hausen; man hat diese einsiedlerischen Biber Erdbiber genannt; sie sind leicht zu erkennen; ihr Pelz ist schmutzig und ihr Haar auf dem Rücken durch das Reiben in der Erde abgeschabt; sie halten sich wie die andern gern an den Ufern des Flüsse auf, wo einige sich sogar eine Grube von einigen Fuß Tiefe graben, um darin einen kleinen Teich zu bilden, der bis an die Oeffnung ihres Erdlochs geht, manchmal über 100 Fuß lang ist und immer steigt, damit sie sich, während den Ueberschwemmungen in dem Grade, als das Wasser schwillt, nach der Höhe zurückziehen können; doch wohnen auch welche von diesen einsiedlerischen Bibern in großer Entfernung vom Wasser landeinwärts. Alle

²⁰) Man sehe Elian und alle Alten, mit Ausnahme des Plinius, der diese Thatsache mit Recht verwirft.

unsre europäischen Viber sind Erdbiber und Einsiedler, deren Pelz bei Weitem nicht so schön ist, als bei den Vibern, die in Gesellschaft leben. Alle unterscheiden sich in der Haarfarbe nach dem Klima, das sie bewohnen. In den entlegensten Gegenden des Nordens sind sie alle schwarz und dies sind die schönsten; unter den schwarzen Vibern finden sich mitunter weiße, oder weiße mit Grau oder Roth auf dem Kreuze und dem Rücken gemischt. Je mehr man sich vom Norden entfernt, desto heller und gemischter wird ihre Farbe; im nördlichen Theile von Canada sind sie kastanienbraun, roßkastanienfarbig im südlichen und gelb oder strohfarbig bei den Illinois. Man findet in Amerika Viber vom 30sten Grade nördlicher Breite bis zum 60sten und drüber hinaus; gegen Norden sind sie sehr häufig und nehmen immer mehr an Zahl ab, je mehr man nach Süden kommt; dasselbe Verhältniß besteht auf dem alten Festlande; in Menge findet man sie nur in den nördlichen Ländern und sie sind sehr selten in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Egypten. Die Alten kannten sie und die Religion der Magier verbot sie zu tödten. An den Gestaden des Pontus Euxinus waren sie häufig, weshalb sie auch den Namen *canis ponticus* (Pontischer Hund) erhielten; wahrscheinlich aber genossen die Thiere an diesen Meeres-Gestaden, die seit undenklichen Zeiten von Menschen stark besucht wurden, keiner hinreichenden Ruhe; denn keiner der Alten spricht von ihren Gesellschaften und gemeinschaftlichen Arbeiten. Elian vor allen, der eine so leichtgläubige Schwäche für das Wunderbare zeigt und der, wie ich glaube, zuerst niedergeschrieben hat, daß der Viber sich die Weisen ausreißt, um sie von dem Jäger auflesen zu lassen, würde nicht ermangelt haben, von den Wundern ihres Freistaates zu sprechen und ihre Gaben und Anlagen zur Baukunst zu übertreiben. Würde Plinius, dessen stolzer, trübsinniger und erhabener Geist stets den Menschen verachtet, um die Natur zu erheben, sich das Vergnügen versagt haben, die Werke des Romulus mit den Arbeiten der Viber zu vergleichen? Es scheint mithin gewiß zu seyn, daß keiner der Alten ihre Bau-Betriebsamkeit gekannt habe. Obwohl man in den lehtern Jahrhunderten in Norwegen und in den nördlichsten Ländern Europas Hüttenbiber angetroffen hat und es sehr wahrscheinlich ist, daß die Viber im Alterthume eben so gut gebaut haben, als die jetzigen;

kann man sich doch nicht wundern, daß die Alten ihrer keine Erwähnung thura, da die Römer nie bis in diese Länder vorgebrungen sind.

Mehre Schriftsteller haben behauptet, daß der Biber nicht auf dem Lande und ohne Wasser leben könne, da er ein Wasserthier sey. Diese Meinung ist irrig, denn der Biber, der noch lebend in unserm Besitze ist, kannte das Wasser noch nicht, als er uns überbracht wurde; er war ganz jung in Canada aufgefangen und stets in unserem Hause aufgezogen worden; er fürchtete anfänglich das Wasser und weigerte sich, hinein zu gehn; als man ihn aber einmal in ein Brunnenbecken getaucht und einige Zeit mit Gewalt im Wasser zurückgehalten hatte, befand er sich nach Verlauf von einigen Minuten so wohl in demselben, daß er nicht mehr hinaus wollte; wenn man ihn frei laufen ließ, kehrte er später sehr häufig von selbst dahin zurück; er wälzte sich auch im Rothe und auf feuchtem Pflaster. Eines Tages entwischte er und stieg eine Kellertreppe in die Gewölbe der Steingruben, die sich unter dem Boden des königlichen Gartens befinden, hinab; er entfernte sich ziemlich weit, indem er durch die Wasser-Pfähle, die auf dem Grunde der Steinbrüche verhanden sind, schwamm; sobald er aber das Jackel-Licht, mit dem wir ihn suchten, erblickte, kam er zu denen, welche ihn lockten, zurück und ließ sich leicht fangen. Er ist zutraulich ohne einschmeichelnd zu seyn; er fordert von denen, die am Tische sitzen, zu essen; seine Bitten bestehen in einem kurzen klagenden Ton und in einigen Bewegungen mit der Hand; sobald man ihm ein Stück gegeben hat, trägt er es fort und verbirgt sich, um es mit aller Bequemlichkeit zu essen. Er schläft häufig und ruht auf dem Bauche; er frist alles, ausgenommen Fleisch, das er sowohl gekocht als roh beständig verschmährt; er benagt alles was er findet, Stoffe, Möbel, Holz und man war genöthigt, die Tonne, in welche er gesetzt wurde, mit einer doppelten Blechlage zu versehen.

Die Biber haufen mit Vorliebe an den Ufern von Seen, Flüssen und andern süßen Gewässern; doch finden sie sich auch am Meeresgestade vor, doch dies besonders in den nördlichen Meeren und vor allem in den binnenländischen Buchten, in welche sich große Ströme münden und die Gewässer wenig salzig sind. Sie sind Feinde der Fischotter; sie vertreiben sie

und erlauben ihr nicht, in den Wassern, worin sie sich aufhalten, zu erscheinen. Der Pelz des Bibers ist noch schöner und stärker behaart als das Kleid der Fischotter; er besteht aus zwei Haarsorten; die eine kürzer aber dichter, fein wie Flaum und dem Wasser undurchdringlich, liegt unmittelbar auf der Haut, die andre ist länger, fester, glänzender, aber feltner, bedeckt das erste Kleid und dient ihm so zu sagen zum Ueberrocke, schützt es vor Schmutz, Staub und Koth; dies zweite Haar hat nur wenig Werth und nur das erste wird in den Manufakturen verwandt. Die schwärzesten Pelze sind gewöhnlich am reichsten behaart und dem zufolge am geachteten; die Pelze der Erdbiber sind weit geringer als die der Hüttenbiber. Im Sommer mausern die Biber, wie alle andre vierfüßige Thiere und die Pelzwerke derjenigen, welche in dieser Jahreszeit gefangen werden, haben nur einen kleinen Werth. Das Fell der weißen Biber wird seiner Seltenheit wegen geschätzt und die vollkommen schwarzen sind fast eben so selten als die weißen.

Außer dem Pelzwerke, das Kostbarste, was der Biber liefert, gewährt er noch einen Stoff, von dem man großen Gebrauch in der Arzneikunde gemacht hat. Dieser Stoff, den man Castorium (Bibergeil) genannt hat, ist in zwei großen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Bibers ansahen; wir werden weder die Beschreibung noch die Anwendung derselben, weil man sie in allen Arzneimittellehren findet, mittheilen. *) Die Wilden, sagt man, gewinnen aus dem Schwanz des Bibers ein Oel, das sie als örtliches Mittel gegen verschiedene Leiden anwenden. Das Fleisch des Bibers, wenn auch fett und zart, besitzt doch immer einen bittern, unangenehmen Geschmack; man versichert, daß seine Knochen ungemein hart sind; wir hatten keine Gelegenheit, die Wahrheit dieser Thatsache zu erforschen, indem wir nur einen jungen Biber zergliedert haben. Seine Zähne sind sehr hart und so schneidend, daß sie den Wilden als Messer zum Zerschneiden, Aushöhlen und Glätten des Holzes dienen. Sie kleiden

*) Man behauptet, daß die Biber die Flüssigkeit aus den Blasen fließen lassen, indem sie die Blasen mit dem Fuße drücken; daß der Bibergeil ihnen Ekstase verursache, wenn sie Abneigung zu essen fühlen und die Wilden ihre Lockspeisen für die Biber damit reiben. Gewiß scheint es zu seyn, daß der Biber sich dieses Castors bedient, um sein Haar damit anzufetten.

sich in Biberfelle und tragen sie im Winter das Haar nach innen gefehrt. Diese vom Schweisse der Wilden getränkten Felle nennt man fette Biberpelze, die ihre Anwendung nur bei den größten Arbeiten finden.

Der Biber bedient sich seiner Vorderfüße wie Hände mit einer Geschicklichkeit, welche zum wenigsten der des Eichhörnchens gleichkommt; die Finger derselben sind gut gespalten und getrennt, während die Zehen der Hinterpfoten durch eine starke Haut verbunden werden; sie dienen ihm als Flossfedern und erweitern sich wie bei der Gans, mit deren Gänge auf dem Lande der Biber auch eine Aehnlichkeit hat. Er schwimmt weit besser, als er läuft; da er viel kürzere Vorder- als Hinterfüße hat, geht er immer mit gesenktem Kopfe und mit gekrümmtem Rücken. Er hat sehr gute Sinne, einen scharfen und selbst sehr empfindlichen Geruch; es scheint, daß er weder Schmutz noch übel riechende Ausdünstungen vertragen kann; wenn man ihn zu lange im Gefängnisse zurückhält und er genöthigt ist, sich daselbst zu entleeren, legt er seinen Koth in die Nähe der Thürschwelle und wirft ihn heraus, sobald die Thür geöffnet wird. Dieser Hang zur Sauberkeit ist ihnen natürlich und unser junger Biber unterließ nie auf diese Weise seinen Aufenthaltsort zu reinigen. In einem Alter von einem Jahre zeigte er Zeichen von Brunst, was vermuthen läßt, daß er während diesem Zeitraume den größten Theil seines Wachsthumes zurückgelegt hatte; seine Lebensdauer kann mithin nicht sehr lang seyn und es ist vielleicht zu viel, sie bis auf 15 oder 20 Jahre auszudehnen. Unser Biber war für sein Alter sehr klein und dies kann nicht in Erstaunen setzen, denn fast von seiner Geburt an war er dem Zwange unterworfen, ward, wenn man sich so ausdrücken darf, auf dem Trocknen aufgezogen und kannte bis zum Alter von 9 Monaten noch nicht das Wasser; er konnte daher, wie die andern, welche der Freiheit und dieses Elements, was ihnen fast eben so nothwendig zu seyn scheint, als der Genuß des Landes, sich erfreuen, weder wachsen noch sich entwickeln.

Wir haben gesagt, daß der Biber ein beiden Welttheilen gemeinschaftliches Thier sey; er findet sich in der That eben so häufig in Sibirien als in Canada. Man zähmt sie leicht, lehrt sie selbst Fische fangen und nach Hause bringen. Hr. Kalm versichert diese Thatsache.

DER WASCHBÄR.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Plattfusstreter. Gattung: Waschbar. (Canis.)

Pl. 47



DER KRABBEINFRESSER.

Ordnung: Pedimanen. Gattung: Opossum.

„Ich habe, sagt er, in Amerika so zahme Biber gesehen, daß man sie auf den Fischfang aussandte und sie die Beute ihrem Herrn nach Hause brachten. Auch sah ich dort einige Fischottern, die so sehr an die Hunde und ihre Herren gewohnt waren, daß sie ihnen folgten, sie in den Nachen begleiteten, ins Wasser sprangen und einen Augenblick darauf mit einem Fische wieder auftauchten.“

Wir sahen, sagt Hr. Gmelin, in einer kleinen sibirischen Stadt einen Biber, den man in der Stube aufzog und mit dem man machen konnte, was man wollte; man versicherte mich, daß dieses Thier mannigmal sehr weite Reisen unternahme, den andern Bibern ihre Weibchen entführe, sie mit nach Hause bringe und nach Verlauf der Brunnzeit sie allein ziehen lasse, ohne sie zu begleiten.

Der Raton oder der Waschbär.

(Ursus lotor. Le raton.)

Wenngleich mehre Schriftsteller das Thier, von dem hier die Rede ist, unter dem Namen Coati aufgeführt haben, glaubten wir doch, die Benennung annehmen zu müssen, welche ihm in England beigelegt worden ist, um jede Zweideutigkeit zu entfernen und ihn eben so wenig mit dem wahren Coati, dessen Beschreibung wir in einem nachfolgenden Artikel geben werden, als mit dem Coati-Mondi zu verwechseln, obwohl der letzte uns nur eine Spielart des Coati zu seyn scheint.

Der Waschbär, den wir lebendig besaßen und länger als ein Jahr aufbewahrten, hatte die Größe und die Gestalt eines kleinen Dachs, besaß einen kurzen und dicken Körper, ein weiches, langes und dichtes Haar, was schwärzlich an der Spitze und grau unterhalb derselben war, einen Kopf, wie der Fuchs, aber runde, weit kürzere Ohren, große grüngelbliche Augen, einen schwarzen Streif, der quer über die Augen lief, eine schwächliche Schnauze, eine etwas zurückgebogene Nase, die Oberleiste über die untere hervorstehend, Zähne wie der Hund, 6 Schneide- und 2 Hundszähne im Ober- und Unterkiefer, einen dichtbehaarten Schweif, der zum wenigsten so lang wie sein Körper und in seiner ganzen Ausdehnung abwechselnd mit schwarzen und weißen Ringen versehen war; weit kürzere Vorderfüße als die hintern und 5 Finger an allen Pfoten, die mit starken und scharfen Klauen versehen waren; die Hin-

terfüße ruheten so stark auf der Ferse, daß das Thier sich empor richten und seinen Körper in einer vorwärts gerichteten Lage erhalten konnte. Er bedient sich der Vorderfüße, um die Speisen nach dem Munde zu bringen; da aber seine Finger wenig Beweglichkeit besitzen, kann er nichts mit einer Hand fassen; er gebraucht beide zu gleicher Zeit und fügt sie an einander, um das, was man ihm gibt, zu ergreifen. Zwar ist er dick und unterseht, doch ist er sehr behende; seine Klauen, spitz wie Nadeln, machen es ihm leicht, Bäume behende hinauf zu klettern, er steigt flink bis in die äußerste Spitze und läuft eben so gewandt bis zum äußersten Ende der Aeste, er geht immer sprungweise, macht eher Bocksprünge, als daß er schreitet und seine Bewegungen, obwohl schief, sind immer rasch und behende.

Dies Thier ist in den mittäglichen Gegenden Amerika's einheimisch; man findet es nicht im alten Welttheile; zum wenigsten erwähnen die Reisenden, welche über die Thiere Afrikas und Ostindiens berichtet haben, dessen nicht; es ist hingegen in dem heißen Klima Amerika's sehr häufig und besonders in Jamaica, wo es die Berge bewohnt und von ihnen herab kommt, um Zuckerrohr zu fressen. Man findet es nicht in Canada, noch in den andern nördlichen Gegenden dieses Festlandes; inzwischen fürchtet es doch die Kälte nicht außerordentlich. Hr. Klein erzog eins in Danzig und das unsrige brachte eine ganze Nacht mit den Füßen im Eise zu, ohne daß es sich unbehaglich fühlte.

Jedes Futter tauchte es in Wasser oder vielmehr es weichte dasselbe mit Wasser ein; es warf sein Brod in seine Wasserschüssel und zog, im Falle es nicht sehr hungrig war, dasselbe nicht eher wieder heraus, als bis es wohl durchgeweicht war; setzte ihm aber der Hunger sehr zu, fraß es sein Brod trocken und so wie man es ihm gab. Es stöberte überall herum, fraß von Allem, rohes und gekochtes Fleisch, Fisch, Eier, lebendes Geflügel, Korn, Wurzeln u., verzehrte allerhand Insekten, liebte die Spinnenjagd und, strich es frei im Garten herum, fing es Schnurken, Maikäfer, Würmer. Es liebte Zucker, Milch und die andern milden Nahrungsmittel vor allen Speisen, mit Ausnahme der Früchte, denen es Fleisch und besonders Fisch vorzog. Um seine Bedürfnisse zu verrichten, entfernte es sich. Uebrigens war es zutraulich, selbst einschmei-

schelnd, sprang an die Menschen heran, die es liebte, spielte gern und mit vieler Anmuth, war leicht, behende und immer in Bewegung; mir schien es viele Aehnlichkeit mit dem Maki (eine Halb-Affenart) zu haben und einiges von den Eigenschaften des Hundes zu besitzen.

Hr. Blanquart des Salines schrieb mir aus Calais den 29. Oktober 1775 in Betreff dieses Thieres Folgendes:

„Mein Waschbär lebte, bevor er mir gehörte, immer an der Kette; er zeigte sich ziemlich sanft, wenn auch wenig einschmeichelnd. Die Bewohner des Hauses behandelten ihn zwar alle auf dieselbe Weise; er machte aber einen Unterschied zwischen ihnen; was ihm an dem einen gefiel, war ihm an dem andern zuwider und nie wechselte er in seiner Neigung.

(Dasselbe haben wir am Surikate [eine kleine niedliche Marmelthierart in Surinam] beobachtet.)

„Seine Kette zerriß einige Male und die Freiheit machte ihn ausgelassen; er bemächtigte sich einer Stube und duldete nicht, daß man hineinkam, und nur mit Mühe brachte man ihn in seine alten Bande zurück. Seit seinem Aufenthalte bei mir ward seine Sklaverei häufig unterbrochen. Ohne ihn aus dem Gesichte zu verlieren, ließ ich ihn mit seiner Kette lustwandeln und jedesmal drückten tausend Artigkeiten mir seinen Dank aus; dies ist aber nicht der Fall, wenn er sich selbst in Freiheit setzt; alsdann streicht er 3 bis 4 Tage auf den Dächern der Nachbarschaft herum, kommt des Nachts in die Höfe, dringt in die Hühnerschläge, erwürgt das Geflügel, frist ihm den Kopf ab und verschont vor andern die Perlhühner nicht. Seine Kette machte ihn nicht milder, sondern nur vorsichtiger; er wandte dann List an, machte die Hühner mit sich vertraut, ließ sie an seinem Futter Theil nehmen und erst, nachdem er ihnen die größte Sicherheit eingeflößt hatte, packte er eins und zerriß es. Einige junge Katzen erlitten von ihm dasselbe Schicksal.

„Dies Thier, so leicht es auch ist, bewegt sich doch immer nur in schiefer Richtung und ich zweifle, daß er andre Thiere im Laufe einfangen kann. Auf eine bewundernswürdige Weise öffnet er die Auster; es langt hin, das Gewinde zu öffnen und seine Pfoten thun das Uebrige. Er muß einen trefflichen Tastsinn besitzen. Zu seinen kleinen häuslichen Ver-

richtungen bedient er sich selten des Gesichts oder des Geruchs; hat er z. B. eine Auster, legt er sie unter seine Hinterpfoten und sucht dann mit den Vorderpfoten, ohne darauf zu blicken, die schwächste Stelle am Gehäuse, schiebt dort seine Klauen ein, bricht die Schalen auf und reißt das Thier stückweise heraus, ohne auch nur eine Spur davon zurückzulassen und ohne bei diesem Geschäfte den geringsten Gebrauch von seinen Augen oder seiner Nase, die er fern hält, zu machen.

„Der Waschbär ist zwar gegen empfangene Liebkosungen nicht sehr dankbar, dagegen ist er aber sehr empfindlich für üble Behandlung. Ein Hausknecht hatte ihm eines Tages einige Peitschenhiebe gegeben; vergebens hat der Mann nach dieser Zeit gesucht, sich mit ihm auszuföhnen; weder Gießen noch Seeheuschrecken, köstliche Gerichte für dies Thier, vermochten ihn je zu beruhigen. Bei der Annäherung seines Feindes geräth er in eine Art von Wuth, seine Augen blihen, er springt auf ihn zu, stößt Schmerzensschreie aus und verschmäht alles, was man ihm hinreicht, bis sein Feind sich entfernt. Sein Sprungschrei ist bemerkenswerth. Man glaubt bald das Pfeifen eines Courlis (Brach- oder Wettervogel) und bald das heisse Bellen eines alten Hundes zu vernehmen.

„Wenn er von Jemanden geschlagen oder von einem Thiere angegriffen wird, was er für stärker hält, leistet er keinen Widerstand. Aehnlich dem Igel verbirgt er Kopf und Pfoten, und ballt seinen Körper kugelförmig zusammen; keine Klage entschfährt ihm und er würde in dieser Lage sich tödten lassen.

„Ich habe bemerkt, daß er in seinem Käfige weder Stroh noch Heu leidet; er zieht es vor, auf dem bloßen Holze zu schlafen. Gibt man ihm Streu, entfernt er es auf der Stelle. Ich habe nicht beobachtet, daß er gegen Kälte empfindlich war. Von 3 Wintern war er 2 hindurch allen Unbilden der Witterung ausgesetzt; ich habe ihn ohne Obdach, mit Schnee bedeckt, gesehen und er befand sich sehr wohl. — Ich glaube nicht, daß er sonderlich die Wärme sucht; während der letzten Fröste ließ ich ihm lauwarmes und eiskaltes Wasser vorsehen, um seine Nahrungsmittel darin zu erweichen; das letztere zog er fortwährend vor. Es stand ihm frei, die Nächte im Stalle zuzubringen und oft schlief er in einer Ecke meines Hofes.

„Der Mangel an Speichel oder die geringe Menge desselben ist, wie ich glaube, der Grund, warum der Waschbär

seine Nahrung vom Wasser durchdringen läßt; frisches und blutendes Fleisch feuchtet er nicht an und nie hat er eine Pfirsich oder eine Weintraube naß gemacht; dagegen wirft er alles, was trocken ist, in seinen Wasserkümp. Kinder gehören unter die Gegenstände seines Hasses; ihr Schreien erzürnt ihn, und er gibt sich alle Mühe, auf sie einzuspringen. Eine kleine Hündin, der er sehr gewogen ist, wird strenge bestraft, wenn sie es sich einfallen läßt, laut zu bellen. Ich weiß nicht, warum mehre Thiere ebenfalls Schreien nicht leiden können. Im Jahre 1770 hatte ich 5 weiße Mäuse; zufällig kam ich auf den Gedanken, eine zum Schreien zu bringen; die andern fielen gleich über sie her; ich fuhr damit fort und sie erwürgten dieselbe.

„Dieser Waschbär ist ein Weibchen, was im Anfange des Sommers in Brunst geräth. Das Bedürfnis nach einem Männchen dauert länger als 6 Wochen an; während dieser Zeit kann man es an keinem Orte festhalten, alles mißfällt ihm und kaum nimmt es Nahrung zu sich. Hundert Mal des Tages bringt es seinen dicht behaarten Schweif durch die Schenkel zwischen die Vorderpfoten, faßt ihn mit dem Maule und reibt unausgesetzt die Geschlechtstheile. Während dieser Epoche legt es sich jeden Augenblick auf den Rücken und ruft knurrend das Männchen; dies bewegt mich zu dem Glauben, daß sie sich in dieser Stellung paaren.

„Der Waschbär wächst kaum innerhalb $2\frac{1}{2}$ Jahr vollständig aus.“

Der Krabbenfresser.

Der Name Krabbenfresser oder Krabbenfresserhund rührt von dem Umstande her, daß seine Hauptnahrung in Krabben besteht. Mit dem Hunde oder dem Fuchse, mit welchen ihn die Reisenden zusammengestellt haben, hat er wenig Aehnlichkeit. Eine größere Aehnlichkeit würde er mit dem Opossum (amerikanische Beutelratte) haben; nur ist er viel dicker und überdies trägt das Weibchen des Krabbenfressers seine Zungen nicht in einer Tasche unter dem Leibe wie die Beutelratte; aus diesen Gründen scheint uns der Krabbenfresser eine abgeforderte und von allen Arten, die wir beschrieben haben, verschiedene Art auszumachen.

Wir geben hier seine Abbildung; an derselben wird man den langen, schuppigen und nackten Schwanz, die großen Daumen ohne Nägel an den Hinterfüßen und die platten Nägel an den vordern bemerken. Dies Thier, was wir im Kabinette des Königs aufbewahren, war noch jung, als seine Haut uns überliefert wurde; es ist ein Männchen. Hier ist die Beschreibung, welche wir von demselben entwerfen konnten.

Die Länge des ganzen Körpers von der Spitze der Nase bis an den Ursprung des Schwanzes beträgt ungefähr 17 Zoll.

Die Höhe des Vordertheils beträgt 6 Zoll 3 Linien, die des Hintertheils 6 Zoll 6 Linien.

Der Schwanz, der graulich, schuppig und unbehaart ist, hat eine Länge von 15½ Zoll und an seinem Anfange eine Dicke von 10 Linien; am Ende ist er sehr dünn.

Da dieses Thier sehr niedrige Beine besitzt, hat es von Weitem einige Aehnlichkeit mit dem Dachshunde; selbst der Kopf weicht nicht sehr von dem eines Hundes ab und besitzt von der Nasenspitze bis zum Hinterhaupte nur 4 Zoll 1 Linie in der Länge. Das Auge ist nicht groß, der Augenliederrand ist schwarz und über dem Auge befinden sich Haare, die bei 15 Linien lang sind; ähnliche Haare stehen an der Seite der Backe nach dem Ohre hin. Die Schnauzhaare sind schwarz und bei 17 Linien lang; die Oeffnung des Maales beträgt beinahe 2 Zoll; der Oberkiefer ist auf beiden Seiten mit einem krummen Hundszahne bewaffnet, der über den Unterkiefer hinausragt. Das Ohr, was eine braune Farbe besitzt, scheint ein wenig sich in sich selbst zu senken; es ist nackt, breit und rund an seinem Ende.

Das Haar des Körpers ist wollig, und mit andern großen, schwärzlichen Haaren durchsäet, welche gegen die Schenkel und den Rückgrath hin, der ganz mit diesen Haaren bedeckt ist, dichter werden, was dem Thiere eine Art von Mähne von der Mitte des Rückens bis zum Anfange des Schwanzes gewährt. Dies Haar ist 3 Zoll lang; von ihrem Anfange bis in die Mitte sind sie schmutzig weiß und hierauf mörchskuttenbraun bis an ihr Ende. Das Haar an den Seiten und unter dem Bauche ist weiß-gelblich, geht aber mehr ins Fahlgelbe gegen die Schultern, die Schenkel, den Hals, die Brust und den Kopf hin, über, wo die fahlgelbe Farbe an einigen

Orten mit Braun untermischt ist. Die Seiten des Halses sind fahlgelb; die Beine und Füße schwärzlich-bräun.

An jeder Pfote sind 5 Finger, der Vorderfuß hat 1 Zoll 9 Linien, der größte Finger 9 Linien und der rinnenförmige Nagel 2 Linien. Die Finger sind ein wenig gebogen wie bei den Ratten, nur der Daumen ist grade. Die Hinterfüße sind 1 Zoll 9 Linien lang, die größten Zehen haben 9 Linien und der Daumen 6 Linien; er ist dick, breit und viereckig wie bei den Affen, der Nagel desselben ist platt, während die Nägel der vier andern Zehen gekrümmt sind und über die Spitze der Zehen hervorstechen. Der Daumen der Vorderpfote ist grade und steht nicht von dem andern Finger ab.

Hr. de La Borde hat mir berichtet, daß dies Thier in Cayenne häufig in den Andansonien-Wäldern und an andern sumpfigen Orten ist.

„Er klettert sehr behende die Bäume hinauf, auf welchen er öfter besonders am Tage, verweilt, als auf dem Boden. Er hat gute Zähne, und vertheidigt sich gegen die Hunde. Die Krabben sind seine Hauptnahrung und bekommen ihm wohl, denn er ist immer fett. Kann er nicht mit seinem Pforten die Krabben aus ihren Löchern ziehen, bedient er sich seines Schweifes wie eines Hakens. Die Krabbe, welche ihn oft den Schwanz kreielt, bringt ihn zum Schreien; dies Geschrei gleicht so ziemlich dem des Menschen und schallt weit; seine gewöhnliche Stimme aber ist eine Art Grunzen, ähnlich dem der kleinen Schweine. Er wirft 4 bis 5 Junge und lagert sie in alten hohlen Bäumen. Die Einwohner des Landes essen ihr Fleisch, was gewisser Maßen Aehnlichkeit mit dem des Hasen hat. Im Uebrigen lassen sich die Thiere leicht zähmen und man ernährt sie im Hause wie Hunde und Katzen, d. h. mit allerhand Futter; ihre Neigung nach Krabbenfleisch ist mithin kein ausschließlicher Hang.“

Man behauptet, daß in den Gegenden von Cayenne sich zwei Thierarten vorfinden, denen man den Namen Krabbenfresser beilegt, weil beide Krabben fressen. Von dem ersten haben wir eben gesprochen; der andre gehört nicht bloß einer verschiedenen Art an, sondern scheint selbst eine ganz andre

*) Brief des Hrn. de La Borde an Hrn. v. Büffon. Cayenne den 12. Juni 1774.

Thiergattung zu seyn. Sein Schwanz ist ganz behaart und er fängt die Krabben allein mit seinen Pfoten. Diese beiden Thiere gleichen sich nur in der Bildung des Kopfes und weichen in der Gestalt und in den Körper-Verhältnissen von einander ab; auch ist die Bildung ihrer Pfoten und Nägel verschieden. *)

Der Krabbenfressende Waschbär.

Dies Thier ward uns von Hrn. de La Borde aus Cayenne übersandt, und zwar unter der uneigentlichen Benennung Krabbenfresser-Hund, obgleich er mit dem Krabbenfresser nichts gemein hat, als daß er ebenfalls Krabben frist; dagegen gleicht er in der Größe, in der Bildung und den Maßen des Kopfes, des Körpers und des Schwanzes sehr dem Waschbären, und da der Name, den er in seinem Vaterlande führt, unbekannt ist, so legen wir ihm vorläufig und in der Erwartung, besser unterrichtet zu werden, die Benennung Krabbenfressender Waschbär bei, um ihn vom Waschbären und dem Krabbenfresser, deren Abbildungen wir mitgetheilt haben, unterscheiden.

Dies Thier ward aus Cayenne mit folgender Bezeichnung überschickt: Krabbenfresser-Hund, ausgewachsen, Weibchen, eingefangen, während es 3 Junge säugte; es besitzt aber, wie wir schon gesagt haben, keine sichtbare Aehnlichkeit mit dem Krabbenfresser; es hat weder die Körper-Gestalt, noch den schuppigen Schwanz desselben. Seine Länge von der Nasenspitze bis zur Schwanzwurzel beträgt 23 Zoll 6 Linien und kommt also der des Waschbären, der 22 Zoll 6 Linien mißt, fast gleich; die andern Körper-Maße sind im Verhältnisse an diesen beiden Thieren dieselben, mit Ausnahme des Schwanzes, der kürzer und dünner bei diesen Thieren als beim Waschbären ist.

Die Farbe des Krabbenfressenden Waschbären ist fahlgelb, mit Schwarz und Grau gemischt; das Schwarze herrscht auf dem Kopfe, am Halse und auf dem Rücken vor; aber auf den Seiten des Halses und des Körpers ist das Fahlgelbe ohne Beimischung; die Spitze der Nase und die Näster sind schwarz. Die größten Schnauzhaare sind 4 Zoll und die oberhalb dem Augenwinkel 2 Zoll 2 Linien lang. Ein braun-schwarzli-

*) Eine von den Hrn. Aublet und Olivier mitgetheilte Note.

DER KRABBEINFRESSENDE WASCHBÄR.
Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Plattfusstreter. Gattung: Waschbär. (Cuvier.)

Pl. 49



DAS BRAUNE COATI.
Ordnung: Raubthiere. id... id... Gattung: Coati.

cher Streifen umgibt die Augen und erstreckt sich fast bis zu den Ohren; er geht über die Schnauze hin, verlängert sich und verbindet sich auf dem Scheitel mit dem schwarzen. Das Innere der Ohren ist mit einem weißlichen Haare versehen und ein Streifen von derselben Farbe zieht sich über die Augen; auf der Mitte der Stirn liegt ein weißer Fleck; die Backen, die Kinnladen, der obre Theil des Halses, der Brust und des Bauches sind gelblich-weiß, die Beine und Füße schwärzlich-braun; die Vorderfüße sind mit einem kurzen Haare bedeckt, die Finger lang und von einander wohl getrennt. Der Schwanz wird von 6 schwarzen Ringen umgeben, deren Zwischenräume graulich-fahlgelb gefärbt sind; dies begründet wiederum eine Verschiedenheit zwischen diesem Thiere und dem Waschbären, dessen Schwanz lang, dick, stark behaart und bloß auf der Oberfläche beringelt ist. Diese beiden Waschbären weichen noch von einander durch die Farbe des Haares ab; beim Waschbären ist es auf dem Rücken schwarz mit Grau und blassem Fahl untermengt und auf den Beinen weißlich; dagegen ist es beim Krabbenfressenden Waschbären auf dem Körper fahlgelb, mit Schwarz und Grau gemischt und auf den Beinen schwärzlich-braun. Wenn sich auch mithin diese Thiere in mehreren Punkten gleichen, scheinen uns doch die Abweichungen hinzureichen, um zwei bestimmt verschiedene Arten aus ihnen zu bilden.

Der Coati

oder

Das Nasenthier.

(Nasua. Le Coati.)

Mehre Schriftsteller haben das Thier, von dem hier die Rede ist, Coati-Mondi genannt; wir haben es lebend besessen und nachdem wir es mit dem von Thevet angegebenen und von Marcgrave beschriebnen Coati verglichen, haben wir uns überzeugt, daß dies dasselbe Thier sey, was sie kurzweg Coati nennen und aller Wahrscheinlichkeit nach ist auch der Coati-Mondi kein Thier andrer Art, sondern nur eine einfache Spielart dieser Art; denn Marcgrave sagt ausdrücklich, nachdem er die Beschreibung des Coati geliefert hat, daß es andre Coatis von schwärzlich brauner Farbe gebe, die man zur Unterscheidung im Brasilianischen Coati-Mondi nenne; er nimmt also keine andre Verschiedenheit zwischen dem Coati und dem

Coati-Mondi an, als die Farbe des Haares und deshalb darf man sie nicht als verschiedene Arten, sondern als Varietäten einer und derselben Art betrachten.

Der Coati ist vom Waschbären, den wir im vorigen Artikel beschrieben haben, sehr verschieden; er ist kleiner von Wuchs, hat einen weit längern Körper und Hals, Kopf und Schnauze sind ebenfalls länger; der Oberkiefer endigt sich mit einer Art von beweglichem Rüssel, der 1 bis $1\frac{1}{2}$ Zoll über das äußerste Ende des Unterkiefers hervorragt; dieser aufgestülpte Rüssel gibt in Verbindung mit der großen Verlängerung der Kinnladen der Schnauze das Ansehen, als sey sie gekrümmt und in die Höhe gehoben. Der Coati hat ebenfalls weit kleinere Augen, kürzere Ohren, weniger langes, rauhes und weniger gekrümmtes Haar, kürzere Beine, längere, mehr auf der Ferse ruhende Füße, als der Waschbär; doch besitzt er, wie der Waschbär, einen geringelten Schwanz und 5 Finger an allen Pfoten. *)

Mehre Personen glauben, daß der Schweindachs wohl der Coati seyn könne und man hat auf dies Thier den *Taxus suillus*, von dem Aldovrande die Abbildung gegeben hat, bezogen; beachtet man aber, daß der Schweindachs, von dem die Jäger sprechen, in Frankreich und selbst in den kältesten Klimaten Europas gefunden werden soll; daß hingegen der Coati sich nur in den südlichen Himmelsstrichen der andern Welt aufhält, wird man leicht diese Annahme, die sich übrigens auf nichts gründet, fahren lassen; indem die von Aldovrande mitgetheilte Abbildung nichts andres ist, als ein Dachs, dem man einen Schweinerüssel gegeben hat. Der Verfasser sagt nicht, daß dies Thier nach der Natur gezeichnet worden sey und gibt auch keine Beschreibung von demselben. Die sehr lang gezogene Schnauze und der nach jeder Richtung bewegliche Rüssel unterscheiden den Coati hinlänglich von allen andern Thieren; er besitzt, wie der Bär, eine große Leichtigkeit sich auf den Hinterbeinen aufrecht zu erhalten; diese ruhen größtentheils auf der Ferse, die sich selbst mit dicken Schwielen,

*) Es gibt auch Coatis, deren Schwanz einfarbig ist; da sie aber von den andern nur durch dies Merkmal sich unterscheiden, so langt diese Abweichung nicht hin, zwei Arten daraus zu machen und wir hatten dafür, daß es nur eine Spielart derselben Art ist.

die sich nach auswärts zu verlängern scheinen und der Fußsohle eine größere Ausdehnung verleihen, endigt.

Der Coati hat die Gewohnheit, seinen Schweif abzufressen, der, wenn er nicht verstümmelt wird, länger als sein Körper ist; er trägt ihn gewöhnlich erhoben, bewegt ihn nach jeder Richtung und schwenkt ihn mit Leichtigkeit hin und her. Diese sonderbare Gewohnheit, welche der Natur zu widerstreben scheint, ist inzwischen dem Coati nicht allein eigenthümlich. Die Affen, Makis (Halbaffen) und einige andre Thiere mit langem Schwanz nagen das Ende desselben ab, indem sie das Fleisch und die Wirbel allmählig auffressen und ihn auf diese Weise um ein Viertel oder ein Drittel verkürzen. Man kann aus dieser Beobachtung einen allgemeinen Schluß folgern, diesen nemlich, daß in den sehr langgestreckten Körpertheilen, deren Enden mithin sehr fern von dem Mittelpunkte der Empfindung liegen, das Gefühl nur schwach ist und um so schwächer, je größer die Entfernung und je dünner der Theil ist; wäre das Ende des Schweifes bei diesen Thieren sehr empfindlich, würde der Schmerz stärker seyn, als der Hang, den Schwanz abzubeißen, und sie würden für denselben eben so große Sorge tragen als für die andern Theile ihres Körpers. Uebrigens ist der Coati ein Raubthier, das sich von Fleisch und Blut nährt und, wie der Fuchs und der Steinmarder, kleine Thiere, Geflügel erwürgt, Eier frißt und Vogelnester sucht, und diese Uebereinstimmung des Naturells hat wahrscheinlich eher als die Aehnlichkeit der Form mit dem Steinmarder die Veranlassung gegeben, den Coati für eine Art kleinen Fuchses zu halten.

Einige Personen, welche sich in Südamerika aufgehalten, haben mich versichert, daß die Coatis gewöhnlich 3 Junge werfen, sich Wohnungen in der Erde wie die Füchse machen, ihr Fleisch einen üblen Feistgeschmack besitzt; man aber aus ihrem Felle recht schönes Pelzwerk bereiten könne. Sie haben mir ferner berichtet, daß diese Thiere sich leicht zähmen lassen, selbst sehr einschmeichelnd werden und wie die Sapajus (eine Art der Wieselaffen), wie die Affen mit langen Schwänzen überhaupt und die meisten andern langgeschwänzten Thiere der heißen Länder, die Gewohnheit mitunter besitzen, ihre Schwänze abzufressen. Haben sie einmal diese blutige Gewohnheit, kann man sie nicht wieder davon abbringen; sie fahren fort,

ihren Schwanz zu benagen und sterben endlich, welche Mühe man sich auch mit ihnen gebe und welche Nahrung man ihnen auch reiche. Ein lebhafter Rißel scheint diese Unruhe hervor zu bringen; vielleicht würde man sie vor dem Uebel, was sie sich zufügen, bewahren, wenn man das Ende ihres Schwanzes mit einer dünnen Metallplatte bedeckt, wie man zuweilen eine den Papageien auf den Unterleib legt, um sie zu verhindern, die Federn sich auszurupfen.

Der Aguti

oder:

Das Ferkelkaninchen oder der Austerhase.

(*Cavia dasyprocta*. L'Agouti.)

Dies Thier ist von der Größe eines Hasen und ist von den meisten Romenklatoren in der Naturgeschichte für eine Art von Kaninchen oder großer Ratte angesehen worden; inzwischen gleicht er diesen Thieren nur in sehr geringen Zügen und unterscheidet sich von denselben wesentlich durch seine natürlichen Gewohnheiten. Der Aguti besitzt die Rauhgigkeit des Haares und das Gurren des Schweines und ebenfalls dessen Gefräßigkeit; er frist von Allem mit Gierde und wenn er sich gesättigt, vollgefüllt hat, verbirgt er wie der Fuchs den Rest seiner Nahrung an verschiedene Orte, um ihn im Nothfalle wieder zu finden. Er hat Vergnügen daran, Schaden anzurichten und zerbeißt und benagt alles, was er findet. Erzürnt man ihn, sträubt sich sein Haar auf dem Rücken empor und er schlägt mit den Hinterfüßen stark auf den Boden; er beißt grimmig. Er gräbt sich kein Loch in die Erde wie das Kaninchen, noch lagert er sich offen auf dem Boden wie der Hase. Er wohnt gewöhnlich in hohlen Bäumen und verfaulten Holzstämmen. Früchte, Erdäpfel, Brodstaudenfrucht sind die gewöhnliche Nahrung der Agutis, welche sich in der Nähe von Wohnungen aufhalten; die andern, welche in den Wäldern und Steppen (Savannen) haufen, nähren sich von Blättern und Wurzeln der Pflanzen und des kleinen Gehölzes. Wie das Eichhörnchen bedient sich der Aguti seiner Vorderpfoten, um sein Futter zu ergreifen und nach dem Maule zu bringen. Er läuft ungemein schnell auf der Ebene und Berg auf; würde aber, da seine Vorderbeine kürzer sind als seine hintern, Purzelbäume schlagen, wenn er sein Rennen Berg ab

DAS ROTHE COATI.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Plattfusstreter. Gattung: Coati. (Cuvier.)

Pl. 36.



DAS ACOUTI, ODER DIE AMERIKANISCHE WALDRATTE.

Ordnung: Nagetier. Gattung: Agouti. (Cuvier.)

nicht mäßigte. Er hat ein gutes Gesicht und ein sehr scharfes Ohr; wenn man ihm pfeift, bleibt er stehn und horcht. Das Fleisch der fetten und wohlgenährten Agutis ist nicht übel zu essen, wenn gleich es einen kleinen Wildgeschmack hat und etwas hart ist. Man brüht den Aguti wie das Milchschwein ab und bereitet ihn auf dieselbe Weise. Man jagt ihn mit Hunden; kann man ihn in ein Feld mit abgeschnittenem Zuckerrohre treiben, ist er bald eingeholt und erlegt, denn in diesen Feldern liegen gewöhnlich ein Fuß hoch Stroh und Zuckerrohrblätter und bei jedem Sprunge, den er macht, sinkt er in diese Spreu, so daß ein Mensch ihn oft einholen und mit einem Stocke tödten kann. Gewöhnlich flieht er vor den Hunden anfänglich sehr schnell und sucht dann sein Lager, wo er sich zusammenkauert und hartnäckig verborgen bleibt; um ihn herauszutreiben, füllt der Jäger die Höhle mit Rauch an; das halberstickte Thier stößt schmerzhaft und klagende Schreie aus und kommt erst in der höchsten Noth zum Vorschein. Sein Geschrei, das er oft wiederholt, wenn man ihn beunruhigt oder erboßt, gleicht dem eines kleinen Schweines. Jung Gefangen, wird er leicht zahm. Er bleibt zu Hause, geht allein aus und kommt von selbst wieder.

Diese Thiere halten sich gewöhnlich in den Büschen und Hecken auf; die Weibchen suchen dort einen dicht bewachsenen Ort, um ein Lager für ihre Jungen aus Blättern und Heu zu bereiten. Sie werfen zwei- oder dreimal im Jahre; jeder Wurf, sagt man, besteht nur aus 2 Jungen; 2 oder 3 Tage nach der Geburt tragen sie wie die Katzen die Jungen weg und bringen sie in Baumstämme, wo sie dieselben nur kurze Zeit säugen; die jungen Agutis sind bald im Stande ihrer Mutter zu folgen und ihre Nahrung zu suchen. Die Zeit des Wachstums ist demnach bei diesen Thieren sehr kurz und dem zufolge haben sie keine lange Lebensdauer.

Der Aguti scheint ein Amerika eigenthümliches Thier zu seyn; er findet sich nicht auf dem alten Festlande und scheint in den heißen Ländern der neuen Welt ursprünglich einheimisch zu seyn. Man trifft ihn sehr häufig in Brasilien, Guiana, St. Domingo und auf allen Inseln; er bedarf eines heißen Klimas, um fortzudauern und sich zu vermehren; doch kann er auch in Frankreich leben, wenn man ihn vor Allen im Winter an einem trocknen und warmen Orte vor Kälte schützt;

weßhalb er auch in Amerika nur die mittäglichen Gegenden bewohnt und in die kalten und gemäßigten sich nicht verkrei-
tet hat. Auf den Inseln lebt nur eine Aguti-Art und zwar
die, welche wir beschrieben haben; in Cayenne aber, in
Guiana und Brasilien gibt es, wie man versichert, zwei Arten
und die zweite derselben nennt man Aguchi; sie ist beständig
kleiner als die erste. Das Thier, was wir beschrieben haben,
ist sicherlich der Aguti; wir haben uns hievon durch das Zeugniß
von Menschen überzeugt, die lange in Cayenne gewohnt hab-
en und den Aguti wie den Aguchi, den wir uns noch nicht verschaf-
fen konnten, kennen. Der Aguti, den wir lebend besaßen und
von dem wir hier die Abbildung mittheilen, war so groß wie
ein Kaninchen; sein Haar war rauh und braun mit etwas
Röthlichem vermischt; seine Oberlippe war wie beim Hasen ge-
spalten, sein Schwanz noch kürzer als beim Kaninchen, die
Ohren eben so kurz wie breit, der Oberkiefer trat über den
untern hervor, die Schnauze wie beim Siebenschläfer, die
Zähne wie beim Murmelthiere, der Hals lang, die Beine
schmächtig, 4 Finger an den Vorderpfoten und 3 Zehen an
den hintern. Marcgrave, und fast alle Naturforscher nach ihm,
haben gesagt, daß der Aguti 6 Zehen an den Hinterpfoten
hat; Hr. Brisson ist der einzige, welcher in diesen Irrthum
des Marcgrave nicht gefallen ist; da er seine Beschreibung
nach dem Thiere selbst anfertigte, hat er, wie wir, nur 3
Zehen an jeder Hinterpfote beobachtet.

* Wir haben nur Weniges dem Berichte über den Aguti
zuzufügen. Hr. de La Borde schreibt mir blos, daß der
Aguti das zahlreichste Thiergeschlecht in Guiana sey; alle Wäl-
der in den Ebenen wie auf den Bergen und sogar in den Süm-
pfen sind damit angefüllt.

„Er hat, sagt er, die Größe eines Hasen, sein Fell ist
hart und sehr geeignet, um dauerhaftes Schuhleder daraus zu
verfertigen. Er besitzt kein Fett; sein Fleisch ist fast so weiß
und gut, als das des Kaninchens und hat denselben Geschmaack
und Geruch. Jung oder alt, sein Fleisch ist immer zart, die
besten aber sind die, welche auf der Meeresküste leben. Man
fängt sie mit Fallen, tödtet sie auf dem Anstande und jagt sie
mit Hunden; die Indianer und die Neger, welche sie zu pfeif-
en verstehn, tödten ihrer, so viel sie wollen. Wenn sie ver-
folgt werden, suchen sie ihr Heil im Wasser oder sie verkrie-

chen sich wie die Kaninchen in Löcher, die sie gemacht, oder in hohle Bäume. Sie fressen wie die Eichhörnchen mit ihren Vorderpfoten; ihre gewöhnliche Nahrung, die sie oft in die Erde verbergen, um sie im Nothfalle wieder aufzufuchen, besteht aus Kernen der Maripa-, Turluri- und Corona-Bäume &c.; sie lassen oft ihren Vorrath von diesen Kernen sechs Monate in der Erde liegen, ohne ihn anzurühren. Sie vermehren sich eben so stark als die Kaninchen, sie werfen drei oder vier und manchmal 5 Junge zu allen Jahreszeiten. Sie haufen nicht zusammen in einem und demselben Loch; man findet sie entweder allein oder die Mutter mit ihren Jungen. Sie lassen sich leicht zähmen und fressen von Allem; einmal zum Hausthiere geworden, eassern sie sich nicht sehr und kommen gern zur Wohnung zurück; dennoch behalten sie stets etwas von ihrem frühern Gange zur Wildheit. Im Allgemeinen bleiben sie in der Nacht, wenn es kein Mondschein ist, in ihren Löchern; den größten Theil des Tages aber laufen sie herum; es gibt einige Gegenden, wie die an der Mündung des Amazonen-Stroms, in welchen diese Thiere so zahlreich sind, daß man häufig auf Trupps von 20 stößt."

Niemanden ist es unbekannt, daß die Pferde den Amerikanern, als sie dieselben zum erstenmal erblickten, nicht bloß Erstaunen, sondern selbst Schrecken einjagten. Seit der Entdeckung Amerikas sind sie fast in allen Himmelsstrichen der neuen Welt gut fortgekommen und dort jezt fast eben so häufig als in der alten.

Dasselbe gilt von den Eseln. Sie waren in gleichem Grade unbekannt, und haben sich gleicher Weise in den heißen Himmelsgegenden der neuen Welt wie das Pferd vermehrt; sie haben sogar Maulesel erzeugt, die zum Lasten tragen in allen gebirgigen Gegenden von Chili, Peru, Neuspanien &c. brauchbarer als die Lamas sind.

Die Zebra ist noch ein Thier des alten Festlandes, das vielleicht nie nach Amerika herüber gebracht worden ist. Es scheint, daß diese Thierart ein besondres Klima verlangt, und sich kaum irgend anderswo aufhält als in den Theilen von Afrika, die sich vom Gleicher bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung erstrecken.

Der Ochs fand sich eben so wenig auf den Inseln, als auf dem festen Lande von Südamerika vor. Einige Zeit nach der Entdeckung dieses Welttheils verpflanzten die Spanier Stiere und Kühe aus Europa nach Amerika. Im Jahre 1550 ackerte man zum erstenmale mit Ochsen im Thale von Cusco. Diese Thiere vermehrten sich auf dem Festlande, wie auf den Inseln von St. Domingo, Cuba, Barlovento &c. ganz erstaunlich; sie wurden sogar in mehreren Gegenden wild. Die Ochsenart, welche man in Mexiko, Louisiana &c. vorfand, und die wir wilde Ochsen oder Bisonochs nannten, stammt nicht von unsern Ochsen her. Der Bison war, ehe aus Europa das Geschlecht der Ochsen dahin verpflanzt wurde, dort schon vorhanden, und er unterscheidet sich von dem europäischen Ochsen hinlänglich, um eine besondre Art zu bilden. Er besitzt einen Buckel zwischen den Schultern, sein Haar ist weich wie Wolle, länger am vordern Theile des Körpers, als am hinteren und gekräuselt am Halse und längs dem Rückgrathe; seine Farbe ist braun und mit einigen weißlichen Flecken leicht gezeichnet. Der Bison oder der Buckelochs hat kurze Beine, die wie der Kopf und die Gurgel mit langen Haaren bedeckt sind. Das Männchen hat einen langen Schwanz, mit einem Haarbüschel am Ende, ähnlich dem Schweife des Löwen.

Obgleich mir diese Verschiedenheiten, wie allen andern Naturforschern, hinreichend erscheinen, um aus dem Ochsen und dem Bison zwei verschiedne Thierarten zu machen, wage ich es doch nicht, dies mit Bestimmtheit zu behaupten; da der einzig wesentliche Charakter, welcher die Thierarten trennt oder zusammen wirft, in der Fähigkeit liegt, Individuen hervor zu bringen, welche das Vermögen, ihres Gleichen zu zeugen, besitzen, und uns niemand belehrt hat, ob der Buckelochs mit dem europäischen Ochsen — wahrscheinlich hat man nicht einmal den Versuch gemacht, sie zusammen zu paaren — zeuge; so sind wir nicht im Stande, über diese Thatsache ein bestimmtes Urtheil auszusprechen. Dem Herrn de La Nur, ehemaliger Rath am Gerichtshofe der Insel Bourbon und Correspondent der Akademie der Wissenschaften, verdanke ich die Verpflichtung, daß er mich durch ein Schreiben unter dem 9. Oktober 1759 von der Insel Bourbon aus in Kenntniß gesetzt hat, daß der Bison oder der Buckelochs von der Insel Bourbon mit unsern europäischen Ochsen zeuge, und ich gestehe, daß ich diesen Buckelochs der Westindier eher für einen Bison als für einen Ochsen halte. Ich vermag dem Hrn. de La Nur nicht zu sehr zu danken, daß er mir diese Beobachtung mitgetheilt hat, und es wäre wünschenswerth, daß die Bewohner entfernter Länder ähnliche Versuche mit den Thieren anstellten. Mir dünkt, daß es für die französischen Einwohner von Louisiana ein Leichtes seyn würde, den amerikanischen Bison mit der europäischen Kuh, und den europäischen Stier mit der Bisonkuh zu vermischen; vielleicht zeugten sie zusammen, und alsdann würde man die Ueberzeugung gewonnen haben, daß der europäische Ochs, der bucklige Ochs der Insel Bourbon, der Stier von Ostindien und der Bison von Amerika ein und dieselbe Art ausmachen. Aus den Erfahrungen des Hrn. de La Nur ersieht man, daß der Buckel kein wesentliches Merkmal ist, denn er verschwindet nach einigen Geschlechtern; überdies habe ich aus einer andern Beobachtung erkannt, daß der Buckel oder die Geschwulst, die man am Kameele wie am Bison bemerkt, ein Kennzeichen ist, das, wenn auch gewöhnlich, doch nicht beständig ist und als eine zufällige Abweichung, die vielleicht von der Wohlbeleibtheit des Thieres herrührt, betrachtet werden muß; denn ich sah einmal ein magres und krankes Kameel, das nicht den geringsten Anseh von einem Buckel hatte. Das

andere Merkmal des amerikanischen Bison, was darin besteht, daß er ein längeres und weicherer Haar als unser Ochs besitzt, scheint mir nur ein Unterschied zu seyn, der von dem Einflusse des Klimas herrühren möchte, wie man dies bei unsern Ziegen, Kafen und Kaninchen bemerkt, wenn man sie mit den Ziegen, Kafen und Kaninchen aus Angora, die zwar dem Haare nach sehr verschieden, aber dennoch von derselben Art sind, vergleicht. Man könnte dennoch mit einiger Wahrscheinlichkeit, besonders wenn der amerikanische Bison mit den europäischen Kühen zeugte, auf die Vermuthung gerathen, daß unser Ochs ehemals durch die nördlichen Länder von Europa, welche an die nördlichen Gegenden von Amerika stoßen, nach dem neuen Welttheile gewandert ist, und daß er sich später in die gemäßigten Länder von Amerika verbreitet, im Laufe der Zeit für die Eindrücke des Klimas empfänglich und aus einem Ochsen zu einem Bison geworden sey; doch so lange die Hauptthatfache, d. h. die Fähigkeit, mit einander zu zeugen, nicht ansgemacht ist, halten wir uns zu der Behauptung berechtigt, daß unser Ochs dem alten Festlande zugehört, und vor seiner Uebersiedlung nach Amerika im neuen Welttheile nicht vorhanden war.

Es gab in Amerika noch weniger Schafe als Ochsen; sie wurden aus Europa dahin gebracht, und kamen in allen heißen und gemäßigten Ländern dieses Welttheiles glücklich fort. Wenn sie sich aber auch dort stark fortpflanzen, sind sie doch insgemein daselbst mager und die Schöpfe besitzen dort im Allgemeinen ein weniger saftiges und zartes Fleisch, als in Europa; das Klima von Brasilien sagt ihnen augenscheinlich am Besten zu; denn es ist das einzige in der neuen Welt, in welchem sie ungemein fett werden. Man hat von Jamaika nicht bloß europäische Schafe, sondern auch Hammel von Guiana, die gleicher Weise dort glücklich gedeihen, dahin verpflanzt; diese beiden Arten, die uns verschieden von einander erscheinen, gehören ebenfalls und einzig dem alten Festlande an.

Dasselbe Verhältniß findet bei den Ziegen wie bei den Schafen statt; sie lebten ebenfalls nicht in Amerika und die, welche man jetzt daselbst in sehr großer Anzahl antrifft, stammen von den Ziegen her, welche aus Europa dahin verpflanzt worden sind. Sie haben sich in Brasilien nicht so sehr vermehrt, als die Schafe; in den ersten Zeiten, wo die Spanier sie nach

Peru brachten, waren sie daselbst so selten, daß man das Stück bei hundertundzehn Dukaten verkaufte; in der Folge aber vermehrten sie sich so ungeheuer, daß sie ja nichts kosteten und nur ihr Fell Werth hatte; sie werfen dort drei, vier bis fünf Zickchen auf einmal, während sie in Europa nur eins oder zwei gebären. Die großen und kleinen Inseln Amerikas sind mit Ziegen eben so sehr bevölkert, als das Festland; die Spanier haben sie bis nach den Inseln der Südsee verpflanzt und die Insel Juan Fernandez, wo sie sich ungemein vervielfältigt haben, damit bevölkert; da sie aber später einen Nahrungsweig der Flibustier, welche in der Folge als Freibeuter die Meere durchstrichen, ausmachten, beschloßen die Spanier, die Ziegen auf der Insel auszurotten. In dieser Absicht setzen sie dort Hunde aus, die sich ebenfalls bedeutend vermehrten, die Ziegen in allen zugänglichen Theilen der Insel vernichteten, und jetzt so wild und grimmig geworden sind, daß sie Menschen anfallen.

Den Eber, das Hauschwein, das Schwein von Siam oder China, die alle drei zu einer und derselben Art gehören, und in Europa und Asien sich so leicht und so zahlreich vermehren, hat man in Amerika nicht angetroffen. Der Tazaku, der eine Decke auf dem Rücken hat, ist von den amerikanschen Thieren das einzige, was sich am meisten dem europäischen Schweine nähert; wir besaßen ihn lebendig und versuchten vergebens, ihn mit unserm Schweine zu paaren; überdies unterscheidet er sich von demselben durch eine solche Anzahl anderer Merkmale, daß wir mit Grund ihn für eine verschiedene Thierart ausgeben können. Die von Europa nach Amerika herübergebrachten Schweine sind noch glücklicher fortgekommen und haben sich noch in einem höhern Grade vermehrt, als die Ziegen und Schafe. Die ersten Säue, sagt Garcilasso, wurden in Peru noch theurer als die Ziegen verkauft. Das Fleisch vom Ochsen und Schafe, sagt Pison, ist in Brasilien nicht so gut, als in Europa; dagegen ist das Schweinefleisch besser und die Schweine vermehren sich dort sehr. Nach dem Zeugnisse des Jean de Laet, haben sie sich auf St. Domingo vor denen in Europa verbessert. Im Allgemeinen kann man die Behauptung aufstellen, daß von allen Thieren, welche von Europa nach Amerika herübergesiedelt wurden, das Schwein am besten fortgekommen und am allgemeinsten sich verbreitet hat.

In Canada wie in Brasilien, d. h. in den kalten wie sehr heißen Himmelsstrichen der neuen Welt zeugt und vermehrt sich das Schwein und sein Fleisch gewährt eine gleich gute Nahrung; dagegen hat sich die Ziege nur in den heißen und gemäßigten Ländern vermehrt und vermochte in Canada nicht auszudauern; man muß daselbst von Zeit zu Zeit Böcke und Ziegen aus Europa zur Erneuerung der Art, die aus diesem Grunde daselbst auch nicht sehr zahlreich ist, kommen lassen. Der Esel, der in Brasilien, Peru &c. sich vermehrt, vermochte es in Canada nicht; man sieht dort weder Maulesel noch Esel, obwohl man zu verschiedenen Zeiten mehrer Eselpaare aus Europa dahin gebracht hat; die Kälte des Klimas scheint ihnen die Stärke der Erzeugungskraft und ihre natürliche Libesgluth, welche sie in unsern Himmelsstrichen so sehr von andern Thieren auszeichnen, zu benehmen. Die Pferde haben sich beinahe gleichmäßig in den heißen wie in den kalten Ländern des amerikanischen Festlandes vermehrt, nur scheinen sie kleiner geworden zu seyn; dies haben sie aber mit allen andern Thieren, die von Europa nach Amerika hinübergeführt wurden, gemein; denn der Ochse, die Ziege, das Schaf, das Schwein, der Hund sind in Canada kleiner als in Frankreich und noch weit auffallender möchte es erscheinen, daß alle andere Thiere Amerikas, selbst die, welche seinen Klimaten einheimisch sind, im Allgemeinen weit kleiner, als die des alten Festlandes sind. Die Natur scheint in der neuen Welt sich eines andern Größen-Maßes und einer andern Höhe-Leiter bedient zu haben; der Mensch ist der einzige, den sie nach denselben Maßen gebildet hat; bevor ich aber die Thatfachen, auf welche ich diese allgemeine Beobachtung gründe, angebe, muß ich unsere Aufzählung vollenden.

Also auch das Schwein fand sich nicht in der neuen Welt vor, es ward dahin verpflanzt und vervielfältigte sich dort nicht blos im Stande der Häuslichkeit, sondern ward selbst in verschiedenen Gegenden wild und lebt und vermehrt sich in den Wäldern wie unsere Eber ohne Hülfe des Menschen. Man brachte ebenfalls aus Guinea nach Brasilien eine andre von der europäischen verschiedne Schweineart, die sich auch dort vermehrt hat. * Das Schwein aus Guinea, kleiner als das europäische, hat sehr lange und spizige Ohren, einen langen bis auf den Boden hangenden Schweif, ist nicht mit langen Borsten, sondern mit einem kurzen Haare versehen und scheint

eine, von dem europäischen Schweine bestimmt verschiedne Art auszumachen; denn es ist nie zu unsrer Kenntniß gekommen, daß in Brasilien, wo die Hitze der Zeugung jeglicher Gattung so günstig ist, diese beiden Thierarten sich zusammen vermischt oder selbst Bastarde oder fruchtbare Individuen erzeugt haben.

Die Hunde, deren Rassen so verschiedenartig und so zahlreich verbreitet sind, wurden in Amerika nur durch Geschöpfe vertreten, die man schwerlich auf das ganze Hunde-Geschlecht beziehen und mit demselben vergleichen konnte. Auf St. Domingo gab es kleine Thiere, die man dort *Go-sques* nannte und die kleinen Hunden ähnlich waren; aber es fand sich kein Hund vor, sagt Garcilasso, welcher dem europäischen gleichkam, und fügt hinzu, daß die aus Europa nach Cuba oder St. Domingo gebrachten Hunde dort wild geworden sind und die Menge Hornvieh, das ebenfalls wild geworden war, verminderten und daß diese wilden Hunde in Trüpp von 10 bis 12 ziehen und eben so bössartig als die Wölfe sind. Es gab, sagt Joseph Acosta, keine wahren Hunde in Brasilien, sondern nur Thiere, die kleinen Hunden nahe kamen und von den Peruanern *Alcos* genannt werden; sie schließen sich ihrem Herrn an und besitzen beinahe dasselbe Naturell mit dem Hunde. Wenn man dem P. Charlevoix, der aber seine Gewährsmänner nicht anführt, glauben darf, so waren die *Go-schis* von St. Domingo kleine, stumme Hunde, die den Damen als Spielwerk dienten *); man nahm sie auch mit auf die Jagd, um andre Thiere auszuweiden; sie waren gut zu essen **) und gaben bei der ersten Hungersnoth, welche die Spanier erdulden mußten, eine reiche Hülfesquelle ab; die Thierart würde ausgerottet worden seyn, wenn man nicht aus mehren Gegenden des Festlandes andre herüber gesiedelt hätte. Es gab mehre Rassen derselben; die einen hatten eine ganz glatte Haut, die andern hatten den ganzen Körper mit einer sehr weichen Wolle bedeckt; die größte Zahl hatte nur eine Art von sehr zartem und dünnem Flaume. Dieselbe Farben-Verschiedenheit, welche man unter unsern Hunden bemerkte, beobachtete man auch bei ihnen und noch eine größere, weil alle Farben und selbst die lebhaftesten bei ihnen anzutreffen

*) Gab es Damen auf St. Domingo, als man es entdeckte? —

**) Das Hundesfleisch ist nicht gut zu essen. —

waren. Existirte wirklich diese Goschisart mit den auffallenden Merkmalen, welche P. Charlevoix ihr zuschreibt, warum erwähnen dann ihrer die andern Schriftsteller nicht? Warum leben diese Thiere, die seiner Aussage nach nicht bloß auf der Insel St. Domingo, sondern an mehreren Orten des Festlandes verbreitet waren, jetzt nicht mehr oder, wenn sie noch vorhanden sind, warum haben sie ihre schönen, seltenen Auszeichnungen verloren? Es ist wahrscheinlich, daß der Goschi des P. Charlevoix, dessen Namen er, wie er sagt, bei dem P. Per gefunden hat, nichts andres als der Gosque des Garcilasso ist; möglich ist es auch, daß der Gosque von St. Domingo und der Alco in Peru dasselbe Thier sey. Gewiß scheint es inzwischen, daß dies Thier von allen amerikanischen Thieren die meiste Ähnlichkeit mit dem europäischen Hunde habe. Einige Schriftsteller haben ihn für einen wahren Hund angesehen. Jean de Luel sagt ausdrücklich, daß zur Zeit der Entdeckung von Westindien es auf St. Domingo eine kleine Hundsort gab, deren man sich zur Jagd bediente und die völlig stumm war. In der Naturgeschichte der Hunde haben wir bemerkt, daß die Hunde in den heißen Ländern die Fähigkeit zu bellern verlieren; an die Stelle des Bellens aber tritt eine Art Geheul und nie sind sie, wie die in Amerika vorgefundenen Thiere, völlig stumm. Die von Europa übergepflanzten Hunde sind in den heißesten wie in den kältesten Ländern Amerikas, in Brasilien wie in Canada gleich gut fortgekommen und von allen Thieren legt der Wilde auf sie den meisten Werth; unterdessen scheinen sie doch ihre Natur verändert zu haben; in den heißen Ländern verlieren sie ihre Stimme und in den kalten die Größe ihres Wachses und beinahe überall erhielten sie gradstehende Ohren; sie sind demnach ausgeartet oder vielmehr nach der Urrasse zurückgekehrt; diese Urrasse ist nemlich der Schäferhund, der Hund mit graden Ohren, der von allen am wenigsten bellt. Mit Recht kann man daher der Ansicht seyn, daß die Hunde einzig dem alten Festlande angehören, wo ihre Natur sich nur in den gemäßigten Gegenden vollständig entwickelt und durch die Pflege des Menschen sich verändert und vervollkommen hat, indem in allen nicht civilisirten Ländern und in den ungemein heißen wie kalten Himmelsstrichen sie gleichmäßig klein, jäßlich und beinahe stumm sind.

Die Hyäne, fast von der Größe des Wolfes, war den Alten bekannt und wir besaßen eine lebendig; sie ist bemerkenswerth des Alters und der Drüsen wegen, welche wie beim Dachs liegen und eine Flüssigkeit mit einem sehr starken Geruche ausschwißen; nicht weniger merkwürdig ist sie durch ihre lange Mähne, welche längs dem Halse und dem Widerriste sich erstreckt; durch ihre Gefräßigkeit, welche sie Leichen auszuscharren und zu verschlingen, das verdorbenste Aas zu freshen zc. treibt. Dies scheußliche Thier findet sich nur in Arabien und in den andern Südgegenden Asiens; es lebt nicht in Europa und wird nicht in Amerika gefunden.

Der Schakal, der von allen Thieren, nicht einmal den Wolf ausgenommen, uns dem Hunde am nächsten zu kommen scheint, aber demnach von ihm in wesentlichen Merkmalen abweicht, ist in Armenien, in der Türkei sehr häufig und findet sich auch in mehreren andern Gegenden Asiens und Afrikas; der neuen Welt aber ist er völlig fremd. Er zeichnet sich durch die Farbe seines Haares, die glänzend gelb ist, aus und hat beinahe die Größe des Fuchses. Obwohl das Geschlecht sehr zahlreich ist, hat es sich doch nicht bis nach Europa und selbst nicht bis in den Norden Asiens verbreitet.

Die Genette oder Bisamkatze, ein den Spaniern wohl bekanntes Thier, weil es in Spanien lebt, würde ohne Zweifel nicht übersehn worden seyn, wenn es in Amerika anzutreffen gewesen wäre; da aber keiner ihrer Naturgeschichtschreiber oder ihrer Reisenden sie erwähnt, so ist es deutlich, daß die Bisamkatze ein der alten Welt eigenthümliches Thier ist, wo sie die südlichen Theile von Europa und die von Asien, welche mit jenen unter denselben Breite-Graden liegen, bewohnt.

Obgleich man behauptet hat, daß die Civette (Zibetkatze) in Neuspanien anzutreffen sey, glauben wir doch nicht, daß es die Civette aus Afrika und Ostindien sey, von der man den Moschus gewinnt, welchen man mit dem Stoffe, den das Thier Siam in China liefert, vermischt und bereitet und sehen die wahre Civette für ein Thier der südlichen Gegenden des alten Kontinents an, das sich nach Norden hin nicht verbreitet hat und nach der neuen Welt nicht wandern konnte.

Die Katzen waren ursprünglich wie die Hunde dem neuen Welttheile gänzlich fremd. Ich bin überzeugt, daß diese

Thierart dort nicht lebte, wenngleich ich eine Stelle anführte, woraus hervorzugehn schien, daß ein Mann von der Schiffsmannschaft das Christoph Columbus auf einer Küste von Westindien eine wilde Kahe gefunden und getödtet habe; damals war ich noch nicht über alle Mißbräuche, die man mit den Namen begeht, so unterrichtet als jetzt und ich gestehe ein, daß ich noch nicht hinlänglich die Thiere kannte, um in den Reiseberichten die falschen Namen, die schlecht angewandten, erborgten und künstlichen Benennungen scharf zu unterscheiden. man wird hierüber nicht staunen, indem die Nomenklatoren, deren Forschungen sich einzig auf diesen Gesichtspunkt beschränken, anstatt den Gegenstand aufzuhellen, durch andre Benennungen und Bezeichnungen, die sich auf willkürliche Methoden beziehen, die immer trügerischer sind als die Anschauung und die Selbstforschung, ihn noch mehr verwirrt haben. Unser natürlicher Hang, Dinge, welche wir zum ersten Mal sehen, mit schon uns bekannten zu vergleichen, in Verbindung mit der fast unüberwindlichen Schwierigkeit, die Namen auszusprechen, welche die Amerikaner den Gegenständen beigelegt haben, war die Veranlassung der falschen Anwendung der Namen, welche in der Folge so viele Irrthümer hervorgebracht hat. Es war z. B. bequemer einem Thiere der neuen Welt den Namen Eber oder schwarzes Schwein beizulegen, als seinen merikanischen Namen Quauhcoyamelt auszusprechen; eben so war es leichter, ein andres Thier amerikanischen Fuchs zu nennen, als ihm seinen brasilianischen Namen Tamandua-guacu zu bewahren; andre Schaf oder Kameel von Peru zu heißen, als ihre ursprüngliche Benennung Pelonichiatloquitli beizubehalten; auf dieselbe Weise hat man den Cabiai oder Cabionara oder Capibara (Wasserschwein), obgleich es ein vom Schweine sehr verschiednes Thier ist, und den Carigueibeju Fischotter genannt. Dasselbe ist fast mit allen Thieren der neuen Welt der Fall, deren Namen den Europäern so barbarisch und fremd klangen, daß diese suchten, ihnen andre beizulegen, die mitunter glücklich von Aehnlichkeit mit den Thieren der alten Welt hergenommen, aber auch eben so oft von einfachen Beziehungen, die zu entfernt lagen, um die Anwendung dieser Benennungen zu begründen, hergeleitet wurden. Man hat für Hasen und Kaninchen fünf bis sechs Arten kleiner Thiere ausgegeben, die kaum in irgend einer andern Bezie-

hung zu den Hasen und Kaninchen standen, als daß ihr Fleisch wie an diesen gut zu essen war. Man nannte Kuh oder Elendthier ein Thier ohne Hörner und Geweih, was die Brasilianer Tapiierete, die Einwohner von Guiana Mahipuris und die Portugiesen später Unta nannten und was keine andre Ähnlichkeit mit der Kuh oder dem Elendthier hat, als daß es ihnen etwas in der Körperbildung gleicht. Die einen haben den Pak oder den Paka mit dem Kaninchen verglichen und andere haben ausgesagt, daß er einem Schweinchen von 2 Monaten ähnlich sey; einige sahen den Philander für eine Ratte an und nannten ihn Waldratte, während andere in ihm einen kleinen Fuchs erkannten. Es ist aber nicht nothwendig diesen Gegenstand noch weitläufiger zu behandeln, noch die falschen Benennungen, welche die Reisenden, Naturgeschichtschreiber und die Romenklatoren den amerikanischen Thieren beigelegt haben, näher aus einander zu setzen, weil wir uns, so viel es in unsern Kräften steht, bestreuen wollen, sie anzuzeigen und zu verbessern, wenn wir im Verlaufe dieses Werks jedes dieser Thiere ins Besondere betrachten.

Man erkennt, daß alle Arten unsrer europäischen Haus- thiere und die größten wilden Thiere aus Asien und Afrika der neuen Welt fehlten; dasselbe gilt von mehreren andern weniger bedeutenden Arten, von denen wir hier in möglichster Kürze Meldung thun wollen.

Die Gazellen, von denen es mehrere verschiedene Arten gibt und von denen die einen in Arabien, die andern in Ostindien und wiederum andre in Afrika sich aufhalten, bedürfen zur Erhaltung ihres Lebens und zur Fortpflanzung eines heißen Himmelsstriches; sie haben sich daher auch nie in die nördlichen Länder des alten Festlandes verbreitet, um nach der neuen Welt herüber wandern zu können; auch haben sich die Gazellenarten von Asien und Afrika nicht daselbst vorgefunden; es scheint, daß man nur die Art, welche man Gazelle aus Afrika, Hernändes Algazel ex Africa nennt, dahin verpflanzt hat. Das Thier in Neuspanien, was derselbe Schriftsteller mit dem Namen Tamamazame belegt und Seba mit Cervus, Klein mit Tragalus und Hr. Brisson mit dem Namen Gazelle von Neuspanien benannt hat, scheint sich ebenfalls der Art nach von allen Gazellen des alten Festlandes zu unterscheiden.

Man hätte vermuthen sollen, daß die Gemse, die sich in den Alpen = Gletschern so wohl gefällt, das Eis des Nordens nicht gefürchtet und von Norden nach Amerika gekommen seyn würde; demungeachtet hat man sie dort nicht angetroffen. Dieses Thier scheint nicht bloß ein besondres Klima, sondern auch eine besondre Lage auszusuchen; es haust mit Vorliebe auf den Gipfeln der hohen Gebirge, der Alpen, Pyrenäen &c. und weit entfernt, in entlegene Länder zu wandern, steigt es nie in die Ebenen, die an dem Fuße der Berge liegen, herab. Es ist nicht das einzige Thier, was mit Vorliebe und beständig ein Land oder vielmehr eine eigenthümliche Lage bewohnt; das Murmelthier, der Steinbock, der Bär, der Luchs oder der Wolfshirsch sind ebenfalls Bergthiere, die man sehr selten in der Ebene sieht.

Der Büffel, ursprünglich in den heißen Ländern einheimisch und jezt in Italien zum Hausthier geworden, gleicht noch weniger als der Ochse dem Bison von Amerika und ist in der neuen Welt nicht gefunden worden.

Der Steinbock hält sich nur auf den höchsten Gebirgen Europas und Asiens auf und ward nie auf den Cordilleras gesehen.

Das Thier, von dem man den Moschus gewinnt und das beinahe von der Größe eines Damhirsches ist, bewohnt nur einige östliche Gegenden Chinas und der östlichen Tartarei; die kleine Ziegenart, die man unter dem Namen kleiner Hirsch von Guinea kennt, scheint auf gewisse Provinzen Afrikas, Ostindiens &c. beschränkt zu seyn.

Das Kaninchen, was ursprünglich aus Spanien herkommt und sich durch alle gemäßigten Gegenden Europas verbreitet hat, war nicht in Amerika; die Thiere der neuen Welt, welchen man diesen Namen gegeben hat, sind von verschiedner Art und alle wirkliche Kaninchen, die jezt daselbst leben, sind von Europa dahin gebracht worden.

Die Frettchen, welche von Afrika nach Europa, woselbst sie ohne die Pflege des Menschen nicht fortbauern können, gebracht worden, sind in Amerika nicht angetroffen worden; selbst unsere Ratten und unsere Mäuse waren dort unbekannt, sie kamen mit unsern Schiffen dorthin und vermehrten sich in allen bewohnten Gegenden des neuen Welttheils in ungeheurer Menge.

Dies sind beinahe die Thiere des alten Festlandes, von denen kein einziges bei Entdeckung Amerikas dort angetroffen wurde, als: der Elephant, das Nashorn, das Flußpferd, die Giraffe, das Kameel, der Dromedar, der Löwe, der Tiger, der Panther, das Pferd, der Esel, das Zebra, der Ochs, der Büffel, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund, die Hyäne, der Schakal, die Bisamkatze, die Zibettkatze, die Katze, die Gazelle, die Gemse, der Steinbock, die Hirschziege, das Kaninchen, das Frettchen, die Ratte und die Maus. Dasselbe gilt von den Siebenschläfern, Gartenschläfern, Marmelthieren, Pharaosratten, Dachsen, Hermelinen, Zobel, Maxis und andern Affenarten u., von denen keins in Amerika bei der Ankunft der Europäer lebte und die folglich alle dem alten Festlande angehören und eigenthümlich sind, was wir bei jeder einzelnen Thierart, wenn von ihr die Rede seyn wird, darzu-
 thun uns bemühen werden.

Thiere der neuen Welt.

Die Thiere der neuen Welt waren den Europäern ebenso unbekannt als die unsrigen es den Amerikanern waren. Die einzigen halbcivilisirten Völker des neu entdeckten Welttheils waren die Peruaner und Mexikaner. Diese besaßen keine Hausthiere; nur die Peruaner hatten zwei Arten Vieh, das Lama und den Pacos und ein kleines Thier, das sie Alco nannten und das ihre Hausgenossenschaft wie unsre Hundetheilte. Der Pacos und das Lama, die Fernandez perüisch cattle (englisch) d. h. peruvianisches Vieh nannte, hausten einzig wie die Genssen in einer besondern Gegend; sie finden sich nur in den Bergen von Peru, Chili und Neuspanien. Obwohl sie bei den Peruanern zu Hausthieren geworden waren und die Menschen also ihre Vermehrung begünstigt und sie in benachbarte Gegenden gebracht hatten, haben sie sich doch nirgends fortgepflanzt; sie haben sich sogar in ihrem Vaterlande vermindert, wo das Geschlecht jezt weniger zahlreich ist, als es war, bevor das Zuchtvieh aus Europa, das in allen südlichen Ländern dieses Welttheils glücklich fortgekommen ist, dahin gebracht worden ist.

Bei einigem Nachdenken muß es auffallen, daß in einem Welttheile, der fast gänzlich von wilden Menschen bevölkert wurde, deren Sitten sich weit mehr als die unsern den Gewohnheiten der Thiere näherten, keine Gesellschaft, nicht der geringste Verkehr zwischen den Wilden und den sie umgebenden Thieren bestand, indem man nur bei den in der Kultur schon voran geschrittenen Völkern Hausthiere antraf; beweist dies nicht, daß der Mensch im Stande der Wildheit nur eine Art von Thier ist, das die Fähigkeit nicht besitzt, andern zu gebieten und wie sie nur persönliche Eigenschaften besitzt, von denen er auf dieselbe Weise Gebrauch macht, um seine Nah-

rung zu suchen und für seine Sicherheit zu sorgen, indem er die Schwachen angreift und den Starken aus dem Wege geht und ohne die geringste Vorstellung von seiner wirklichen Macht und von dem Vorzuge seiner Natur über alle andre Wesen, die er sich nicht unterwürfig zu machen sucht, zu haben? Werfen wir einen Blick über alle völlig oder halbcivilisirte Völker, so werden wir überall Hausthiere finden; bei uns sind es das Pferd, der Esel, das Rindvieh, das Schaf, die Ziege, das Schwein, der Hund und die Katze; der Büffel in Italien, das Rennthier bei den Lappländern; das Lama, der Pacos und Alco bei den Peruanern; das Dromedar, das Kameel und andre Arten von Ochsen, Schafen, Ziegen bei den Orientalen, der Elephant selbst bei den mittägigen Nationen; alle sind dem Joch unterworfen, in die Sklaverei gebracht oder doch in den Verkehr der Menschen aufgenommen worden; während der Wilde, kaum die Gesellschaft seines Weibchens suchend, die der Thiere verachtet oder fürchtet. Wahr ist es allerdings, daß von den Thierarten, welche wir in unserm Welttheile zu Hausthieren erzogen haben, keine einzige in Amerika lebte; wären aber die Wilden, welche jenen Welttheil bevölkerten, von Alters her in einen Verein getreten und hätten sie sich gegenseitig die Einsichten der Gesellschaft mitgetheilt und sich wechselseitig die Hülfsleistungen derselben gewährt; so würden sie die größte Anzahl der Thiere ihres Landes unter das Joch gebracht und ihren Absichten dienlich gemacht haben; denn fast alle amerikaischen Thiere besitzen ein sanftmüthiges, gelesriges und furchtsames Naturell und nur wenige unter ihnen sind schädlich und fast keins ist furchtbar. Diese Thiere haben mithin weder durch die stolze Wildheit ihrer Natur, noch durch die Ungelesrigkeit ihres Charakters ihre Freiheit behauptet und die Sklaverei oder die Häuslichkeit vermieden; sondern die Ohnmacht des Menschen allein, der in der That nur durch die Kräfte der Gesellschaft, von der sogar seine Fortpflanzung und Vermehrung abhängt, etwas vermag, sicherte ihnen die Freiheit. Diese unendlichen Strecken der neuen Welt waren, so zu sagen, nur mit einigen Menschenhäuflein besäet und ich möchte behaupten, daß in ganz Amerika bei seiner Entdeckung nicht die Hälfte der Menschen, welche in Europa leben, vorhanden war. Diese Armuth des menschlichen Geschlechts begründete den Reichthum, d. h. die große Anzahl der Individuen in jeder

einheimischen Thierart; sie hatten weit weniger Feinde und ein weit größeres Gebiet; alles begünstigte mithin ihre Vermehrung und jede Art war verhältnißmäßig sehr zahlreich an Individuen; doch war dies nicht gleichermaßen der Fall in Betreff der Zahl der einzelnen Arten; sie waren nur in geringer Zahl vorhanden und vergleicht man sie mit der Menge der Thierarten auf dem alten Festlande, wird man finden, daß die Zahl der amerikanischen Thierarten vielleicht nicht den vierten und höchstens den dritten Theil jener beträgt. Rechnen wir 200 Thierarten von Vierfüßern *) auf der ganzen bewohnten oder bekannten Erde, werden wir von denselben mehr als 130 Arten in der alten und weniger als 70 in der neuen Welt antreffen; zieht man hievon noch die Arten ab, welche beiden Festländern gemeinschaftlich sind, d. h. blos die, welche ihrer Natur nach die Kälte ertragen und folglich durch die nördlichen Länder des einen Welttheils zum andern herüber wandern konnten, wird man kaum vierzig Thierarten aufzählen, welche den Ländern der neuen Welt eigenthümlich und einheimisch sind.

Die Leben schaffende Natur ist also dort weit weniger thätig, weit weniger mannigfach und wir können hinzusehen, weit weniger kräftig; denn in der Aufzählung der amerikanischen Thiere werden wir sehn, daß nicht nur die Arten in geringerer Anzahl dort vorhanden, sondern auch alle Thiere ungleich kleiner als die des alten Festlandes sind und Amerika keins besitzt, das sich mit dem Elephanten, dem Nashorn, dem Flusspferde, der Giraffe, dem Dromedar, dem Büffel, dem Löwen, dem Tiger u. vergleichen lasse. Das größte aller Thiere Südamerikas ist der Tapir oder der Tapiirerte in Brasilien und dies Thier, das größte von allen, dieser Elephant der neuen Welt, hat die Größe eines Kalbes von 6 Monaten oder höchstens die einer sehr kleinen Mauleselin; denn man hat ihn mit diesen beiden Thieren zusammengestellt, obwohl er ihnen in nichts gleicht und weder Ein- noch Zweihüser ist; sondern unregelmäßig gespaltete Klauen mit 4 Fingern an den

*) Hr. Linne rechnet in seiner letzten Ausgabe, Stockholm 1758, nur 167 Arten; Hr. Brisson gibt ihre Zahl zu 260 an; man muß aber mehr als 60, die nur Spielarten und keine bestimmte verschiednen Arten sind, davon abziehen.

Vorder- und 3 an den Hinterfüßen hat; er besitzt fast die Gestalt eines Schweines, nur ist sein Kopf im Verhältnisse weit dicker und hat keine Hauer oder Hundszähne, dagegen eine sehr verlängerte und nach Willkühr bewegliche Oberlippe. Das Lama, von dem wir geredet, ist nicht so groß als der Tapir und erscheint nur durch die Länge seines Halses und die Höhe seiner Beine groß. Der Pacos ist noch viel kleiner.

Der Cabiai, nach dem Tapir, das größte Thier von Südamerika, ist dennoch nicht höher als ein Schwein von mittler Größe und unterscheidet sich eben so sehr von den Thieren der alten Welt als alle eben genannten; denn, obwohl man ihn Sumpfs- oder Wasserschwein genannt hat, weicht er doch in wesentlichen und sehr auffallenden Merkmalen vom Schweine ab; er hat gespaltnne Klauen wie der Tapir, 4 Finger an den Vorder- und 3 an den Hinterfüßen, große Augen, eine dicke, stumpfe Schnauze, kleine Ohren, kurzes Haar und keinen Schweif. Der Tajacu, noch kleiner als der Cabiai, gleicht schon eher einem Schweine, besonders im Aeußern; doch unterscheidet er sich von demselben bedeutend durch die innern Theile, durch die Bildung des Magens, durch die Form der Lungen, durch die große Drüse und die Oeffnung, welche er auf dem Rücken hat. Er gehört also zu einer verschiednen Art als das Schwein. Weder der Tajacu, noch der Cabiai noch der Tapir sind in irgend einem Theile des alten Festlandes anzutreffen. Dasselbe gilt von dem Tamanduaquacu oder Mariri und von dem Matiriu, welchen wir Ameisenbären oder Ameisenfresser genannt haben. Diese Thiere, von denen die höchsten unter dem Buchse mittler Größe stehn, scheinen den Ländern Südamerikas eigenthümlich zu seyn; diese Thiere sind höchst merkwürdig, indem sie keine Zähne, eine kegelförmige Zunge wie die Spechte und ein ungemein kleines Maul haben, mit dem sie nichts beißen und kaum etwas anfassen können. Sie strecken blos ihre sehr lange Zunge hervor, legen sie in die Nähe der Ameisen und ziehn dieselbe zurück, wenn sie mit diesen Thieren beladen ist; sie können sich nur auf diese Weise ernähren.

Die Faulthiere, welche die Einwohner von Brasilien Ai oder Hai wegen ihres unaufhörlichen, klagenden Geschreis, das wie Ai klingt, nennen, scheinen uns ebenfalls Thiere, die

nur der neuen Welt angehören. Das Faulthier ist noch kleiner als die vorhergehenden und mißt ungefähr nur 2 Fuß in der Länge; es zeichnet sich auffallend durch seinen faulen Gang, der noch langsamer als der einer Schildkröte ist und noch ferner dadurch aus, daß es 3 Finger an den Vorder- wie an den Hinterfüßen hat, seine vordern Beine weit länger als seine hintern sind und daß es einen sehr kurzen Schwanz und gar keine Ohren hat. Ueberdies sind die Faulthiere und der Tatu unter den Vierfüßern die einzigen, welche weder Schneide- noch Hundszähne, sondern nur kegelförmige, an der Spitze abgerundete Mahlzähne haben, fast wie einige Wallfischarten, z. B. der Pottfisch, sie besitzen.

Der Cariabu von Guiana, den wir lebendig besitzen, gleicht an Gestalt und Größe dem größten unsrer Rehe; das Männchen trägt ein Geweih ähnlich dem des unsrigen und das ebenfalls jährlich abfällt; das Weibchen hat keins; man nennt das Thier in Cayenne Waldhindin. Es gibt auch eine andre Art, die sie kleiner Cariacu oder Sumpfhindin nennen; sie ist weit kleiner als die erste und das Männchen derselben hat kein Geweih. Aus der Aehnlichkeit des Namens habe ich vermuthet, daß der Cariacu von Cayenne wohl der Ejuacu oder Ejuacu-ayara aus Brasilien seyn könnte und nachdem ich die Berichte, welche Pison und Marcgrave vom Ejuacu lieferten, mit der Beschreibung des Cariacu verglichen habe, hat es mir geschienen, daß es dasselbe Thier sey; inzwischen weicht es von unserm Rehe noch weit genug ab, um beide Thiere als zwei verschiedne Arten zu betrachten.

Der Tapir, Cabiai, Tajaqu, Ameisensfresser, das Faulthier, der Cariacu, das Lama, der Pacos, der Bison, das Puma, der Jaguar, der Cuguar, der Jaguarete, die Pardellähe &c. sind also die größten Thiere der neuen Welt; die mittelmäßigen und kleinen sind die Cuandus oder Guandus, die Agutis, Coatis, Pacas, Philander, Meerschweinchen, Apereas und Tatus, die ich auch für der neuen Welt angehörige und eigenthümliche Thiere halte, obgleich die Nomenklatoren der neuesten Zeit von einer Tatu-Art in Ostindien und von einer andern in Afrika sprechen. Da man blos auf das Zeugniß des Verfassers der Beschreibung des Cabinets von Seba dieser afrikanischen und ostindischen Tatus Erwähnung gethan hat,

so ist dies in meinen Augen keine hinlängliche Autorität, um ihr Glauben beizumessen; denn man weiß allgemein, wie viele solcher kleiner Irthümer, solcher Verwechslungen von Namen und Ländern sich einschleichen, wenn man eine Sammlung der Naturgeschichte veranstaltet. Man kauft ein Thier unter dem Namen Fledermaus von Ternate oder Amerika und ein andres unter dem Namen Tatu von Ostindien; man führt sie dann unter diesen Namen in einem Werke, worin man die Beschreibung dieses Kabinet's liefert, auf und von hier gehn die Benennungen in die Listen der Nomenklatoren über; während man bei genauer Untersuchung findet, daß die Fledermaus von Ternate, oder die amerikanische die aus Frankreich ist und daß die ostindischen oder afrikanischen Tatus ebenwohl die Tatus aus Amerika seyn können.

Bisher haben wir von den Affen noch nicht gesprochen, weil ihre Geschichte eine besondre Abhandlung erfordert. Da der Name Affe eine Gattungs-Bezeichnung ist, mit der man eine große Anzahl von einander verschiedenen Arten belegt, ist die Behauptung nicht auffallend, daß eine große Anzahl Affen in den südlichen Ländern beider Festländer angetroffen werden; aber es handelt sich darum zu wissen, ob die Thiere, welche man in Asien und Afrika Affen nennt, auch dieselben sind, denen man in Amerika den Namen Affen gegeben hat, und zu untersuchen, ob von den mehr als 30 Affenarten, die wir lebend besaßen, nur eine derselben sich auf den beiden Festländern finde.

Der Satyr oder der Waldmensch, der seiner Bildung nach sich weniger vom Menschen als vom Affen zu unterscheiden scheint, lebt nur in Afrika und Südastien und nicht in Amerika.

Der Gibbon *) (langarmige Affe), dessen vordere Beine oder vielmehr Arme so lang als der ganze Körper, die hintern Beine mitgerechnet, sind, haust in Ostindien und nicht in Amerika. Diese beiden Affenarten, die wir lebendig besaßen, haben keinen Schwanz.

Der eigentliche Affe, dessen Haar grünlich mit etwas Gelb vermischt ist und der keinen Schweif hat, findet sich in Afrika und in einigen andern Gegenden der alten Welt und nicht in

*) Dieser Affe, den wir lebend hatten, und den Hr. Dupleix aus Pondichery herüberbrachte steht in keinem Namenverzeichnisse.

Amerika. Dasselbe gilt von den hundsköpfigen Affen, von denen 2 bis 3 Arten bekannt sind; ihre Schnauze ist nicht so kurz als bei den vorhergehenden, aber wie sie haben sie keinen Schwanz oder doch einen so kurzen, daß man ihn kaum sehen kann. Alle Affen, welche keinen Schwanz und besonders die, welche nur kurze Nasen haben und deren Gesicht durch diese Bildung dem Angesichte des Menschen sehr genähert wird, sind wahre Affen und 5 oder 6 Arten, von denen wir eben gesprochen haben, sind den heißen Himmelsstrichen des alten Festlandes einheimisch und eigenthümlich und werden nirgends in der neuen Welt angetroffen.

Der Pavian, der größer als eine Dogge und dessen Körper unterseht, zusammengedrängt, fast wie der bei der Hyäne ist, weicht sehr von den eben berührten Affen ab; er hat einen sehr kurzen, immer graden Schwanz, eine lange und an der Spitze breite Schnauze, nackte, fleischfarbige Schenkel, sehr kurze Beine, starke und spitzige Klauen. Dies sehr starke und eben so boshafte Thier findet sich nur in den Wüsten der südlichen Länder der alten Welt und durchaus nicht in Amerika vor.

Alle Affenarten mit gar keinem oder mit einem äußerst kurzen Schwanz halten sich mithin nur in der alten Welt auf und unter den langgeschwänzten Arten leben die Größern fast alle in Amerika, es gibt sogar nur wenige in Amerika, die von mittler Größe sind; die Thiere aber, welche man mit dem Gattungs-Namen: kleine langgeschwänzte Affen bezeichnet hat, leben dort in großer Zahl; diese kleinen, langgeschwänzten Affenarten sind der Sapaju, der Saguin, der Tamarin &c. In der besondern Naturgeschichte dieser Thiere werden wir sehen, daß alle amerikanischen Affen sich von denen in Asien und Afrika unterscheiden.

Die Makis, von denen wir 3 bis 4 Spielarten kennen und die sich bedeutend den langgeschwänzten Affen nähern, die wie sie Hände besitzen, aber eine weit längre und spitzigre Schnauze haben, sind Thiere, welche nur der alten Welt angehören und in der neuen nicht gefunden werden. Alle Thiere in Afrika und Südastien, die man mit dem Namen Affe belegt hat, finden sich mithin in Amerika eben so wenig als der Elephant, das Nashorn oder der Tiger. Je mehr man genaue Nachforschungen und Vergleichen in dieser Hinsicht anstellt, desto

mehr wird man die Ueberzeugung gewinnen, daß die Thiere des südlichen Erdgürtels beider Festländer in dem andern nicht vorkommen und daß die kleine Zahl, die man jetzt daselbst findet, von Menschen dahin gebracht worden sind, wie das Schaf aus Guinea, das nach Brasilien verpflanzt, wie das Meerschwein, was hingegen aus Brasilien nach Guinea gebracht wurde und vielleicht noch einige andre kleine Thiere, deren Uebersiedlung durch die Nachbarschaft und den Verkehr beider Welttheile begünstigt wurde. Von Brasiliens Küsten bis zu denen Guineas beträgt die Fahrt 500 Seemeilen; mehr als 2000 aber ist es von Perus Gestaden bis nach Ostindien. Alle diese Thiere, welche ihrer Natur nach ein kaltes Klima nicht ertragen und auch die, welche es zwar ertragen, aber nicht in demselben sich fortpflanzen können, sind demnach von zwei oder drei Seiten durch das Meer, über das sie nicht zu setzen vermögen und auf der andern Seite durch zu kalte Länder, die sie nicht, ohne unterzugehen, durchziehen können, begrenzt. Man wird daher über diese allgemeine Thatsache nicht mehr erstaunen, die auf den ersten Anblick sehr auffallend erscheint und von Niemanden vor uns nicht einmal ist geahnt worden, daß nemlich kein Thier des heißen Erdgürtels der einen Welt sich in dem der andern vorfinde.



Thiere, welche beide Festländer mit einander gemein haben.

Aus der vorhergehenden Aufzählung ersieht man, daß nicht allein die Thiere der wärmsten Länder Afrikas und Asiens der neuen Welt abgehn, sondern daß selbst die Mehrzahl der Thiere in den gemäßigten Himmelsstrichen Europas ihm fehlen. Dasselbe Verhältniß findet aber nicht bei den Thieren statt, welche die Kälte leicht ertragen und in den nördlichen Klimaten sich vermehren können; man trifft ihrer mehr in Nordamerika an; wenn sie auch immer durch einen ziemlich hervortretenden Unterschied von einander abweichen, kann man sich doch nicht erwähren, sie für dieselben anzusehn und zu glauben, daß sie ehemals durch nördliche Länder, die vielleicht noch jezt unbekannt oder vielleicht im hohen Alter unter Wasser gesetzt sind, von einem Festlande zum andern wanderten, und diese Thatfache, der Naturgeschichte entnommen, beweist besser als alle Muthmaßungen der speculativen Erdbeschreibung, daß die beiden Festländer nach Norden hin fast ohne Unterbrechung an einander hangen.

Die Bären der Illinois, von Louisiana zc. scheinen dieselben mit unsern Bären zu seyn, nur sind jene etwas kleiner und schwärzer.

Der Hirsch aus Canada, wenn auch kleiner als unsere Hirsche, unterscheidet sich von demselben im Uebrigen nur durch die größere Höhe seines Geweihes und die größere Anzahl der Zinken und durch einen etwas längeren Schweif.

Dasselbe gilt vom Rehe, was sich in Südeanada und in Louisiana vorfindet; es ist ebenfalls kleiner und hat einen längeren Schweif als das europäische; ein anderes dort hauendes Thier ist nichts weiter als das Elenn, nur nicht so groß.

Das Rennthier von Lappland, der Damhirsch von Grönland und der Karibu von Canada scheinen mir nur eine und dieselbe Thierart auszumachen. Der Damhirsch oder der Hirsch von Grönland, von Edwards beschrieben, ähnelt zu sehr dem Rennthiere, als daß man ihn für eine verschiedene Art halten könne, und in Betreff des Karibu, von dem nirgends eine genaue Beschreibung vorhanden ist, haben wir aus allen Andeutungen, die wir sammeln konnten, geschlossen, daß es dasselbe Thier mit dem Rennthier sey. Hr. Briffon hat geglaubt, eine verschiedene Art daraus bilden zu müssen und stellt den Karibu mit dem *cervus burgundicus* (burgundischer Hirsch) von Jonston zusammen; aber dieser *cervus burgundicus* ist ein unbekanntes Thier, das sicher weder in Burgund noch in Europa existirt; es ist nur ein Name, den man irgend einem Kopfe von einem Hirsche oder einem Damhirsche, dessen Geweih sonderbar abwich, beigelegt hat, oder es möchte auch wohl seyn, daß der Kopf des Karibu, den Briffon sah und an dem das Geweih auf jeder Seite nur aus einem einzigen, graden, 6 Zoll langen Stamm bestand und eine Zinke nahe an der Grundfläche und nach vorne gewunden besaß, in der That der Kopf eines weiblichen Rennthieres, vielleicht in seinem ersten oder zweiten Lebensjahr, war; denn man weiß, daß das weibliche Rennthier ein Geweih wie das Männchen trägt, doch viel kleiner, daß bei beiden die ersten Zinken nach vorne gerichtet sind und daß endlich die Ausdehnung und Verästelung des Geweihes bei diesen Thieren, wie bei allen, welche Geweihe tragen, genau mit den fortschreitenden Lebensjahren in Verbindung stehen.

Die Hasen, Eichhörnchen, Igel, Bisamratten, Fischotter, Marmelthiere, Ratten, Spitzmäuse, Fledermäuse, Maulwürfe sind ebenfalls Thierarten, welche man als beiden Festländern gemein betrachten könnte, wenngleich unter allen diesen sich in Amerika keine Art vorfindet, welche der europäischen völlig gleichkommt; man erkennt daher, daß es sehr schwer, um nicht zu sagen, unmöglich ist, das Urtheil zu entscheiden, ob sie wirklich verschiedene Arten oder nur Spielarten derselben Art sind, die durch den Einfluß des Klimas begünstigt wurden.

Die Biber von Europa scheinen mit denen von Canada nur eine Art zu bilden. Diese Thiere ziehen die kalten Länder vor, können aber auch in den gemäßigten Himmelsstrichen

ausbauern und sich vermehren; in Frankreich gibt es noch einige auf den Inseln der Rhone und sie waren dort in frühern Zeiten in weit größrer Anzahl vorhanden; es scheint, daß ihnen die zu bevölkerten Gegenden noch weit weniger behagen, als die zu warmen, denn nur in den Wüsten, die ferne von menschlichen Wohnungen liegen, treten sie in Gesellschaften zusammen und selbst in Canada, was man noch als eine große Wüste ansehen kann, haben sie sich weit von jeder menschlichen Wohnung zurückgezogen.

Wolf und Fuchs sind ebenfalls Thiere, welche beide Festländer mit einander gemein haben; man findet sie in allen Gegenden Nordamerikas, nur in einer Menge von Spielarten; vor allem sind die schwarzen Füchse und Wölfe dort häufig und insgemein kleiner als in Europa, wie dies der Fall bei allen andern Thieren ist, sowohl bei den einheimischen, als bei den dahin übersiedelten.

Obwohl das Wiesel und das Hermelin häufig in kalten Ländern Europas angetroffen werden, sind sie doch in Amerika zum mindesten sehr selten; nicht ganz ist dies der Fall mit dem Baum- und Steinmarder und dem Iltisse.

Der Baummarder von Nordamerika scheint derselbe mit dem von Nordeuropa zu seyn; der Bison von Canada gleicht in hohem Grad dem Steinmarder und das gestreifte Iltis kann nur eine Spielart vom europäischen Iltis seyn.

Der Luchs oder der Hirschwolf, den man in Amerika wie in Europa findet, dünkt uns ein und dasselbe Thier zu seyn; er bewohnt die kalten Länder, doch kommt er auch in die gemäßigten Klimaten fort und vermehrt sich daselbst; er hält sich insgemein in den Wäldern und Gebirgen auf.

Die Phoca oder das Seekalb schgint auf die Länder des Nordens beschränkt zu seyn und findet sich eben sowohl an den Küsten des nördlichen Europas, wie in Nordamerika.

Dies sind ungefähr alle Thiere, welche als beiden Festländern der alten und neuen Welt gemeinschaftlich betrachtet werden können und von dieser Zahl, die, wie man sieht, nicht bedeutend ist, muß man noch vielleicht mehr als ein Drittel für die Arten abziehen, die, wenn auch dem Ansehen nach ziemlich ähnlich, doch in der Wirklichkeit verschieden seyn mögen. Selbst aber in dem Falle, daß wir bei allen diesen Thieren die Gleichheit der Art mit den europäischen zugeben, erkennt man, daß die

Zahl der beiden Festländer gemeinschaftlichen Thierarten sehr klein im Vergleiche mit der Anzahl der Arten ist, welche jedem der beiden eigenthümlich sind; man erkennt ferner, daß beide Welttheile von allen diesen Thieren nur die, welche die Länder des Nordens bewohnen, mit einander gemein haben und daß keins von denen, die sich blos in den heißen oder gemäßigten Himmelsgegenden vermehren können, in beiden Welttheilen zugleich angetroffen werden.

Es scheint demnach keinem Zweifel mehr unterworfen zu seyn, daß die beiden Welttheile im Norden zusammenhangen, oder doch zusammengehangen haben und die Thiere, die ihnen gemeinschaftlich sind, auf uns unbekannten Wegen von einem Welttheile in den andern gewandert sind. Man hat besonders nach den neuern Entdeckungen der Russen im Norden von Kamtschatka Grund zu glauben, daß Amerika mit Asien durch festes Land zusammenhange; inzwischen sind die Thiere des nördlichen Amerika nicht genau die von Nordasien, sondern vielmehr die von Europa. Auf dieselbe Weise verhält es sich mit den Thieren der gemäßigten Himmelsstriche; der Urgali oder das wilde Schaf, der Zobel, der Goldmanhuwurf aus Sibirien, das Bisamthier aus China finden sich nicht an der Hudsonsbai noch in irgend einem Theile des nordwestlichen Amerika; man findet im Gegentheil in den Ländern des Nordwesten von Amerika nicht blos die Thiere, welche im Norden von Europa und Asien angetroffen werden, sondern auch die, welche Europa allein eigenthümlich zu seyn scheinen, wie das Eleum, das Rennthier, &c.; demungeachtet muß man einräumen, daß die östlichen Theile von Nordasien noch zu wenig bekannt sind, um versichern zu können, ob die Thiere aus dem nördlichen Europa sich daselbst befinden oder nicht.

Wir haben als eine sehr auffallende Sache bemerkt, daß auf dem neuen Festlande alle Thiere der südlichen Gegenden weit kleiner sind, im Vergleich der Thiere der heißen Länder des alten. Es findet in der That keine Vergleichung zwischen der Größe des Nashornes, Flußpferdes, der Giraffe, des Kameels, Löwen, Tigers &c., alle Thiere, welche der alten Welt natürlich und eigenthümlich sind, und der des Tapirs, des Cabiai, Ameisenfressers, Lama, Puma, Jaguar &c., welche die größten Thiere der neuen Welt sind, statt; die ersten sind 4, 6, 8 und 10 Mal größer als die letzteren.

Eine andere Beobachtung unterstützt noch diese allgemeine Thatsache: alle Thiere nämlich, welche von Europa nach Amerika verpflanzt wurden, wie die Pferde, Esel, Ochsen, Schafe, Ziegen, Schweine, Hunde u., sind dort kleiner geworden und auch die, welche nicht herüber gebracht worden, sondern von selbst dahin gewandert sind, mit einem Worte, die Thiere, welche beide Welttheile mit einander gemein haben, als die Wölfe, Füchse, Hirsche, Rehe, Elendthiere, sind alle ohne Ausnahme bedeutend kleiner in Amerika als in Europa.

Es liegt mithin in der Verknüpfung der Elemente und der andern physischen Ursachen irgend ein Grund, welcher dem hohen Aufwuchse der Natur entgegenstrebt, irgend ein Hinderniß gegen die Entwicklung oder vielleicht Bildung großer Keime; sogar die Thiere, welche unter den sanften Einflüssen eines anderen Klimas zu ihrer völligen Gestaltung und zu ihrer vollendeten Ausdehnung gediehen sind, werden kleiner und schrumpfen unter diesem geizigen Himmel, auf dieser kargen Erde zusammen, wo der Mensch, in kleiner Anzahl vorhanden, zerstreut lebte und herumirrte, wo, weit entfernt auf diesem Gebiete als Herr in seinem Besizthume zu schalten, er keine Herrschaft ausübte; wo, weil er sich nie die Thiere noch die Elemente unterwarf, das Meer nicht bändigte, den Lauf der Flüsse nicht richtete und die Erde nicht bearbeitete, er ein Thier des ersten Ranges war und der Natur gegenüber nur als ein Wesen ohne alles Gewicht, als eine Art von ohnmächtigem Automaten, unfähig, sie zu verändern oder zu unterstützen, lebte; die Natur hat ihn weniger als Mutter denn als Stiefmutter behandelt, indem sie ihm das Gefühl der Liebe und das lebhafteste Verlangen, sich zu vermehren, versagte; denn, wenn auch der Wilde der neuen Welt beinahe von dem Wuchse des Menschen der alten ist, so reicht dies doch nicht hin, in Hinsicht seiner eine Ausnahme von der allgemeinen Regel, daß die lebende Natur in ganz Amerika kleiner und zusammengeschrumpft ist, eine Ausnahme zu machen. Der Wilde ist schwach und wenig kräftig in Betreff der Zeugungsorgane; er hat weder Haare noch Bart und fühlt keine Liebesgluth; obgleich behender als der Europäer, weil er zu laufen gewohnt ist, besitzt er doch einen weit weniger kräftigen Körper; er ist ebenfalls in einem weit geringeren Grade empfindlich, und dennoch furchtbarer und feiger; seine Seele ist ohne Leben

und Thätigkeit und die Beweglichkeit seines Körper ist weniger eine Übung; eine freiwillige Kraftäußerung, als eine Handlung, die durch das Bedürfnis nothwendig gemacht wird; man nehme ihm Hunger und Durst und man zerstört mit ihnen den Beweggrund aller seiner Thätigkeit; er wird dann ganze Tage in dumpfer Ruhe sitzend oder liegend zubringen. Man braucht nicht die Ursache des zerstreuten Lebens der Wilden und ihre Abneigung gegen die Gesellschaft weit zu suchen; die Natur hat ihnen den kostbarsten Funken ihres belebenden Feuers versagt; der Wilde fühlt keine heftige Neigung für sein Weib und folglich auch keine Liebe für seines Gleichen; das lebhafteste, zarteste aller Gefühle nicht kennend, sind auch seine andern Gefühle dieser Art kalt und weß; er liebt nur in geringem Grade seinen Vater und seine Kinder; die innigste Gesellschaft von allen, die derselben Familie selbst, hat bei ihm demnach nur schwache Bande und zwischen der eines Volkes bestehen fast gar keine; daher findet sich bei ihm kein Staat, kein Verein und kein geselliger Zustand. Das Sinnliche der Liebe begründet bei den Wilden die Moral ihrer Sitten; ihr Herz ist starr, ihre Gesellschaft kalt und ihre Herrschaft hart. Sie betrachten ihre Weiber als Dienerinnen der Mühseligkeiten oder als Lastthiere, die sie ohne Schonung mit der Bürde ihrer Jagd beladen und ohne Mitleiden und ohne Erkenntlichkeit zwingen sie dieselben zu Arbeiten, die oft über ihre Kräfte gehen; sie haben nur wenige Kinder und widmen ihnen nur geringe Sorge. Alle diese Mängel entspringen aus dem ursprünglichen Mangel; sie sind gleichgültig, weil sie wenig zeugungsfähig sind und diese Gleichgültigkeit für das andere Geschlecht ist ein Makel, welcher die Natur erniedrigt, sie verhindert, sich zu entfalten, und, indem sie die Lebenskeime vernichtet, die Wurzel der Gesellschaft zu gleicher Zeit abschneidet.

Der Mensch macht demnach hier keine Ausnahme. Indem ihm die Natur das Vermögen zu lieben versagte, hat sie ihn übler behandelt und ihn nach einem kleinern Maßstabe gebildet, als irgend ein Thier. Bevor wir aber die Ursachen dieser allgemeinen Thatfache beleuchten, dürfen wir nicht verschweigen, daß, wenn auch die Natur alle Vierfüßer in der neuen Welt kleiner auswürfte, sie doch die kriechenden Thiere in gleicher Größe erhalten und die Insecten selbst größer dar-

gestellt zu haben scheint. Es gibt zwar am Senegal größere Eidechsen und längere Schlangen als im südlichen Amerika, doch ist dieser Unterschied zwischen diesen Thieren bei weitem nicht so groß als zwischen den Vierfüßern; die größte Schlange am Senegal ist nicht doppelt so groß als in Cayenne, dagegen ist ein Elephant vielleicht zehn Mal größer als der Tapir, der, wie wir schon berichtet haben, das größte vierfüßige Thier in Amerika ist. In Hinsicht der Insecten kann man aber behaupten, daß sie nirgends so groß als in der neuen Welt sind. Die dicksten Spinnen, die größten Käfer, die längsten Schnecken, die ausgedehntesten Schmetterlinge finden sich häufig in Brasilien, Cayenne und in den andern Gegenden Südamerikas; sie tragen fast über alle Insecten der alten Welt nicht bloß in der Größe des Körpers und der Flügel, sondern auch in der Lebhaftigkeit der Farben, in der Mischung der Tinten, Verschiedenheit der Formen, Anzahl der Arten und in der erstaunlichen Vermehrung der Individuen in jeder Art, den Sieg davon. Die Kröten, Frösche und andern Thiere dieser Art sind in Amerika ebenfalls sehr groß. Wir wollen hier nicht von den Vögeln noch Fischen sprechen, weil, da sie aus einem Welttheil in den andern übergehen können, es fast unmöglich seyn würde, die zu unterscheiden, welche dem einen oder dem andern eigenthümlich sind; wogegen die Insecten wie die Kriecher beinahe wie die Vierfüßer jedes auf die beiden Festländer beschränkt werden.

Forschen wir jetzt der Ursache nach, warum es in der neuen Welt so große Kriecher, so gewaltige Insecten, so kleine Vierfüßer und so kalte Menschen gibt. Sie beruhet auf der Beschaffenheit der Erde, auf den Einwirkungen der Luft, dem Grade der Wärme, der Feuchtigkeit, der Lage und Höhe der Gebirge, der Menge der stehenden und fließenden Gewässer, der Ausdehnung der Wälder und vor allem auf dem rohen Zustande, worin sich dort die Natur befindet. Im Allgemeinen ist die Hitze in jenem Welttheile weit geringer und die Feuchtigkeit weit größer. Wenn man die Kälte und Wärme in allen Breiten-Graden vergleicht, wird man finden, daß zu Quebeck, was mit Paris unter demselben Grade liegt, jährlich die Ströme einige Fuß zufrieren, während einigen Monaten noch eine dickere Masse von Schnee die Erde bedeckt und die Luft so kalt ist, daß alle Vögel während dem Winter sich

flüchten und verschwinden. Obwohl diese Temperatur-Unterschiedenheit unter derselben Breite in dem gemäßigten Erdgürtel sehr groß ist, zeigt sie sich vielleicht doch noch geringer als der Unterschied der Hitze in dem brennenden Erdgürtel. Am Senegal wird man versengt, während man unter demselben Breiten-Grade in Peru einer angenehmen Wärme genießt. Dasselbe Verhältniß findet unter allen Breiten-Graden statt, die man mit einander vergleicht.

Das Festland von Amerika hat eine solche Lage und ist so gebildet, daß alles beiträgt, die Einwirkung der Hitze zu vermindern; man findet in demselben die höchsten Gebirge und aus diesem Grunde auch die größten Ströme. Diese hohen Gebirge bilden eine Kette, welche den Welttheil in seiner ganzen Länge, nach Abend hin, einzuengen scheint; die Ebenen und das niedre Land liegen alle diesseits des Gebirges und dehnen sich von seinem Fuße bis an das Meer aus, was auf unsrer Seite die Festländer trennt. Auf diese Weise kommt der Ostwind, der, wie man weiß, unter den Wendekreisen beständig und allgemein herrscht, erst nach Amerika, nachdem er über eine ungemein große Wasserfläche gestrichen ist, auf welcher er sich abkühlt. Dies ist der Grund, warum es in Brasilien, Cayenne &c. weniger heiß ist, als am Senegal, in Guinea &c., wohin der Wind mit der Wärme aller Länder und brennenden Wüsten, über die er auf seinem Wege durch Afrika und Asien hinfährt, beladen anlangt. Man erinnere sich, was wir in Betreff der verschiednen Farben der Menschen und insbesondre über die der Neger gesagt haben; es scheint erwiesen zu seyn, daß der mehr oder weniger tiefe Ton des Rothfarbigen, Braunen und Schwarzen gänzlich von der eigenthümlichen Lage des Klimas abhänge; daß die Neger von Nigritien und die auf der Westküste Afrikas die schwärzesten von allen sind, weil diese Länder eine solche Lage haben, daß die Hitze in denselben beständig größer ist, als in irgend einer Gegend der Erde; indem der Westwind, ehe er sie erreicht, über unendliche Erdstrecken zieht, und daß im Gegentheil die südlichen Indianer nur rothfarbig und die Brasilianer braun sind, weil, wenn auch mit den Negern unter derselben Breite liegend, die Hitze ihres Himmelsstriches weniger groß und beständig ist, indem der Westwind, auf seinem Gange über die Meere, abgekühlt und mit feuchten Dämpfen beladen, dorthin kommt,

Die Wolken, welche das Licht und die Wärme der Sonne auffangen und die Regen, welche die Luft und die Oberfläche der Erde erfrischen, sind in Cayenne und den andern Ländern Südamerikas periodisch und dauern mehre Monate. Diese Naturursache schafft mithin auf allen Ostküsten von Amerika eine weit gemäßigtere Temperatur, als in Asien und Afrika herrscht und wenn auch der Westwind, nachdem er frisch auf den Küsten angekommen ist, auf seinem Wege durch die Ebenen von Amerika einen höhern Wärmegrad annimmt, wird er doch plötzlich von jener Kette ungeheurer Berge, aus der einzig der westliche Theil der neuen Welt besteht, aufgehalten und abgekühlt, so daß es in Peru unter demselben Grade der Breite nicht so warm ist, als in Brasilien, Cayenne &c.; wegen der ungemein hohen Lage ihres Landes sind auch die Einwohner von Peru, Chili &c. nur braunroth und ihre Lederfarbe ist weniger dunkel als bei den Brasilianern. Denken wir uns einen Augenblick die Kette der Cordilleras weg oder denken uns vielmehr die Berge von der Höhe der anliegenden Ebenen; die Wärme würde dann in den Westländern einen außerordentlichen Grad erreichen und man würde schwarze Menschen in Peru und Chili finden, wie man sie auf den Westküsten von Afrika antrifft.

Allein durch die Lage der Länder in der neuen Welt also muß die Hitze dort weit geringer seyn als in der alten; zu gleicher Zeit werden wir sehn, daß die Feuchtigkeit daselbst weit größer ist. Da die Gebirge die höchsten der Erde sind und die Richtung des Westwindes durchschneiden, so ziehn sie alle Dünste der Luft an sich, verdicken sie und erzeugen dem zu Folge eine unendliche Zahl lebender Quellen, die bald durch ihren Zusammentritt die größten Ströme der Erde bilden. Es gibt demnach im Verhältnisse der Ausdehnung eine weit größere Menge fließenden Wassers in der neuen als in der alten Welt und diese Menge wird noch ungemein durch den mangelhaften Ablauf vermehrt; denn da die Menschen weder die Ströme eingedämmt, noch die Flüsse gerichtet, noch die Sümpfe ausgetrocknet haben, so bedecken stehende Gewässer fast grenzenlose Landstrecken, vergrößern die Feuchtigkeit der Luft und verhindern die Wärme. Da überdies die Erde überall brach liegt und in ihrer ganzen Ausdehnung mit starren, dicken und dichten Gewächsen bedeckt ist, so wird sie nicht

erwärmt und trocknet nie aus; die Aushauchungen so vieler, dicht an einander stehender Pflanzen erzeugen feuchte und ungesunde Dünste; die Natur, unter ihr uraltes Gewand verborgen, nahm in diesen traurigen Ländern nie einen neuen Schmuck an und sie, welche nie von den Menschen gepflegt und geliebt wurde, öffnete niemals ihren wohlthätigen Schooß und nie sah die Erde ihre Oberfläche durch jene reichen Mehren, die unsern Reichthum und ihre Fruchtbarkeit ausmachen, vergoldet. In diesem Zustande der Vernachlässigung welkt alles dahin, verdirbt und erstickt; Luft und Erde, mit feuchten und schädlichen Dünsten überladen, vermögen sich nicht zu reinigen noch aus den Einflüssen des Lebens-Gestirns Vortheile zu ziehn; vergebens wirft die Sonne ihre feurigsten Strahlen auf diese kalte Masse; diese ist außer Stande, auf die Glut der Sonne zurück zu wirken und wird nur feuchte Wesen, Pflanzen, Kriecher und Insekten hervorbringen und nur kalte Menschen und schwache Thiere erzeugen.

In dem Verhältnisse, daß es nur wenige Menschen in Amerika gab und die Mehrzahl dieser Menschen noch das Leben der Thiere führte, die Natur in ihrem rohen Zustande ließ und die Erde vernachlässigte, liegt die Hauptursache, warum die amerikanische Natur kalt blieb, ohnmächtig war, kräftigere Lebensquellen zu eröffnen und die Keime größerer Thiere, welche zu ihrem Wachstume und Fortkommen die ganze Wärme, die ganze Thätigkeit, welche die Sonne der zeugenden Kraft der Erde mittheilen kann, bedürfen, zu entwickeln; und aus dem entgegengesetzten Grunde sind die Insekten, Würmer und alle Thierarten, welche sich im Schlamm herum schleppen, deren Blut Wasser ist und die in der Fäulniß fortwuchern, in allen niedrigen, feuchten und sumpfigen Gegenden der neuen Welt zahlreicher und größer.

Wenn man diese, so wie andre Verschiedenheiten, welche zwischen der neuen und alten Welt obwalten, näher in Betracht zieht, wird man zu dem Glauben versucht, daß Amerika in der That ein weit jüngerer Welttheil ist und daß er längerer Zeit als der Rest der Erdkugel unter dem Wasser lag; denn mit Ausnahme der gewaltigen Gebirge, die den Welttheil nach Westen begrenzen und Denkmäler des höchsten Alterthums der Erde zu seyn scheinen, haben alle tiefliegenden Länder der neuen Welt das Ansehn eines Bodens, der sich

erst in späterer Zeit erhoben hat und durch den Niederschlag der Flüsse und durch den Schlamm der Gewässer gebildet worden ist. An vielen Stellen findet man auch wirklich unter der ersten Schichte von Pflanzenerde Seeschalthiere und Sternkorallen, die zwar schon Bänke, Kalksteinmassen bilden, aber insgesamt weniger hart und fest sind als unsre Haussteine, welche von derselben Beschaffenheit sind. Ist dieser Welttheil wirklich so alt wie der andre, warum fand man denn dort so wenige Menschen? Warum waren sie fast alle wild und lebten zerstreut? Warum zählten die, welche zu einer Staatsgesellschaft sich herangebildet hatten, die Merikaner und Peruaner, nur 200 bis 300 Jahre von dem ersten Menschen an, der sie vereinte? Warum kannten sie noch nicht die Kunst, Thatfachen durch dauerhafte Zeichen auf die Nachwelt zu bringen, da sie doch schon die Kunst erfunden hatten, sich ihre Gedanken aus der Ferne mitzutheilen und sich durch Knüpfen von Knoten zu schreiben? Warum hatten sie sich die Thiere nicht unterworfen und benutzten nur das Lama und den Pacoß, die, wie unsre Hausthiere, nicht völlig häuslich werden konnten und weder treu noch gelehrig waren? Ihre Künste waren im Aufknoſpen, wie ihre Gesellschaft, ihre Anlagen unvollkommen, ihre Ideen zu unentwickelt, ihre Organe rauh und ihre Sprache barbarisch; man werfe den Blick auf das Verzeichniß ihrer Thiere, die Namen derselben sind fast alle so schwer auszusprechen, daß es in Verwunderung setzt, wie die Europäer sich noch die Mühe geben konnten, sie zu schreiben.

Alles scheint demnach darauf hinzudeuten, daß die Amerikaner Altersjunge Menschen oder, um es besser auszudrücken, Menschen sind, die ihrem Vaterlande, der alten Welt, in einem so hohen Alter entfremdet wurden, daß sie jeden Begriff, jede Vorstellung von dem Welttheile, aus welchem sie entsprungen waren, verloren hatten; Alles scheint auch dahin übereinzustimmen, daß der größte Theil des amerikanischen Festlandes eine neue Erde war, noch fast unberührt von dem umwandelnden Hand des Menschen und auf welcher die Natur noch nicht Zeit gehabt hatte, alle ihre Absichten auszuwirken und sich selbst in ihrer ganzen Ausdehnung zu entwickeln; daß die Menschen daselbst kalt und die Thiere klein sind, weil die Gefühlswärme der einen und die Größe der andern von

der gefundenen Reinheit und der Wärme der Luft abhängen und daß in einigen Jahrhunderten, wenn man die Erde wird urbar gemacht, die Wälder ausgerottet, den Lauf der Ströme gerichtet und die Gewässer wird eingedämmt haben, dieselbe Erde die fruchtbarste, gesundeste und reichste von allen seyn werde, wie sie es schon jetzt in den Gegenden, die der Mensch bebaut hat, zu seyn scheint. Uebrigens wollen wir hieraus nicht den Schluß ziehen, daß dort größere Thiere entstehen werden; nie wird der Tapir und Cabiai den Wuchs des Elephanten oder des Flußpferdes erreichen; doch werden zum wenigsten die Thiere, die man dahin verpflanzt, nicht an Größe abnehmen, wie dies der Fall in den ersten Zeiten war; allmählig wird der Mensch die unendlichen Erdstrecken, die bei ihrer Entdeckung nur eine Wüste waren, bevölkern.

Die ersten Schriftsteller, welche die Eroberungen der Spanier beschrieben, haben, um den Ruhm ihrer Waffen zu vergrößern, die Anzahl ihrer Feinde ins Ungeheure übertrieben. Vermögen diese Schriftsteller einen vernünftigen Menschen zu überreden, daß es Millionen Menschen auf St. Domingo und Cuba gab, wenn sie zu gleicher Zeit berichten, daß unter dieser Menschenmasse weder Monarchie noch Republik und fast keine Gesellschaft bestand und man überdies weiß, daß auf diesen beiden großen Inseln, die in naher Nachbarschaft zusammen und in geringrer Entfernung von dem festen Lande liegen, in Allem nur 5 vierfüßige Thierarten gefunden worden sind, von denen die größte ungefähr die Höhe eines Eichhörnchens oder eines Kaninchens hatte? Nichts beweist besser als diese Thatsache, wie leer und öde die Natur in diesem neuen Lande war.

„Auf der Insel St. Domingo, sagt de Laet, finden sich nur sehr wenige Arten vierfüßiger Thiere, als der Hutias, ein kleines Thier, wenig von unsern Kaninchen verschieden, aber etwas kleiner, mit kürzern Ohren und einem Schwanz wie der Maulwurf; — der Chemi, beinahe von derselben Gestalt, doch ein wenig größer als der Hutias. — der Mohui, kleiner als der Hutias — der Cori, an Größe dem Kaninchen gleichkommend, mit einem Maule wie der Maulwurf, kurzen Beinen und ohne Schwanz; es gibt deren schwarze und weiße und öfters gemischte, es ist ein sehr zahmes

Thier; — endlich noch eine kleine Hundeart, die vollkommen stumm ist.“

Heut zu Tage finden sich nur sehr wenige von diesen Thieren noch vor, weil die europäischen Hunde sie ausgerottet haben.

„Es gab, sagt Acosta, auf den Inseln St. Domingo und Cuba wie auf den Antillen fast kein Thier des Festlandes von Amerika und kein einziges, das Aehnlichkeit mit einem europäischen gehabt hätte.“

„Alle Schafe, sagt P. Du Tertre, Ziegen, Pferde, Ochsen, Esel, die auf den Antillen, wie auf Guadeloupe und auf den andern von den Franzosen bewohnten Inseln leben, sind von ihnen dahin gebracht worden; die Spanier siedelten daselbst keine an, wie sie es auf andern Inseln thaten und dies um so weniger, da die Antillen zu der Zeit ganz mit Wald bedeckt waren und das Vieh ohne Fütterung nicht hätte bestehen können.“ Hr. Fabry, dessen zu erwähnen ich schon Gelegenheit in diesem Werke fand und der 15 Monate lang in den westlichen Ländern von Amerika jenseits des Mississippistroms herumwanderte, hat mich versichert, daß er oft 3- bis 400 Stunden gereist sey, ohne einem Menschen zu begegnen. Unsere Offiziere, die von Quebec aus den schönen Ohiostrom und von da aus Louisiana besuchten, sind einstimmig in der Aussage, daß man 100 bis 200 Stunden machen könne, ohne auf eine Familie von Wilden zu stoßen. Alle diese Zeugnisse beurfunden hinlänglich, wie öde die Natur in jenen Gegenden der neuen Welt, wo der Himmel äußerst milde ist, sich zeigt; von ihnen lernen wir aber zugleich noch etwas, was sich auf unsern Gegenstand unmittelbar bezieht und für ihn von Nutzen ist; nämlich, dem spätern Zeugnisse der Beschreiber naturhistorischer Kabinette und der Nomenklatoren zu misstrauen, welche die neue Welt mit Thieren bevölkern, die sich nur in der alten vorfinden und andre als gewissen Gegenden eigenthümlich bezeichnen, die in denselben nie angetroffen worden sind. Z. B. es ist offenkundig und gewiß, daß es ursprünglich auf der Insel St. Domingo kein vierfüßiges Thier gab, das größer war, als ein Kaninchen; es ist ebenfalls gewiß, daß, wenn eins dort lebte, die europäischen Hunde, die wild und bösartig wie Wölfe geworden sind, die Art ausgerottet haben würden; demungeachtet hat man den Marac oder Maracaja aus

Brasilien, der nur auf dem amerikanischen Festlande lebt, die Tigerkatz oder die getigerte Katz von St. Domingo genannt; man hat behauptet, daß die schnuppige Eidechse oder der javanische Teufel in Amerika zu finden sey und die Brasilianer ihn Tatoo nennen, während er nur in Ostindien lebt. Man hat versichert, daß die Zibetkatz, ein Thier der Südländer des alten Festlandes, sich auch in der neuen Welt aufhalte und besonders in Neuspanien, ohne daran zu denken, daß, da die Bisamkaten nützliche Thiere sind und in verschiedenen Gegenden Afrikas, der Levante und Ostindien als Hausthiere anferzogen werden, um von ihnen den wohlriechenden Stoff, mit dem man einen großen Handel treibt, zu sammeln, die Spanier nicht unterlassen haben würden, denselben Vortheil von ihnen zu ziehn und denselben Handel zu treiben, wenn sie wirklich die Civette in der neuen Welt angetroffen hätten.

Auf dieselbe Weise, wie die Nymphefotoren manchmal ohne Grund der neuen Welt Thiere geschenkt haben, die in der alten heimisch waren, haben sie auch Thiere aus der neuen Welt in die alte versetzt; sie brachten z. B. Philander (Beuteltiere) nach Ostindien, andre nach Amboina und Faulthiere nach Ceylon; inzwischen sind Beutel- und Faulthiere in Amerika so auffallende Wesen, das eine durch den Sack, den es unter dem Bauche hat und worin es seine Zungen trägt und das andre durch die ungemeine Langsamkeit seines Ganges und aller seiner Bewegungen, daß sie unmöglich hätten von den Reisenden übersehn werden können, wenn sie wirklich in Ostindien gelebt hätten. Seba stützt sich auf das Zeugniß des Franz Valentin in Betreff der Beuteltiere von Ostindien; diese Autorität hat aber nicht das geringste Gewicht, weil dieser Franz Valentin so wenig die Thiere und Fische von Amboina kannte oder seine Beschreibungen so schlecht sind, daß Arredi ihm deshalb Vorwürfe macht und erklärt, daß es nicht möglich sey, das Thier in der Bezeichnung, die er von demselben gibt, wieder zu erkennen.

Uebrigens maßen wir uns nicht an, bestimmt und allgemein zu behaupten, daß von allen Thieren, welche in den heißesten Himmelsstrichen der neuen und alten Welt leben, keins in beiden zugleich anzutreffen sey; um dessen ganz gewiß zu seyn, müßte man sie alle gesehn haben; wir sagen blos, daß wir uns in hohem Grade davon überzeugt fühlen, denn in

Betreff aller großen Thiere, die allein bemerkt und von den Reisenden hinlänglich beschrieben worden sind, ist dies augenscheinlich; ziemlich gewiß ist dies auch in Bezug auf die Mehrzahl der kleinen Thiere und nur wenige bleiben noch übrig, über die wir nicht mit Bestimmtheit entscheiden können. Fänden sich aber auch in dieser Hinsicht einige, augenfällige Ausnahmen vor (was zu glauben ich große Mühe habe), so würden sie doch stets nur auf eine sehr kleine Anzahl sich beziehen und die von mir aufgestellte allgemeine Regel nicht umwerfen, eine Regel, die mir bei der Erkennung der Thiere, die einzige Magnetnadel, um uns zu führen, zu seyn scheint. Dies Gesetz, was sich darauf beschränkt, sie eben so sehr nach dem Klima und dem Naturell als nach der Gestalt und Bildung zu beurtheilen, wird uns sehr selten im Stiche lassen und uns vor vielen Irrthümern hüten oder sie uns zu erkennen geben. Stellen wir den Fall, daß die Rede von einem arabischen Thiere, z. B. von der Hyäne sey; wir können ohne Furcht uns zu täuschen, versichern, daß sie nicht in Lappland anzutreffen sey und werden nicht mit einigen unsrer Naturforscher in die Behauptung verfallen, daß die Hyäne und der Biesfraß ein und dasselbe Thier sey; wir werden nicht mit Kolbe versichern, daß der gekreuzte Fuchs, der in den nördlichsten Gegenden des alten und neuen Festlandes lebt, auch auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden werde und werden bald entdecken, daß das Thier, von dem er spricht, kein Fuchs, sondern ein Schakal ist. Wir werden erkennen, daß das Thier, was derselbe Verfasser mit dem Namen Erdschwein bezeichnet, und von Ameisen sich ernährt, nicht mit den Ameisenfressern von Amerika verwechselt werden darf und das Thier vom Kap in der That wahrscheinlich die schuppige Eidechse ist, die das mit den Ameisenfressern gemein hat, daß sie auch Ameisen verzehrt.

Hätte er gleicher Weise berücksichtigt, daß das Elend ein Thier des Nordens ist, würde er nicht mit demselben Namen ein afrikanisches Thier, das nichts anders, als eine Gazelle ist, bezeichnet haben. Die Robbe, welche nur auf dem Strande der nördlichen Meere haust, kann auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung nicht angetroffen werden. Die Genette (spanische Bisamkatze) die in Spanien, Kleinasien &c. lebt und sich nur auf dem alten Festlande aufhält, darf nicht unter dem

Namen Coati, der, wie Hr. Klein es nachweist, amerikanischen Ursprungs ist, aufgeführt werden.

Der *Uzquiepatl* in Mexiko, der einen starken Gestank verbreitet und den wir aus diesem Grunde Mousette (Bergschwaden) nennen werden, darf man nicht für einen kleinen Fuchs oder einen Dachs halten. Der *Coati-Mondi* aus Amerika darf nicht, wie Aldrovande gethan hat, mit dem Schwein-dachse, von dem man nur als von einem europäischen Thiere geredet hat, zusammengestellt werden. Es ist hier aber nicht mein Vorsatz, alle Irrthümer der Nomenklatur der Vierfüßer aufzuzählen; ich habe blos den Beweis liefern wollen, daß man wenigre Mißgriffe begangen haben würde, wenn man einige Rücksicht auf die Verschiedenheit der Klimate genommen, wenn man die Naturgeschichte hinlänglich erforscht hätte, um, wie wir es zuerst thaten, zu der Erkenntniß zu gelangen, daß die Thiere, welche in den südlichen Ländern jedes Festlandes leben, nicht in beiden zugleich vorgefunden werden und wenn man sich endlich enthalten hätte, Gattungsnamen zu bilden, die eine große Anzahl nicht nur verschiedner, sondern oft von einander sehr entfernt stehender Arten in sich fassen.

Die ächte Arbeit des Verfassers eines Namensverzeichnisses besteht nicht darin, Forschungen zur Verlängerung seiner Liste, sondern eine verständige Vergleichung zu ihrer Verkleinerung anzustellen. Nichts ist bequemer, als in allen Schriftstellern, welche über Thiere geschrieben haben, nach Namen und Phrasen zu stöbern, um daraus eine Tabelle zu machen, die um so länger wird, je weniger man untersucht; nichts ist schwerer hingegen, als sie mit Verstand zu vergleichen, um sie auf ihre rechten Grenzen zurück zu bringen. Ich wiederhole es, auf der ganzen bewohnten und bekannten Erde bestehn keine 200 Arten vierfüßiger Thiere, wenn man sogar die Affenarten auf 40 anschlägt; es handelt sich demnach nur darum, jeder Art ihren Namen zuzuweisen und um dies Namensverzeichnis inne zu haben, braucht man seinem Gedächtnisse nur eine mittelmäßige Anstrengung zuzumuthen, denn es gilt nur 200 Namen zu behalten. Wozu nuht es denn, in der Naturgeschichte der Vierfüßer Klassen, Gattungen, Methoden zu errichten, die, mit einem Worte, nur Gerüste sind, um zur Unterstützung des Gedächtnisses bei der Erkennung der Pflanzen zu dienen, deren Anzahl wirklich zu groß, deren Verschiedenheiten zu klein, deren Arten

zu wenig beständig und deren einzelne Bezeichnungen zu geringfügig und gleichgültig sind, um sie nicht in Bausch und Bogen zu betrachten, und aus ihnen Gruppen und Gattungen zu bilden, indem man die, welche sich am meisten gleichen, zusammen wirft? Wie in allen Erzeugungen des Geistes das unbedingt Nutzlose immer schlecht gedacht ist und oft schädlich wird, ist der Fall eingetreten, daß, anstatt einer Liste von 200 Namen, auf welche die Nomenklatur der Vierfüßer zurückgeführt werden kann, man Wörterbücher von einer so großen Anzahl Ausdrücke und Phrasen entworfen hat, daß mehr Arbeit dazu gehört, sie zu entwirren, als nothwendig seyn würde, sie anzufertigen. Wozu ein langes Geschwätz und weitläufige Redensarten, wenn man durch Aussprechung eines einzigen Namens klar und deutlich seyn kann? Warum alle angenommene Kunstausdrücke, unter dem Vorwande, Klassen und Gattungen zu bilden, ändern? Warum, wenn man aus einem Duzend Thiere eine Gattung gebildet hat, findet sich das Thier, dessen Name zur Bezeichnung der Gattung gebraucht wurde, nicht darunter, z. B. unter dem Namen Kaninchen-Gattung findet man das Kaninchen selbst nicht und muß dasselbe in der Gattung des Hasen suchen? Ist es nicht unsinnig oder besser nicht lächerlich, Klassen zu schaffen, in welche man die von einander entferntesten Gattungen zusammenstellt, z. B. in die erste den Menschen und die Fledermaus, in die zweite den Elefant und die schuppige Eidechse, in die dritte den Löwen und das Frettchen, in die vierte das Schwein und den Maulwurf, in die fünfte das Nashorn und die Ratte zu werfen? Diese übel verstandnen Begriffe können keine Dauer gewinnen, auch sind die Werke, welche sie aufstellen, nach der Reihe von ihren eigenen Verfassern umgeworfen worden; eine Ausgabe widerspricht der anderen und das Ganze hat nur Verdienst in den Augen der Schüler oder Kinder, die sich immer durch das Geheimnißvolle betrügen lassen, eine methodische Miene für Wissenschaft halten und eine desto größere Ehrfurcht für ihren Lehrer hegen, je mehr er die Kunst besitzt, die klarsten und am leichtesten begreiflichen Sachen unter den dunkelsten und schwierigsten Gesichtspunkten darzustellen.

Vergleicht man die vierte Auflage des Werks des Hrn. Ginne mit der zehnten, die wir eben angeführt haben, findet

man zwar den Menschen nicht mehr in der ersten Klasse oder in der ersten Ordnung mit der Fledermaus, aber wohl mit der schuppigen Eidechse; der Elephant, das Schwein, und das Nashorn haben ebenfalls ihre Stelle gewechselt, anstatt daß der erste früher mit der schuppigen Eidechse, das zweite mit dem Maulwurfs und das dritte mit der Ratte zusammengestellt waren, finden sich jetzt alle drei mit der Spitzmaus vereint; anstatt 5 Ordnungen oder Hauptklassen, *antropomorpha, serae, glires, jumenta, pecora*, auf die er früher alle Vierfüßer zurückgeführt hatte, stellt der Verfasser in seiner letzten Ausgabe deren sieben auf, als *primates, brutae, serae, bestiae, glires, pecora, belluae*. Aus diesen wesentlichen und sehr allgemeinen Veränderungen kann man auf die schließen, welche mit den Gattungen vorgenommen worden sind und wie sehr die Arten, welche doch das Wesentlichste von allen, herumgeschoben, hin und hergeworfen und unsäthigster Weise zusammengestellt sind. Es gibt jetzt 2 Menschenarten, einen Tag- und einen Nacht-Menschen, *homo diurnus sapiens, homo noturnus troglodytes*; dies sind, sagt der Verfasser, 2 verschiedene Arten, und man muß sich wohl hüten zu glauben, daß sie nur eine Spielart seyen. Heißt das nicht Fabeln mit Unsinn verknüpfen? Darf man das Ergebniß aus Märchen alter Mütter oder aus lügenhaften Träumereien einiger verdächtigen Reisenden als einen wesentlichen Theil des Systemes der Natur darstellen? Würde es überdies nicht besser seyn, von Sachen, die man nicht kennt, zu schweigen, als auf grobe Irrthümer wesentliche Merkmale und allgemeine Verschiedenheiten zu bauen, z. B. zu versichern, daß einzig das Weibchen bei den Thieren mit Zitzen einen *elitoris* besitze, während wir durch die Zergliederung von mehr als hundert Thierarten, die wir vornehmen sahen, überzeugt worden sind, daß der *elitoris* keinem Weibchen fehle; ich verlasse aber diese Beurtheilung, die übrigens viel weiter geführt werden könnte, weil sie nicht hier einen Hauptgegenstand ausmacht; ich habe hinlänglich über dieselbe gesprochen, um vor den allgemeinen wie besonderen Irrthümern zu warnen, die sich nirgends so häufig finden, als in den Werken der Nomenklatur, weil, da man alles in denselben umfassen wollte, man genöthigt war, alles, was man nicht weiß, mit dem Wenigen, was man weiß, zu verknüpfen.

Zieh'n wir allgemeine Folgerungen aus dem, was wir gesagt haben, so werden wir finden, daß der Mensch das einzige der lebenden Wesen ist, dessen Natur hinlänglich stark, allseitig und biegsam ist, um überall bestehen, sich fortpflanzen und den Einflüssen aller Climate der Erde sich fügen zu können; wir werden ohne Widerrede erkennen, daß kein Thier diesen großen Vorzug erhalten hat; daß, weit entfernt, sich allwärts vermehren zu können, die Mehrzahl der Thiere beengt und auf gewisse Climate und selbst auf besondere Gegenden beschränkt ist. Der Mensch ist in Allem das Werk des Himmels; die Thiere sind in vieler Hinsicht nur Erzeugungen der Erde; die des neuen Festlandes finden sich nicht in dem andern; die aber, welche dort wohnen, sind verändert, kleiner geworden und in einem solchen Grade abgewichen, daß man sie kaum wieder erkennen kann. Bedarf es mehr, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß das Gepräge ihrer Form nicht unveränderlich ist, daß ihre Natur, weit unbeständiger als die des Menschen, mit der Zeit sich von ihrer ursprünglichen Form entfernen und selbst gänzlich verändern kann, und daß aus derselben Ursache, die weniger vollkommenen, zärtlichsten, leichtesten; die wenigst thätigen und am schlechtesten bewaffneten Thierarten zc., schon verschwunden sind und noch verschwinden werden? Ihre Lage, ihr Leben, ihr Wesen hängen von der Gestalt ab, welche der Mensch der Erd-Oberfläche gibt oder läßt.

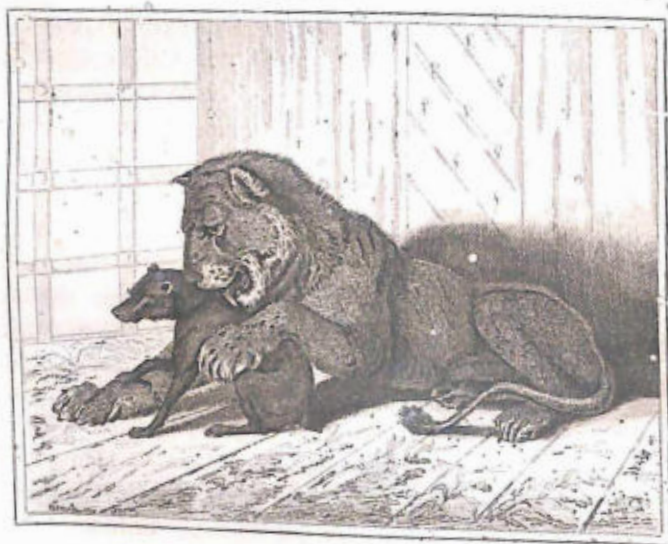
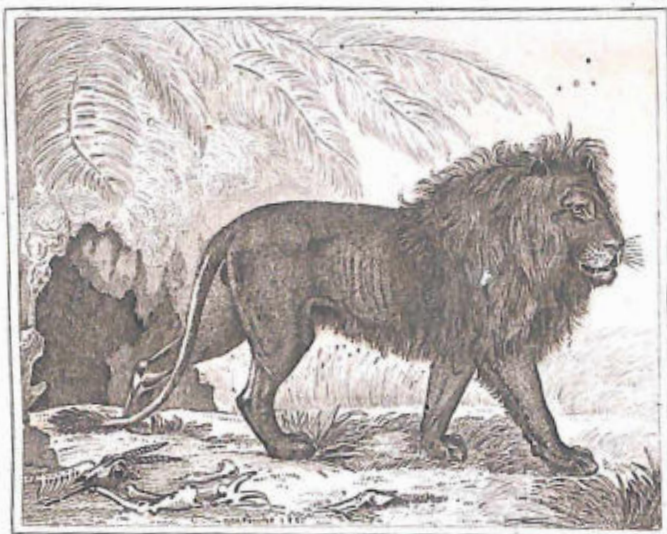
Der ungeheure Masmot, ein vierfüßiges Thier, dessen enorme Gebeine wir oft mit Staunen betrachteten, und den wir zum wenigsten 6 Mal größer als den stärksten Elephanten schätzen, existirt nirgends mehr; inzwischen sind seine Gerippe an verschiedenen, weit von einander liegenden Orten, als in Irland, Sibirien, Louisiana zc. gefunden worden. Diese Thierart war gewiß die erste, größte und stärkste aller Thierarten; da nun ein solches Thier unterging, wie viele andre kleinere, schwächere, weniger bemerkenswerthe Thierarten haben untergehn müssen, ohne uns Zeugniß und Kunde von ihrem vorhergehenden Daseyn zurückzulassen! Wie viele andre Arten müssen nicht ausgeartet seyn, d. h. durch die großen Veränderungen der Erde und der Gewässer, durch den Anbau oder Vernachlässigung des Landes, durch den langdauernden Einfluß eines, widrigen oder günstigen Klimas, veredelt oder verschlechtert worden und das

nicht mehr seyn, was sie ehemals waren. Inzwischen sind die Vierfüßer nach dem Menschen Wesen, deren Natur die meiste Festigkeit, Ausdauer und Beständigkeit besitzt; die der andern Thiere und der Fische ist schon mehr dem Wechsel unterworfen, noch mehr die der Insekten und steigt man bis zu den Pflanzen, die man aus der Reihe der lebenden Natur nicht werfen kann, herab, wird man durch die Schnelligkeit, mit welcher die Arten sich verändern, und die Leichtigkeit, mit der sie von ihrer Art abweichen und neue Formen annehmen, überrascht werden.

Es möchte mithin nicht unmöglich seyn, daß, selbst ohne die Ordnung der Natur umzustürzen, alle Thiere der neuen Welt im Grunde dieselben mit denen der alten sind, von welchen sie ursprünglich herkommen möchten; man könnte in dieser Hinsicht die Behauptung aufstellen, daß sie, in der Folge durch unendliche Meere oder durch unbewohnte Länder getrennt, mit der Zeit alle Eindrücke in sich aufgenommen, allen Einflüssen eines Klimas, das sich selbst neu gestaltet und durch dieselben Ursachen, welche die Trennung der Länder veranlaßten, eine Veränderung in seiner Beschaffenheit erlitten hat, untergegangen sind und dem zu Folge im Laufe der Zeit kleiner geworden und ausgeartet u. sind. Diese Vermuthung darf uns aber jezt nicht verhindern, sie als Thiere verschiedner Art zu betrachten, welche Ursache diese Verschiedenheit auch erzeugt haben mag; ob die Zeit, das Klima und die Erdbeschaffenheit sie hervorbrachte oder ob sie ihr Daseyn von der Schöpfung herschreibt; auf alle Fälle ist sie darum nicht weniger wirklich. Die Natur, ich räume es ein, ist in steter Strömung begriffen; der Mensch vermag aber nicht viel mehr zu thun, als sie in seiner Zeit aufzufassen und einige Blicke rück- und vorwärts zu werfen, um sich einige Kenntnisse von dem zu verschaffen, was sie ehemals hat seyn können und was sie in Zukunft werden möchte.

In Betreff des besondern Nutzens, den wir aus unsern Nachforschungen über die Vergleichung der Thiere ziehen können, wird man leicht begreifen, daß, abgesehen von den Berichtigungen der Nomenklatur, die wir in einigen Beispielen zeigten, unsre Kenntnisse von den Thieren einen größern Umfang, eine größere Vollendung und Sicherheit gewinnen, wir weniger Gefahr laufen, einem amerikanischen Thiere das bei-

zulegen, was nur einem ostindischen, welches denselben Namen trägt, zukommt; wir, wenn die Rede von fremden Thieren nach den Angaben der Reisenden ist, besser Namen und That- sachen unterscheiden und sie auf die wahren Arten zurückfüh- ren können und daß endlich die Naturgeschichte der Thiere, die zu schreiben wir den Ruf haben, weniger falsch und viel- leicht lichtvoller und vollständiger werde.



DIE LÖWIN.

Ordnung: Raubthiereid...id...id.

Fortsetzung
der
fleischfressenden Thiere.

Der Löwe.

(Felis Leo. Le Lion.)

Bei dem menschlichen Geschlechte gibt sich der Einfluß des Klimas nur durch ziemlich leichte Spielarten kund, weil die Menschenart ein Ganzes bildet und sehr bestimmt von allen andern Thierarten sich unterscheidet. Der Mensch, weiß in Europa, schwarz in Afrika, gelb in Asien und roth in Amerika, ist derselbe Mensch, nur mit der Farbe des Klimas belegt. Da er zur Herrschaft über die Erde bestimmt wurde und die ganze Weltkugel sein Besitzthum ist, scheint sich seine Natur allen Lagen angeschmiegt zu haben; unter der Gluth des Südens, wie unter dem Eise des Nordens lebt und vermehrt er sich; von Alters her findet er sich überall so verbreitet, daß er an kein eigenthümliches Klima gebunden zu seyn scheint. Bei den Thieren hingegen wirkt der Einfluß des Klimas mit größrer Kraft und tritt in bemerklichern Zügen hervor, weil ihre Arten verschieden sind und ihre Natur unendlich unvollkommener, weit weniger umfangreicher ist, als die des Menschen. Die Spielarten jeglicher Gattung sind nicht blos zahlreicher und hervorragender als in der Menschenart, sondern die Verschiedenheiten der Arten selbst scheinen von den verschiednen Klimaten abzuhängen; die einen können sich nur in heißen Himmelsstrichen fortpflanzen; die andern vermögen nur in den kalten Gegenden fortzukommen. Der Löwe hauste nie in den Ländern des Nordens; das Rennthier lebte nie in den Strecken des Südens und es gibt vielleicht kein Thier, dessen Art so allgemein wie die des Menschen über die Oberfläche

der Erde verbreitet ist; jede hat ihre Heimath, ihr natürliches Vaterland, in welchem jede durch eine physische Nothwendigkeit zurückgehalten wird; jede ist die Tochter des Landes, das sie bewohnt und in diesem Sinne kann man sagen, daß dieses oder jenes Thier diesem oder jenem Klimate eigenthümlich ist.

In den heißen Ländern sind die Landthiere größer und stärker als in den kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, sie sind auch kühner und wilder und alle ihre natürlichen Eigenschaften scheinen ihr Wesen von der Gluth ihres Geburtshimmels zu haben. Der Löwe, unter der brennenden Sonne Afrikas oder Ostindiens geboren, ist der stärkste, stolze, fürchterlichste von Allen; unsre Wölfe und andre Fleischfresser, weit entfernt, seine Nebenbuhler zu seyn, sind kaum würdig, ihm als Lieferanten *) zu dienen. Die amerikanischen Löwen, im Falle sie diesen Namen verdienen, sind, wie das Klima, unendlich sanfter als die afrikanischen und was augenfällig beweist, daß die Größe ihrer blutdürstigen Wildheit mit dem hohen Grade der Wärme im Verhältniß steht, ist der Umstand, daß die Löwen, welche in demselben Lande die Gebirge wo eine gemäßigtere Temperatur herrscht, bewohnen, sich in ihrem Naturell von denen unterscheiden, die in den Ebenen haufen, wo die Hitze außerordentlich ist. Die Löwen der Atlasgebirge, deren Gipfel oft mit Schnee bedeckt wird, besitzen weder die Kühnheit, noch die Stärke, noch die Grimmigkeit der Löwen von Biledulgerid oder Zaara, deren Ebenen brennender Sand deckt. In diesen glühenden Wüsten finden sich vorzugsweise die furchtbaren Löwen, welche das Schrecken der Reisenden und die Geißel der benachbarten Gegenden sind; glücklicher Weise ist die Art nicht sehr zahlreich und scheint sich sogar täglich zu vermindern; denn nach dem Zeugnisse derer, welche diesen Theil von Afrika bereist haben, finden sich jezt daselbst lange nicht mehr so viele Löwen vor, wie ehemals. Die Römer, sagt Shaw, zogen aus Libyen zum Gebrauche ihrer Volksbelustigungen 50mal mehr Löwen als jezt dort leben möchten. Man hat ebenfalls beobachtet, daß in der Türkei, Persien und Indien die Löwen jezt viel seltner sind als früher und da dies gewaltige und muthige Thier alle

*) Es gibt eine Luchsart, die man den Löwen-Lieferanten genannt hat.

andre Thiere als Beute erjagt und keinem zur Beute dient, kann man die Verminderung seines Geschlechts nur der Vermehrung des menschlichen zuschreiben; denn man muß gestehn, daß die Stärke dieses Königs der Thiere der Gewandtheit eines Hottentotten oder eines Negers, die ihm oft kühn die Spitze zu bieten wagen, und ihn mit ziemlich leichten Waffen angreifen, nicht das Gleichgewicht hält. Da das Geschlecht des Löwen, der keine andre Feinde hat, als der Mensch, bis auf den 50sten oder, wenn man will, bis auf den zehnten Theil dessen, was es ehemals war, zurückgebracht ist; muß man hieraus folgern, daß das Menschengeschlecht; anstatt, wie Viele behaupten, seit der Römerzeit eine bedeutende Verminderung erlitten zu haben, sich im Gegentheil selbst in den Gegenden, wie Libyen, wo die Macht des Menschen zu jener Zeit, welche mit dem Daseyn Karthagos fast zusammenfällt, weit größer gewesen zu seyn scheint, als sie in dem gegenwärtigen Zeitalter von Tunis und Algier ist, sich vermehrt, ausgedehnt und zahlreicher verbreitet hat.

Die Betriebsamkeit des Menschen wächst mit der Zahl; die der Thiere bleibt stets auf demselben Punkte; alle schädliche Arten, als die des Löwen, scheinen in enge Grenzen zurückgedrückt und auf eine kleine Zahl gebracht worden zu seyn, nicht bloß, weil das Menschengeschlecht überall zahlreicher, sondern auch, weil es geschickter geworden ist und sich schreckliche Waffen, denen nichts widerstehen kann, anzufertigen verstand. Glücklich, wenn es Eisen und Feuer nie in einer andern Absicht verbunden hätte, als um Löwen und Tiger auszurotten!

Dies Uebergewicht des Menschen an Zahl und Geschicklichkeit, welches die Kraft des Löwen zerbricht, entnervt zugleich seinen Muth. Dieser, obwohl natürliche Eigenschaft, steigt oder fällt bei einem Thiere, je nachdem es von seiner Stärke einen glücklichen oder unglücklichen Gebrauch macht. In den großen Wüsten von Saara, in denen, welche zwei sehr verschiedne Menschenrassen, die Mauren und Neger, von einander zu trennen scheinen, zwischen dem Senegal und den äußersten Grenzen von Mauritanien, jenseits des Gebiets der Hottentotten und im Allgemeinen in allen südlichen Gegenden von Afrika und Asien, wo der Mensch seine Wohnung aufzuschlagen verschmähte, sind die Löwen noch in ziemlich großer An-

zahl vorhanden und so, wie die Natur sie zeugte. Gewohnt, ihre Stärke mit allen Thieren, die ihnen begegnen, zu messen, macht die Gewohnheit, zu siegen, sie unerschrocken und fürchterlich; unbekannt mit der Macht des Menschen, fürchten sie dieselben nicht und unerfahren mit der Gewalt seiner Waffen scheinen sie denselben zu trotzen. Die Wunden reizen sie, ohne sie zu erschrecken; sie werden selbst durch den Anblick einer großen Zahl Menschen nicht eingeschüchtert; ein einziger dieser Wüstenlöwen fällt oft eine ganze Karavane an und wenn er nach einem hartnäckigen, blutigen Kampfe sich ermattet fühlt, flieht er nicht, sondern fährt fort, sich zurückziehend zu kämpfen, bietet stets seinem Feinde die Stirn und dreht ihm nie den Rücken zu. Der Löwe hingegen, welcher in der Nähe von Städten und Flecken in Indien und der Berberei wohnt und welcher den Menschen und seine Kraft kennen lernte, hat seinen Muth in einem solchen Grade verloren, daß er der drohenden Stimme des Menschen gehorcht, ihn nicht anzugreifen wagt, nur über kleines Vieh herfällt, die Flucht nimmt und sich selbst von Weibern und Kindern verfolgen läßt, die ihm mit Stockschlägen seine Beute, die er unwurde Weise fahren läßt, wieder abjagen.

Diese Veränderung, diese Milderung seines Naturells beweist hinlänglich, daß er für Eindrücke, die man auf ihn machen will, empfänglich ist und eine hinreichende Gelehrigkeit besitzen muß, um bis auf einen gewissen Punkt gezähmt und in einer gewissen Breite geschult zu werden; auch berichtet uns die Geschichte von Löwen, welche vor Triumphwagen geschirrt, in den Krieg oder auf die Jagd geführt wurden und die, treu ihrem Herrn, ihre Stärke und ihren Muth nur gegen seine Feinde entwickelten. Gewiß ist es, daß der jung eingefangene und mit den Hausthieren aufgezogene Löwe sich leicht gewöhnt, mit ihnen zu leben und selbst mit ihnen ohne Arg zu spielen; milder und selbst einschmeichelnd gegen seinen Herrn, besonders in seiner Jugend ist, und daß, wenn auch seine natürliche Wildheit mitunter zum Vorschein kommt, er sie doch selten gegen die wendet, welche ihm Wohlthaten erwiesen haben. Da seine Empfindungen sehr stürmisch und seine Begierden sehr heftig sind, darf man nicht voraussetzen, daß die Eindrücke der Erziehung ihnen immer das Gleichgewicht halten können; auch wird es immer mit einiger Gefahr verbunden seyn, ihn sehr

lange hungern zu lassen, oder durch unzeitige Quälereien sich seinem Willen zu widersetzen; üble Behandlungen erboßen ihn nicht blos, sondern er scheint das Andenken an dieselben zu bewahren und auf Rache zu sinnern; dagegen vergißt er aber auch empfangne Wohlthaten nicht und zeigt sich dankbar für dieselben. Ich könnte hier eine große Anzahl besondrer Thatfachen aufführen, an denen, ich räume dies ein, ich zwar einige Uebertreibungen gefunden habe, die aber doch hinlänglich begründet sind, um durch ihre Verbindung zum wenigsten zu beweisen, daß sein Zorn edel, sein Muth großartig, und sein Naturell empfindsam ist. Oft hat man beobachtet, daß er kleine Feinde verschmähte, ihre Beleidigungen verachtete und ihnen verletzende Freiheiten verzieh; man sah ihn in der Gefangenschaft sich langweilen, ohne heftig zu werden; im Gegentheil sanfte Gewohnheiten annehmen, seinem Herrn gehorchen, der Hand, die ihn nährte, schmeicheln; manchmal denen, welche, dem Tode geweiht, ihm zur Beute hingeworfen worden waren, das Leben schenken und, als hätte er durch diese großmüthige Handlung Zuneigung zu ihnen gefaßt, fuhr er ebenfalls später fort, ihnen seinen Schutz zu gewähren, ruhig mit ihnen zu leben, ihnen einen Theil seiner Nahrung zu geben, sie sich mitunter ganz wegnehmen zu lassen und eher Hunger zu leiden als die Frucht seiner ersten Wohlthaten zu verlieren.

Man möchte ebenfalls behaupten, daß der Löwe nicht grausam sey; denn er ist es nur aus Nothwendigkeit, er würgt nicht mehr als er verzehrt und lebt mit allen in vollem Frieden, sobald er gesättiget ist; während der Tiger, der Wolf und so viele andere Arten, als der Fuchs, Steinmarder, der Iltis, das Frettchen &c., aus reinem Vergnügen zu würgen, tödten, und bei ihren zahlreichen Morden eher ihre Wuth zu kühlen als ihren Hunger zu stillen scheinen.

Das Aeußere des Löwen strahlt seine großen inneren Eigenschaften nicht Lügen; er hat eine gebietende Gestalt, einen festen, sichern Blick, einen stolzen Gang, eine fürchterliche Stimme; sein Wuchs ist nicht übermäßig groß, wie der des Elephanten oder des Nashorns, nicht schwerfällig wie der des Flußpferdes oder des Ochsen, weder zu sehr gedrängt, wie bei der Hyäne oder dem Bären, noch zu sehr verlängert und durch Höcker mißgestaltet, wie beim Kameele; er ist hingegen so wohl geformt und so verhältnißmäßig, daß der Körper des

Löwen das Muster der Stärke in Verbindung mit Behendigkeit zu seyn scheint; eben so fest als nervig, weder mit Fleisch noch mit Fett beladen und nichts Ueberflüssiges enthaltend, ist er ganz Sehne und Muskel. Diese große Muskel-Stärke gibt sich nach Außen durch erstaunliche Sätze und Sprünge, die der Löwe mit Leichtigkeit vollbringt, kund; durch die schroffe Bewegung seines Schweifes, der kräftig genug, um einen Menschen nieder zu schlagen; durch die Leichtigkeit, mit welcher er die Haut seines Gesichtes und vor allem die seiner Stirn bewegt, was seine Physiognomie oder vielmehr den Ausdruck seiner Wuth um vieles erhöht, und endlich durch das Vermögen, seine Mähne zu bewegen, die, wenn er zürnt, sich nicht allein empor sträubt, sondern nach allen Richtungen hin sich schüttelt und bewegt. Mit allen diesen edlen, individuellen Eigenschaften verbunden der Löwe zu gleicher Zeit den Adel der Art; ich verstehe unter edlen Arten in der Natur die, welche beständig, unveränderlich sind und von denen man nicht vermuthen kann, daß sie sich verschlechtert haben. Diese Arten stehen insgemein vereinzelt und verwandtlos da und werden durch solche scharfe Züge unterschieden, daß man sie nicht mischen, noch mit irgend einer andern Art verwechseln kann. Der Mensch, um mit ihm zu beginnen, ist das edelste Wesen der Schöpfung und zugleich die einzige Art derselben, denn die Menschen aller Rassen, aller Klimate und aller Farben können sich miteinander vermischen und zusammen zeugen, während man zu gleicher Zeit nicht zu behaupten vermag, daß irgend ein Thier durch eine natürliche Verwandtschaft, weder nahe noch fern, dem Menschengeschlechte angehöre. Beim Pferde ist die Art nicht so edel als das einzelne Wesen, denn als Nachbarin hat es die Eselart, die ihm selbst nahe verwandt zu seyn scheint, indem beide Thiere zusammen andere erzeugen. Zwar behandelt die Natur die Sprossen einer solchen Vermischung als Bastarde, unwürdig eine Rasse zu zeugen und die selbst unfähig sind, die eine oder die andere Art, von denen sie abstammen, fortzupflanzen; die aber, weil sie aus der Paarung beider hervorgehen, immer ihre große Verwandtschaft beweisen. Die Art des Hundes ist vielleicht noch weniger edel, denn sie scheint in naher Verwandtschaft mit der des Wolfes, des Fuchses und des Schakals, die man als ausgeartete Zweige derselben Familie betrachten kann, zu stehen. Steigt man

stufenweise zu den tieferen Thierarten, als zu den Kaninchen, Wiesel, Ratten u. hinab, so wird man finden, daß man nicht im Stande ist, die gemeinschaftliche Quelle, die grade Wurzel jeder dieser zu zahlreich gewordenen Familien anzugeben, indem jede dieser Arten insbesondere eine große Anzahl Nebenzweige besitzt. Bei den Insekten endlich, die man als die untersten Thierarten in der Natur betrachten muß, wird jede von so vielen verwandten Arten umgeben, daß es nicht mehr möglich ist, sie einzeln zu betrachten und man genöthigt ist, sie auf einen Haufen zu werfen, d. h. eine Gattung aus ihnen zu bilden, wenn man sie benennen will. Hier liegt der wahre Ursprung der Methoden, die man in der That nur für die schwierige Zählung der kleinsten Naturgegenstände in Anwendung bringen sollte und die völlig unnütz und lächerlich werden, sobald es sich um Wesen des ersten Ranges handelt; den Menschen mit dem Affen, den Löwen mit der Katze zusammen stellen und sagen, daß der Löwe eine gemähnte, langgeschwänzte Katze ist, heißt die Natur erniedrigen und entstellen, anstatt sie zu beschreiben und zu bezeichnen.

Die Art des Löwen ist demnach eine der edelsten, weil sie einzig ist und nicht mit der des Tigers, des Leoparden, der Unze u. zusammengeworfen werden kann; im Gegentheil diese Arten, die von dem Löwen am wenigsten fern zu stehen scheinen, sind unter sich in so geringem Grade verschieden, daß die Reisenden sie verwechselt und die Nomenclatoren sie eine für die andre genommen haben. *)

Die größten Löwen messen ungefähr 8 bis 9 Fuß in der Länge, von der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes, der für sich selbst ungefähr 4 Fuß lang ist. Diese großen Löwen haben 4 bis 5 Fuß Höhe; die Löwen von kleinerem Buchse sind ungefähr $5\frac{1}{2}$ Fuß lang $3\frac{1}{2}$ Fuß hoch und ihr Schweif fast 3 Fuß lang; die Löwin ist in allen ihren Verhältnissen beinahe um ein Viertel kleiner als der Löwe. Aristoteles unterscheidet 2 Löwenarten, große und kleine; die letzteren, sagt er, besitzen im Verhältnisse einen kürzeren Körper und ein krauseres Haar und sind nicht so muthig als die anderen, und er fügt hinzu, daß insgemein alle Löwen dieselbe

*) Man sehe den folgenden Artikel über die Tiger, in welchem die Rede von den Thieren ist, denen man uneigentlich diesen Namen beigelegt ist.

Farbe besitzen, d. h. fahlgelb sind. Die erste dieser That-
sachen scheint mir zweifelhaft, denn uns sind Löwen mit ge-
kräuselten Haaren nicht bekannt und kein Reisender erwähnt
ihrer; einige Berichte, die mir aber kein volles Vertrauen zu
verdienen scheinen, sprechen bloß von einem Tiger mit gekräu-
seltem Haare, der sich auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung
befindet; dagegen stimmen alle Zeugnisse in derselben Angabe
der Farbe des Löwen überein; sie ist fahlgelb auf dem Rücken
und weißlich an den Seiten und unter dem Bauche. Inzwi-
schen haben Elian und Oppian berichtet, daß in Ethiopien die
Löwen schwarz, wie die Menschen, und es in Indien ganz
weiße und andere gebe, die verschiedentlich gezeichnet oder ge-
streift, als roth, schwarz und blau seyen; dies scheint uns aber
durch kein Zeugniß, das man für authentisch ansehen kann,
bestätiget zu werden, denn Markus Paulus, Venetianer, spricht
von diesen gestreiften Löwen nicht, als habe er sie selbst ge-
sehen, und Gesner bemerkt mit Recht, daß er ihrer nur nach
dem Elian erwähnt. Es scheint hingegen, daß die Löwenart
nur sehr wenige oder gar keine Spielarten besitzt, die Löwen
in Afrika und Asien sich in allem gleichen, und daß, wenn die
Berg-Löwen von denen der Ebene abweichen, dies weniger der
Fall in den Farben des Pelzes, als in der Größe des Wuchses ist.

Der Löwe trägt eine Mähne *) oder vielmehr ein langes
Haar, das alle seine vordern Theile des Körpers bedeckt, und
in dem Grade sich verlängert, als der Löwe älter wird. Die
Löwin hat dies lange Haar nicht, so alt sie auch werden mag.
Das amerikanische Thier, was die Europäer Löwe genannt
haben und die Einwohner von Peru Puma nennen, hat keine
Mähne und ist auch weit kleiner, schwächer, als der wahre
Löwe und dabei feig. Unmöglich könnte es nicht seyn, daß die
Milde des Klimas in diesem Theile von Südamerika kräftig
genug auf die Natur des Löwen eingewirkt habe, um ihm
seine Mähne zu rauben, seinen Muth zu nehmen und seinen
Wuchs zu schmälern; unmöglich scheint es aber, daß dies
Thier, welches nur die Himmelsstriche innerhalb der Wende-
kreise bewohnt und dem die Natur alle Wege durch den Nor-
den verschlossen hat, aus den Südländern Afrikas und Asiens

*) Diese Mähne ist kein straffes Haar, sondern weich und glatt, wie
das Haar des übrigen Körpers,

nach Amerika gekommen sey, indem diese Welttheile gegen Süden hin durch grenzenlose Meere geschieden werden. Dies läßt uns glauben, daß der Puma kein Löwe, der seinen Stamm von den Löwen der alten Welt herleite und in der Folge im Klima der neuen ausgeartet sey; sondern er Amerika so eigenthümlich angehöre, wie die Mehrzahl der andern Thiere der neuen Welt. Als die Europäer Amerika entdeckten, erschien ihnen in der That dort alles neu; Vierfüßer, Vögel, Fische, Insekten, Pflanzen, alles war ihnen unbekannt und von dem, was sie bisher gesehn hatten, völlig verschieden. Inzwischen war man in der Nothwendigkeit, die Hauptgegenstände dieser neuen Natur zu benennen; die einheimischen Benennungen waren barbarisch, sehr schwer auszusprechen und noch schwieriger zu behalten; man ließ daher die Namen von den europäischen Sprachen, und besonders von der spanischen und der portugiesischen. Bei dieser Armuth an Benennungen langten eine geringe Beziehung der äußern Form, eine leichte Ähnlichkeit in Wuchs und Gestalt hin, unbekannten Gegenständen die Namen der bekannten beizulegen; daher die Ungewißheiten, Zweideutigkeiten und die Verwirrung, die noch dadurch vermehrt wurde, daß man zu gleicher Zeit, als man auf die Erzeugnisse der neuen Welt die Benennungen der alten übertrug, fortwährend Thiere und Pflanzen, die in Amerika nicht vorhanden waren, dahin übersiedelte. Um sich aus dieser Dunkelheit zu ziehen und nicht jeden Augenblick in einen neuen Irrthum zu verfallen, ist es nothwendig, sorgfältig das Eigenthum des einen und des andern Festlandes zu sondern und sich zu hüten, sich nicht durch die gegenwärtigen Benennungen, die fast alle schlecht angewandt worden sind, täuschen zu lassen. Wir haben in dem vorhergehenden Artikel die ganze Nothwendigkeit dieser Trennung hervorgehoben und zu gleicher Zeit eine begründete Aufzählung der Thiere, welche Amerika ursprünglich angehören und der, die aus dem alten Festlande dahin verpflanzt worden sind, geliefert. Hr. de la Condamine, dessen Zeugniß alles Vertrauen verdient, sagt ausdrücklich, er wisse nicht, ob das Thier, was die Spanier in Amerika Löwe und die Eingebornen von Quito Puma nennen, mit Recht den Namen Löwe führe und fügt hinzu, daß er weit kleiner als der afrikanische Löwe sey und das Männchen keine Mähne besitz. Frezier berichtet auch, daß die Thiere, welche man in

Peru Löwen nennt, von den afrikanischen sehr verschieden, die die Menschen fliehen und nur für die Heerden zu fürchten seyen; er fügt noch die sehr auffallende Bemerkung bei, daß ihr Kopf etwas von dem des Wolfes und des Tigers gemeinschaftlich habe und sie einen kürzern Schweif als einer von beiden besitzen. Man findet in ältern Berichten, daß die amerikanischen Löwen nicht den afrikanischen gleichen, weder die Größe noch den Stolz noch die Farbe derselben haben, weder roth noch fahlgelb, sondern grau sind, keine Mähnen, aber die Gewohnheit besitzen, auf die Bäume zu klettern; diese Thiere unterscheiden sich mithin von dem Löwen durch Wuchs, Farbe, Kopfbildung, Länge des Schweifes, Mähnlosigkeit, und endlich durch natürliche Gewohnheiten, Charactere, die zahlreich und wesentlich genug sind, um die zweideutigen Namen zu beseitigen und in der Folge den Puma von Amerika nicht mehr mit dem wahren Löwen, mit dem Löwen von Afrika und Asien, zu verwechseln.

Wenngleich dies edle Thier nur in den heißesten Klimaten haust, kann es doch in den gemäßigten Ländern eine lange Zeit ausdauern und leben; vielleicht möchte es bei aufmerksamer Pflege in denselben zeugen. Gesner berichtet, daß im Thierzwinger von Florenz Löwen geworfen worden sind und Willughby erzählt, daß zu Neapel eine Löwin, die mit einem Löwen in demselben Käfig war, auf einmal fünf Junge geworfen habe. Diese Beispiele sind zwar selten, aber wahr, und reichen zum Beweise hin, daß die Löwen dem gemäßigten Klima nicht durchaus fremdartig sind; übrigens lebt jetzt kein Löwe mehr in den südlichen Theilen von Europa und seit Homers Zeiten gab es keinen mehr im Peloponnes, obwohl damals wie zu Zeiten des Aristoteles noch welche in Thracien, Macedonien und Thessalien angetroffen wurden.

Es scheint demnach, daß sie zu allen Zeiten beständig den heißesten Himmelsstrichen den Vorzug gegeben, sich sehr selten an die gemäßigten Länder gewohnt und nie die nördlichen Gegenden bewohnt haben. Die Naturforscher, die wir angeführt und welche über die in Florenz und Neapel geworfenen Löwen berichtet haben, belehren uns nicht über die Tragzeit der Löwin, die Größe der Jungen bei ihrer Geburt und über das Verhältniß ihres Wachstums. Elian sagt, daß die Löwin 2 Monate trage; Philostrates und Eduard Quot behaupten dagegen, daß sie 6 Monate schwanger gehe. Müßte

ich unter diesen beiden Meinungen wählen, würde ich die letztere vorziehen; denn der Löwe ist ein hochwuchsiges Thier und wir wissen, daß im Allgemeinen die Dauer der Tragzeit bei den großen Thieren länger ist, als bei den kleinen. Dasselbe gilt vom Wachstume des Körpers; die Alten und Neuern stimmen überein, daß die eben geworfenen Löwen klein, beinahe von der Größe des Wiesel, d. h. 6 bis 7 Zoll lang sind; sie bedürfen demnach mindesten einiger Jahre, um zu einer Größe von 8 bis 9 Fuß auszuwachsen; sie erzählen auch, daß die jungen Löwen erst nach 2 Monaten im Stande zu gehn seyen. Ohne dem Berichte dieser Thatsachen vollen Glauben beizumessen, kann man doch mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit daraus schließen, daß der Löwe in Rücksicht der Größe seines Wuchses zum wenigsten 3 bis 4 Jahre nothwendig hat, um vollständig auszuwachsen und daß er 7mal 3 oder 4 Jahre d. h. ungefähr 25 Jahre leben muß. Der Hr. von Saint Martin, Eigenthümer des Stiergefechts in Paris, der mir die Beobachtungen, welche er über die Löwen, die er aufzog, gemacht hat, gütigst mittheilte, hat mich versichert, daß er einige Löwen 16 bis 17 Jahre erhalten habe und glaubt, daß sie kaum länger als 20 bis 22 Jahre leben; andre blieben bei ihm 12 bis 15 Jahre lebend; man begreift aber leicht, daß der Mangel an Körperbewegung, der Zwang und die Langweile die Gesundheit dieser gefangnen Löwen nur schwächen und ihr Leben verkürzen konnten.

Aristoteles versichert an zwei verschiednen Stellen seines Werkes über die Zeugung, daß die Löwin das erste Mal 5 bis 6 Junge werfe, das zweite 4 bis 5, das dritte 3 oder 4, das vierte 2 oder 3 und das fünfte Mal 1 oder 2 und nach dem letzten Wurf, der immer der wenigst zahlreiche ist, unfruchtbar werde. Ich habe diese Angabe nicht für gegründet gehalten, denn bei allen Thieren sind die ersten und letzten Würfe weniger zahlreich als die mittlern. Dieser Weltweise hat noch geirrt und alle Naturforscher, sowohl alte als neue, haben sich mit ihm geirrt, wenn sie behaupten, daß die Löwin nur zwei Zihen habe; es ist gewiß, daß sie ihrer 4 hat und man kann sich leicht durch den bloßen Augenschein hievon überzeugen. Er berichtet ebenfalls, daß die Löwen, Wölfe, Füchse unförmlich und fast ohne Gelenke geboren werden; während es doch außer Zweifel gestellt ist, daß alle diese

Thiere bei ihrer Geburt eben so wohl gestaltet, als die andern und alle ihre Glieder bestimmt und entwickelt sind. Endlich versichert er, daß die Löwen sich in umgekehrter Lage, wie die andern Thiere, begatten; während die bloße Anschauung der männlichen Geschlechtstheile und ihrer Richtung, wenn sie sich im Zustande der Paarung befinden, darthut, daß ihre Vermischung auf die gewöhnliche Weise der Vierfüßer vor sich geht. Ich habe geglaubt, diese kleinen Irrthümer des Aristoteles einzeln erwähnen zu müssen, weil das Ansehn dieses großen Mannes fast alle, die nach ihm über die Naturgeschichte der Thiere geschrieben haben, mit sich fortgerissen hat. Was er noch über den Hals des Löwen sagt, von dem er nemlich behauptet, daß er aus einem einzigen, starren, unbeweglichen, nicht in Wirbel getrennten Knochen bestehe, ist durch die Erfahrung widerlegt worden, die uns sogar in dieser Hinsicht eine allgemeine Thatsache gelehrt hat; diese nemlich, daß bei allen Vierfüßern, nicht ein einziger ausgenommen und selbst beim Menschen, der Hals aus 7 Wirbeln besteht, nicht mehr und nicht weniger und daß diese Wirbelzahl sich im Halse des Löwen findet, wie bei allen andern Vierfüßern. Eine andre Thatsache ist noch die, daß die Fleischfresser im Allgemeinen einen kürzern Hals als die Pflanzenfresser und vor Allen, als die Wiederkäuer, besitzen; doch dieser Unterschied in der Länge des Halses der Vierfüßer hängt nur von der Größe eines jeden Wirbels und nicht von ihrer Zahl, die immer dieselbe bleibt, ab. Man kann sich hievon durch den Anblick der ungemein großen Sammlung von Gerippen, die jetzt im Kabinette des Königs vorhanden sind, überzeugen; man wird finden, daß alle Vierfüßer vom Elephanten bis zum Maulwurfe 7 Halswirbel und keinen mehr oder weniger besitzen. In Betreff der Festigkeit der Löwenknochen, die nach Aristoteles keine Höhle und kein Mark haben; ihrer Härte, die er mit der des Kieselsteins vergleicht, und ihrer Eigenthümlichkeit, Feuer beim Zusammenschlagen zu geben; so sind dies Irrthümer, die Hr. Kolbe nicht hätte wiederholen und die auf uns nicht hätten kommen sollen, indem schon in dem Zeitalter des Aristoteles selbst Epikur sich über diese Behauptung lustig gemacht hat.

Die Löwen sind sehr hitzig in der Liebe, einem brünstigen Weibchen folgen oft 8 bis 10 Männchen, die nicht aufhören, um die Löwin zu krallen und sich wüthende Gefechte zu liefern, bis

einer von ihnen, der Sieger von Allen, ruhiger Besitzer bleibt und sich mit ihr entfernt. Die Löwin wirft im Frühlinge und nur einmal im Jahre, was ebenfalls beweist, daß sie während mehrern Monaten mit der Säugung und Pflege ihrer Jungen beschäftigt ist und daß dem zu Folge die Zeit ihres ersten Wachsthums, während dessen sie noch der Hülfe der Mutter bedürfen, zum wenigsten einige Monate beträgt.

Alle Leidenschaften und die zartesten sind bei diesen Thieren übermäßig und die mütterliche Liebe ist außerordentlich. Die Löwin, von Natur schwächer, weniger muthig und ruhiger als der Löwe, wird fürchterlich, sobald sie Junge hat; sie tritt dann mit größrer Kühnheit als der Löwe hervor und kennt keine Gefahr; ohne Unterschied wirft sie sich über Menschen und Thiere her, auf die sie stößt, erwürgt sie, beladet sich mit der Beute, trägt und vertheilt sie den jungen Löwen, die sie frühzeitig lehrt, Blut zu lecken und Fleisch zu zerreißen. Gewöhnlich wirft sie an abgelegenen, schwer zu ersteigenden Orten und wenn sie fürchtet, entdeckt zu werden, verbirgt sie ihre Spur, indem sie mehrmal auf derselben Fährte hin^o und hergeht oder sie wischt dieselbe mit dem Schweife aus; bei großem Besorgniß bringt sie manchmal ihre Jungen anderswo hin und wenn man sie ihr rauben will, wird sie wüthend und vertheidigt sie bis zum letzten Athemzuge.

Man glaubt, daß der Löwe keinen so vollendeten Geruch und kein so gutes Gesicht besitze, als die Mehrzahl der andern Raubthiere; man hat die Beobachtung gemacht, daß eine zu starke Helle des Sonnenlichts ihn zu belästigen scheint; daß er selten am Mittag^e herausgeht, während der Nacht herumstreicht und sich den Heerden nicht nähert, wo Feuer angezündet sind &c. Man hat bemerkt, daß er nicht von Weitem die Ausdünstungen andrer Thiere wittert und sie aufs Gesicht und nicht auf Nase und Spur jage, wie die Hunde und Wölfe, die einen sehr scharfen Geruch besitzen. Man hat selbst einer Luchsart, der man ein scharfes Auge und einen feinen Geruch zumuthet, den Namen Löwenführer oder Löwenlieferant gegeben, und man behauptet, daß dieser Luchs immer den Löwen begleite oder ihm voraus gehe, um ihm die Beute anzuzeigen. Wir kennen dies Thier; es lebt mit dem Löwen in Arabien, Sidyen &c. und wie er von Raub; vielleicht folgt es ihm manchmal, um von den Ueberbleibseln seiner Mahlzeit

Ruhen zu ziehn; da es schwach und von kleinem Wuchse ist, müßte es mehr den Löwen fliehen als ihm dienen.

Hat der Löwe Hunger, greift er alle Thiere, denen er begegnet, von vorne an; da er aber sehr gefürchtet ist und alle das Zusammentreffen mit ihm vermeiden, sieht er sich oft genöthigt, sich zu verbergen und ihnen aufzulauern. Er legt sich an einem dicht bewachsenen Ort auf den Bauch hin, aus welchem er mit einer solchen Kraft hervorspringt, daß er oft mit dem ersten Sprunge seine Beute faßt. In den Wüsten und Waldungen sind Gazellen und Affen seine gewöhnliche Nahrung, wiewohl er die letztern nur an der Erde erhascht, denn er klettert keine Bäume hinauf, wie der Tiger und der Puma. Er frißt viel auf einmal und sättigt sich für 2 oder 3 Tage; er hat so gewaltige Zähne, daß er mit Leichtigkeit die Knochen zerbeißt und sie mit dem Fleische herunterschlingt. Man behauptet, daß er sehr lange Hunger ertrage, aber wegen seines ungemein hitzigen Temperaments weniger geduldig Durst, weshalb er auch, so oft er Wasser finden kann, säuft. Er säuft, indem er das Wasser, wie der Hund, schlappt; aber anstatt, daß sich die Zunge des Hundes beim Saufen nach oben krümmt, biegt sich die des Löwen nach unten, weshalb er lange Zeit mit dem Saufen zubringt und viel Wasser verliert. Er hat täglich ungefähr 15 Pfd. rohes Fleisch nöthig; zieht das Fleisch lebender Thiere und vor Allem derer vor, die er selbst erwürgt hat; ungern rührt er verdorbne Leichen an und jagt lieber eine neue Beute, als zurückzukehren, um die Reste der frühern aufzusuchen; wenn er sich auch gewöhnlich von frischem Fleische nährt, ist doch sein Athem sehr stark und sein Harn hat einen unerträglichen Gestank.

Das Brüllen des Löwen ist so gewaltig, daß es wie Donner schallt, wenn es während der Nacht in der Wüste durch den Wiederhall vernommen wird. Das Brüllen ist seine gewöhnliche Stimme; denn wenn er zürnt, stößt er einen andern kurzen, in plötzlichen Stößen wiederholten Schrei aus, wogegen das Brüllen ein verlängerter Schrei, eine Art Grunzen in tiefem Tone, mit einem schärfern Zischen untermischt, ist. Er brüllt 5 bis 6mal des Tages und öfter, wenn Regen bevorsteht. Sein Zorneschrei ist noch fürchterlicher als sein Brüllen; alsdann peitscht er sich die Seiten mit seinem Schweife, schlägt die Erde, schüttelt seine Mähnen, bewegt die Haut

seines Gesichtes, runzelt seine großen Augenbraunen, zeigt die drohenden Zähne und streckt eine Zunge hervor, die mit solchen harten Spitzen bewaffnet ist, daß sie schon allein hinreichen, die Haut abzulösen und das Fleisch zu zerreißen, ohne Beistand der Zähne und Taten, die nach den Zähnen seine fürchterlichsten Waffen sind. Im Kopf, in den Kiefern und Vordertheilen besitzt er eine weit größere Kraft als in den hinteren Theilen des Körpers. Er sieht in der Nacht wie die Katzen, schläft nicht lange und wird leicht erweckt; doch hat man irrthümlich behauptet, daß er mit offenen Augen schlafe.

Der gewöhnliche Gang des Löwen ist stolz, ernst und langsam, wenngleich immer schräg; sein Laufen geschieht nicht in gleichmäßigen Bewegungen, sondern immer in Sprüngen und Sätzen und seine Bewegungen sind so schroff und hinreißend, daß er sich nicht inne halten kann und fast immer über sein Ziel hinaus setzt. Wenn er auf seine Beute springt, macht er einen Satz von 12 bis 15 Fuß, stürzt darauf, faßt sie mit den Vordertaten, zerreißt sie mit den Klauen und verschlingt sie mit den Zähnen. So lang er jung und behende ist, lebt er nur von dem Gewinne seiner Jagd und verläßt selten seine Wüsten und Waldungen, wo er hinlänglich wilde Thiere findet, um sich bequem zu ernähren; wird er aber alt, schwerfällig und weniger tauglich für die Anstrengung der Jagd, kommt er in die Nähe bewohnter Orte und wird für Menschen und Vieh gefährlicher; man hat beobachtet, daß er, wenn er Menschen und Thiere zusammen antrifft, immer auf die Thiere sich stürzt und nie auf die Menschen, wenn sie ihn selbst nicht angreifen, in welchem Falle er wunderbar genug seine Beleidiger herausfindet und seine Beute fahren läßt, um sich zu rächen. Man versichert, daß er Kameelsfleisch dem aller andern Thiere vorzieht; er liebt auch sehr das Fleisch junger Elephanten, die ihm, so lange ihre Hauer noch nicht zum Vorschein gekommen sind, keinen Widerstand leisten können und von ihm, wenn die Mutter ihnen nicht zu Hülfe eilt, leicht abgethan werden. Der Elephant, das Nashorn, der Tiger und das Flußpferd sind die einzigen Thiere, welche dem Löwen die Spitze bieten können.

So fürchterlich der Löwe auch seyn mag, jagt man ihn doch mit großen Hunden, die von Menschen zu Pferde geschickt unterstützt werden; doch müssen zu diesem Kampfe Hund-

und Pferde wohl abgerichtet seyn, denn fast alle Thiere schau-
bern und entfliehen beim bloßen Geruche des Löwen. Seine
Haut, wenn auch von einem festen und dichten Gewebe, wi-
dersteht doch der Kugel und selbst dem Wurfspeeße nicht; dem-
ungeachtet wird er fast niemals durch die erste Wunde erlegt;
oft fängt man ihn durch List, wie man die Wölfe fängt; man
läßt ihn nemlich in eine tiefe Grube fallen, die man mit
leicht zerbrechlichen Sachen bedeckt und auf die man ein lebendes
Thier gebunden hat. Der Löwe wird sanft, sobald er ge-
fangen ist und benutzt man die ersten Augenblicke seiner Ue-
berraschung oder Beschämung, kann man ihn fesseln, ihm einen
Maulkorb anlegen und ihn führen, wohin man will.

Das Fleisch des Löwen hat einen unangenehmen, starken
Geschmack; dennoch finden die Aeger und Indier es nicht
schlecht und essen oft davon; die Haut, welche ehemals den
Helden zum Ueberkleide diente, wird von jenen Völkern zu
Mänteln und Bettdecken verwandt. Sie bewahren auch das
Fett des Löwen auf, das von sehr durchdringender Beschaf-
fenheit ist und von dem man sogar einigen Gebrauch in der
Arzneikunst macht.

Die Tiger.

Der Name Tiger ist ein Gattungsname, den man meh-
ren Thieren verschiedner Art gegeben hat; man muß daher
den Anfang damit machen, sie von einander zu sondern. Die
Leoparden und Panther, die man oft mit einander verwechselt
hat, sind von den meisten Reisenden Tiger geheißen worden;
die Onza oder die Unze, eine kleine Pantherart, die leicht zahm
wird und deren die Orientalen sich zur Jagd bedienen, ist für
einen Panther genommen und wie er mit dem Namen Tiger
belegt worden. Der Luchs oder der Hirschwolf, den die Tür-
ken Karakulak und die Perser Siyahgush nennen, hat mit-
unter die Benennung Panther oder Unze erhalten. Alle
diese Thiere sind in Afrika und in den Südländern Asiens
einheimisch und häufig; der wahre Tiger aber, der einzige,
welcher mit Recht diesen Namen tragen darf, ist ein seltenes
Thier, welches die Alten wenig kannten und die Neuern
schlecht beschrieben haben. Aristoteles, der in der Naturge-
schichte der Führer der einen wie der andern ist, erwähnt sei-
ner nicht. Plinius sagt bloß, daß der Tiger ein Thier von

fürchterlicher Schnelle ist, *tremendae velocitatis animal*, und gibt zu verstehn, daß er zu seiner Zeit seltner sey, als der Panther, indem Augustus der erste gewesen sey, der den Römern einen Tiger bei Einweihung des Theaters des Marcellus vorführen ließ; während nach der Zeit des Scaurus, der als Credit 150 Panther nach Rom sandte, Pompejus 410 und Augustus 420 Panther zu den Volksspielen nach Rom kommen ließ; Plinius gibt uns aber vom Tiger keine Beschreibung und führt nicht einmal irgend ein unterscheidendes Merkmal desselben an. Oppianus und Solinus, die nach Plinius geschrieben haben, scheinen die ersten zu seyn, die gesagt haben, daß der Tiger mit länglichen Streifen und der Panther mit runden Flecken gezeichnet sey und dies ist in der That eins von den Merkmalen, welche den wahren Tiger nicht allein vom Panther, sondern von mehreren andern Thieren, welche man Tiger benannt hat, unterscheiden. Strabo beruft sich in Betreff des ächten Tigers auf Megasthenes und sagt nach ihm, daß es in Indien Tiger gebe, die noch einmal so groß als Löwen sind. Der Tiger ist also ein grimmiges Thier von fürchterlicher Schnelle, dessen Körper mit langen Streifen gezeichnet ist und dessen Wuchs den des Löwen übertrifft; dies sind die einzigen Kennzeichen, welche die Alten uns von einem so merkwürdigen Thiere überliefert haben; die Neuern, wie Gesner und die andern Naturforscher, welche vom Tiger gesprochen, haben zu dem Wenigen, was die Alten uns gesagt, fast nichts hinzugesetzt.

In unsrer Sprache nennt man Tigerhäute oder getigerte Häute alle Felle mit kurzem Haare, welche mit rundlichen und getrennten Flecken bedeckt sind; die Reisenden, von dieser falschen Benennung ausgehend, haben wiederum alle Raubthiere Tiger genannt, welche ein getigertes, d. h. mit getrennten Flecken versehenes Fell besitzen. Die Herren von der Akademie der Wissenschaften sind dem Strome gefolgt und haben ebenfalls alle Thiere mit tigertem Felle, die sie zergliederten, Tiger genannt, obwohl sie von dem wahren Tiger sehr verschieden sind.

Die allgemeinste Ursache dieser Zweideutigkeiten und Ungewißheiten, die in der Naturgeschichte so stark vervielfältigt worden sind, liegt, wie ich schon im vorhergehenden Artikel angegeben habe, in der Nothwendigkeit, worin man sich be-

fand, die unbekannten Wesen der neuen Welt mit Namen zu bezeichnen. Obgleich die Mehrheit der dortigen Thiere sowohl der Art als ihrer Natur nach von denen des alten Festlandes bedeutend abweichen, hat man ihnen doch dieselben Namen beigelegt, sobald man irgend eine Beziehung, irgend eine Ähnlichkeit zwischen ihnen entdeckte. Anfangs beging man in Europa ein Versehen, indem man alle Thiere Asiens und Afrikas mit getigertem Felle Tiger nannte; dieser Irrthum ging mit nach Amerika über und ward dort verdoppelt; man fand nemlich auf dieser neuen Erde Thiere, deren Haut mit rundlichen und getrennten Flecken besäet war und legte ihnen den Namen Tiger bei; obgleich sie weder zum Geschlechte des wahren Tigers, noch zu irgend einer Art der Thiere mit getigertem Felle in Asien und Afrika gehören, denen letztern man schon uneigenthümlich diesen Namen gegeben hatte; überdies leben die Thiere mit getigertem Felle in ziemlich großer Anzahl in Amerika und da man sie alle, obgleich vom Tiger und unter sich sehr verschieden, mit dem Namen Tiger belegt hat, so gibt es, statt einer Art, welche den Namen Tiger führen sollte, 9 oder 10 Arten; weshalb es sehr schwer und mühsam ist, die Geschichte dieser Thiere zu schreiben; die Namen haben die Gegenstände verwirrt und in den Abhandlungen über diese Thiere hat man oft von den einen ausgesagt, was man von den andern hätte sagen sollen.

Um der Verwirrung, welche aus der unrichtigen Anwendung der Benennungen auf die meisten Thiere der neuen Welt und besonders in Betreff derer entspringt, welche man irriger Weise Tiger genannt hat, vorzubeugen, habe ich für das sicherste Mittel erachtet, eine vergleichende Aufzählung der Vierfüßer aufzustellen, in welcher ich unterscheide:

Erstens die, welche dem alten Festlande angehören und eigenthümlich sind, d. h. Asien, Afrika und Europa, und in Amerika bei seiner Entdeckung nicht angetroffen wurden.

Zweitens die, welche der neuen Welt angehören, ihr eigenthümlich und in der alten Welt nicht bekannt waren.

Drittens die, welche als in beiden Ländern gemeinschaftlich betrachtet werden müssen, weil sie sich in beiden zu gleicher Zeit vorfanden, ohne daß sie von Menschen dahin verpflanzt worden waren.

Um zu diesem Ziele zu gelangen, mußte man das, was in den Reisenden und den ersten Geschichtschreibern der neuen Welt in Bezug auf die Thiere zerstreut lag, sammeln und verbinden; den Kern dieser Nachforschungen haben wir mit einiger Zuversicht am Ende des vorigen Bandes mitgetheilt, weil wir dies in Hinsicht der Erkenntniß der Naturgeschichte überhaupt und der Naturgeschichte der Thiere insbesondre für nützlich hielten. —

Der Tiger.

(*Felis tigris. Le tigre.*)

In der Klasse der Raubthiere ist der Löwe der erste und der Tiger der zweite, und wie der erste, selbst in der Schlechtigkeit, immer der größte und beste ist, zeigt sich gewöhnlich der zweite als der bosartigste von Allen. Mit dem Stolze, dem Muth und der Stärke verbindet der Löwe Edel-, Sanft- und Großmuth; während der Tiger niedrig blutiggesinnt, grausam ohne Gerechtigkeit, d. h. ohne Nothwendigkeit ist. Dasselbe Verhältniß findet in jeder Ordnung der Dinge statt, in welcher die Stärke die Rangstufen verliert; der erste, der alles vermag, ist weniger Tyrann als der zweite, der, weil er der vollen Macht nicht genießen kann, sich schadlos hält, indem er die Gewalt, die er sich anzumäßen im Stande ist, mißbraucht. Der Tiger ist demnach mehr zu fürchten als der Löwe; dieser vergift oft, daß er der König, d. h. der Stärkste aller Thiere ist; ruhig einherschreitend, greift er nicht den Menschen an, wenn er nicht herausgefordert wird; er beschleunigt nicht seinen Schritt, rennt und jagt nur, wenn der Hunger ihn treibt. Der Tiger hingegen scheint auch, wenn er seinen Hunger gestillt hat, noch immer nach Blut zu dürsten; seine Wuth hat keine andren Zwischenräume als die Zeit, die er nothwendig hat, um einen Hinterhalt zu legen; er faßt und zerreißt eine neue Beute mit derselben Gierde, die er beim Verschlingen der ersten gezeigt und nicht gesättigt hat; er verödet das Land, was er bewohnt, fürchtet weder den Anblick noch die Waffen der Menschen, erwürgt, vernichtet die Heerden häuslicher Thiere, mordet alle wilde Thiere, fällt die kleinen Elephanten, die jungen Nashorne an und wagt mitunter sogar dem Löwen zu trotzen.

Die Körper-Gestalt steht gewöhnlich mit dem Naturell in Uebereinstimmung. Der Löwe hat ein edles Ansehn; die Höhe seiner Beine steht mit der Länge seines Körpers im Verhältniß; die buschige Mähne, welche seine Schultern bedeckt und sein Gesicht beschattet, sein sicherer Blick, sein ernster Gang, alles scheint seine stolze und würdevolle Unererschrockenheit zu verkünden. Der Tiger ist zu lang von Körper, zu niedrig auf den Beinen liegend, mit nacktem Kopfe, wildem Blicke, mit der bluthrothen Zunge, die ihm stets aus dem Rachen hängt, zeigt er nur die Züge gemeiner Bosheit, unersättlicher Grausamkeit; sein Naturtrieb ist nicht weiter als eine ewige Wuth, als eine blinde Gierde, die nichts kennt, nichts unterscheidet, die ihn oft hinreißt, seine eigenen Jungen zu verschlingen und die Mutter zu zerfleischen, wenn sie dieselben vertheidigen will. Besäße er doch diesen Durst nach eignem Blute bis zur Ausschweifung und möchte er denselben nicht anders stillen können, als durch Vernichtung der ganzen Rasse der Ungeheuer, die er zeugt!

Ein Glück für die Thierwelt, daß dies Geschlecht nicht zahlreich ist und auf die heißesten Gegenden Ostindiens beschränkt zu seyn scheint. Der Tiger lebt auf Malabar, in Siam, Bengalen, in denselben Gegenden, die der Elephant und das Nashorn bewohnen; man behauptet sogar, daß der Tiger das letztere oft begleite und demselben in der Absicht folge, seinen Roth zu fressen, der ihm als Reinigungs- und Erfrischungs-Mittel dient: er haust mit dem Nashorne an den Ufern der Seen und Flüsse; da Blut nur seinen Durst erregt, bedarf er häufig des Wassers, um die Gluth, welche ihn verzehrt, zu mäßigen; überdies lauert er in der Nähe des Wassers den Thieren auf, welche dahin kommen und welche die Hitze des Landes nöthigt, mehrere Male des Tages zum Wasser zurückzukehren; dort wählt er seine Beute oder häuft vielmehr seine Mordthaten, denn oft verläßt er die Thiere, die er eben zerrissen hat, um andre zu erwürgen; er scheint nach ihrem Blute zu lechzen, er schlürft es und berauscht sich mit demselben; wenn er einem Thiere den Leib gespalten hat, steckt er seinen Kopf in die Bauchhöhle und trinkt in langen Zügen das Blut, dessen Quelle er geöffnet hat, aber sie versiegt immer eher als sein Durst gelöscht ist.

Hat er irgend ein großes Thier, als ein Pferd, einen Büffel erlegt, reißt er ihm nicht auf der Stelle den Unterleib auf, aus Furcht, beunruhigt zu werden; um es mit Bequemlichkeit zerstückeln zu können, trägt er es in den Wald und schleppt es mit solcher Leichtigkeit fort, daß die Schnelle seines Laufes durch die schwere Masse kaum verzögert zu werden scheint. Dies allein würde hinlängen, sich einen Begriff von seiner Stärke zu machen; um aber eine richtige Vorstellung von derselben zu gewinnen, verweilen wir einige Augenblicke bei den Körper-Maßen und Verhältnissen dieses fürchterlichen Thieres. Einige Reisende haben ihn in der Größe mit einem Pferde, andere mit einem Büffel verglichen; wieder andre haben bloß gesagt, daß er weit größer als der Löwe sey. Wir können aber neuere Zeugnisse, die vollen Glauben verdienen, anführen. Hr. de La Lande-Magon hat uns versichert, daß er in Ostindien einen 15 Fuß langen Tiger gesehen habe; ohne Zweifel ist in diese Angabe der Schweif mit begriffen; nehmen wir nun die Länge des Schweifs auf 4 bis 5 Fuß an, so maß der Tiger 10 Fuß. Wahr ist es, daß der, dessen Haut im Kabinette des Königs aufbewahrt wird, von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurzel nur ohngefähr 7 Fuß an Länge hatte; er ward aber ganz jung eingefangen, aus seinem Vaterlande geführt und war seitdem immer in einem engen Käfig im Thierzwinger verschlossen, wo der Mangel an Bewegung und Raum, die Langeweile der Gefangenschaft, der Körper-Zwang, die wenig passende Nahrung sein Leben verkürzt und seine Entwicklung verhindert, oder vielmehr das Wachsthum seines Körpers beschränkt haben. In der Naturgeschichte des Hirsches haben wir gesehen, daß diese Thiere, jung eingefangen und in wenig geräumige Parke eingeschlossen, nicht nur die natürliche Höhe ihres Wuchses nicht erreichen, sondern auch mißgestaltet, rachitisch (die sogenannte englische Krankheit, Zweiwuchs, der höchste Grad der Scrophel-Krankheit) werden und krumme Beine bekommen, wie die Dachshunde. Ueberdies sind wir durch die Zergliederung, die wir mit Thieren aller Art, welche in den Menagerien erzogen und ernährt worden sind, angestellt haben, belehrt worden, daß sie nie ihre völlige Größe erreichen, ihr Körper und ihre Glieder, die sie nicht üben können, unter dem Maßstabe der Natur bleiben und daß die Theile, deren Gebrauch ihnen ganz

lich versagt ist, als die Zeugungs-Organen, so klein und so wenig entwickelt sind, daß man Mühe hat, sie bei diesen gefangnen und ehelos lebenden Thieren zu finden und sie oft fast gänzlich verwachsen zu seyn scheinen. Der einzige Einfluß des Klimas könnte vielleicht dieselben Wirkungen hervorbringen, als der Mangel an Körper-Uebung und die Gefangenschaft.

Kein Thier aus den heißen Ländern vermag in kalten Himmelsstrichen zu zeugen und wäre es auch dort ganz frei und würde überreichlich ernährt, und da die Erzeugung die natürliche Folge einer genügenden Ernährung ist, so fällt es in die Augen, daß da, wo die erste sich nicht auswirken kann, die andre nicht vollständig von statten geht und daß die Kälte bei diesen Thieren allein hinreicht, um die Kraft der innern Bildungsform zu beschränken und die thätigen Vermögen der Entwicklung zu vernichten, weil sie die Kräfte der Wieder-Erzeugung zerstört.

Es ist daher nicht auffallend, daß der Tiger, dessen Gerippe und Haut uns aus dem königlichen Thierzwinger übersandt wurden, nicht bis zu seiner natürlichen Größe ausgewachsen ist; dennoch gewährt schon der bloße Anblick dieser ausgestopften Haut einen Begriff von diesem fürchterlichen Thiere und die Untersuchung des Geripps verstatet nicht, daran zu zweifeln. An den Beinknochen erblickt man Rauigkeiten, welche die Ansatzpunkte von noch kräftigern Muskeln, als der Löwe besitzt, bezeichnen; die Knochen sind eben so fest, aber kürzer: auch steht, wie wir schon gesagt haben, die Höhe der Beine am Tiger nicht mit der großen Länge des Körpers im Verhältniß. Man muß daher die fürchterliche Schnelligkeit, von der Plinius spricht und die den Namen Tiger schon anzudeuten scheint, nicht von den Bewegungen bei seinem gewöhnlichen Gange, noch von der Raschheit seiner Schritte bei einem fortgesetzten Laufen verstehen; denn es ist augenscheinlich, daß bei seinen kurzen Beinen er nicht so behende gehn und laufen kann, als die, welche verhältnißmäßig längere Beine haben; dagegen läßt sich die fürchterliche Schnelle sehr wohl auf die ungeheuren Sätze, die er ohne Anstrengung machen muß, beziehen; unterstellt man nemlich, daß er, bei Beobachtung des richtigen Verhältnisses, eben so viel Stärke und Geschwindigkeit als die Kaze, mit der in der Bildung große Aehnlichkeit

hat und die in einem Augenblick einen Sprung von mehreren Fuß Weite macht, besitzt; so wird man begreifen, daß der Tiger, dessen Körper mindestens 10 Mal länger ist, fast in derselben kurzen Zeit einen Sprung von mehreren Toisen machen kann. Plinius hat nicht die Raschheit seines Laufes, sondern die Schnelle seines Sprunges bezeichnen wollen und diese macht in der That das Thier so fürchterlich, indem es unmöglich ist, ihrer Wirkung auszuweichen.

Der Tiger ist vielleicht von allen Thieren der einzige, dessen Naturell man zu beugen nicht im Stande ist. Weder Stärke, noch Zwang, noch Gewalt vermögen ihn zu zähmen. Er ergrimmt bei guter und schlechter Behandlung; die milde Gewohnheit, die doch alles vermag, vermag nichts über diese eiserne Natur; die Zeit, weit entfernt, ihn sanfter zu machen, indem sie blutig-wilde Leidenschaften mäßigt, schürt nur das Feuer seiner Wuth, er zerfleischt die Hand, welche ihn ernährt, wie die, welche ihn schlägt; brüllt beim Anblicke jeglichen lebenden Wesens, jeder Gegenstand scheint ihm eine neue Beute, die er im Voraus mit seinen gierigen Blicken verschlingt, mit seinem grausenhaften Geschrei, mit Zähneknirschen untermischt, bedroht, und auf welche er, trotz Ketten und Gitter, die seine Wuth brechen, ohne sie zu beunruhigen, losspringt.

Um die Vorstellung von der Stärke dieses grausamen Thieres zu vollenden, glauben wir hier anführen zu müssen, was P. Tachard, ein Augenzeuge, über den Kampf eines Tigers mit einem Elephanten sagt: „Man hatte, erzählt dieser Schriftsteller, eine hohe Einzäunung von Bambusrohr, ungefähr 100 Schritt im Viereck, errichtet; in den Verschuß hatte man 3 Elephanten gelassen, die zur Bekämpfung des Tigers bestimmt waren; ihr Kopf und ein Theil ihres Rüssels waren mit einem Leder gleich einer Maske bedeckt. Sobald wir auf dem Schauplatz angekommen waren, ließ man aus einer Zelle, die in einer Vertiefung lag, einen Tiger heraus, dessen Gestalt und Farbe den Franzosen, welche dem Kampf bewohnten, fremd erschienen; denn außer, daß er weit größer, dicker und von einem weniger schwächtigen Buchse war, als die, welche wir in Frankreich gesehn hatten, war auch sein Fell nicht auf dieselbe Weise gefleckt, sondern an der Stelle ohne Ordnung hingefäeter Flecken besaß er lange, breite Streifen in Zirkelform; diese Streifen begannen auf dem Rücken, vereinten sich

unter dem Bauche und erstreckten sich über den ganzen Schweif, indem sie denselben abwechselnd mit weißen und schwarzen Ringen bedecken. Der Kopf zeigte nichts Außerordentliches, eben so wenig als die Beine, außer daß sie länger und dicker waren, als an den gewöhnlichen Tigern, obwohl er noch ein junger Tiger, der noch nicht sein volles Wachsthum erreicht hatte, war; denn Hr. Constance versicherte uns, daß im Königreiche noch dreimal größere Tiger lebten, als der gegenwärtige und daß er eines Tages, wo er mit dem Könige auf der Jagd war, er einen Tiger sehr nahe sah, der so groß als ein Maulesel war; es gibt aber auch kleine im Lande, ähnlich denen, die man aus Afrika nach Europa bringt, und man zeigte uns denselben Tag noch einen zu Luvo.

„Man ließ anfänglich den Tiger, der kämpfen sollte, nicht los, sondern hielt ihn an zwei Seilen, so daß er nicht die Freiheit hatte, auf seine Gegner loszuspringen; der erste Elephant, der sich ihm näherte, gab ihm 2 oder 3 Schläge mit dem Rüssel auf den Rücken; dieser Schlag war so gewaltig, daß er den Tiger niederwarf, der einige Zeit hindurch ohne Bewegung wie todt auf derselben Stelle liegen blieb. Obgleich dieser erste Angriff seine Wuth bedeutend herunterstimmte, stieß er doch einen fürchterlichen Schrei aus, sobald er von seinen Banden befreit war und wollte sich auf den Rüssel des Elephanten, der herankam, um einen Schlag zu führen, stürzen; der Elephant brachte ihn aber gewandt zwischen seine Hauer in Sicherheit, die er zugleich zum Kampfe neigte und mit denen er dem Tiger einen so wohl geführten Stoß versetzte, daß er einen großen Sprung in die Luft machte. Der Tiger war hievon so betäubt, daß er sich nicht mehr zu nähern wagte; er umkreiste mehrmals den Raum der Umzäunung und sprang manchmal gegen die Personen, die an der Gallerie sich zeigten, hinan. Man trieb endlich 3 Elephanten gegen ihn, die ihm abwechselnd so kräftige Hiebe versetzten, daß er sich noch einmal todt stellte und nur darauf bedacht war, das Zusammentreffen mit ihnen zu vermeiden; sie würden ihn ohne Zweifel getödtet haben, wenn man das Gefecht nicht beendet hätte.“

Aus der Beschreibung des P. Zachard geht es klar hervor, daß es ein wahrer Tiger war, den er mit den Elephanten kämpfen sah und daß er den Franzosen als ein unbekanntes

tes Thier vorkam, weil sie wahrscheinlich in Frankreich in den Menagerien nur Panther oder Leoparden aus Afrika oder wohl gar Jaguars aus Amerika gesehen hatten; auch die kleinen Tiger, die man ihnen zu Luvo zeigte, waren selbst nur Panther. Aus dieser einfachen Erzählung erkennt man, wie groß die Stärke und die Wuth dieses Thieres seyn muß, indem dieser, noch jung und nicht einmal völlig ausgewachsen, ohndrein gefangen an Banden gehalten und einer gegen drei, dennoch den Kolossen, mit denen er kämpfen sollte, so furchtbar war, daß man sich genöthigt sah, alle Theile ihres Körpers, welche die Natur wie die andern nicht mit einem undurchdringlichen Harnisch bepanzert hatte, mit einem ledernen Koller zu schützen.

Der Tiger, von dem der P. Gouie der Akademie der Wissenschaften eine anatomische Beschreibung von den Jesuiten-Vätern in China mitgetheilt hat, scheint zu der Art der wahren Tiger gehört zu haben, so wie der, den die Portugiesen Königstiger genannt haben und dessen Hr. Perrault in seinen Denkwürdigkeiten über die Thiere erwähnt und von dem er sagt, daß dessen Beschreibung in Siam entworfen worden sey. Dessen sagt in seinen Reisen ausdrücklich, daß Malabar vor allen Ländern Indiens die meisten Tiger hege und es daselbst mehrere Arten gebe; der größte von allen aber, den die Portugiesen Königstiger nennen, sey äußerst selten, groß wie ein Pferd &c.

Der Königstiger scheint demnach von dem eigentlichen Tiger keine besonders verschiedne Art auszumachen; er findet sich nur in Ostindien und nicht in Brasilien, wie einige unsrer Naturforscher behauptet haben. Ich bin sogar zu glauben geneigt, daß der wahre Tiger sich nur in Asien und in den südlichsten Theilen Afrikas im Innern des Landes aufhalte; zwar spricht die Mehrzahl der Reisenden, welche die Küsten Afrikas besucht haben, allerdings von Tigern und sagen sogar, daß sie dort sehr gewöhnlich sind; aus ihren Berichten selbst, welche sie über diese Thiere mittheilen, kann man aber ohne Mühe erkennen, daß es keine wirklichen Tiger, sondern Leoparden, Panther oder Unzen &c. sind. Der Doctor Shaw sagt bestimmt, daß im Königreiche Tunis und Algier der Löwe und der Panther den ersten Rang unter den wilden Thieren einnehmen; der Tiger aber in diesem Theile der Barberei nicht

lebe. Dies scheint wahr zu seyn, denn es waren indische Gesandte und keine Afrikaner, welche dem Augustus, als er auf Samos war, den ersten Tiger, den die Römer sahen, überbrachten; auch ließ Heliogabalus die Tiger, welche er, um dem Gotte Bacchus nachzuahmen, an seinen Wagen spannen wollte, aus Indien kommen.

Die Art des Tigers ist demnach immer weit seltener und weniger verbreitet gewesen, als die des Löwen, ungeachtet das Tigerweibchen wie die Löwin 4 bis 5 Junge wirft. Sie ist zu jeder Zeit wüthend; ihre Wuth aber steigert sich außerordentlich, wenn man ihr dieselben raubt; sie troht allen Gefahren und verfolgt die Räuber, die, wenn sie sich durch die Bestie bedrängt sehen, genöthigt sind, eins ihrer Jungen ihr auf den Weg zu werfen; sie hält an, hebt es auf, trägt es fort, um es in Sicherheit zu bringen, kommt einige Augenblicke darauf wieder und verfolgt die Räuber bis an die Thore der Städte und bis auf ihre Schiffe. Wenn sie alle Hoffnung verloren hat, ihre Brut wieder zu gewinnen, drückt sie ihren grausamen Schmerz durch fast wahnsinnige und traurige Schreie und durch fürchterliches Geheul aus, welches bei denen, die es aus der Ferne vernehmen, noch Schauder erregt.

Der Tiger bewegt die Haut seines Gesichts, flüchtig mit den Zähnen, grinst, brüllt wie der Löwe; sein Brüllen ist aber verschieden; einige Reisende haben es mit dem Geschrei gewisser großer Vögel verglichen. *Tigrides indomitae rancant, rugiuntque leones* (der Verfasser der *Philomela*); in der französischen Sprache gibt es kein Wort, was gleichbedeutend mit dem Worte *rancant* ist; könnten wir nicht eins dafür schaffen und sagen, die Tiger schnarren heiser und die Löwen brüllen? denn die Stimme des Tigers ist in der That sehr heiser.

Die Haut dieser Thiere wird besonders in China geschätzt, die Kriegsmandarine bedecken mit derselben bei öffentlichen Aufzügen ihre Sessel und verfertigen für den Winter auch selten, keinen Werth und man achtet weit höher die der Leoparden aus Guinea und vom Senegal, welche unsre Pelzkleider auch Tiger nennen. Uebrigens ist dies der einzige kleine Nutzen, den man von diesem sehr schädlichen Thiere ziehen kann, von dem man noch behauptet hat, daß sein Schweiss so wie seine Barthaare für Menschen und Thiere ein sicheres



DER LEOPARD.

• Ordnung: Raubthiereid...id.

Gift sey; er richtet aber während seinem Leben wirkliche Uebel genug aus, ohne daß man deshalb noch eingebildete, schädliche Eigenschaften und Gifte in seinen Körperresten zu suchen braucht und dies um so weniger, da die Indier von seinem Fleische essen und es weder ungesund noch schlecht finden. Wenn seine Barthaare, als Pille verschluckt, tödten, so geschieht dieses durch ihre Härte und Steifheit; eine solche Pille muß auf den Magen dieselbe Wirkung wie ein Päckchen kleiner Nadeln haben.

Der Panther, die Unze und der Leopard.

(*Felis Panthera, Uncia et Leopardus. La Panthère, L'Once et le Léopard.*)

Um mich verständlicher auszudrücken, die falsche Anwendung der Namen zu vermeiden, die Zweideutigkeiten zu zerstören und Zweifeln vorzubeugen, bemerke ich gleich anfangs, daß außer den Tigern, deren Naturgeschichte wir eben gegeben haben, sich auf dem alten Festlande, d. h. in Asien und Afrika, noch drei andre Thierarten, alle drei vom Tiger und unter sich verschieden, vorfinden.

Diese drei Arten sind der Panther, die Unze und der Leopard, welche von den Naturforschern nicht allein mit einander verwechselt, sondern auch mit den Arten derselben Gattung aus Amerika zusammengestellt worden sind. Für den gegenwärtigen Augenblick berühre ich die Arten nicht, welche man in der neuen Welt Tiger, Panther, Leoparden genannt hat, um nur von denen der alten Welt zu reden, die Gegenstände nicht unter einander zu wirren und um die Dinge, welche Bezug darauf haben, klarer darzustellen.

Die erste dieser Arten, die auf dem alten Festlande lebt, ist der große Panther, den wir einfach Panther nennen werden; er war den Griechen unter dem Namen *Pardalis*, den alten Lateinern unter dem Namen *Panthera* bekannt und führt bei den neuern Lateinern die Benennung *Leopardus* (Löwenparden). Nach vollständig zurückgelegtem Wachstume mißt der Körper dieses Thieres 5 bis 6 Fuß in der Länge vom Anfange der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes, der länger als 2 Fuß ist; das Haar seines Felles ist am Grunde mehr oder weniger dunkel fahlgelb auf dem Rücken und an den Seiten und weißlich unter dem Bauche; sein Fell ist mit

großen und schwarzen Flecken in Ring- oder Rosenform besäet; die Ringe sind genau von einander auf den Seiten des Körpers gesondert, in ihrer Mitte leer und die Mehrheit derselben hat in der Mitte eins oder mehrere Fleckchen von derselben Farbe wie der Umkreis des Ringes; diese Ringe, von denen einige länglichrund, andre zirkelrund sind, haben oft 3 Zoll im Durchmesser; ausgefüllte Flecken finden sich nur auf dem Kopfe, der Brust, unter dem Bauche und ebenso an den Beinen.

Die zweite Art ist der kleine Panther von Oppian, dem die Alten keinen besondern Namen beigelegt, den die neuern Reisenden aber *Unze*, nach dem verdorbnen Namen *Lynx* (Luchs) oder *Lunx*, genannt haben. Wir behielten den Namen *Unze* bei, der uns wohl zu passen scheint, indem das Thier wirklich eine Aehnlichkeit mit dem Luchse hat; es ist weit kleiner als der Panther, indem seine Körperlänge ungefähr $3\frac{1}{2}$ Fuß beträgt, was ungefähr dem Buchse des Luchses gleichkommt, er hat ein längres Haar als der Panther, einen weit längern Schweif, der 3 Fuß und mitunter noch mehr mißt; wenn gleich der Körper der Unze im Ganzen um ein Drittel kleiner ist als der des Panthers, dessen Schweif kaum 2 und höchstens $2\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Der Grund des Haars bei der Unze ist weißlich grau auf dem Rücken und an den Seiten und noch weißlicher grau unter dem Bauche, wogegen am Panther der Rücken und die Seiten stets ein mehr oder weniger dunkles Fahlgelb zeigt; die Flecken haben bei beiden fast dieselbe Form und Größe.

Die dritte Art, welche die Alten nicht erwähnen, ist ein Thier vom Senegal, in Guiana und andern südlichen Ländern, welche die Alten noch nicht entdeckt hatten; wir werden es *Leopard* (Löwenpardel) nennen; man hat diese Benennung ungentlich auf den großen Panther angewandt; wir gebrauchen des Thieres vom Senegal, von welchem hier die Rede ist. Der Pardel ist etwas größer als die Unze, aber viel kleiner als der Panther, denn seine Körperlänge beträgt kaum 4 Fuß; sein Schweif ist 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß lang. Der Haargrund auf dem Rücken und an den Seiten ist von mehr oder weniger dunkel fahlgelber Farbe; unter dem Bauche ist er weißlich; die Flecken bilden Ringe, aber diese sind weit kleiner als

bei der Unze und dem Panther und die Mehrzahl besteht aus 4 oder 5 kleinen gefüllten Fleckchen; auch liegen angefüllte Flecken, unregelmäßig zerstreut, auf der Haut.

Diese drei Thiere sind, wie man sieht, sehr von einander verschieden und bilden jedes für sich eine besondre Art. Die Pelzhändler nennen die Felle der ersten Art Pantherhäute; wir haben also den Namen nicht verändert, weil er schon im Gebrauch ist; die Felle der zweiten Art heißen sie Tigerhäute aus Afrika; diese Benennung ist zweideutig, weshalb wir die der Unze gewählt haben; endlich nennen sie noch uneigentlich Tigerhaut das Fell des Thieres, was wir Leopard benannt haben.

Oppian kannte die beiden ersten Arten, d. h. den Panther und die Unze; er zuerst sagte, daß es zwei Pantherarten gebe, die einen größer und dicker und die andern kleiner, aber ähnlich in Körper, Form und in der Verschiedenheit und Stellung der Flecken, doch abweichend in der Länge des Schweifes, den die kleinen weit länger, als die großen haben. Die Araber haben den großen Panther mit dem Namen al Remer (al der Artikel, Remer das Hauptwort) und den kleinen al Phet oder al Fhed bezeichnet; wenn auch der letzte Name etwas verdorben ist, erkennt man ihn doch in dem Worte Faadh, welches der gegenwärtige Name dieses Thieres in der Berberei ist, wieder. „Der Faadh, sagt Doctor Shaw, gleicht dem Leoparden (er meint den Panther), in so fern er wie dieser gefleckt ist, unterscheidet sich aber von demselben in andrer Hinsicht; er hat ein dunkleres und gröberes Fell und ist nicht so wild.“ Wir erfahren übrigens aus einer Stelle des Albertus, welche Gesner erklärt hat, daß der Phet oder Fhed der Araber in italienischen und in einigen andern Sprachen Europas Leunza oder Lonza heißt. Man kann demnach bei Zusammenstellung dieser Andeutungen nicht zweifeln, daß der kleine Panther des Oppian, der Phet oder Fhed der Araber, der Faadh der Berberei und die Unze der Europäer ein und dasselbe Thier sey. Es ist sogar große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es dasselbe mit pard oder pardus der Alten und mit der panthera des Plinius eins ist, denn er berichtet, daß der Grund des Haares weiß sey, wogegen er beim großen Panther, wie wir schon gesagt haben, mehr oder weniger dunkel fahlgelb ist; überdies ist es sehr wahrscheinlich, daß man der

kleinen Panther einfach pard oder pardus nannte und später darauf kam, dem großen Panther den Namen Leopard oder Leopardus beizulegen, weil man glaubt, daß es eine Bastardart sey, welche durch die Vermischung des Löwen mit dem kleinen Panther vergrößert worden sey; da aber dies Vorurtheil ohne allen Grund ist, haben wir den alten und ursprünglichen Namen Panther, dem zusammengesetzten und neuen, Leopard, vorgezogen und den letztern einem neuen Thiere beilegt, das bis jetzt nur noch zweifelhafte Namen besaß.

Die Unze unterscheidet sich demnach von dem Panther darin, daß sie kleiner ist, einen weit längern Schweif und auch ein längres, graues oder weißliches Haar hat, und der Leopard vom Panther und der Unze darin, daß er ein weit schöneres Fell von lebhafter und brillanter, fahlgelber Farbe, wenn auch mehr oder weniger dunkel; auch sind die Flecken kleiner und die meisten stehen gruppenweise, als wenn jeder dieser Flecken durch vier zusammengestellte Fleckchen gebildet würde.

Plinius und mehrere nach ihm haben berichtet, daß das Weibchen des Panthers ein weißes Fell besitze als das Männchen; dies möchte die wahre Unze seyn. Wir haben übrigens diesen Unterschied an den Panthern im Thierzwinger von Versailles, die nach dem Leben gezeichnet wurden, nicht beobachtet; besteht demnach wirklich zwischen dem Männchen und Weibchen des Panthers ein Unterschied in der Haarfarbe, so muß diese Abweichung nicht sehr beständig und bemerklich seyn. Wir fanden in der That bei mehreren Fellen dieser Thiere, die wir verglichen haben, eine geringere und stärkere Schattirung; wir glauben aber, daß dies vielmehr von der Verschiedenheit des Alters oder des Klimas als von der des Geschlechts abhängt.

Die Thiere, welche die Herren von der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen Tiger beschrieben und zergliedert haben und das Thier, was Cajus unter dem Namen Uncia bei Gesner auführt, sind mit dem Leoparden von derselben Art; man kann hieran nicht zweifeln, wenn man die Figur und die Beschreibung, welche wir geliefert haben, mit denen des Cajus und des Hrn. Perrault vergleicht; er sagt zwar, daß die von den Herren der Akademie der Wissenschaften unter dem Namen Tiger beschriebenen und zergliederten

Thiere nicht die Unze des Cajus seyen; die einzigen Gründe, die er hierfür angibt, bestehen darin, daß die Unze kleiner und unter dem Leibe nicht weiß ist; hätte aber Hr. Perrault die ganze Beschreibung des Cajus mit den Gegenständen, die er vor Augen hatte, verglichen, so würde er, wir sind dessen überzeugt, erkannt haben, daß sie in nichts von der Unze des Cajus abwichen. Da in dieser Hinsicht noch Zweifel übrig bleiben möchten, habe ich es für nothwendig erachtet, die wesentlichen Theile der Beschreibung des Cajus, die, obwohl nach einem todten Thiere entworfen, mir doch sehr genau zu seyn scheint, herzusetzen. Man wird bemerken, daß Cajus, ohne bestimmt die Länge des Thieres, was er beschreibt, anzugeben, sagt, daß es größer wie ein Schäferhund und dicker wie ein Dogge sey, aber tiefer auf den Beinen liege; ich sehe also nicht ein, warum Hr. Perrault sagt, daß die Unze des Cajus kleiner sey als die Tiger, welche von den Herren der Akademie der Wissenschaften zergliedert worden sind. Diese Tiger hatten nur 4 Fuß in der Länge, von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzrübe gemessen; der Leopard, den wir beschrieben und der gewiß dasselbe Thier mit den Tigern des Hrn. Perrault ist, hatte auch nur ungefähr 4 Fuß; mißt man nun einen Doggen, besonders einen Doggen von der starken Rasse, wird man finden, daß er oft über dies Maas hinausgeht. Die von den Herren der Akademie beschriebenen Tiger weichen demnach nicht hinlänglich genug in der Größe von der Unze des Cajus, um dem Hrn. Perrault ein begründetes Recht zu gewähren, aus dieser einzigen Verschiedenheit die Folgerung zu ziehen, daß es nicht dasselbe Thier seyn könne. Eine andre Ungleichheit beider Aussagen soll in der Haarfarbe unter dem Leibe liegen; Hr. Perrault sagt, daß sie weiß, und Cajus, daß sie aschgrau, d. h. weißlich ist; diese beiden Merkmale, aus denen Hr. Perrault geschlossen hat, daß die von den Herren der Akademie zergliederten Tiger nicht die Unze des Cajus seyen, hätten ihn eher auf die entgegengesetzte Behauptung führen sollen, besonders, wenn er Rücksicht darauf genommen hätte, daß der Rest der Beschreibung vollkommen darauf passe. Man kann also nicht umhin, die Tiger der Herren der Akademie, die Uncia des Cajus und unsern Leopard für ein und dasselbe Thier anzusehn und ich begreife nicht, wie einige unsrer Naturforscher diese Tiger des Perrault

für amerikanische Thiere gehalten und sie mit dem Jaguar verwechselt haben.

Wir glauben demnach mit Bestimmtheit, daß die Tiger des Hrn. Perkaust, die Unze des Cajus und unser Leopard ein und dasselbe Thier sind; wir halten uns ebenfalls überzeugt, daß unser Panther der Panther der Alten ist; er unterscheidet sich allerdings von demselben durch die Größe; doch gleichen sie sich in allen andern charakteristischen Zügen; man darf, wie wir schon mehrmal bemerkt haben, nicht darüber erstaunen, daß ein im Thierzwinger erzogenes Thier nicht sein völliges Wachsthum erreiche und unter den Maßen der Natur bleibe. Diese Verschiedenheit in der Größe hat uns selbst lange Zeit befangen gehalten; aber nach der lanhaltendsten und wir können hinzusetzen, gewissenhaftesten Untersuchung und nach einer getauenen Vergleichung großer Pantherhäute bei den Pelzwerkerarbeitern mit dem Felle des unsrigen, ist es uns nicht mehr erlaubt, daran zu zweifeln und wir haben unzweifelhaft erkannt, daß es keine verschiedenen Thiere sind. Den Panther, den wir hier beschreiben und zwei andre, die zu gleicher Zeit in der Menagerie des Königs aufbewahrt wurden, sind aus der Verberei herübergebracht worden; vor etwa 10 oder 12 Jahren machte die Regentschaft von Algier dem Könige ein Geschenk mit den beiden ersten und der dritte ward für den König von einem Juden aus Algier gekauft.

Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine andre Bemerkung zu machen; von den drei Thieren nämlich, deren Beschreibung wir hier unter den Namen Panther, Unze und Leopard geliefert haben, kann keins mit dem Thiere verglichen werden, das die Naturforscher mit dem Namen *Pardus* oder *Leopardus* bezeichnet haben.

Der *Pardus* des Linné und der *Leopard* des Brisson, die dasselbe Thier zu seyn scheinen, werden auf folgende Weise charakterisirt: *Pardus, felis cauda elongata, corporis maculis superioribus orbiculatis, inferioribus virgatis* (Syst. nat. editio X. pag. 41.) (Der Pardel, Rahe mit langem Schweife und Flecken, von denen die obern rundlich und die untern länglich gestreift sind.) Der Leopard: *Felis ex albo flavicans, maculis nigris in dorso orbiculatis, in ventre longis, variegata* (Regn. anim. pag. 272). (Rahe, weißlich gelb, mit schwarzen rundlichen Flecken auf dem Rücken

und langen am Bauche getigert.) Dieses Merkmal von langen Flecken auf dem Bauche oder von streifenförmig verlängerten Flecken auf den untern Theilen des Körpers besitzt weder der Panther, noch die Unze, noch der Leopard, von denen hier die Rede ist. Es hat unterdessen das Ansehn, daß von dem Panther, dem *panthera*, *pardalis*, *pardus*, *leopardus* des Gesner, von dem *pardus*, *panthera* des Prosper Alpinus und von dem *panthera varia*, *africana* des Plinius diese Herren reden gehört und mit jenen Worten, die wir anführten, bezeichnet haben. Ich wiederhole es aber, daß keins von den 3 Thieren, die wir hier beschreiben, wenn auch alle 3 verschiedner Art sind, dies Merkmal langer Flecken, die auf den untern Theilen die Form von Streifen annehmen, besitzt und wir können zu gleicher Zeit versichern, daß gemäß den Untersuchungen, die wir angestellt haben, diese 3 Arten und vielleicht noch eine vierte, von welcher wir in der Folge sprechen werden und die eben so wenig als die 3 ersten längliche Flecken auf dem Bauche hat, die einzigen sind, welche sich in Afrika vorfinden. Aus diesem Grunde können wir uns nicht erwehren, jenes Kennzeichen, auf welches die Bezeichnungen dieser Nomenklatoren sich fußen, als zweifelhaft zu betrachten. Das Gegentheil findet bei diesen 3 Thieren und vielleicht bei allen dieser Gattung statt, denn, wenn diese Thiere lange Flecken in Form von Streifen oder Ruthen haben, so besitzen sie dieselben immer auf den obern Körpertheilen, auf dem Widerriste, Halse und dem Rücken und nie an den untern Theilen, und dies ist nicht bloß bei denen in Afrika und Asien, sondern auch bei denen in Amerika der Fall.

Wir bemerken noch, daß das Thier, dessen Beschreibung man in dem 3. Theile der Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Thiere unter dem Namen Panther gegeben hat, ein von dem Panther, der Unze und dem Leopard verschiednes Thier ist. Endlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß man bei Durchlesung der Alten den Panther nicht mit der *Panthera* verwechseln muß; von der letztern ist hier die Rede; der Panther des Scholasten des Homer und andere Schriftsteller ist eine Art furchsamen Wolfes, den wir für den Schakal halten, wie wir in der Naturgeschichte dieses Thieres solches erläutern werden. Uebrigens ist das Wort *pardalis*

für amerikanische Thiere gehalten und sie mit dem Jaguar verwechselt haben.

Wir glauben demnach mit Bestimmtheit, daß die Tiger des Hrn. Perrault, die Unze des Cajus und unser Leopard ein und dasselbe Thier sind; wir halten uns ebenfalls überzeugt, daß unser Panther der Panther der Alten ist; er unterscheidet sich allerdings von demselben durch die Größe; doch gleichen sie sich in allen andern charakteristischen Zügen; man darf, wie wir schon mehrmal bemerkt haben, nicht darüber erstaunen, daß ein im Thierzwinger erzognes Thier nicht sein völliges Wachsthum erreiche und unter den Massen der Natur bleibe. Diese Verschiedenheit in der Größe hat uns selbst lange Zeit befangen gehalten; aber nach der anhaltendsten und wir können hinzusetzen, gewissenhaftesten Untersuchung und nach einer genauen Vergleichung großer Pantherhäute bei den Pelzwerkerarbeitern mit dem Felle des unsrigen, ist es uns nicht mehr erlaubt, daran zu zweifeln und wir haben unzweifelhaft erkannt, daß es keine verschiedenen Thiere sind. Den Panther, den wir hier beschreiben und zwei andre, die zu gleicher Zeit in der Menagerie des Königs aufbewahrt wurden, sind aus der Verberei herübergebracht worden; vor etwa 10 oder 12 Jahren machte die Regentschaft von Algier dem Könige ein Geschenk mit den beiden ersten und der dritte ward für den König von einem Juden aus Algier gekauft.

Wir können uns nicht enthalten, hier noch eine andre Bemerkung zu machen; von den drei Thieren nämlich, deren Beschreibung wir hier unter den Namen Panther, Unze und Leopard geliefert haben, kann keins mit dem Thiere verglichen werden, das die Naturforscher mit dem Namen *Pardus* oder *Leopardus* bezeichnet haben.

Der *Pardus* des Linné und der Leopard des Brisson, die dasselbe Thier zu seyn scheinen, werden auf folgende Weise charakterisirt: *Pardus, felis cauda elongata, corporis maculis superioribus orbiculatis, inferioribus virgatis* (Syst. nat. editio X. pag. 41.) (Der Pardel, Rahe mit langem Schweife und Flecken, von denen die obern rundlich und die untern länglich gestreift sind.) Der Leopard: *Felis ex albo flavicans, maculis nigris in dorso orbiculatis, in ventre longis, variegata* (Regn. anim. pag. 272). (Rahe, weißlich gelb, mit schwarzen rundlichen Flecken auf dem Rücken

und langen am Bauche getigert.) Dieses Merkmal von langen Flecken auf dem Bauche oder von streifenförmig verlängerten Flecken auf den untern Theilen des Körpers besitzt weder der Panther, noch die Unze, noch der Leopard, von denen hier die Rede ist. Es hat unterdessen das Ansehn, daß von dem Panther, dem *panthera*, *pardalis*, *pardus*, *leopardus* des Gesner, von dem *pardus*, *panthera* des Prosoparchus Alpinus und von dem *panthera varia*, *africana* des Plinius diese Herren reden gehört und mit jenen Worten, die wir anführten, bezeichnet haben. Ich wiederhole es aber, daß keins von den 3 Thieren, die wir hier beschreiben, wenn auch alle 3 verschiedner Art sind, dies Merkmal langer Flecken, die auf den untern Theilen die Form von Streifen annehmen, besitzt und wir können zu gleicher Zeit versichern, daß gemäß den Untersuchungen, die wir angestellt haben, diese 3 Arten und vielleicht noch eine vierte, von welcher wir in der Folge sprechen werden und die eben so wenig als die 3 ersten längliche Flecken auf dem Bauche hat, die einzigen sind, welche sich in Afrika vorfinden. Aus diesem Grunde können wir uns nicht erwehren, jenes Kennzeichen, auf welches die Bezeichnungen dieser Nomenklatoren sich fußen, als zweifelhaft zu betrachten. Das Gegentheil findet bei diesen 3 Thieren und vielleicht bei allen dieser Gattung statt, denn, wenn diese Thiere lange Flecken in Form von Streifen oder Ruthen haben, so besitzen sie dieselben immer auf den obern Körpertheilen, auf dem Widerriste, Halse und dem Rücken und nie an den untern Theilen, und dies ist nicht blos bei denen in Afrika und Asien, sondern auch bei denen in Amerika der Fall.

Wir bemerken noch, daß das Thier, dessen Beschreibung man in dem 3. Theile der Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Thiere unter dem Namen Panther gegeben hat, ein von dem Panther, der Unze und dem Leopard verschiednes Thier ist. Endlich machen wir noch darauf aufmerksam, daß man bei Durchlesung der Alten den Panther nicht mit der *Panthera* verwechseln muß; von der letztern ist hier die Rede; der Panther des Scholiasten des Homer und andere Schriftsteller ist eine Art furchsamen Wolfes, den wir für den Schakal halten, wie wir in der Naturgeschichte dieses Thieres solches erläutern werden. Uebrigens ist das Wort *pardalis*

das alte griechische Wort für die Panthera und ward ohne Unterschied dem Männchen und Weibchen beigelegt; das Wort pardus ist weniger alt; Lucian und Plinius waren die ersten, die es anwandten. Der Name leopardus ist noch jünger, denn es scheint, daß Julius Capitolinus ihn zuerst, oder doch unter den ersten gebrauchte; selbst der Name Panthera ist ein Wort, was die alten Lateiner aus dem Griechischen hergeleitet haben, wenngleich die Griechen sich desselben nie bedienten.

Nachdem wir, so viel es in unseren Kräften lag, die Dunkelheiten, mit denen die Nomenclatoren ohne Aufhören die Natur umhüllen, zerstreut und, um jeder Zweideutigkeit zuvor zu kommen, die genauen Abbildungen von den 3 Thieren, von denen hier die Rede ist, gegeben haben, gehen wir zu den Eigenheiten, die jedes Thier insbesondere besitzt, über.

Der Panther (panthera), den wir lebend gesehen, hat eine wilde Miene, ein unruhiges Auge, einen grausamen Blick, rasche und schroffe Bewegungen und einen Schrei, ähnlich dem einer zürnenden Dogge, seine Stimme ist sogar stärker und heiserer als ein erboster Hund; er besitzt eine sehr rauhe und rothe Zunge, starke und spizige Zähne, scharfe und feste Klauen, ein schönes Fell, mehr oder weniger dunkel fahlgelb, mit schwarzen Flecken, zu Ringen abgerundet, oder in Rosenform vereint, besäet und ein kurzes Haar und einen Schweif, der auf der Oberfläche mit großen schwarzen Flecken und gegen das Ende hin mit schwarzen und weißen Ringen besetzt ist; er hat den Wuchs und die Bildung einer Dogge von starker Rasse, ist aber weniger hoch von Beinen.

Die Reiseberichte stehen mit den Zeugnissen der Alten in Betreff des großen und kleinen Panthers, d. h. unseres Panthers und unsrer Unze, im Einklange. Es scheint, daß heut zu Tage wie zur Zeit des Oppian in dem Theile von Afrika, der sich längs dem mittelländischen Meere erstreckt, und in den Theilen Asiens, welche den Alten bekannt waren, zwei Pantherarten vorhanden sind; die größte derselben wird von den meisten Reisenden Panther oder Leopard, und die kleinste Unze genannt. Sie stimmen alle überein; daß die Unze leicht gezähmt werden kann, zur Jagd abgerichtet und zu diesem Zwecke in Persien und in mehrern andern Provinzen Asiens verwandt wird; es gibt so kleine Unzen, daß ein Reiter

auf dem Sattel sie mit sich führen kann; sie sind so sanft, daß sie sich handhaben lassen, und der Hand schmeicheln. Der Panther scheint hingegen von stolzer und weniger beug-samer Natur zu seyn; man ~~bandigt ihn eher, als daß man~~ ihn zahm macht; er verliert nie völlig seinen wilden Charakter, und, wenn er Dienste auf der Jagd leisten soll, muß man ihn mit vieler Mühe abrichten und ihn noch mit größter Vorsicht führen und einüben. Man führt ihn auf einem Karren, in einen Käfig verschlossen, mit, und öffnet ihm die Thüre, sobald das Wild sich blicken läßt; er springt auf das Thier los, erreicht es gewöhnlich in 3 oder 4 Sähen, reißt es nieder und erwürgt es; wenn er aber seine Beute verfehlt, wird er wüthend und fällt oft seinen eigenen Herrn an, der, um dieser Gefahr vorzubeugen, gewöhnlich Stücke Fleisch oder lebende Thiere, als Lämmer, Ziegen, die er, um seine Wuth zu stillen, ihm vorwirft, mit sich führt.

Uebrigens scheint die Unzenart zahlreicher und verbreiteter, als die des Panther zu seyn; man findet sie in der Berberei, in Arabien und in allen südlichen Theilen Asiens, vielleicht mit Ausnahme Egyptens, sehr häufig; sie hat sich selbst bis nach China, wo man sie *Hienpao* nennt, verbreitet.

Man bedient sich in den heißen Ländern Asiens der Unze zur Jagd, weil die Hunde dort sehr selten sind; es gibt so zu sagen, nur solche da, welche dahin gebracht werden und auch diese verlieren in kurzer Zeit ihre Stimme und ihre Naturgaben. Ueberdies können Panther, Unze und Leopard die Hunde nicht leiden; sie scheinen sie aufzusuchen und sie vor andern Thieren anzugreifen. In Europa haben unsre Jagdhunde keine andren Feinde als den Wolf; in einem Lande aber, das mit Tigern, Löwen, Panther, Unzen und Leoparden, die alle weit stärker und grausamer als der Wolf sind, bevölkert ist, scheint es nicht möglich zu seyn, Hunde zu halten. Uebrigens hat die Unze keinen so feinen Geruch als der Hund; sie jagt die Thiere nicht auf die Spur und eben so wenig ist es ihr möglich, sie durch einen anhaltenden Lauf einzuholen; sie jagt nur aufs Gesicht und springt und wirft sich über das Wild her; sie springt so leicht, daß sie ohne Anstrengung über einen Graben oder eine Mauer von mehren Fuß setzt; oft klettert sie die Bäume heran, um die

Thiere, die unter den Baum hergehn, zu erwarten und stürzt sich von oben auf sie; diese Weise, die Beute zu erhaschen, haben Panther, Unze und Leopard mit einander gemein.

Der Leopard hat dieselben Sitten und dasselbe Naturell wie der Panther, und nirgends finde ich ein Beispiel, daß er wie die Unze gezähmt worden ist, noch daß die Neger am Senegal und in Guinea, wo er sehr häufig ist, sich seiner zur Jagd bedienen. Insgemein ist er größer als die Unze und kleiner als der Panther; er hat einen kürzern Schweif als die Unze, obgleich er 2 bis $2\frac{1}{2}$ Fuß lang ist.

Der Leopard am Senegal oder in Guinea, den wir vorzugsweise mit dem Namen Leopard belegt haben, ist wahrscheinlich dasselbe Thier, was man in Congo Engoi nennt, und vielleicht dasselbe, was auf Madagaskar Antamba heißt. Wir führen diese Namen an, weil es für die Erkennung der Thiere nützlich seyn möchte, eine Liste ihrer Benennungen in der Sprache der Länder, die sie bewohnen, zu besitzen.

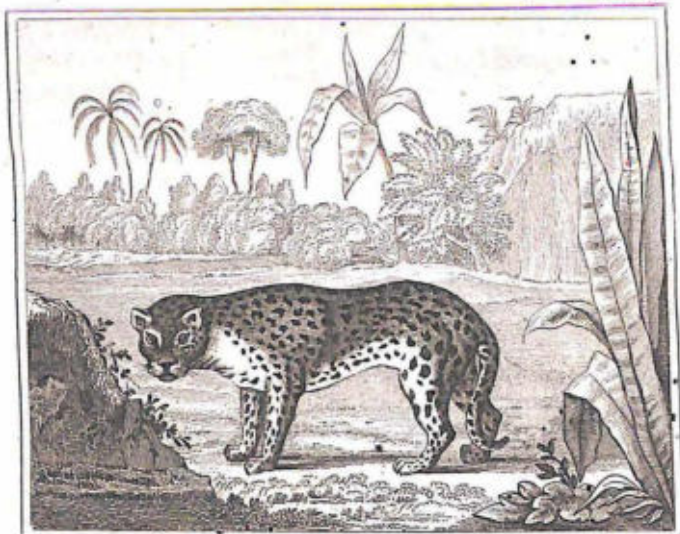
Die Leoparden-Art scheint mehrere Spielarten aufzuweisen, als der Panther und die Unze; wir haben eine große Anzahl Leopardenhäute gesehen, welche sowohl durch die Schattirungen des Haares am Grunde, so wie durch die Farben der Flecken, welche bei einigen Ringen oder Rosen stärker und schärfer hervortreten, als bei andern, sich von einander unterscheiden; doch waren die Ringe immer weit kleiner als beim Panther und bei der Unze. Auf allen Leopardenhäuten sind die Flecken fast von derselben Größe und Gestalt und unterscheiden sich nur von einander durch die Kraft der Färbung, indem die Flecken auf einigen Häuten weit grellfarbiger waren, als auf andern. Die Grundfarbe des Haares war nur durch ein mehr oder weniger dunkles Fahlgelb verschieden. Da aber alle diese Häute, sowohl in Hinsicht des Körpers, wie des Schweifes, beinahe von derselben Größe sind, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie alle von Thieren derselben Art herrühren.

Der Panther, die Unze und der Leopard bewohnen nur Afrika und die wärmsten Klimate Asiens und haben sich nie nach den nördlichen und nicht einmal nach den gemäßigten Ländern verbreitet. Aristoteles spricht von dem Panther wie von einem Thiere, das nur in Asien und Afrika lebt und sagt ausdrücklich, daß es in Europa nicht angetroffen werde. Mit-

DER JAGUAR.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Pfortentreter. Gattung: Katze. (Carac.)

Pl. 54



DER KUGUAR.

Ordnung: Raubthiere., id., id.

hin konnten diese Thiere, die fast gänzlich auf die brennenden Erdgürtel der alten Welt beschränkt sind, durch die nördlichen Länder nicht nach Amerika gelangen. Aus der Beschreibung, welche wir von den amerikanischen Thieren dieser Gattung mittheilen werden, wird man erkennen, daß sie verschiedner Art sind und man sie mit denen aus Asien und Afrika, wie die meisten Nomenclatoren gethan haben, nicht hätte verwechseln dürfen.

Diese Thiere hausen mit Vorliebe in dichten Waldungen, und besuchen oft die Gestade der Flüsse und die Umgegend einzel liegender Wohnungen, wo sie die Hausthiere und die wilden Thiere, welche zum Wasser kommen, überfallen. Sie greifen selten den Menschen; selbst wenn sie gereizt und herausgefordert werden, an; sie erklimmen mit Leichtigkeit Bäume, wo sie wilde Katzen und andre Thiere, die ihnen nicht entgehn können, verfolgen. Obgleich sie nur von Raub leben und immer sehr mager sind, berichten doch die Reisenden, daß ihr Fleisch nicht übel zu essen sey; die Indier und Neger finden es gut; aber wahr ist es auch, daß sie das Hundefleisch vorziehen, und sich damit bewirthen, wie mit einem köstlichen Gerichte. Ihre Häute sind alle kostbar und liefern schöne Pelzwerke; die schönste und die theuerste Haut ist die des Leoparden; eine einzige kostet 8 bis 10 Louisd'ors, sobald das Fahlgelb lebhaft und glänzend ist und die Flecken sehr schwarz und scharf begrenzt sind.

Der Jaguar.

(Felis Onca. Le Jaguar.)

Der Jaguar gleicht der Unze an Körper-Größe, in der Gestalt der meisten Flecken, mit denen sein Fell bedeckt ist und selbst im Naturell; er ist weniger grimmig und wild, als der Leopard und der Panther; der Grund seines Haares ist schön fahlgelb wie beim Leoparden und nicht grau wie bei der Unze; es ist kraus in seiner Jugend und glatt im höhern Alter. Wir haben zwar dies Thier nicht lebend gesehen; man hat uns aber ein vollständiges und wohlerhaltenes Exemplar in gut zubereitetem Weingeist übersandt und nach diesem haben wir die Zeichnung entworfen. Man hatte ihn ganz jung eingefangen und bis zu einem Alter von zwei Jahren im Hause auf-

erzogen, wo er zur Uebersendung nach Europa getödtet wurde *); er hatte demnach noch nicht die ganze Ausdehnung seiner natürlichen Größe erreicht; doch der bloße Anblick dieses Thiers von 2 Jahren lehrt augenfällig, daß es, auch wenn es völlig ausgewachsen ist, kaum die Höhe eines gewöhnlichen Doggen, oder von mittler Größe, erreicht; demungeachtet ist es das fürchterlichste, grausamste Thier, der eigentliche Tiger der neuen Welt, in welcher die Natur, wie es scheint, alle Vierfüßer nach kleineren Maßen gebildet hat. Der Jaguar lebt vom Raub wie der Tiger; um ihn aber in die Flucht zu schlagen, braucht man ihm nur einen Feuerbrand vorzuhalten; ist er gesättigt, verliert er allen Muth und alle Lebhaftigkeit; ein Hund kann ihn dann jagen. In allen seinen Bewegungen gibt er die Unempfindlichkeit des Klimas kund; er ist nur leicht, behende, aufgeweckt, wenn der Hunger ihm zuseht. Die Wilden, von Natur aus feig, fürchten mit ihm zusammen zu treffen und behaupten, daß der Jaguar für ihr Fleisch eine sonderliche Vorliebe besitze und daß, wenn er Europäer und Indianer beisammen schlafen findet, er die erstern verschont und über die Letztern sich hermacht. Dasselbe erzählt man vom Leoparden, der auch den weißen die schwarzen Menschen vorziehe, sie durch den Geruch unterscheiden und in der Nacht wie am Tage eine Auswahl unter denselben treffen soll.

Die Geschichtschreiber der neuen Welt haben fast alle von diesem Thiere, die einen unter dem Namen Tiger oder Leopard, die andern unter den eigenen Namen, die es in Bra-

*) Dies Thier ward uns von Hrn. Pages, königlicher Arzt auf dem Vorgebirge von St. Domingo, unter dem Namen Tiger = Kaze übersandt. In dem Schreiben, was die Uebersendung begleitete, bemerkte er, daß ein spanisches Schiff dasselbe vom Festlande, wo der Jaguar sehr häufig ist, dahin gebracht habe; er setzt hinzu, daß er 2 Jahre alt gewesen, als er ihn tödtete, und lebend nicht so dick sey, indem er in dem Zuckerbranntwein aufgeschwollen sey; er saufe, fresse und stoße dasselbe Geschrei wie eine nicht gezähmte Kaze aus; er miaue und fresse noch lieber Fisch als Fleisch. Pison und Marcgrave berichten ebenfalls, daß der Jaguar von Brasilien ungemein gern Fische fresse. Der Name Tigerkaze, den ihm Hrn. Pages beigelegt, hat uns nicht verhindert, den Jaguar in ihm zu erkennen, weil diese brasilianische Benennung bei den französischen Colonisten nicht im Gebrauche ist und sie ohne Unterschied die Pardel-Kaze und die Tiger Tiger-Kazen nennen.

filien, Mexiko &c. trägt, Erwähnung gethan. Pison und Maregrave waren die ersten, welche eine ins Einzelne gehende Beschreibung davon gaben; anstatt Januara, wie sein brasilianischer Name lautet, nannten sie ihn Jaguara und bezeichneten zugleich ein andres Thier von derselben Gattung und vielleicht von derselben Art mit der Benennung Jaguarete. Wir haben den Jaguarete in unserer Aufzählung von dem Jaguar getrennt, denn es ist immer einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide Thiere verschiedner Art seyn möchten; da wir aber nur das eine dieser Thiere gesehen haben, sind wir nicht im Stande, zu entscheiden, ob sie wirklich zwei verschiedne Arten ausmachen oder nur eine Spielart einer und derselben Art sind. Pison und Maregrave berichten, daß sie sich beide durch das Haar unterscheiden; bei dem Jaguarete ist es kürzer, glänzender und schwarz und noch mit dunkler schwarzen Flecken versehen; im Uebrigen gleicht er ihm in Körper-Gestalt, Naturell und Gewohnheiten so sehr, daß sie wohl von einer und derselben Art seyn möchten, und dies um so mehr, da selbst nach Pisons Zeugnisse bei den Jaguars die Farbe des Haares am Grunde und die der Flecken an verschiednen Individuen sich auch verschiedentlich gestalte. Er sagt, daß einige mit schwarzen, andre mit rothen oder gelben Flecken gezeichnet sind; in Bezug auf die Verschiedenheit der Hautfarbe, d. h. des Weißen, Grauen, Fahlgelben bis zum Schwarzen, findet sich dieselbe bei mehreren andern Thierarten vor; denn es gibt schwarze Wölfe, Füchse, Eichhörnchen &c. Daß diese Veränderung in der Farbe bei den wilden Thieren seltner ist, als bei den Hausthieren, rührt von dem Umstande her, daß die Zahl der Zufälle, welche jenen Farben-Wechsel erzeugen können, bei den wilden Thieren, deren Lebensweise gleichförmiger, deren Nahrung weniger veränderlich und deren Freiheit größer ist, als bei den zahmen, mannigfacher ist; die Natur der wilden Thiere muß demnach beständiger, d. h. weniger Abweichungen und Veränderungen, die, sobald sie blos das Haar berühren, nur als zufällig zu betrachten sind, unterworfen seyn.

Der Jaguar findet sich in Brasilien, Paraguai, Tucuman, Guiana, im Lande der Amazonen, Mexiko und in allen südlichen Theilen Amerikas; inzwischen ist er in Cayenne seltner als der Cuguar, den man dort rothen Tiger nennt; er ist auch weniger häufig in Brasilien, was sein Vaterland zu seyn

scheint, als er früher war; man hat einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, ihrer viele getödtet und er hat sich von den Küsten weg tief ins Innere des Landes gezogen. Der Jaguarete ist stets seltener gewesen oder hält sich noch mehr von den bewohnten Orten fern und die kleine Anzahl Reisender, die seiner erwähnen, scheinen nur die Berichte des Pison und Marcgrave vor Augen gehabt zu haben.

Der Jaguar aus Neu-Spanien.

Im verfloffenen Juni ward dem Hrn. Lebrun, General-Inspector der Domänen, aus Neu-Spanien ein weiblicher Jaguar übersandt; er mußte noch sehr jung seyn, denn er hätte noch nicht alle seine Zähne und ist seit seinem Aufenthalte zu Chaillot, wo Hr. von Seve ihn im Anfange des Oktobers abzeichnete, noch gewachsen. Wir schätzen ihn zu einem Alter von 9 bis 10 Monaten. Seine Länge von der Spitze der Schnauze bis zum After beträgt 1 Fuß 11 Zoll, bei einer Höhe des Vordertheils von 13 bis 14 Zoll. Der abgezeichnete Jaguar maß 2 Fuß 5 Zoll 4 Linien in der Länge bei einer Höhe von 1 Fuß 4 Zoll 9 Linien am Hintertheile; aber er war 2 Jahre alt. Uebrigens waltet zwischen diesen beiden Thieren, wenn auch aus verschiedenen Ländern, doch eine große Gleichförmigkeit ob; einiger Unterschied findet sich zwar in der Form der Flecken; doch scheint er nur eine individuelle Abweichung zu seyn. Die Iris ist braun, ins Grünliche spielend; der Rand um die Augen schwarz, mit einem weißen Streifen oben und unten. Die Farbe des Haares auf dem Kopfe ist fahlgelb mit Grau gemischt. Dieselbe Färbung bildet den Grund der Flecken, die mit einem schwarzen Flecken umzogen oder umstippt sind. Diese Flecken oder Ringe liegen auf einem schmutzig röthlich-weißen Grunde, der mehr oder weniger ins Graue spielet. Die Ohren sind schwarz und besitzen auf der äußern Fläche einen großen, sehr weißen Flecken, der Schweiß ist sehr lang und stark behaart.

Der Jaguar von Guiana.

Hr. Sonnini von Manoncourt hat einige treffliche Beobachtungen über die Jaguars in Guiana gemacht, die ich hier mittheilen muß.

„Der Jaguar, sagt er, hat in seiner Jugend kein gekräuseltes Haar, wie Hr. Buffon behauptet. Ich habe sehr junge Jaguars mit eben so glattem Haare, als die alten, gesehn. Diese Beobachtung ist mir von wohl unterrichteten Jägern bestätigt worden. Im Betreff des Wuchses der Jaguars wag ich zu behaupten, daß er weit über das von Hrn. v. Buffon angegebene Maß hinausgeht. Wenn er völlig ausgewachsen ist, sagt Hr. v. Buffon, hat er kaum die Höhe eines gewöhnlichen Doggen, oder von mittler Größe; ich habe zwei Jaguar-Felle gesehn, die, wie man mich versicherte, Thieren von 2 bis 3 Jahren angehörten; eins derselben hatte eine Länge von beinahe 5 Fuß von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes, der 2 Fuß lang war. Es gibt noch weit größere. Ich habe selbst in den Wäldungen von Guiana Spuren dieser Thiere erblickt, die, wie es auch Hl. de La Condamine gesagt hat, schließen lassen, daß die Tiger oder die Thiere, welche man in Amerika so nennt, in der Größe von denen Afrikas nicht unterschieden sind. Ich glaube sogar, daß, mit Ausnahme des ächten Tigers, des Königstigers, der amerikanische der größte von allen den Thieren ist, die man mit dem Namen Tiger bezeichnet hat; indem, nach Hrn. von Buffon, der Panther, das größte dieser Thiere, im völlig ausgewachsenen Zustande nur 5 bis 6 Fuß in der Länge mißt, während in Amerika Vierfüßer dieser Gattung leben, welche weit über dies Maß hinausreichen. Die Farbe der Haut des Jaguar wechselt mit dem Alter; die Jungen haben ein sehr dunkles Fahlgelb, fast röthlich und selbst mitunter braun; diese Farbe wird im Verhältnisse, als das Thier altert, heller.

„Der Jaguar ist nicht so unempfindlich und furchtsam, als einige Reisende und Hr. v. Buffon nach ihnen berichtet haben; weit entfernt davon, Furcht vor Hunden zu haben, wirft er sich über alle, auf welche er stößt, her, und richtet großen Schaden unter den Heerden an; die, welche in den Wäldern von Guiana haufen, sind selbst für die Menschen gefährlich. Auf einer Reise durch diese großen Wälder wurden wir zwei Nächte hindurch von einem Jaguar, trotz dem großen Feuer, was wir angezündet hatten und sorgfältig unterhielten, beunruhigt; er strich unaufhörlich um uns herum, ohne daß es uns möglich war, ihn zum Schusse zu bekommen; sobald er auf sich anlegte, entschlüpfte er so rasch, daß er für den Augenblick

verschwand; kam aber bald auf einer andern Seite wieder zum Vorschein und hielt uns beständig munter. Trotz unsrer Wachsamkeit gelang es uns nicht, auf ihn zu schießen. Zwei ganze Nächte hindurch trieb er sein Wesen auf diese Weise; die dritte Nacht kam er zwar wieder, aber, wahrscheinlich durch seine vergeblichen Anstrengungen, seinen Zweck zu erreichen, ermüdet, und durch das größte Feuer, was wir angezündet hatten und dem zu nahe zu kommen, er sich fürchtete, eingeschüchtert, verließ er uns mit einem fürchterlichen Gebrüll. Sein Geschrei, das wie Hu, Hu klingt, hat etwas Klagendes und ist tief und stark wie das Gebrüll eines Ocyen.

„In Betreff der größern Vorliebe, welche der Jaguar für das Fleisch der Eingebornen des Landes vor dem der Weißen und Neger haben soll, bin ich sehr geneigt, dies für ein Märchen zu halten. In Cayenne fand ich diese Meinung gang und gäbe; ich habe aber mit Wilden in Gegenden gereist, wo Tiger von außerordentlicher Größe häufig waren; doch nie habe ich bemerkt, daß sie eine große Furcht vor diesen Thieren hegten. Sie hingen wie wir ihre Hamacs an Bäumen auf, entfernten sich selbst etwas von uns und zebrauchten nicht einmal wie wir die Vorsicht, ein großes Feuer anzuzünden; sie begnügten sich damit, ein sehr kleines anzulegen, was meistens im Laufe der Nacht verlöschte; dennoch waren die Wilden aus dem Innern des Landes und kannten also die Gefahr, welcher sie sich aussetzten.“

Ich kann nicht umhin, hier zu bemerken, daß diese letzte Thatsache beweist, daß diese Thiere, wie ich angeführt habe, nicht sehr gefährlich, zum wenigsten es nicht für die Menschen sind.

„Das Fleisch der Jaguars ist nicht gut zu essen. Sie führen mit dem größten Erfolge Krieg gegen alle Thierarten der neuen Welt, die sie fliehen und fürchten. Der Jaguar hat keinen grimmigern Feind als den Ameisenfresser oder Tamanoar, wenngleich dieser keine Zähne hat, um sich zu vertheidigen. Wird er von einem Jaguar angegriffen, wirft er sich auf den Rücken, packt ihn mit den Klauen, die er ungeheuer lang besitzt, ersticht und zerreißt ihn.“

Der Cuguar.

(*Felis concolor*. Le Cougar.)

Der Cuguar hat einen eben so langen, aber nicht so fleischigen Körperbau als der Jaguar; er ist dünnseitiger, schwächer gebaut und steht höher auf den Beinen; er hat einen kleinen Kopf, langen Schweif, kurzes, fast gleichfarbiges Haar von lebhaft röthlicher Farbe, mit einigen schwärzlichen Zin-
 In besonders auf dem Rücken versehen; er ist weder mit langen Streifen wie der Tiger, noch mit runden und ausgefüllten Flecken, wie der Leopard, noch mit Ring- oder Rosenförmigen Flecken, wie die Unze und der Panther, gezeichnet. Kinn, Hals und alle untern Theile des Körpers sind an ihm weiß. Obwohl schwächer, ist er doch eben so wild und vielleicht grausamer als der Jaguar. Er scheint seine Beute mit größerer Wuth zu erfassen und verschlingt sie, ohne sie zu zerschnüffeln; sobald er sie gepackt hat, fällt er sie mit den Zähnen an, saugt ihr das Blut aus, frisst sie hierauf und verläßt sie nicht eher, als bis er völlig gesättigt ist.

Das Thier ist in Guiana ziemlich häufig; ehemals sah man die Cuguars in großer Zahl nach der Insel Cayenne schwimmen, um dort die Heerden anzugreifen und zu zerstören; im Anfange der Niederlassung waren sie eine Geißel für die Ansiedler; doch allmählig hat man sie gejagt, ausgerottet und fern von den Wohnungen verdrängt. Man findet den Cuguar in Brasilien, Paraguay, im Lande der Amazonen und es ist sehr wahrscheinlich, daß das Thier, was uns in einigen Reiseberichten mit dem Namen *Decorom* im Lande der Moxen in Peru bezeichnet wird, nichts weiter als der Cuguar ist, so wie das im Lande der Grokesen, das man für einen Tiger angesehen hat, wenigleich es weder gefleckt wie der Panther, noch gestreift wie der Tiger ist.

Der Leichtigkeit seines Körpers und der größern Höhe seiner Beine wegen, muß der Cuguar besser und behender die Bäume erklettern können als der Jaguar; wenn sie ihren Hunger gesättigt haben, sind sie beide gleich träge und feig; sie greifen fast nie den Menschen an, im Falle sie ihn nicht schlafend treffen. Will man die Nacht im Walde zubringen oder dort Halt machen, langt es hin, ein Feuer anzuzünden, um sie zurückzuschrecken. Sie suchen mit Vorliebe den Schatten gro-

ßer Waldungen, verbergen sich im Dickicht oder sogar auf einem starkbelaubten Baum und springen von dort aus auf die vorübergehenden Thiere. Obwohl sie nur von Raub leben und ihren Durst öfter mit Blut als mit Wasser stillen, behauptet man doch, daß ihr Fleisch sehr schmackhaft sey. Pison sagt ausdrücklich, daß es so gut sey als Kalbfleisch; andre vergleichen es mit Hammelfleisch; ich glaube schwerlich, daß es ein wohlgeschmeckendes Fleisch sey und lege in dieser Hinsicht größeres Gewicht auf das Zeugniß des Desmarchais, nach welchem das beste an diesen Thieren die Haut ist, aus der man Pferdegedecken verfertigt und nach ihrem Fleische, das gewöhnlich mager und keinen angenehmen Geruch hat, wenig fragt.

Der schwarze Cuguar.

Hr. de La Borde, königlicher Arzt auf Cayenne, schreibt mir, daß es auf jenem Festlande drei Arten von Raubthieren gebe; die erste ist der Jaguar, den man Tiger nennt; die zweite der Cuguar, der wegen seines gleichförmigen rothen Haares rother Tiger heißt. Der Jaguar ist von der Größe eines großen Doggen und wiegt ungefähr 200 Pfd.; der Cuguar ist kleiner, weniger gefährlich und in der Umgegend von Cayenne weniger zahlreich; beide Thiere gebrauchen etwa 6 Jahre zur Vollendung ihres Wachsthums.

Er fügt hinzu, daß es in demselben Lande eine dritte, ziemlich häufige Art gebe, die man schwarzen Tiger nenne; es ist dieselbe, welche wir hier unter dem Namen schwarzen Cuguar beschreiben.

„Sein Kopf, sagt Hr. de La Borde, kommt dem des Cuguar sehr nahe, er hat aber ein schwarzes langes Haar, einen sehr langen Schweif und bedeutend starke Schnauzhaare. Er wiegt kaum 40 Pfd. und wirft seine Zungen in den Löchern hohler Bäume.“

Dieser schwarze Cuguar möchte wohl dasselbe Thier seyn, was Pison und Marcgrave unter dem Namen Jaguarete oder schwarzhaariger Jaguar aufgeführt haben und dessen kein anderer Reisende unter dem Namen Jaguarete erwähnt. Nur in einer Note des Hrn. Sonnini von Manoncourt finde ich, daß der Jaguarete auf Cayenne schwarzer Tiger genannt werde und daß er kleiner und schwächer vom Körperwuchs als der Jaguar und demnach eine verschiedene Art sey. Dies

Thier ist sehr bössartig und raubgierig; doch in den benachbarten Gegenden von Cayenne ziemlich selten.

„Die Jaguars und Eguars, fährt Hr. de La Borde fort, sind in allen Gegenden, welche in der Nähe des Amazonenflusses liegen und sich bis an den St. Marthafluß ausdehnen, sehr gewöhnlich; ihre Haut ist so zart, daß Pfeile, welche die Indianer mit einem bloßen Blaserohr darauf abschießen, schon eindringen; übrigens sind diese Thiere nicht unausgesetzt mordthätig; eine einzige Beute genügt ihnen. Fast immer erblickt man sie einzeln und nur zur Zeit der Brunst der Weibchen 2 oder 3 zusammen.

„Wenn sie ausgehungert sind, greifen sie Kühe und Ochsen an, indem sie ihnen auf den Rücken springen; sie schlagen die Klauen ihrer linken Taze in den Hals, zerreißen, wenn der Ochs sich krümmt, denselben und tragen das Fleisch stückweise in den Wald, nachdem sie vorher Brust und Bauch aufgerissen haben; um ihm alles Blut abzutrinken, mit dem sie sich für das erste Mal begnügen. Hierauf bedecken sie den Rest ihrer Beute mit Zweigen und entfernen sich nie fern von demselben; Sobald aber das Fleisch in Fäulniß überzugehen anfängt, fressen sie nicht mehr davon. Manchmal liegen sie auf Bäumen auf die Lauer, um sich von dort aus auf die Thiere, welche drunter hergehen, zu werfen. Sie folgen auch den Heerden wilder Schweine und fassen die Nachzügler an; lassen sie sich aber von diesen Thieren umringen, ist für sie kein andrer Weg der Rettung als die Flucht.

„Uebrigens sind die Jaguars wie die Eguars nicht durchaus wild und greifen die Menschen nicht an, im Falle sie nicht verwundet werden; doch unerschrocken zeigen sie sich gegen Angriffe von Hunden und holen sie oft bei den Wohnungen weg; wenn sie von mehreren Hunden verfolgt und durch ihre Anzahl in die Flucht getrieben werden, klettern sie Bäume hinauf.

„Diese Thiere streichen oft auf dem Meeresstrande herum und fressen die Eier, welche die Schildkröten dort legen. Sie verzehren auch Caimans, Eidechsen und Fische und manchmal auch die Sprossen und zarten Blätter von der Andansonie. Sie sind gute Schwimmer und sehen, um Caimans zu fangen, über sehr breite Ströme; sie legen sich am Ufer auf den Bauch hin und schlagen das Wasser, um Geräusch zu machen und

den Caiman herbeizulocken, der auch nicht verfehlt, herbeizukommen und den Kopf aus dem Wasser zu stecken; auf ihn stürzt sich dann der Jaguar, tödtet ihn und schleppt ihn weiter fort, um ihn in Ruhe aufzufressen.

„Die Indianer behaupten, daß die Jaguars das Geschrei des Aguti nachahmen, um denselben anzulocken; sie setzen aber hinzu, daß sie durch einen Schrei, ähnlich dem jungen Hunde oder indem sie die Stimme eines hustenden Menschen nachahmen, ebenfalls den Caiman herbeiziehn, was schwerer zu glauben steht. —

„Diese Raubthiere verrichten eine große Menge Jagdhunde, die sie in der Verfolgung des Wildes üerrumpeln. Die Indianer hegen die Ansicht, daß man die Hunde vor ihrem Angriffe schützen kann, wenn man sie mit einem gewissen Kraute einreißt, deren Geruch die Raubthiere vertreibt.

„Während der Branzzeit stoßen sie ein fürchterliches Gebrülle aus, das man in sehr weiter Ferne hört. Sie werfen nur ein Junges und bereiten ihm stets ein Lager in dicken versauften Baumstämmen. Man ißt in Cayenne das Fleisch dieser Thiere, besonders der Jungen, das weiß wie Kaninchenfleisch ist.“

Der in Gefangenschaft gebrachte Cuguar ißt beinahe so sanftmüthig als die andern Hausthiere.

„Ich habe, sagt der Verfasser der Untersuchung über die Amerikaner, einen lebenden Cuguar bei Ducos, Besitzer auswärtiger Thiere, gesehen; er war so ruhig wie ein Hund und weit dicker als ein sehr großer Dogge, er steht hoch auf den Beinen, was ihm ein schwächtiges und flinkes Ansehen gibt; seine Hundezähne sind kegelförmig und sehr groß; er war weder entwaффnet, noch hatte man ihm einen Maulkorb angelegt und fährte ihn an der Leine. Es ließ sich mit der Hand streicheln und ich habe gesehen, daß kleine Jungen ihm auf den Rücken stiegen und sich rittlings auf denselben setzten. Der Name feiger Tiger war mithin wohl gewählt.“

Der Cuguar aus Pensilvanien.

Der Jaguar wie der Cuguar bewohnen die heißesten Gegenden von Südamerika; es gibt aber eine andere Cuguarart, die sich in den gemäßigten Gegenden von Nordamerika, hauptsächlich in den Bergen von Carolina, Georgia, Pensilvanien

DER KUGUAR.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Pfortentreter. Gattung: Katze. (Carniv.)

Pl. 55.



DER LUCHS.

Ordnung: Raubthiere.....id....id.

und den benachbarten Provinzen vorfindet. Die Zeichnung dieses Euguars ward mir aus England von dem verstorbenen Hrn. Collinson nebst der nachfolgenden Beschreibung übersandt. Wenn sie genau ist, weicht dieser Euguar in einem bedeutenden Grade von dem gewöhnlichen Euguar, mit dem man ihn vergleichen kann, ab; hier ist, was Hr. Collinson darüber schreibt.

„Der Euguar aus Pensilvanien unterscheidet sich in seinem Wuchse und in seinen Körperverhältnissen sehr von dem auf Cayenne. Er ist niedriger von Beinen, hat einen weit längern Körper und einen 3 bis 4 Zoll größern Schweif; übrigens gleicht er ihm vollkommen in der Farbe des Haares und in der Bildung des Kopfes und der Ohren. Der Euguar aus Pensilvanien, fügt Hr. Collinson hinzu, ist ein durch seinen schwächtigen und langgestreckten Körper, durch seine kurzen Beine und seinen langen Schweif bemerkenswerthes Thier. Hier folgen seine Maße.

	Fuß.	Zoll.
Körperlänge von der Schnauze bis zum After	5	4
Länge des Schweifes	2	6
Länge der Vorderbeine	1	—
Länge der Hinterbeine	1	3
Höhe des Vordertheils	1	9
Höhe des Hintertheils	1	10
Umfang des Körpers an seiner dicksten Stelle	2	3

Hr. Edwards, dessen Geschicklichkeit in der Zeichenkunst und Kenntnisse in der Naturgeschichte die Anerkennung aller Freunde der Wissenschaften verdienen, hat mir einige Kupferstiche überschickt, die er noch nicht bekannt gemacht hat und die Bezug auf unsere Zeichnung, die mir von dem verstorbenen Hrn. Collinson übersandt wurde, haben.

Der Luchs oder der Wolfshirsch.

(Felis lynx aut lupus cervarius. Le Lynx ou Loup-cervier.)

Die Herren der Akademie der Wissenschaften haben uns eine sehr gute Beschreibung des Luchses oder des Wolfshirses geliefert und als aufgeklärte Kritiker die Thatsachen und Namen, welche in den Schriften der Alten sich auf dieses Thier beziehen, erörtert; sie beweisen, daß der Luchs des Elian dasselbe Thier ist, was sie unter dem Namen Wolfshirsch,

beschrieben und zergliedert haben und tabeln mit Recht die, welche dasselbe Thier für den Thos des Aristoteles hielten. Diese Abhandlung enthält Beobachtungen und Betrachtungen, die anziehend und gegründet sind; im Allgemeinen ist die Beschreibung dieses Thieres eine der besten im ganzen Werke und man kann sie sogar nicht einmal tabeln, daß sie, nachdem sie bewiesen, daß dieses Thier der Luchs des Elian und nicht der Thos des Aristoteles sey, ihm nicht seinen wahren Namen Luchs erhalten und ihm im Französischen den Namen, welchen Gaza im Lateinischen dem Thos des Aristoteles gibt, beigelegt haben. Gaza ist in der That der erste, welcher in seiner Uebersetzung der Naturgeschichte des Aristoteles die Benennung Thos mit *lupus cervarius* übersetzt hat; sie hätten bloß darauf aufmerksam machen sollen, daß sie unter dem Namen Wolfhirsch nicht den *lupus cervarius* des Gaza oder den Thos des Aristoteles, sondern den *lupus cervarius* oder Chaus des Plinius verstehen. Es hat uns ebenfalls geschienen, daß sie, nachdem sie nach Oppian 2 Arten oder 2 Rassen Luchse, eine größere, welche Damhirsche und Hirsche jagt und angreift, und eine kleinere, die nur Hasen verfolgt, wohl unterschieden haben, wirklich verschiedne Arten zusammengestellt haben, als: den fleckigen Luchs, der sich gewöhnlich in den nördlichen Ländern aufhält, und den Luchs aus der Levante und der Berberei, dessen Haar ohne Flecken und von einförmiger Farbe ist. Wir haben diese beiden Thiere lebend gesehen; sie gleichen sich in vielen Stücken und haben beide einen langen Haarpinsel auf der Spitze des Ohres; dies eigenenthümliche Merkmal, durch welches Elian zuerst den Luchs bezeichnet hat, kommt in der That nur diesen beiden Thieren zu und dies hat wahrscheinlich die Herren der Akademie bewogen, sie für ein und dasselbe Thier anzusehn; aber, außer der Verschiedenheit der Farbe und der Hautflecken, wird man erkennen, daß diese Thiere sehr wahrscheinlich von verschiedner Art sind.

Hr. Klein sagt, daß die schönsten Luchse sich in Afrika und Asien und besonders in Persien vorfinden; daß er einen zu Dresden, der aus Afrika herübergebracht worden war, gesehen, der schön gefleckt war und hoch auf den Beinen stand; weniger schön hingegen die europäischen und namentlich die aus Preußen und andern nördlichen Ländern seyen; nur wenig oder gar kein

Weiß besitzen; sondern vielmehr röthlich und mit zusammenfließenden Flecken (*maculis confluentibus etc.*) gezeichnet seyen. Ohne das, was Hr. Klein berichtet, durchaus in Abrede zu stellen, gesteh ich, nirgend anderswo, als bei ihm gefunden zu haben, daß der Luchs die heißen Länder Afrikas und Asiens bewohne. Kolbe ist der einzige, welcher sagt, daß er auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung häufig sey und vollkommen dem Luchse aus Brandenburg gleiche; ich habe aber in den Denkwürdigkeiten dieses Schriftstellers so viele Irrthümer entdeckt, daß ich seinem Zeugnisse, wenn es nicht mit denen anderer übereinstimmt, fast keinen Glauben beimeße. Nun berichten aber alle Reisende, daß sie Luchse oder Wolschirsche mit gefleckter Haut im Norden von Deutschland, in Litthauen, Rußland, Sibirien, Canada und in den andern nördlichen Ländern des einen und des andern Festlandes gesehn haben; doch keiner, zum wenigsten keiner von allen, die ich gelesen, berichtet, daß er in den heißen Himmelsstrichen Afrikas und Asiens auf das Thier gestoßen sey. Die Luchse in der Lavante, Bèrberei, Arakien und den andern heißen Gegenden sind, wie wir schon oben angeführt haben, von einförmiger Farbe ohne Flecken; sie sind mithin nicht die, von denen Hr. Klein spricht, welche nach ihm schön gefleckt sind, noch die, von denen Kolbe berichtet, welche vollkommen den Luchsen aus Brandenburg gleichen. Es würde schwer halten, diese Zeugnisse mit dem, was wir vom Luchse wissen, in Einklang zu bringen. Der Luchs ist gewiß ein Thier, was häufiger in den kalten, als gemäßigten Ländern vorkommt und zum mindesten sehr selten in den heißen ist. Den Griechen *) und Lateinern waren sie allerdings bekannt; dies läßt aber deshalb noch nicht vermuthen, daß er aus Afrika oder den südlichen Ländern Asiens zu ihnen kam. Plinius sagt im Gegentheile, daß die ersten, die man zur Zeit des Pompejus im Rom sah, aus Gallien herübergebracht worden seyen. Heutzutage werden in Frankreich keine mehr angetroffen, wenn sich nicht vielleicht einige in den Pyrenäen und Alpen aufhalten; übrigens begriffen die Römer unter dem Namen Gallien viele nörd-

*) Die Griechen, die in ihren Dichtungen nicht unterließen, die Wahrscheinlichkeit zu bewahren und besonders die Verhältnisse der Zeit und der Orter zu beobachten, erzählen, daß ein scythischer König in einen Luchs verwandelt worden sey, und scheinen hiermit andeuten zu wollen, daß der Luchs ein scythisches Thier ist.

liche Länder und Jedermann weiß, daß Frankreich jezt weit weniger kalt ist, als es Gallien war. Die schönsten Luchshäute kommen aus Sibirien unter dem Namen Wolschirsch und aus Canada unter der Benennung Hirschkahe, weil, da diese Thiere, wie alle andre in der neuen Welt, kleiner sind als in der alten, man sie in Europa ihrer Größe wegen mit dem Wolfe und in Nordamerika mit der wilden Kahe verglichen hat.

Was den Hr. Klein getäuscht zu haben scheint und noch viele andre nicht so kenntnißreiche Männer täuschen möchte, ist 1) daß die Alten berichtet haben, Indien habe dem Gotte Bacchus Luchse geliefert; 2) daß Plinius die Luchse nach Ethiopien versetzt und erzählt, daß man das Leder und die Klauen derselben auf Carpathos, jezt Scarpanto oder Zervanto, einer Insel im mittelländischen Meere, zwischen Rhodus und Candia, bereite; 3) daß Gesner einen besondern Artikel über den Luchs aus Asien oder Afrika gegeben, und in demselben den Auszug eines Schreibens des Baron von Balicze mitgetheilt hat. „Sie haben, schreibt dieser dem Gesner, keine Erwähnung in Ihrem Werke über die Thiere, von dem indischen oder afrikanischen Luchse, gethan. Da Plinius von demselben gesprochen, so hat mich das Ansehn dieses großen Mannes vermocht, Ihnen eine Zeichnung dieses Thieres zu übersenden, damit Sie seiner erwähnen. Der Luchs ward in Constantinopel abgezeichnet, und unterscheidet sich stark von dem Hirschwolfe in Deutschland; er ist weit größer, hat ein viel rauheres und kürzres Haar u.“ Gesner machte keine Bemerkung zu dem Briefe, und begnügte sich blos, seinen Inhalt mitzutheilen und hinzuzusehen, daß die Zeichnung ihm nicht zugekommen sey.

Damit man nicht mehr in denselben Irrthum verfallt, bemerken wir: 1) daß die Dichter und Maler den Wagen des Bacchus mit Tigern, Pantheren und Luchsen willkührlich bespannt haben, oder vielmehr, weil alle diese wilden Thiere mit geflecktem Felle dem Gotte gleichmäßig geweiht waren; 2) daß hier die ganze Zweideutigkeit durch das Wort Lynx (Luchs) veranlaßt werde, indem es augenfällig ist, daß, wenn man Plinius mit sich selbst vergleicht, das Thier, was er Lynx nennt, und nach Ethiopien versetzt, auf keine Weise dasselbe ist, was er Chaus oder *Lupus cervarius* nennt, und das aus den

nördlichen Ländern kam. Durch die üble Anwendung dieser Benennung ward ebenfalls der Baron von Valicze getäuscht, obgleich er den indischen Lynx für ein von dem deutschen Luchse, d. h. von unserm Luchse oder Wolfshirsche, sehr verschiednes Thier ausgibt; dieser indische oder afrikanische Luchs, von dem er aus sagt, daß er weit größer und schöner gefleckt, als unser Luchs sey, möchte wohl zu dem Geschlechte der Panther gehören. Wie es sich aber auch mit dieser letzten Vermuthung verhalten mag, scheint es doch sicher zu seyn, daß der Luchs oder der Wolfshirsch sich nicht in den südlichen Gegenden, sondern einzig in den nördlichen Ländern des alten und neuen Festlandes aufhalte. Olauß sagt, daß sie in den Waldungen von Nordeuropa häufig sind. Olearius versichert dasselbe in Hinsicht Rußlands; Rosinius Lentilius berichtet, daß die Luchse in Kurland und Litthauen gewöhnlich und die in Kassuben, eine Provinz in Pommern, kleiner und weniger gefleckt sind als in Litthauen und Polen. Paul Jovius setzt endlich diesen Zeugnissen noch bei, daß die schönsten Luchs-Felle aus Sibirien kommen, und man mit ihnen zu Ustiviga, einer 600 Meilen von Moskau entfernten Stadt, einen großen Handel treibe. Dies Thier, was, wie man sieht, lieber die nördlichen als die gemäßigten Länder bewohnt, gehört zu der Zahl derjenigen, welche durch die Länder des Nordens aus einem Festlande in das andre wandern konnten; auch hat man es in Nordamerika angetroffen. Die Reisenden haben es auf eine Weise bezeichnet, daß man sich nicht irren kann; überdies weiß man, daß die Häute dieser Thiere einen Handelsgegenstand Amerikas mit Europa ausmachen. Die Luchse aus Canada sind, wie schon berichtet, nur kleiner und weißer als die in Europa, und dieses Unterschieds der Größe wegen hat man ihnen den Namen Hirsch-Kaze gegeben, wodurch die Nomenclatoren *) verleitet wurden, sie als Thiere verschiedner

*) Hr. Linné, der in Upsala wohnt und dies Thier kennen muß, weil es sich in Schweden und den Nachbarländern aufhält, unterschied Anfangs den Wolfshirsch von der Hirschkaze. Er nannte den ersten *felis cauda truncata, corpore rufescento maculato* (Syst. nat. edit. IV. pag. 64.) (Kaze mit abgestumpftem Schweife und mit einem röthlichen, gefleckten Felle; die zweite nannte er *felis cauda truncata corpore albo maculato* (Syst. nat. id. ibid.), (Kaze mit abgestumpftem Schweife und mit einem weißen, gefleckt-

Art zu betrachten. Ohne bestimmt über diese Frage aburtheilen zu wollen, hat es uns geschienen, daß die Hirschfähe aus Canada und der Wollhirsch aus Rußland nur einer und derselben Thierart angehören: 1) weil der Unterschied der Größe nicht sehr bedeutend ist und fast nicht mehr beträgt, als es nach dem allgemeinen Verhältnisse der Größe, worin die Thiere der beiden Festländer, welche sie gemeinschaftlich haben, als die Wölfe, Füchse &c. mit einander stehn, betragen soll; denn da sie in Amerika alle kleiner sind als in Europa, so muß auch dasselbe bei dem Luchse stattfinden; 2) weil im Norden von Europa selbst diese Thiere in der Größe veränderlich sind und die Schriftsteller ihrer zwei Arten, einer kleinern und einer größern, erwähnen; 3) weil eydlich diese Thiere dieselben Klimaten vorzugsweise bewohnen und dasselbe Naturell und dieselbe Gestalt besitzen und sich nur durch die Körper-Größe und durch einige Farben-Schattirungen unterscheiden; diese Charaktere mir aber nicht hinreichend erscheinen, um sie zu trennen und sie für zwei verschiedene Arten auszugeben.

Der Luchs, von dem die Alten erzählen, er habe ein so scharfes Gesicht, daß er durch dunkle Körper blicken könne und sein Harn besitze die wunderbare Eigenschaft, zu einem festen Körper, zu einem kostbaren Steine zu werden, den sie lapis lyneurius (Luchsstein) nannten, ist ein fabelhaftes Thier, so wie alle Fähigkeiten, die man ihm zuschrieb, Märchen sind. Dieser Luchs, das Geschöpf der Einbildungskraft, hat mit dem wirklichen Luchse nichts gemein als der Name; man darf daher nicht, wie es die Mehrzahl der Naturforscher gethan hat, dem wirklichen Luchse die Eigenschaften eines erdichteten Thieres beilegen, an dessen Daseyn zu glauben sich selbst Plinius nicht das Ansehn gibt, denn er spricht von demselben nur wie von

ten Felle); er nennt sogar auf Schwedisch den ersten warglo und die zweite kattlo. (Fauna Suec. p. 2.); in seiner letzten Ausgabe unterscheidet er aber diese Thiere nicht mehr und erwähnt ihrer als zu einer Art gehörig auf folgende Weise: felis cauda abbreviata apice atra, auriculis apice barbatis (Käze mit verkürztem, an der Spitze schwarzem Schweife, mit Ohren, die an der Spitze einen Bart haben) und gibt eine gute und kurze Beschreibung von ihnen. Es scheint demnach, daß er, der Anfangs Meinung geworden ist, und mit uns glaubt, daß sie nur dasselbe Thier sind,

einem außergewöhnlichen Thiere und stellt es an die Spitze der Sphinx, (Fabelthiere mit Menschenkopfe und Löwenkörper), Pegasus (geflügelte Pferde), Einhörner und der andern Wunderthiere oder Ungeheuer, welche Ethiopien erzeugt.

Unser Luchs steht nicht durch Mauern, aber wahr ist es, daß er glänzende Augen, einen sanften Blick und eine angenehme Miene hat. Sein Harn setzt keine kostbaren Steine ab; aber er bedeckt ihn mit Erde, wie die Katzen thun, denen er in hohem Grade gleicht und deren Sitten und Reinlichkeit er sogar besitzt. Vom Wolfe hat er nichts als ein Geheul, das, aus der Ferne vernommen, die Jäger hat täuschen und glauben lassen müssen, daß sie einen Wolf hörten. Dies allein langte vielleicht hin, um ihm den Namen Wolf beizulegen und, um ihn von dem wahren Wolfe zu unterscheiden, mögen die Jäger den Zunamen Hirsch beigefügt haben, weil er wirklich auf Hirsche Jagd macht oder vielmehr, weil sein Fell beinahe so gefleckt ist, wie das junger Hirsche, wenn sie ihren Pelz erhalten haben. Der Luchs ist kleiner als der Wolf und tiefer von Beinen; seine Größe ist gewöhnlich die eines Fuchses. Er unterscheidet sich vom Panther und der Unze durch folgende Merkmale: sein Haar ist länger, seine Flecken sind weißer, lebhaft und schlecht abgegrenzt, seine Ohren weit größer und an der Spitze mit einem Büschel schwarzer Haare besetzt, sein Schweif ist kürzer und schwarz am Ende, der Kreis um die Augen ist weiß und der Ausdruck seines Gesichts freundlicher und weniger wild. Der Pelz des Männchens ist besser gezeichnet als der des Weibchen; er läuft nicht in gehaltne Gangen, wie der Wolf, sondern geht und springt wie die Katzen. Er ernährt sich von der Jagd und verfolgt sein Wild bis in die Wipfel der Bäume; die wilden Katzen, Marder, Hermeline, Eichhörnchen können ihm nicht entweichen; er fängt auch Vögel, lauert Hirschen, Rehen, Hasen auf und springt auf sie; er packt sie bei der Kehle und wenn er sich seines Opfers bemächtigt hat, saugt er ihm das Blut aus und beißt ihm den Kopf auf, um das Gehirn herauszufressen; hierauf läßt er es häufig liegen, um eine andre Beute zu suchen; selten kehrt er zu der ersten zurück, welcher Umstand die Sage veranlaßt hat, daß der Luchs von allen Thieren das kleinste Gedächtniß besitze. Sein Haar wechselt die Farbe nach dem Himmelsstriche und

der Jahreszeit; sein Winterpelz ist schöner, besser und stärker behaart als sein Sommerfell. Sein Fleisch ist, wie bei allen Raubthieren, nicht gut zu essen.

Der canadische Luchs.

Wir geben hier die Beschreibung eines Luchses aus Canada, der sich im Kabinette des Königs befindet und sehr wohl zubereitet ist; er mißt von der Spitze der Nase bis zum Ende des Körpers 2 Fuß 3 Zoll in der Länge, dagegen ist er nur 12 bis 13 Zoll hoch; der Körper ist mit langen graulichen Haaren, mit weißen untermischt, mit Fahlgelb gefleckt und gestreift, bedeckt; die Flecken sind mehr oder weniger schwarz, der Kopf ist graulich, mit weißen und hellgelben Haaren untermengt und an einigen Stellen gleichsam schwarz gestreift; die Spitze der Nase wie der Rand des Unterkiefers sind schwarz; die Barthaare weiß und ungefähr 3 Zoll lang. Die Ohren haben eine Höhe von 2 Zoll 3 Linien und sind im Innern mit großen, weißen Haaren und auf den innern Rändern mit etwas fahlgelben versehen; der obre Theil der Ohren ist mäusefarbig und die äußern Ränder sind schwarz; auf der Spitze der Ohren stehen große, schwarze Haare, die sich vereinen und einen sehr dünnen Pinsel von 7 Linien Höhe bilden. Der Schweif, der dick, kurz und stark behaart ist, hält nur 3 Zoll 9 Linien in der Länge; von der Spitze bis zur Mitte ist er schwarz und dann röthlich weiß. Der untre Theil des Leibes, die hintern Beine, das Innere der vordern Beine und die Pfoten sind schmutzig-weiß; die Klauen sind weiß und 6 Linien lang. In Hinsicht der Flecken und der Beschaffenheit des Haares hat dieser Luchs große Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden; er unterscheidet sich aber von demselben durch die Länge des Schweifes und durch die Ohrbüschel; man kann mithin dies Thier aus Canada als eine ziemlich abweichende Spielart vor dem Luchse oder dem Wolfshirsche des alten Festlandes betrachten; man könnte selbst sagen, daß er sich in etwa dem Caracal durch die Haarbüschel auf den Ohren näherte; inzwischen weicht er noch mehr als der Luchs durch die Länge des Schweifes und durch die Farben des Haares ab; überdies halten sich die Caracals (Löwentrabant, Spürhund des Löwen), nur in den heißen Klimaten auf, während die Luchse die kalten Länder vorziehen. Der Haarbüschel am

DER LUCHS AUS CANADA.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe: Pfootentreter. Gattung: Katze. (Cuvier.)

Pl. 36



DER LUCHS VOM MISSISSIPI.

Ordnung: Raubthiere id ... id.

der Jahreszeit; sein Winterpelz ist schöner, besser und stärker behaart als sein Sommerfell. Sein Fleisch ist, wie bei allen Raubthieren, nicht gut zu essen.

Der canadische Luchs.

Wir geben hier die Beschreibung eines Luchses aus Canada, der sich im Kabinette des Königs befindet und sehr wohl zubereitet ist; er mißt von der Spitze der Nase bis zum Ende des Körpers 2 Fuß 3 Zoll in der Länge, dagegen ist er nur 12 bis 13 Zoll hoch; der Körper ist mit langen graulichen Haaren, mit weißen untermischt, mit fahlgelb gefleckt und gestreift, bedeckt; die Flecken sind mehr oder weniger schwarz, der Kopf ist graulich, mit weißen und hellgelben Haaren untermengt und an einigen Stellen gleichsam schwarz gestreift; die Spitze der Nase wie der Rand des Unterkiefers sind schwarz; die Barthaare weiß und ungefähr 3 Zoll lang. Die Ohren haben eine Höhe von 2 Zoll 3 Linien und sind im Innern mit großen, weißen Haaren und auf den innern Rändern mit etwas fahlgelben versehen; der obre Theil der Ohren ist mäusefarbig und die äußern Ränder sind schwarz; auf der Spitze der Ohren stehn große, schwarze Haare, die sich vereinigen und einen sehr dünnen Pinsel von 7 Linien Höhe bilden. Der Schweif, der dick, kurz und stark behaart ist, hält nur 3 Zoll 9 Linien in der Länge; von der Spitze bis zur Mitte ist er schwarz und dann röthlich weiß. Der untre Theil des Leibes, die hintern Beine, das Innere der vordern Beine und die Pfoten sind schmutzig-weiß; die Klauen sind weiß und 6 Linien lang. In Hinsicht der Flecken und der Beschaffenheit des Haares hat dieser Luchs große Aehnlichkeit mit dem vorhergehenden; er unterscheidet sich aber von demselben durch die Länge des Schweißes und durch die Ohrbüschel; man kann mithin dies Thier aus Canada als eine ziemlich abweichende Spielart von dem Luchse oder dem Wolfshirsche des alten Festlandes betrachten; man könnte selbst sagen, daß er sich in etwa dem Caracal durch die Haarbüschel auf den Ohren nähert; inzwischen weicht er noch mehr als der Luchs durch die Länge des Schweißes und durch die Farben des Haares ab; überdies halten sich die Caracals (Löwentrabant, Spürhund des Löwen), nur in den heißen Klimaten auf, während die Luchse die kalten Länder vorziehen. Der Haarbüschel am

DER LUCHS AUS CANADA.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe.
Pfortentreter. Gattung: Katze. (Carniv.)

Pl. 36



DER LUCHS VOM MISSISSIPPI.

Ordnung: Raubthiere id ... id.

Ende der Ohren, der, weil er so stark in die Augen fällt, ein unterscheidendes Merkmal zu seyn scheint, ist dennoch nur zufällig und findet sich nicht blos bei den Thieren dieser Art, sondern selbst bei zahmen und wilden Katzen. Wir haben hiervon ein Beispiel in dem Zusatz-Artikel bei der Katze angeführt. Wir beharren daher bei unsrer Behauptung, daß der Luchs aus Amerika nur als eine Spielart von dem Luchse aus Europa zu betrachten ist.

Der Luchs aus Norwegen, von Pontoppidan beschrieben, ist weiß oder hellgrau mit dunklen Flecken versehen; seine Klauen wie die der andern Luchse sind wie bei den Katzen gebildet; er krümmt seinen Rücken und springt wie sie mit vieler Raschheit auf seine Beute. Wird er von einem Hunde angegriffen, wirft er sich auf den Rücken und vertheidigt sich so tapfer mit seinen Klauen, daß er seinen Feind bald zum Weichen bringt. Dieser Schriftsteller setzt hinzu, daß es 4 Arten Luchse in Norwegen gebe; einige nähern sich der Gestalt des Wolfes, andre der des Fuchses, wieder andre der Katze und endlich gibt es welche, die den Kopf gleich einem Füllen gebildet haben. Diese letzte Thatsache, die ich für ungegründet halte, läßt mich an der Wahrheit der andern zweifeln. Der Verfasser fügt übrigens wahrscheinliche Umstände bei:

„Der Luchs, sagt er, durchstreicht nicht die Fluren, sondern verbirgt sich in Wäldern und Höhlen und bereitet sich einen tiefen und gewundenen Bau, aus dem man ihn nur durch Feuer oder Rauch treiben kann; sein Gesicht ist ungemein scharf und er erblickt seine Beute aus großer Ferne. Von einem Schafe oder einer Ziege frisst er oft nur das Gehirn, die Leber und die Eingeweide; er gräbt sich ein Loch unter die Thüren der Schäfereien durch, um hineinzufrieden.“

Diese Thierart ist nicht allein in Europa, sondern auch in allen Gegenden Nordasiens verbreitet. In der Tartarei nennt man den Luchs *Chulon* oder *Chelason*; seine Haut wird sehr geschätzt und wird, obgleich sie ziemlich häufig auf den Markt kommt, in Norwegen, Rußland bis China gleich theuer verkauft; man macht einen großen Gebrauch bei Anfertigung von Muffen und andern Pelzwerken davon.

Eine Thatsache, welche ebenfalls beweist, daß die Haarbüschel auf den Spitzen der Ohren kein fester Charakter ist,

nach welchem man die Arten bei diesen Thieren trennen soll, besteht darin, daß es in dem Theile des Königreichs Algier, den man Constantine nennt, eine Art von Caracal gibt, ohne Büschel auf der Ohrspitze und der mit Ausnahme, daß er einen längern Schwanz hat, hierin dem Luchse gleicht; sein Haar ist röthlich und längliche Streife, die vom Halse bis an den Schweif schwarz sind, laufen über seinen Körper hin, während getrennte Flecken, die in derselben Richtung liegen, an den Seiten sich befinden; ein schwarzer Halbgürtel umgibt den obern Theil der Vorderbeine und ein Streif von rauhen Haaren zieht sich über die 4 Beine und dehnt sich von der Spitze des Fußes bis auf den Mittelfußknochen aus; das Haar steht in die Höhe, wogegen dasselbe auf den übrigen Theilen des Körpers nach unten gerichtet ist.

Der Luchs von Mississippi.

Wir geben hier die Abbildung des Luchses von Mississippi, dessen Ohren noch weniger mit Büscheln versehen sind, als die des Luchses aus Canada, dessen Abbildung wir in dieser Bande mitgetheilt haben und der durch seinen weniger dicken und weniger behaarten Schweif und durch die hellere Farbe seines Haars sich noch mehr dem europäischen Luchse zu nähern scheint; nichts desto weniger bin ich überzeugt, daß diese 3 Thiere, von denen das eine in Europa und die beiden andern in Nordamerika leben, nur eine und dieselbe Art ausmachen. Der gegenwärtige ward dem verstorbenen Abbe Aubry, Pfarrer von St. Louis, unter dem Namen Tigercatze von Mississippi, überschielt; man braucht ihn aber nur mit den Luchsen, deren Zeichnung wir gegeben haben, zu vergleichen, um mit Bestimmtheit einzusehen, daß er nur eine Spielart in der Luchsart ist, wenngleich er keine Haarbüschel hat und sein Schweif sehr klein ist.

Er mißt von der Schnauze bis zur Schwanzrübe 2 Fuß 5 Zoll in der Länge, sein Schwanz ist sehr kurz und nur 3 Zoll 3 Linien lang, während er beim europäischen Luchse 6 Zoll 6 Linien beträgt; der des canadischen Luchses ist weit dicker und stärker behaart, aber beinahe eben so kurz, als der beim Luchse von Mississippi, dessen Pelz überdies einfarbiger und weniger gefleckt, als beim europäischen und canadischen

DER CARACAL.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser. Gruppe:
Protentreter. Gattung: Katze. (Gazier.)

Pl. 57.



DER SERVAL.

Ordnung: Raubthiere.....id...id.

Luchse ist; doch diese geringfügigen Unterschiede können kein Hinderniß abgeben, diese 3 Thiere als einfache Varietäten derselben Art zu betrachten.

Der Caracal oder der Löwentrabant,

oder:

Die Luchsfaze.

(Felis Caracal. Le Caracal.)

Obwohl der Caracal in Hinsicht der Größe, der Körpergestalt und des Gesichtsausdrucks dem Luchse gleicht und wie er das sonderbare, man möchte sagen, einzige Kennzeichen eines langen Pinsels schwarzer Haare auf der Spitze der Ohren besitzt, haben wir doch aus den Abweichungen, welche zwischen diesen beiden Thieren herrschen, gemuthmaßt, daß sie verschiedener Art seyen. Der Caracal ist nicht, wie der Luchs, gefleckt, hat ein strafferes kürzeres Haar, einen weit längern einfarbigen Schweif; eine längere Schnauze, eine weit weniger sanfte Miene und ein wilderes Naturell. Der Luchs bewohnt nur die kalten oder gemäßigten Länder, der Caracal haust nur in den heißesten Klimaten. Sowohl durch diese Verschiedenheit des Naturells und des Klimas, als durch die Anschauung und Vergleichung der Thiere selbst, die wir lebend besaßen und die wir, wie alle, von denen bis jetzt die Rede war, nach der Natur beschrieben und abzeichneten, sind wir bewogen worden, den Luchs und den Caracal für zwei verschiedne Thierarten auszugeben.

Dies Thier ist in der Berberei, Arabien und in allen Ländern, wo der Löwe, der Panther und die Unze leben, häufig, wie sie lebt es von Raub; da es aber kleiner und schwächer ist, hat es mehr Mühe, sich seine Nahrung zu verschaffen; erhält, so zu sagen, nur das, was die andern ihm übrig lassen und ist oft genöthigt, sich mit den Resten ihrer Mahlzeiten zu begnügen. Der Caracal hält sich vom Panther fern, denn dieser läßt selbst seiner Grausamkeit freien Lauf, wenn er sich auch völlig gesättigt hat; dagegen folgt er dem Löwen, der Niemanden Böses zufügt, sobald er satt ist; der Caracal macht sich die Ueberbleibsel seiner Mahlzeiten zu Nutzen und begleitet oft den Löwen in sehr kleiner Entfernung; denn da er leicht auf die Bäume klettert, fürchtet er den Zorn des Löwen nicht, der ihm nicht, wie der Panther auf die Bäume

folgen kann. Aus allen diesen Ursachen hat man vom Caracal berichtet, daß er der Trabant oder der Lieferant des Löwen sey, der, weil er keinen scharfen Geruch besitze, sich seiner bediene, um von weitem das Wild aufzuspüren, und später den Gewinn der Jagd mit ihm theile.

Der Caracal hat die Größe eines Luchses, ist aber weit grimmiger und stärker; man hat gesehen, daß er einen ziemlich hochwuchstigen Hund, der im Kampfe für sein Leben aus allen seinen Kräften sich vertheidigte, angriff, zerfleischte und in einigen Augenblicken erwürgte. Er läßt sich nur sehr schwer zähmen; wird er inzwischen jung eingefangen und aufgezogen, kann man ihn zur Jagd abrichten, die er von Natur aus liebt und bei welcher er sehr gute Dienste leistet, wenn man nur darauf achtet, ihn nie anders als auf Thiere, die schwächer sind wie er und ihm keinen Widerstand leisten können, los zu lassen; im entgegengesetzten Falle wird er widerspenstig und versagt den Dienst, sobald Gefahr vorhanden ist. Man bedient sich seiner in Indien zur Jagd der Hasen, Kaninchen und selbst großer Vögel, die er überschleicht und mit bewunderungswürdiger Gewandtheit erhascht.

In dem Artikel Caracal habe ich gesagt, daß das Wort Karraskalaf schwarzohrige Katze bedeute; der Ritter Bruce hat mich aber versichert, daß es Wüstenkatze bezeichne. In dem Theile von Rubien, den man ehemals M o r e e nannte, sah er einen Caracal, der in etwa von dem der Berberei, dessen Abbildung wir geliefert haben, verschieden war; der Caracal aus Rubien hat ein rundres Gesicht, seine Ohren sind im Innern schwarz, doch mit einigen Silberhaaren durchzogen; er besitzt nicht wie die meisten Caracals der Berberei das Kreuz der großen Feldmaus auf dem Widerriste; auf der Brust, auf dem Bauche und der inneren Seite der Schenkel hat er kleine hell fahlgelbe Flecken und nicht schwärzlich braune wie der Caracal der Berberei. Diese kleinen Verschiedenheiten sind nur geringfügige Abweichungen, deren Zahl man noch vergrößern könnte; so befindet sich nemlich selbst in der Berberei oder vielmehr in Libyen in der Gegend des alten Capsa ein Caracal mit weißen Ohren, während die andern sie schwarz haben. Diese Caracals mit weißen Ohren haben zwar auch Büschel, aber kurze, dünne und schwarze; sie haben einen an der Spitze weißen und mit 4 Ringen umzogenen Schweif und hinten an den

4 Beinen 4 schwarze Stiefeletten, wie der Caracal aus Ru-
 bien; sie sind auch kleiner als die andern, indem sie kaum die
 Größe einer großen Hauskatze besitzen, ihre Ohren, die nach
 Innen sehr weiß und mit sehr dichtem Haare besetzt sind, er-
 scheinen nach außen lebhaft röthlich. Wenn dieser Unterschied
 in der Größe beständig wäre, könnte man sagen, daß es in
 der Berberei 2 Caracalsarten gebe: die eine groß mit schwar-
 zen Ohren und langen Büscheln, die andere viel kleiner, mit
 weißen Ohren und sehr kleinen Büscheln. Es scheint, daß
 diese Thiere, welche so verschiedenartig in Hinsicht der Ohren
 sind, eben so mannigfach sich in Form und Länge des Schwanzes
 und Höhe der Beine zeigen, denn Hr. Edwards hat uns
 die Abbildung eines Caracals aus Bengalen, die wir hier mit-
 theilen, übersandt, an dem der Schwanz und die Beine bei
 Weitem länger, als an dem gewöhnlichen Caracal sind.

Der Serval oder der Katzenpardel.

(Felis serval. Le Serval.)

Dies Thier, das mehre Jahre in der Menagerie des
 Königs unter dem Namen Katzentiger gelebt hat, scheint uns
 dasselbe zu seyn, was die Herren der Akademie unter dem
 Namen Katzenpärder beschrieben haben und wir würden viel-
 leicht dessen wahren Namen noch nicht kennen, wenn ihn Hr.
 v. Montmirail nicht in einer italienischen Reise, die er über-
 setzt und ausgezogen hat, gefunden hätte. „Der Marapute,
 welchen die Portugiesen in Ostindien Serval nennen, sagt P.
 Vincens Maria, ist ein wildes grimmiges Thier, größer als
 eine wilde Katze und etwas kleiner als die Bisamkatze, von
 welcher es sich dadurch unterscheidet, daß sein Kopf runder
 und im Verhältnisse zum Umfange seines Körpers dicker ist
 und seine Stirn in der Mitte wie ausgehöhlt erscheint. Dem
 Panther gleicht der Serval in den Farben des Haares, das
 auf dem Kopfe, auf dem Rücken, an den Seiten fahlgelb
 und weiß unter dem Bauche ist, und in den Flecken, die scharf
 begränzt, gleichmäßig vertheilt und etwas kleiner sind als die
 beim Panther; seine Augen sind sehr glänzend sein Bar ist
 stark und besteht aus langen, seidnen Haaren; er hat einen
 kurzen Schweif, große und mit langen, gekrümmten Klauen
 bewaffnete Füße. Er haust in den Gebirgen Indiens, kommt
 selten auf die Erde, sondern hält sich fast immer auf Bäumen

auf, wo er sein Lager macht und Vögel fängt, von denen er sich ernährt; er springt von einem Baume zum andern so leicht, wie ein Affe und dies mit so großer Gewandtheit und Beweglichkeit, daß er in einem Augenblicke eine weite Strecke zurücklegt und so zu sagen nur erscheint und verschwindet. Er besitzt ein grimmiges Naturell, flieht aber beim Anblicke des Menschen, im Falle er nicht gereizt wird und besonders, wenn man ihm seinen Wildbau nicht zerstört; alsdann wird er wüthend, springt auf seinen Gegner los, beißt und zerfleischt fast wie der Panther."

Weder die Gefangenschaft, noch gute oder üble Behandlung vermögen die Wildheit dieses Thieres zu bändigen und zu mäßigen; der, den wir in der Menagerie sahen, war stets im Begriffe, sich auf die zu werfen, welche ihm nahe kamen; man konnte ihn nur durch das Gitter seines Käfigs zeichnen und beschreiben. Man fütterte ihn mit Fleisch, wie die Panther und die Leoparden.

Der Serval oder Marapute aus Malabar und Ostindien scheint uns dasselbe Thier wie der Rahentiger vom Senegal und dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu seyn, der, nach dem Zeugnisse der Reisenden, in seiner Körpergestalt der Rahe, und dem Tiger (d. h. dem Panther und Leoparden) in den schwarzen und weißen Flecken seines Haares gleicht.

"Dies Thier, sagen sie, ist viermal größer als eine Rahe; es ist gefräßig und frist Affen, Ratten und andere Thiere."

Bei der Vergleichung, die wir mit dem Serval und dem Rahenpardel, welchen die Herren der Akademie der Wissenschaften beschrieben haben, anstellten, fanden wir keinen andern Unterschied, als daß der Serval die langen Flecken auf dem Rücken und die Ringe auf dem Schweife nicht besitzt, wie der Rahenpardel; seine Flecken auf dem Rücken stehn blos näher an einander, als die auf den andern Theilen des Körpers; diese kleine Abweichung ist aber ein zu geringfügiger Umstand, als daß man an der Identität der Art dieser beiden Thiere zweifeln könne.

Der Ocelot

oder

der amerikanische Katzenparder.

Der Ocelot, ein amerikanisches Thier, wild und Fleischfresser, muß man dem Jaguar, Cuguar an die Seite stellen oder doch unmittelbar auf sie folgen lassen; denn er kommt ihnen in der GröÙe nahe und gleicht ihnen im Naturell und in der Gestalt. Das Männchen und Weibchen wurden von Hrn. Lescot lebend nach Paris gebracht und im Sept. 1764 auf der Messe von Saint-Ovide gezeigt. Sie kamen aus der benachbarten Gegend von Karthagena und waren im Oktbr. 1763 ihrer Mutter klein geraubt worden; im dritten Monate ihres Alters waren sie schon stark und grausam genug geworden, um eine Hündin, die man ihnen als Nährerin gegeben hatte, zu tödten und zu verschlingen; nach ihrem ersten Jahre wo wir sie sahen, hatten sie ungefähr 2 Fuß in der Länge; gewiß ist es, daß sie noch wachsen und wahrscheinlich erst die Hälfte oder 2 Drittel ihres Wachsthum zurückgelegt hatten. Man zeigte sie unter dem Namen Kahentiger; wir haben aber diese unsichre und zusammengesetzte Benennung verworfen und dies mit um so größrem Rechte, da uns unter dem nämlichen Namen der Jaguar, Servat und der Margay, die doch alle 3 unter sich verschieden sind und ebenfalls von dem Ocelot abweichen, übersandt worden sind.

Der erste Schriftsteller, der von diesem Thiere ausdrücklich Erwähnung und auf eine Weise gethan hat, daß man es erkennen kann, ist Fabri; er ließ die Zeichnungen, welche Recchi von dem Ocelot entworfen, stechen, beschrieb nach diesen Zeichnungen, die kolorirt waren, das Thier und lieferte sogar eine Art von Naturgeschichte desselben nach dem, was Gregor von Bolivar ihm darüber geschrieben und erzählt hatte. Ich setze diese Bemerkungen in der Absicht hierher, eine Thatfache aufzuklären, welche die Naturforscher in einen Irrthum verleitet hat und in Hinsicht derer ich mich wie sie getäuscht habe. Es handelt sich nemlich darum, zu wissen, ob die beiden von Recchi gezeichneten Thiere, das eine mit dem Namen *Tlalguh quio celotl* und das andre unter der Benennung *Tlaco celotl*, *Tlao celotl*, und die später Fabri als

zwei verschiedne Arten beschrieben hat, nicht wirklich ein und dasselbe Thier sind. Man hatte Grund, sie als verschieden anzusehen und betrachtete sie auch wirklich als solche, weil trotz den ziemlich ähnlichen Abbildungen die Namen verschieden waren und in der Beschreibung auch Abweichungen der Thiere von einander vorkommen. Ich war daher der Ansicht, daß das erste wohl der Jaguar seyn könnte und nahm deshalb in das Namen-Verzeichniß dieses Thieres den mexikanischen Tlauhquicelot auf; nun gehört ihm aber dieser mexikanische Name nicht und seitdem ich die beiden Thiere, Männchen und Weibchen, von denen hier die Rede ist, gesehen habe, bin ich überzeugt worden, daß die beiden von Fabri beschriebnen nur dasselbe Thier sind, von denen das erste das Männchen und das zweite das Weibchen ist. Ein Zufall, wie der unsrige, mußte uns die Gelegenheit gewähren, Männchen und Weibchen zusammen zu sehn, um diesen kleinen Mißgriff zu erkennen. Von allen Thieren mit getigertem Felle hat der männliche Ocelot ohne Widerrede den schönsten und am zierlichsten gefleckten Pelz; der des Leoparden kommt ihm in Hinsicht der Lebhaftigkeit der Farben und der Regelmäßigkeit der Zeichnung nicht bei und noch weniger das Fell des Panthers, des Jaguars und der Unze; an dem weiblichen Ocelot hingegen sind die Farben schwächer und die Zeichnung weniger regelmäßig und dieser sehr bemerkliche Unterschied hat Necchi, Fabri und die andern irre führen können. Vergleicht man die Abbildungen und Beschreibungen des einen und des andern, wird man erkennen, daß die Verschiedenheiten immer bedeutend sind und dem weiblichen Pelze viele Blumen und manchen Schmuck abgehn, welche der männliche besitzt.

Ist der Ocelot völlig ausgewachsen, beträgt nach Gregor von Bolivar seine Höhe $2\frac{1}{2}$ Fuß und seine Länge ungefähr 4 Fuß; der Schweif, obwohl ziemlich lang, berührt doch die Erde nicht, wenn er hängt; er kann mithin nicht länger als 2 Fuß seyn. Der Ocelot ist gefräßig und zugleich furchtsam; selten greift er Menschen an und fürchtet die Hunde; sobald er von ihnen verfolgt wird, eilt er nach dem Walde und klettert auf einen Baum; Bäume sind sein gewöhnlicher Aufenthalt; er schläft auf ihnen und erspäht das Wild oder Vieh, auf welches er springt, sobald es in seinen Bereich kommt. Er zieht Blut dem Fleische vor und dies ist auch die Ursache,



• DIE TIGERKATZE.

Ordnung: Raubthiere..... id... id.

warum er eine große Anzahl Thiere zu Grunde richtet; anstatt sie zu verschlingen und sich zu sättigen, saugt er ihnen das Blut aus, um seinen Durst zu löschen.

Im Stande der Gefangenschaft bewahrt er seine Sitten; nichts vermag sein wildes Naturell zu mildern, nichts vermag seine unruhigen Bewegungen zu mäßigen; man ist genöthigt, ihn stets in einem Verschlusse zu halten. „Im dritten Monate, sagt Hr. Lescot, als sie ihre Ernährerin gefressen hatten, hielt ich sie in einem Käfig verschlossen und ernährte sie mit frischem Fleische, von dem sie täglich 7 bis 8 Pfund zu sich nehmen. Männchen und Weibchen reiben sich aneinander wie unsre Hauskazen. Das Männchen übt über das Weibchen ein auffallendes Uebergewicht aus; wie hungrig die Thiere auch seyn mögen, fällt es doch nie dem Weibchen ein, etwas zu nehmen, bevor das Männchen gesättigt ist, und begnügt sich mit den Stücken, welche jenes nicht mehr mag und ihm zuwirft. Ich habe ihnen oft lebendige Kazen hingeworfen; sie saugen ihnen das Blut aus, bis das Thier stirbt, fressen aber nie von seinem Fleische. Zu ihrer Nahrung hatte ich zwei junge Rehe mit an Bord genommen; sie fressen weder gekochtes noch gesalznes Fleisch.“ *)

Nach dem Zeugnisse des Gregor von Bolivar scheint es, daß diese Thiere gewöhnlich nur 2 Junge werfen und Hr. Lescot scheint diese Thatsache zu bestätigen, denn er berichtet, daß man vorher die Mutter tödtete, als man die beiden Jungen wegnahm. Vom Ocelot gilt dasselbe wie vom Jaguar, Panther, Leoparden, Tiger und Löwen; alle diese durch ihre Größe ausgezeichneten Thiere erzeugen nur eine kleine Anzahl Junge; wogegen die Kaze, welche man dieser Thier-Gruppe zugesellen kann, ihrer in ziemlich großer Zahl wirft, was beweist, daß die größte oder geringste Zahl der Jungen in den Würfen weit mehr von der Größe als von der Gestalt abhänge.

*) Brief des Hrn. Lescot, der diese Thiere von Carthagena aus Amerika herüberbrachte, an Hrn. Beost, Correspondent der Akademie der Wissenschaften, vom 17. Sept. 1764. Hr. von Beost, der mir dies Schreiben gütigst mittheilte, besitzt viele Kenntnisse in der Naturgeschichte, und dies wird nicht die einzige Gelegenheit seyn, wo wir von Gegenständen reden, die er uns mittheilt hat.

Der Margay

oder

der südamerikanische Katzenparde.

Der Margay ist weit kleiner als der Ocelot, und gleicht der wilden Katze an Größe und Körpergestalt; er hat nur einen viereckigern Kopf, eine kürzre Schnauze, rundre Ohren und einen längern Schweif; sein Haar ist auch kürzer als bei der wilden Katze und ist mit schwarzen Streifen und Flecken auf einem Grunde von fahlgelber Farbe gezeichnet. Man hat ihn uns aus Cayenne unter dem Namen *Katzen tiger* übersandt; auch gleicht er in der That der Katze und zugleich dem Jaguar oder dem Ocelot, welche die beiden Thiere sind, welchen man in der neuen Welt den Namen *Tiger* beigelegt hat. Nach Fernandez ist dies Thier in völlig ausgewachsenem Zustande nicht ganz so groß als die Civette, und nach Maregrave, dessen Vergleichung mir richtiger zu seyn scheint, besitzt er die Größe einer wilden Katze, der er auch in den natürlichen Gewohnheiten gleicht, indem er nur von kleinem Wildprete, Geflügel zc. lebt; er ist aber sehr schwer zu zähmen und verliert nie sein grimmiges Naturell. In Betreff der Farbe ist er vielen Veränderungen unterworfen, obwohl er gewöhnlich so gefärbt ist, wie wir ihn darstellen. Er ist in Guiana, Brasilien und in allen Ländern Südamerikas sehr häufig. Wahrscheinlich ist es dasselbe Thier, was man in Louisiana *Pichu* nennt; doch ist sein Geschlecht in den gemäßigten Ländern nicht so gewöhnlich, als in den heißen Himmelsstrichen.

Wenn wir noch einmal die Zahl der blutdürstigen Thiere, deren Pelz so schön und deren Natur so grausam und treulos ist, überlaufen, finden wir auf dem alten Festlande den Tiger, Panther, Leoparden, die Unze und den Serval und in der neuen Welt den Jaguar, Ocelot und den Margay, welche alle drei nur die Verkleinerungen der ersten zu seyn scheinen und da sie weder ihren Wuchs noch ihre Stärke besitzen, eben so furchtsam und feig, als die andren unerschrocken und stolz sind.

Es gibt noch ein Thier dieser Gattung, das von allen denen, die wir angeführt haben, abzuweichen scheint; die Kürschner nennen es *Guepard* (Tigerwolf). Wir haben mehre Felle desselben gesehn; sie gleichen der Luchs-Haut in Hinsicht

der Länge des Haares; der Tigerwolf ist aber kein Luchs, indem sich seine Ohren nicht mit einem Haarbüschel endigen; er ist eben so wenig Panther oder Leopard, weil er wie diese Thiere kein kurzes Haar besitzt und unterscheidet sich von allen durch eine Art Mähne oder durch ein 4 bis 5 Zoll langes Haar, was er auf dem Halse und zwischen den Schultern trägt; sein Bauchhaar ist ebenfalls 3 bis 4 Zoll lang und sein Schweif im Verhältnisse kürzer als beim Panther, bei der Onze und beim Leopard; er hat beinahe die Größe des letztern Thieres, indem seine Körper-Länge nur $3\frac{1}{2}$ Fuß beträgt. Uebrigens ist sein Pelz, der eine sehr blasse, fahlgelbe Farbe besitzt, wie der des Leoparden, mit schwarzen Flecken übersäet, welche aber näher zusammenstehn und kleiner sind, indem sie nur 3 oder 4 Linien im Durchmesser enthalten.

Ich war der Meinung, daß dieses Thier eins mit dem, was Kolbe unter dem Namen Wolf tiger aufführt, seyn müsse; ich setze hier dessen Beschreibung hin, damit man sie mit der unsrigen vergleichen könne. *) Dieses Thier ist in den benachbarten Gegenden vom Vorgebirge der guten Hoffnung häufig zu Hause; den Tag über hält es sich in Felsenspalten und in Löchern, die es in die Erde gräbt, auf; da es aber während seiner Jagd auf Wild heult, wagt es Menschen und Thiere, so daß es leicht ist, ihm aus dem Wege zu gehen oder es zu tödten. Uebrigens scheint das Wort Guopard von dem Namen Leopard, wie die Deutschen und Holländer den Leopard nennen, hergeleitet zu seyn. Wir haben überdies die Beobachtung gemacht, daß es in dieser Thierart Varietäten in Bezug auf den Grund des Haares und der Farbe der Flecken

*) „Er hat den Wuchs eines gewöhnlichen Hundes, doch ist er manchmal dicker, sein Kopf ist breit wie bei der Dogge, die man in England gegen die Stiere hegt; er hat große Kinnladen, eine große Schnauze und große Augen, sein Gebiß ist sehr scharf, sein Haar gekräuselt, wie beim Pudel, und gefleckt, wie beim Tiger; seine Pfoten sind breit und mit dicken Klauen bewaffnet, die er nach Willkühr, wie die Katze, zurück schlagen kann; sein Schweif ist kurz; seine tödtlichsten Feinde sind der Löwe, der Tiger und der Leopard, die ihn sehr häufig jagen; sie verfolgen ihn bis in seine Höhle, fassen und zerstückeln ihn.“ (Beschreibung des Cap der guten Hoffnung von Kolbe, Band 3, Seite 69 und 70.) Das Thier, dem der Verfasser den Namen Tiger beilegt, ist dasselbe, was wir Leopard genannt haben und was er Leopard nennt, ist der Panther.

gebe; doch alle Wolfstiger besitzen als gemeinschaftliche Kennzeichen lange Haare unter dem Bauche und eine Mähne auf dem obern Theile des Halses.

Auf den Artikel über den Margay müssen wir noch den Rahentiger aus Cayenne beziehen, von dem Hr. de La Borde Folgendes berichtet:

„Das Fell des Rahentigers ist, wie das der Unze, stark gefleckt. Er ist nicht ganz so groß als der Fuchs, mit dem er übrigens alle Neigungen theilt. Man findet ihn häufig in den Wäldern von Cayenne, wo er eine Menge Wildpret tödtet, als Agutis, Acuchis, Rebhühner, Fasane und andere Vögel, die er auf dem Neste fängt, wenn sie jung sind. Er klettert mit großer Behendigkeit Bäume herauf, wo er sich verborgen hält, läuft nicht schnell und immer in Sprüngen. Sein Aussehn, sein Gang und die Weise, sich nieder zu legen, gleichen vollkommen denen der Rahe. In den Häusern von Cayenne habe ich mehre an der Kette liegen gesehen; sie ließen sich zwar ein wenig über den Rücken streichen, hatten aber in ihrem Gesichte immer einen wilden Ausdruck. Zur Nahrung gab man ihnen nur Fische und rohes oder gekochtes Fleisch; gegen jede andere Speise hatten sie Widerwillen. Sie werfen in jeder Jahreszeit, im Winter wie im Sommer, und zwei Junge auf einmal, in Höhlen verfaulter Bäume.“

Es gibt noch einen andern Rahentiger oder eine Art von wilder Rahe in Carolina, über welchen mir der verstorbene Hr. Collinson folgende Bemerkung geschickt hat:

„Das Männchen war von der Größe einer Rahe, es maß 19 englische Zolle von der Spitze der Schnauze bis zum Schweife, der 4 Zoll lang war und 8 weiße Ringe wie der Mococo (eine Art Halbaffe) hatte. Die Farbe war hellbraun mit grauen Haaren vermischt; das Auffallendste an ihm aber waren schwarze, ziemlich breite Streifen, die strahlenförmig vom Kopfe bis zur Schnauze auf den Seiten über die ganze Länge seines Körpers liefen. Der Bauch besitzt eine helle Farbe und schwarze Flecken, die Beine sind schwächig und schwarz gefleckt, die Ohren haben eine weite Oeffnung und sind mit feinen Haaren bedeckt auf jeder Seite der Nase; unter den Augen befinden sich 2 sehr hervortretende, breite schwarze Flecken, und aus dem Untertheile jedes Fleckes, da wo er an die Lippe stößt, ragt ein Büschel schwarzer Haare

hervor; das Weibchen besitzt einen kleinern Wuchs, es ist völlig röthlich-grau, hat keinen Flecken auf dem Rücken und nur einen schwarzen auf dem Bauche, der schmutzig-weiß ist.“

Der Bizaam, *) oder die amerikanische Kaze.

Hr. Vosmaër hat die Beschreibung eines Thieres unter dem Namen Bizaam-Kaze in einem Blatte, das 1771 zu Amsterdam gedruckt wurde, gegeben; hier ist ein Auszug aus demselben:

„Seine Größe ist beinahe die einer Hauskaze, seine über den ganzen Körper vorherrschende Farbe ist ein helles Aschgrau mit bräunen Flecken; über die Mitte des Rückens zieht sich ein schwarzer Streif bis zum Schwanz, der schwarze und weiße Kreise besitzt, dessen Spitze aber schwarz oder sehr dunkel braun ist. Die Vorder- und Hinterpfoten sind inwendig braun und auswendig grau mit Braun gefleckt; der Bauch und die Brust ist aschgrau; auf beiden Seiten des Kopfes und auf der Nase sind braune Streifen; auf der Spitze der Schnauze und unter den Augen hat er weiße Flecken; die Ohren, rund und grade, sind mit kurzen und grauen Haaren besetzt; die Nase ist schwarz und an jeder Seite stehen mehrere lange, braune und weiße Haare; die Pfoten sind mit kleinen weißen und gekrümmten Klauen, die zurückgezogen werden können, versehen.“

„Dieses niedliche Thier besitzt ein etwas trübsinniges Naturell, ohne doch boshaft zu seyn; man hielt es an der Kette, es fraß gerne Fleisch, vor allem aber lebende Vögel; man hat es nie miauen hören, quälte man es aber, knurrte und schnaufte es wie eine Kaze.“

Hr. Vosmaër berichtet ebenfalls, daß er diese Bizaam-Kaze 3 Jahre hindurch gefüttert und nie den geringsten Bisamgeruch an derselben wahrgenommen habe; mithin haben die, welche sie Bisamkaze nannten, dieselbe mit der Civette oder Genette vom Cay verwechselt, wenngleich diese beiden Thiere sich durchaus nicht gleichen, denn Hr. Vosmaër vergleicht die Bizaam-Kaze mit dem Margay.

„Von allen Thieren, sagt er, welche uns Hr. v. Buffon kennen gelernt hat, besitzt der Margay aus Cayenne die meiste Aehnlichkeit mit der Bizaam-Kaze, wenngleich bei genauer Ver-

*) Nach Hrn. Cuvier ist dieses Thier nur eine Spielart der Genette.

gleichung derselben der Margay eine weit schwächere und spitzigere Schnauze hat; auch unterscheidet er sich von derselben durch den Schweif und die Gestalt der Flecken.“

Ich bemerke in Betreff dieses Gegenstandes, daß Herr Bosmaër jene Abweichungen sehr wohl aufgefaßt hat, doch unterscheiden sich diese Thiere noch durch die Größe; denn der Margay hat den Wuchs einer wilden und der Bizaam den einer Hauskatze, d. h. jener ist noch ein Mal so groß, als dieser; übrigens hat der Margay keinen schwarzen Streifen auf dem Rücken und sein Schwanz ist viel kürzer und weniger spitz; was die Verschiedenheit zwischen dem Margay und dem Bizaam vollendet, ist der Umstand, daß der erste die neue Welt und der letzte das alte Festland bewohnt.

Der Schakal oder der Goldwolf

und

der Adive oder der Zwerewolf.

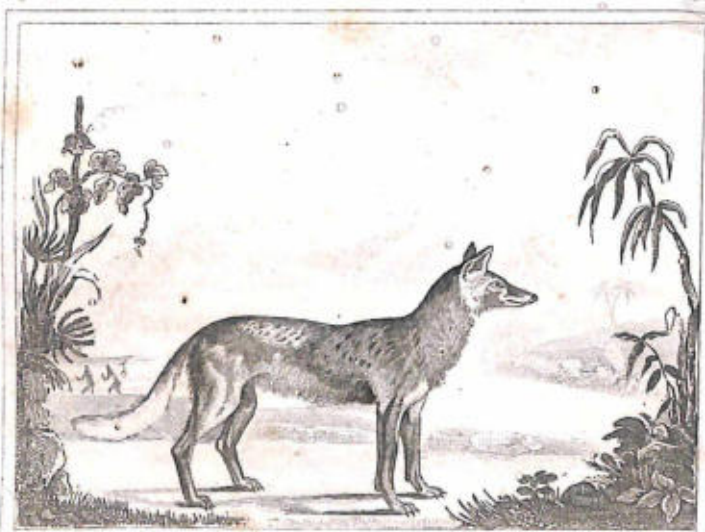
(Canis aureus. Le Chacal et l'Adive.)

Wir haben nicht die Gewißheit, daß diese beiden Thiere verschiedene Arten ausmachen; wir wissen bloß, daß der Schakal größer, wilder und schwieriger zu zähmen ist als der Adive^{*)}; im Uebrigen scheinen sie sich aber in allen Hinsichten zu gleichen; es möchte daher wohl seyn, daß der Adive nichts weiter sey, als der gezähmte Schakal, und aus dem man vermittelst der Zähmung ein schwächres, kleinres und sanftres Hausthier, als die wilde Rasse ist, gebildet hat; denn der Adive verhält sich zum Schakal, wie etwa der Kurzmäntler oder der kleine Pudel zum Schäferhunde; da aber diese Thatsache nur durch einige besondre Beispiele angedeutet, die Schakalart im Allgemeinen kein Hausthier wie der Hund ist und sich überdies bei einer in Freiheit lebenden Thierart selten so große Verschiedenheiten vorfinden, so sind wir sehr geneigt, zu glauben, daß der Schakal und der Adive wirklich zwei bestimmt verschiedene Arten bilden. Der Wolf, Fuchs, Schakal und Hund machen 4 Thierarten aus, die, obwohl sie sich einander sehr nahe stehn, dennoch unter sich sehr verschieden sind. Die Spielarten

*) In einigen unsrer Chroniken von Frankreich habe ich gelesen, daß zur Zeit Karl IX. viele Hofdamen anstatt der kleinen Hunde sich Adive hielten.

DER SCHAKAL.
Ordnung. Raubthiere. Familie. Fleischfresser.
Gruppe. Pfotentreter. Gattung. Hund. (Cuvier.)

Pl. 39



DER MÄNNLICHE SCHAKAL VOM SENEGAL.
Ordnung. Raubthiere id... id... id.

sind im Hundegeschlecht sehr zahlreich; die Mehrzahl entspringt aus dem Zustande der Häuslichkeit, dem der Hund seit undenklichen Zeiten unterworfen war. Der Mensch hat in dieser Art Rassen gebildet, indem er die größten oder kleinsten, die schönsten oder häßlichsten, die am reichlichsten und am wenigsten behaarten auswählte und zusammen paarte; doch außer diesen Rassen, welche die Hand des Menschen hervorbrachte, gibt es noch mehr Spielarten in der Hundart, welche nur vom Klima abzuhängen scheinen. Der Dogge, der dänische, spanische, türkische, sibirische Hund u. haben ihren Namen von dem Himmelsstriche erhalten, in welchem sie ursprünglich erzeugt wurden und scheinen unter sich mehr verschieden zu seyn, als es der Schakal von dem Wdive ist; es könnte demnach wohl der Fall seyn, daß der Schakal in verschiedenen Klimaten sich auch in verschiedne Varietäten getrennt habe und diese Ansicht stimmt mit den Thatfachen, die wir sammelten, in hohem Grade überein. Aus den Berichten der Reisenden scheint hervorzugehn, daß es überall große und kleine gebe; sie in Armenien, Cilicien, Persien und in der ganzen Landstrecke Asiens, die wir Levante nennen, woselbst diese Thierart sehr zahlreich, lästig und schädlich, gewöhnlich größer als unsere Füchse sind, und nur kürzre Beine haben und daß sie endlich durch die lebhafteste und glänzende gelbe Farbe ihres Haars auffallen; weshalb mehrere Schriftsteller den Schakal auch Goldwolf genannt haben. In der Berberei, Ostindien, auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung und in den andern Ländern Afrikas und Asiens scheint der Schakal mehre Veränderungen erlitten zu haben; sie sind in diesen heißen Ländern größer und ihr Haar ist eher röthlich braun als schön gelb; auch gibt es deren von verschiednen Farben. Die Schakalart ist also in ganz Asien von Armenien bis Malabar verbreitet und findet sich ebenfalls in Arabien, in der Berberei, in Mauritanien, in Guinea und auf dem Kap; sie scheint bestimmt zu seyn, den Wolf zu ersetzen, der in allen heißen Ländern entweder ganz fehlt oder doch sehr selten ist.

Da aber Schakale und Wdive in demselben Lande leben, die Art durch eine langdauernde häusliche Zucht ihrer ursprünglichen Rasse nicht entfremdet werden konnte und in Hinsicht der Größe und selbst des Naturells beständig zwi-

schen diesen Thieren ein bedeutender Unterschied obwaltet; werden wir sie so lange als zwei verschiedne Arten betrachten, bis die Erfahrung uns belehrt, daß sie sich mit einander vermischen und zeugen. Unsere Vermuthung über die Verschiedenheit dieser beiden Arten hat um so mehr Grund, als sie mit der Meinung der Alten übereinzustimmen scheint.

Nachdem Aristoteles deutlich von dem Wolfe, dem Fuchse und der Hyäne gesprochen hat, bezeichnet er, doch dunkel, zwei andre Thiere derselben Art, das eine mit dem Namen Panther und das andre mit der Benennung Thos. Die Uebersetzer des Aristoteles haben den Panther mit *lupus canarius* und den Thos mit *lupus cervarius* (Wolfshund und Wolfshirsch) verdolmetscht; in dem Artikel über den Luchs habe ich aber nachgewiesen, daß der *lupus cervarius* der Lateiner nicht der Thos der Griechen ist; dieser *lupus cervarius* ist derselbe mit dem Chaus des Plinius und eins mit unserm Luchs- oder Wolfshirsch und kein Kennzeichen desselben paßt auf den Thos. Um die Tapferkeit des Ajax, der sich allein in einen Haufen Trojaner, in deren Mitte der verwundete Ulyssens kämpfte, stürzt, zu malen, vergleicht ihn Homer mit einem Löwen, der plötzlich in eine Schaar Those, die sich um einen sterbenden Hirsch vereint haben, springt, sie zerstreut und gleich niedrigen Thieren forttreibt. Der Scholiast des Homer erklärt das Wort Thos mit Panther, den er für eine schwache und furchtsame Wolfsgattung ausgibt; die alten Griechen sahen mithin den Thos und den Panther für dasselbe Thier an; dennoch scheint sie Aristoteles zu unterscheiden, doch ohne sie durch verschiedne Merkmale und Eigenschaften zu bezeichnen.

„Der Thos, sagt er, hat alle innere Theile mit dem Wolfe gemein, begattet sich wie der Hund und wirft 2, 3 oder 4 Junge, die mit geschlossnen Augen geboren werden. Der Thos hat einen längern Körper und einen längern Schweif als der Hund, ist aber nicht so hoch; trotz seinen kürzern Beinen besitzt er doch eben so viele Schnelligkeit und kann seiner Geschwindigkeit und Behendigkeit wegen weiter springen. Der Löwe und der Thos sind Feinde; da sie beide von Fleisch leben, sind sie genöthigt, ihre Nahrung auf demselben Felde zu suchen, und deshalb sie sich einander streitig zu machen. Die Those lieben den Menschen, greifen ihn nicht an und fürchten ihn nicht sehr; sie kämpfen mit Hunden und Löwen, aus welchem

Grunde selten Löwen und Thos an demselben Orte zusammen haufen. Die besten Thos sind die kleinsten; es gibt derer 2 Arten. Einige nehmen ihrer 3 an."

Dies ist alles, was Aristoteles über den Thos berichtet und noch weit weniger sagt er über den Panther; man findet über denselben nur eine Stelle in dem nemlichen Kap. xxxv. im 6ten Buche seiner Naturgeschichte der Thiere.

"Der Panther, sagt er, wirft 4 Junge mit geschlossnen Augen wie die jungen Wölfe bei ihrer Geburt." Bei der Vergleichung dieser Stellen mit der im Homer und mit andern in andern griechischen Schriftstellern scheint es mir fast gewiß zu seyn, daß der Thos des Aristoteles der große Schakal und der Panther der kleine Schakal oder der Adive ist. Man sieht, daß er 2 Thosarten annimmt und vom Panther nur ein einziges Mal und bei Gelegenheit des Thos spricht; es ist daher sehr wahrscheinlich, daß dieser Panther der Thos der kleinen Art ist und diese Wahrscheinlichkeit scheint durch das Zeugniß des Oppian, der den Panther unter die Zahl der kleinsten Thiere, als Siebenschläfer und Katzen, setzt, fast zur Gewißheit erhoben zu werden.

Der Thos ist also der Schakal und der Panther der Adive (Zwergwolf), (wir kennen keinen bessern deutschen Namen für denselben.) Sie mögen nun 2 verschiedne Arten oder nur eine ausmachen, ist es doch immer gewiß, daß alles, was die Alten vom Thos und Panther gesagt haben, auf den Schakal und den Zwergwolf paßt und auf keine andre Thiere bezogen werden kann. Wenn bis auf diesen Tag die wahre Bedeutung dieser Namen unbekannt war und sie bis jetzt immer falsch verdolmetscht worden sind, so lag dies darin, daß die Uebersetzer die Thiere nicht kannten und die neuern Naturforscher, welche nur geringe Kenntnisse von ihnen besaßen, jene nicht verbessern konnten.

Obwohl die Wolfs-Art der des Hundes sehr nahe steht, findet dennoch der Schakal zwischen beiden seine Stelle. Der Schakal oder der Adive, sagt Belon, ist ein Thier, was zwischen Wolf und Hund steht. Mit der Grimmigkeit des Wolfes verbindet er in gewissem Grade die Zutraulichkeit des Hundes; seine Stimme ist ein Gekül mit Belten und Wimmern untermischt; er schreit öfter als der Hund und ist gefräßiger als der Wolf. Nie geht er allein,

sondern immer in Trupps von 20, 30 bis 40; sie versammeln sich jeden Tag zum Kriege und zur Jagd, nähren sich von kleinen Thieren und werden den größten durch ihre Anzahl fürchtbar; fast unter den Augen der Menschen greifen sie jegliches Vieh und Geflügel an; kommen frech und ohne Furcht zu zeigen in die Schaf-, Hornvieh- und Pferdeställe und wenn sie nichts anders dort finden, fressen sie das Leder von dem Geschirre, von den Stiefeln, Schuhen und tragen die Stücke, bis zu verschlingen sie keine Zeit haben, mit fort. In Ermangelung lebendiger Beute, scharren sie Leichen von Thieren und Menschen aus; man ist deshalb genöthigt, die Erde auf den Gräbern fest zu schlagen und sie mit groben Dornen zu vermischen, um sie zu verhindern, zu kraschen und zu wühlen; denn eine Erdecke von 2 Fuß Dicke ermüdet sie nicht; mehrere arbeiten zusammen und begleiten die Ausgrabung mit klagendem Geschrei; sind sie einmal an Menschen-Leichen gewohnt, besuchen sie ohne Unterlaß die Kirchhöfe, folgen den Heeren und halten sich in der Nähe der Caravanen; sie sind die Raben unter den Vierfüßern; das verdorbene Aas widersteht ihnen nicht; ihre Eschur ist so anhaltend, so heftig, daß das trockenste Leder ihnen noch saftig schmeckt und jede Haut, jedes Fett, jeder Thierkoth ihnen gleich willkommen ist. Die Hyäne hat dieselbe Vorliebe für faulendes Fleisch; sie scharrt die Leichen aus und dieser Aehnlichkeit der Gewohnheit wegen hat man oft diese beiden Thiere, die sonst sehr verschieden von einander sind, mit einander verwechselt. Die Hyäne ist ein einsiedlerisches, schweigsames, sehr wildes Thier, das, wenn auch stärker und rüstiger als der Schakal, doch nicht so lästig ist; sie begnügt sich damit, die Todten zu verschlingen, ohne die Lebenden zu belästigen; wegen alle Reisenden über das Schreien, die Diebstähle und die Frechheiten des Schakals klagten; mit der Unverschämtheit des Hundes verbindet er die Niedrigkeit des Wolfes und scheint, an dem Wesen beider Theil nehmend, nur eine gehässige Zusammensetzung aller schlechten Eigenschaften des Einen und des Andern zu seyn.

Der Schakal-Udive.

Die Haut dieses Thieres, welche Hr. Sonnerat dem Cabinette des Königs unter dem Namen ostindischer Fuchs übergab, ist die eines Schakal-Udive, wie man dies an dem

Thiere, was im gegenwärtigen Bande abgezeichnet steht, erkennen kann. • Wenngleich der Letzte nach einer aus England ohne Beschreibung gekommenen Zeichnung entworfen worden ist, erkennt man doch immer an den Merkmalen die Art, von welcher diese Haut herrührt, und an welcher nur wenige bedeutende Abweichungen von dem vorher beschriebenen Zwergwolf zu bemerken sind.

Der Schakal-Wdive, der von der Nase bis zum Ursprünge des Schweifes 21 Zoll und 23 Zoll 10 Linien längs der Krümmung des Rückens mißt, ist ein wenig kleiner und leichter gebaut als der Fuchs; sein Kopf, der von der Spitze der Schnauze bis zum Hinterkopfe 5 Zoll 3 Linien hält, ist lang und schwächig; seine Schnauze ist dünn und langgezogen, was ihm eine feine Gesichtsbildung verleiht; seine Augen sind groß und die Augenslieder hängen herab, wie bei allen Füchsen.

Die Farben des Zwergwolfes sind fahlgelb, grau und weiß. Die Mischung dieser 3 Farben, unter welchen das Weiße vorherrscht, bildet die allgemeine Farbe des Thieres. Der Kopf ist fahlgelb, auf dem Hinterkopfe, um die Ohren, und auf den Backen mit Weiß vermischt; die Nase und die Kinnladen sind bräunlicher; der Rand um die Augen ist bräunlich. Von dem vordern Augenwinkel geht ein Streife, der sich an der Augenecke erweitert und sich auf dem Oberkiefer ausdehnt; der Streife aber, der von dem hintern Winkel ausgeht, ist schmal und verliert sich, indem er immer schwächer wird, in die Backen unter den Ohren. Die Spitze und die Löcher der Nase, sowie der Rand der Augenwimper und die großen Haare über dem Auge und die Barthare, unter denen die größten 3 Zoll 2 Linien in der Länge haben, sind schwarz; der ganze untere Hals, der obere Theil des Rückens, die Schultern und die Schenkel sind graulich; aber auf dem Rücken und den Schultern etwas fahlgelber; die äußere Seite der Vorder- und Hinterbeine ist dunkel fahlgelb, aber blaß auf der Oberfläche der Füße; die innere Fläche derselben ist weiß und fahlgelb und zum Theil blaß.

Die Vorderpfote hat 5 Finger, von denen der erste, der Daum, die Klaue nach der innern Handfläche hin gerichtet hat. Die größte Klaue ist 8 Linien lang; die Hinterpfote hat nur 4 Zehen und besitzt die kleinsten Klauen, indem der größte nur 5 Linien lang ist; die Klauen sind etwas gekrümmt und

rinnenförmig. Der Schweif hat eine Länge von 10 Zoll 6 Linien, schmal an seinem Ursprunge und breit und stark behaart in seiner übrigen Ausdehnung; seine Farbe ist blaß fahlgelb und über ein Drittel von seinem Ende an gelblichweiß und dunkelbraun gefärbt und zeigt auf der untern Fläche einige Flecken von derselben Farbe. Die Länge der Haare beträgt 22 Linien.

Die Hyäne.

(Canis Hyaena. L'Hyène.)

Aristoteles hat uns zwei Notizen in Betreff der Hyäne hinterlassen, die allein hinreichen, uns dies Thier kennen zu lehren und es von allen andern zu unterscheiden; nichts desto weniger haben die Reisenden und Naturforscher vier andre Thiere, deren Arten insgesammt unter sich und von der Hyäne verschieden sind, mit derselben verwechselt. Diese Thiere sind der Schakal, der Bielfraß, die Civette und der Pavian, welche alle Fleischfresser und wild sind wie die Hyäne und mit derselben einige geringfügige Aehnlichkeiten und leichte Beziehungen unter einander gemein haben, welche zu diesem Mißgriffe und Irrthume Veranlassung gaben. Der Schakal hält sich beinahe in denselben Ländern auf, nähert sich wie die Hyäne dem Wolfe, nährt sich wie sie von Leichen und wühlt die Gräber auf, um die Todten herauszuholen; dies langt hin, um den Einen für die Andere auszugeben. Der Bielfraß besitzt dieselbe Gefräßigkeit, denselben Heißhunger, dieselbe Vorliebe für verdorbenes Fleisch, denselben Naturtrieb, die Leichen auszuscharren; diese einzige Aehnlichkeit ihrer Gewohnheiten reichte hin, um die Schriftsteller zu veranlassen, sie mit einander zu verwechseln, obgleich der Bielfraß in einem weit verschiednern Himmelsstriche lebt als die Hyäne und ebenfalls eine sehr verschiedne Körper-Gestalt besitzt.

Die Civette hält sich in demselben Lande mit der Hyäne auf, besitzt wie sie lange Haare längs dem Rücken und eine eigenthümliche Oeffnung oder Spalte; sonderbare Kennzeichen, die nur einige Thiere besitzen und den Belon glauben machten, daß die Civette die Hyäne der Alten sey. Was den Pavian anbelangt, gleicht dieser noch weniger der Hyäne als die drei andern, denn er besitzt Hände und Füße wie der Mensch oder wie der Affe und ward nur wegen Namensähnlichkeit mit

DIE HYÄNE.

Ordnung: Raubthiere. *Familie:* Fleischfresser.

Gruppe: Pfotentreter. *Gattung:* Hund. (*Cuvier*.)

Pl. 60



DIE ZIBETHKATZE.

Ordnung: Raubthiere. *id...* *id...* *Gattung:* Zibethkatze.

derselben verwechselt; die Hyäne heißt nach Doktor Shaw in der Berberei *Dubba* und den Pavian nennt man nach Mar-mol und Leow, dem Afrikaner, *Dabu*, und da der Pavian in demselben Himmelsstriche wohnt, die Erde aufkraht und beinahe die Gestalt der Hyäne besitzt, so haben diese Uebereinstimmungen die Reisenden und später die Naturforscher, welche den Reisenden nachgeschrieben haben, getäuscht; selbst die, welche beide Thiere deutlich unterscheiden, haben doch den Namen *Dabu*, welcher den Pavian bezeichnet, beibehalten. Die Hyäne ist also weder der *Dabu* der Araber, noch der *Jesef* oder *Sesef* der Afrikaner, wofür ihn die Naturforscher ausgeben, eben so wenig darf man ihn mit dem *Deeb* in der Berberei zusammenwerfen; um aber für immer dieser Verwirrung der Namen vorzubeugen, wollen wir in kurzen Worten den Inbegriff der Nachforschungen, die wir in Betreff dieser Thiere angestellt haben, mittheilen.

Aristoteles hat zwei Namen der Hyäne, gewöhnlich nennt er sie *hyaena* und mitunter *glanus*; um gewiß zu seyn, daß diese Namen nur ein und dasselbe Thier bezeichnen, braucht man nur die Stellen, wo von ihr die Rede ist, zu vergleichen. Die alten Lateiner haben den Namen *hyaena* beibehalten und bedienten sich der Benennung *glanus* nicht, nur in den neuern Lateinern findet man zur Bezeichnung der Hyäne den Namen *glanus* oder *gannus* und *belbus*. Nach Rhasis haben die Araber die Hyäne *Kabo* oder *Zabo* genannt, Namen, die von dem *Deeb*, was in ihrer Sprache *Wolf* bedeutet, hergeleitet zu seyn scheint.

In der Berberei führt die Hyäne den Namen *Dubba*, wie man aus der kurzen Beschreibung, die uns Doktor Shaw gegeben hat, ersehen kann. In der Türkei nennt man die Hyäne nach Nieremberg *Zirkam*, in Persien *Kastaar* nach Kämpfer, und *Castar* nach Pietro della Valle; dies sind die einzigen Namen, die man auf die Hyäne beziehen darf, denn es sind die einzigen, unter denen man sie deutlich wieder erkennt; sehr wahrscheinlich, wenngleich nicht gewiß, scheint es mir inzwischen, daß der *Lycaon* und die *Crocute* in Indien und Aethiopien, von denen die Alten reden, nichts weiter sind als Hyänen. Porphyre sagt ausdrücklich, daß die *Crocute* der Indier die Hyäne der Griechen sey; in der That alles, was diese von dem *Lycaon* und der *Crocute* gesagt und selbst ge-

fabelt haben, paßt auf die Hyäne, über die sie ebenfalls mehr Märchen als Thatfachen berichtet haben; wir beschränken unsre Vermuthungen über diesen Gegenstand, u.a uns nicht zu weit von unserm eigentlichen zu entfernen und weil wir überdies in einer Abhandlung über die Thiere der Fabel und über die Beziehungen, in welchen sie mit den wirklichen Thieren stehn können, dies noch näher berühren werden.

Der Panther der Griechen, der *lupus canarius* des Gaza, der *lupus armenius* der neuern Lateiner und der Araber scheinen uns dasselbe Thier zu seyn, und dies ist der Schakal, den die Türken nach Pollux Cical, nach Spon und Wheeler Thahal, die Neugriechen Zachalia, die Perser Siechal oder Schachal und die Mauren der Berberei Deeb oder Jackal nennen. Wir behalten den Namen Schakal bei, den mehrere Reisende angenommen haben und bemerken hier bloß, daß er sich von der Hyäne nicht nur in der Größe, Gestalt, Farbe des Haars, sondern auch in den natürlichen Gewohnheiten unterscheidet, indem der Schakal immer Truppsweise zieht, während die Hyäne ein einsiedlerisches Thier ist; die jüngern Romanflatoren haben nach Kämpfer den Schakal *lupus aureus* (Goldwolf) genannt, weil die Farbe seines Haares lebhaft und glänzend fahlgelb ist.

Der Schakal ist mithin ein von der Hyäne sehr verschiedenes Thier. Dasselbe gilt vom Bielfraße, ein Thier, was in den entferntesten nördlichen Gegenden haust, als in Lappland, Rußland, Sibirien; selbst in den gemäßigten Ländern unbekannt ist und folglich weder in Arabien noch in irgend einem andern heißen Lande, worin die Hyäne sich aufhält, angetroffen wird; auch weicht er in jeder Hinsicht von derselben ab. Der Bielfraß hat beinahe die Gestalt eines sehr dicken Dachses; seine Beine sind kurz; der Bauch hängt ihm bald auf die Erde; er hat 5 Zehen an den Vorder- und Hinterfüßen, keine Mähne am Halse, über dem ganzen Körper schwarzes Haar, das auf den Seiten manchmal ins Fahlbraune übergeht. Mit der Hyäne hat er nichts gemein, als die ungemeine Gefräßigkeit. Den Alten war er nicht bekannt, weil sie nicht tief genug in die nördlichen Länder gedrungen sind. Der erste Schriftsteller, der seiner erwähnt, ist Olaus, der ihn seiner großen Gefräßigkeit wegen *Gulo* nennt; später nannte man ihn

Rosomak in der slavischen, Zerff und Wildffraß *) in der deutschen Sprache; unsre französischen Reisenden nannten ihn Glouton. In dieser Thierart gibt es Spielarten, wie bei der des Schakals; wir werden diese in der besondern Geschichte dieser Thiere näher berühren, können aber schon im Voraus versichern, daß diese Varietäten, weit entfernt, den Bielfraß der Hyäne zu nähern, ihn nur noch mehr von derselben entfernen.

Die Bisamkatze hat mit der Hyäne nur die Oeffnung vor den Saft unter dem Schwanz und die Mähne längs dem Halse und dem Rückgrathe gemein; unterscheidet sich aber von derselben durch die Gestalt und Körpergröße, indem sie um die Hälfte kleiner ist; sie hat kurze und starkbehaarte Ohren, wogegen die Hyäne sie lang und nackt besitzt; sie hat überdies sehr kurze Beine und 5 Finger an jedem Fuße, während die Hyäne lange Beine und nur vier Finger an jeder Pfote hat; die Civette wühlt die Erde nicht nach Leichen auf; es ist demnach sehr leicht, sie beide von einander zu unterscheiden. In Betreff des Pavians, welcher der **Papio** der Chinesen ist, so ist dieser nur durch eine Verwechslung der Namen, wozu eine Stelle im Leon, der Afrikaner, die Marmol abgeschrieben hat, Veranlassung gegeben zu haben scheint, für die Hyäne genommen worden.

„Der Dabuh, sagen diese beiden Schriftsteller, hat die Größe und die Gestalt des Wolfes; er scharret die Leichen aus den Gräbern.“ Die Aehnlichkeit des Namens Dabuh mit Dubbah, welcher letztre die Hyäne bezeichnet und die Gierde nach Leichen, die der Dabuh mit den Dubbah gemein hat, ließen sie für dasselbe Thier halten, wenn gleich ausdrücklich an denselben Stellen gesagt wird, daß der Dabuh Hände und Füße, wie der Mensch habe, was nur auf den Pavian und nicht auf die Hyäne bezogen werden kann.

Man könnte vielleicht beim Anblicke der Abbildung des *Upus marinus* (Seewolf) des Belon, die Gesner kopirt hat, dies Thier für die Hyäne ansehen; denn die von Belon mitgetheilte Abbildung gleicht in hohem Grade der unsrer Hyäne;

*) In der französischen Ausgabe steht wirklich Zerff und Wildffraß; es ist aber augenfällig, daß es Druckfehler sind und das letzte Wort Bielfraß heißen soll. D. H.

aber seine Beschreibung stimmt nicht mit der unsrigen überein, indem er sagt, daß der Seewolf ein Amphibium sey, das sich von Fischen nähre und manchmal auf den Küsten des brittischen Oceans gesehen werde; überdies erwähnt Belon keins der auffallenden Merkmale, welche die Hyäne von andern Thieren unterscheidet. Möglich kann es auch seyn, daß Belon in der irrigen Meinung, die Civette sey die Hyäne der Alten, die Abbildung der Hyäne unter dem Namen eines andern Thieres gegeben und dasselbe *lupus marinus* genannt habe; doch dieser *lupus marinus* ist sicher nicht die Hyäne; denn ich wiederhole es, die Kennzeichen der Hyäne sind so hervorstechend und so auffallend, daß es schwer ist, einen Mißgriff hier zu begehn; sie ist vielleicht von allen vierfüßigen Thieren das einzige, welches, wie schon angeführt, nur 4 Finger an den Vorder- und Hinterpfoten hat; wie der Dachs besitzt sie unter dem Schwanze eine Oefnung, die nicht bis ins Innere des Körpers dringt; ihre Ohren sind lang, grade und nackt, ihr Kopf ist viereckiger und kürzer als der des Wolfes, ihre Beine, besonders die hintern, sind lang, ihre Augen liegen wie beim Hunde, die Farbe ihres Körpers und ihrer Mähne ist dunkel grau, mit Fahlgelb und Schwarz untermischt und mit quergehenden, schwärzlichen Wellen. Sie ist von der Größe des Wolfes, nur hat sie einen etwas kürzern, zusammengedrängten Körper.

Dies wilde, einsam lebende Thier haust in Berghöhlen und Felsenpalten oder in Erdlöchern, die es sich gräbt, besitzt ein grimmiges Naturell und wird, selbst jung eingefangen, nicht gezähmt. Es lebt von Raub wie der Wolf, ist aber stärker und scheint kühner zu seyn, greift mitunter Menschen an, fällt über Vieh her, folgt den Heerden und durchbricht in der Nacht oft die Thüren der Ställe und die Umzäunungen der Hürden; seine Augen glänzen im Dunkel und man behauptet, daß es in der Nacht besser als am Tage sehe. Kann man den Naturforschern trauen, so gleicht sein Geschrei dem Seufzen eines Menschen, der mit Anstrengung sich erbricht, oder vielmehr dem Gebälre eines Kalbes, wie Kämpfer, ein Augenzeuge, berichtet.

Die Hyäne vertheidigt sich gegen den Löwen, fürchtet den Panther nicht, greift die Unze an, die ihr keinen Widerstand leisten kann; wenn ihr die Beute abgeht, wühlt sie die Erde mit

den Füßen auf und zieht die Leichen von Thieren und Menschen, die man in den Ländern, welche sie bewohnt, auf den Feldern beerdigt, Felsenweise aus den Gräbern. Man findet sie beinahe in allen heißen Himmelsstrichen Asiens und Afrikas, und es scheint, daß das Thier, was man auf Madagascar Farasse nennt, und das an Gestalt dem Wolfe sehr gleicht, aber größer, stärker und grausamer ist, wohl die Hyäne seyn könne.

Von wenigen Thieren hat man so unsinnige Geschichten erzählt, als von der Hyäne. Die Alten haben in allem Ernste berichtet, daß die Hyäne abwechselnd Männchen und Weibchen sey; ein ganzes Jahr hindurch bleibe sie Weibchen, trage, werfe, säuge und erziehe ihre Jungen; im folgenden Jahre aber übernehme sie die Verrichtung des Männchens und verhänge über ihre Gefährtin das Loos des Weibchens. Man erkennt leicht, daß dies Märchen keinen andern Grund hat, als die spaltenförmige Oeffnung, welche das Männchen wie das Weibchen, und unabhängig von den eigentlichen Zeugungs-Organen besitzt; die Geschlechts-Theile der Hyäne gleichen aber denen aller andern Thiere. Man hat ferner erzählt, daß sie die Stimme des Menschen nachahme, die Namen der Schäfer behalte, sie rufe, bezaubere, anhalte und unbeweglich mache; zu gleicher Zeit die Schäferinnen zum Laufen bringe, sie ihre Heerden vergessen, wahnsinnig vor Liebe mache &c. Dies alles kann sich ohne die Hyäne ereignen; ich ende, damit man mir nicht vorwerfe, was ich am Plinius tadle, der ein Vergnügen darin zu finden scheint, diese Fabeln zusammen zu stellen und nach zu erzählen.

Wir geben hier die Abbildung einer weiblichen Hyäne, die auf der Messe von Saint-Germain im Jahre 1773 gezeigt ward; die früher von uns mitgetheilte war nicht genau, weil der Zeichner Schwierigkeiten hatte, die Hyäne in eine Stellung zu bringen, worin sie gut beschaut werden konnte. Die erste Hyäne war sehr grimmig; die hingegen, von welcher wir die Abbildung liefern, sehr sanft, weil sie von Jugend auf gezähmt worden war; obgleich ihr Herr sie oft mit einem Stocke reizte, damit sie vor den Zuschauern die Mähne emporsträube, schien sie sich einen Augenblick nachher dessen nicht mehr zu erinnern; sie spielte mit ihrem Herrn, der ihr ohne

Furcht die Hand in den Rachen steckte. Uebrigens war diese Hyäne durchaus von derselben Art und gleich in allem der, deren Beschreibung wir gegeben haben; wir haben derselben nichts weiter hinzusehen, als daß die letzte Hyäne einen ganz weißen Schweiß ohne irgend eine Beimischung einer andern Farbe hatte. Sie war etwas größer als die erste; sie besaß, mit einer Schnur von der Spitze der Schnauze bis zur Schwanzwurze gemessen, 3 Fuß 2 Zoll, und trug den Kopf noch tiefer gebückt, als dies der Fall in der Zeichnung zu seyn scheint; ihre Höhe betrug 2 Fuß 3 Zoll; ihr Haar war weiß, mit größern und kleinern schwarzen Flecken, sowohl auf dem Körper als an den Beinen untermischt und gestreift.

In dem südlichen Theile der Insel Meroe lebt eine Hyäne, die weit größer und dicker als die in der Berberei ist; sie hat auch einen im Verhältnisse längeren Körper und eine länger gezogene Schnauze, welche mehr der Schnauze des Hundes gleicht. Durch diese Bildung hat ihr Rachen eine weit breitere Oeffnung erhalten. Dies Thier ist so stark, daß es leicht einen Menschen auffaßt und ihn 1 bis 2 Stunden forträgt, ohne ihn niederzulegen. Es hat ein sehr hartes, brauneres Haar, als die andre Hyäne besitzt; die Querstreifen sind schwärzer; die Mähne ist nicht gegen den Kopf, sondern gegen den Schweiß gerichtet. Hr. Ritter Bruce hat zuerst berichtet, daß diese Hyäne, sowie die in Syrien und in der Berberei und wahrscheinlich auch alle andern Arten einen sonderbaren Fehler besitzen; sobald man sie nemlich nöthigt, sich in Bewegung zu setzen, hinken sie mit dem linken Beine; dies dauert ungefähr hundert Schritte und ist so stark, daß es das Ansehn hat, als werde das Thier auf die linke Seite fallen, gleich einem Hunde, dem man das linke Hinterbein verlegt hat.

Die Civette oder die Bisamkatze

und

das Zibetthier.

Viverra Genetta et Viverra Zibetha. La Civette et le Zibet.

Die Mehrzahl der Naturforscher sind der Meinung gewesen, daß es nur eine Thierart gebe, welche den Moschus liefert, und Civette heiße; wir haben 2 dieser Thiere gesehen, die sich allerdings in den wesentlichen Verhältnissen der innern wie äußern Bildung gleichen, doch durch eine so hinlängliche Anzahl

anderer Merkmale von einander unterschieden werden, daß man sie wirklich als zwei verschiedne Thierarten ansehen kann. Für das erste dieser Thiere haben wir den Namen Civette beibehalten und zur Unterscheidung das zweite mit dem Namen Zibet belegt; die Civette, von welcher wir hier die Abbildung liefern, scheint uns dieselbe zu seyn, welche von den Herren der Königl. Akademie der Wissenschaften in ihren Denkwürdigkeiten zur Geschichte der Thiere beschrieben worden ist; wir glauben ebenfalls, daß sie ein und dasselbe Thier mit der Civette des Cajus in Gesner, Seite 837, und mit der, von welcher Fabius Columna die Abbildungen des Männchens wie des Weibchens in dem Werke des Johann Faber, was eine Fortsetzung des Werkes von Hernandez ist, gegeben hat.

Die zweite Art, welche wir Zibet nennen, ist uns als dasselbe Thier erschienen, was Hr. de La Peyronie unter dem Namen Bisamthier in den Denkwürdigkeiten der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1731 beschrieben hat; beide unterscheiden sich von der Bisamkatze durch dieselben Merkmale: beide haben keine Mähne oder vielmehr lange Haare auf dem Rückgrath; dagegen besitzen sie stark hervortretende Ringe auf dem Schwanz, während die Civette weder Mähne noch Ringe hat; inzwischen muß ich einräumen, daß unser Zibetthier und das Bisamthier des Hrn. de La Peyronie sich nicht vollkommen gleichen, um jeden Zweifel an der Identität der Art aufzuheben; die Ringe des Schweifes sind an dem Zibet breiter, als beim Bisamthiere, es hat kein doppeltes Halsband und einen im Verhältnisse zu seinem Körper kürzeren Schwanz; diese Abweichungen aber scheinen uns von keinem Gewichte und könnten wohl nur zufällige Verschiedenheiten seyn, denen die Civetten mehr als die andern wilden Thieren ausgesetzt seyn müssen, da man sie an mehreren Orten der Lavante und Ostindiens als Hausthiere aufzieht und ernährt; gewiß aber ist es, daß unser Zibetthier dem Bisamthiere des Hrn. de La Peyronie weit näher kommt als der Bisamkatze und man sie deshalb als Thiere derselben Art betrachten kann, da es überdies noch nicht über alle Zweifel hinaus bewiesen ist, daß die Bisamkatze und das Zibetthier keine Spielart einer einzigen Art sind; denn wir wissen noch nicht, ob diese Thiere sich nicht vermischt und miteinander zeugen. Wenn wir also sagen, daß sie uns als verschiedene Arten vorkommen, so ist dieses

keine unbedingte Entscheidung, sondern nur eine sehr starke Vermuthung, die sich auf die bleibende Verschiedenheit ihrer Charaktere gründet, und diese Beständigkeit der Abweichung ist es eben, welche gewöhnlich die wirklichen Arten von den eigentlichen Spielarten trennt.

Das Thier, dem wir den Namen Civette gegeben haben, heißt auf Madagaskar *Falanoue*, in Congo *Nzime* oder *Nzusi*, in Ethiopien *Kankan* und in Guinea *Kastor*. Unsere Abbildung stellt die Civette von Guinea dar, denn wir sind sicher, daß die, welche wir besaßen, lebendig aus Guinea nach Saint-Domingo an einen unserer Correspondenten überbracht wurde und dieser, nachdem er sie einige Zeit daselbst gefüttert, sie tödten ließ, um sie desto leichter uns zu übersenden.

Das Zibetthier ist wahrscheinlich die Civette aus Asien, Ostindien und Arabien, in welchem letzteren Lande man sie *Zebet* oder *Zibet* nennt, was auch im Arabischen den wohlriechenden Saft dieses Thieres bezeichnet, und den wir zur Benennung desselben Thieres angenommen haben. Das Zibetthier unterscheidet sich von der Civette durch einen länger gestreckten und weniger dicken Körper und durch eine freiere plattere Nase, die am obern Theile etwas ausgehöhlt ist, wogegen die Schnauze der Civette dicker, kürzer und etwas rundlich erhaben ist. Es hat auch größere und breitere Ohren, einen längeren und stärker mit Flecken und Ringen bezeichneten Schwanz und viel kürzeres weiches Haar, keine Mähne, d. h. keine längeren Haare als die andern auf dem Halse oder längs dem Rückgrath, kein Schwarz unter den Augen und auf den Backen, besondere Kennzeichen, die bei der Civette sehr bemerklich sind. Einige Reisenden hatten schon vermutet, daß es zwei Arten von Bisamfahnen gebe, aber keiner hatte sie noch genau genug beobachtet, um sie zu beschreiben. Wir haben sie beide gesehen und nach einer sorgfältigen Vergleichung die Ansicht gefaßt, daß sie verschiedner Art sind und vielleicht auch in verschiedenen Himmelsstrichen wohnen.

Man hat diese Thiere Bisamfahnen oder Zibetfahnen genannt, inzwischen haben sie nichts mit den Katzen gemein, als die Körperbehendigkeit; sie gleichen, besonders in der Kopfbildung, dem Fuchse. Ihr Pelz ist mit Streifen und Flecken gezeichnet, was mehrere Reisenden, die sie nur aus der Ferne

sahen, veranlaßt hat, sie für kleine Panther zu halten; sie sind aber in jeder Hinsicht vom Panther verschieden. Es gibt ein Thier, was man Genette (spanische Bisamkatze) nennt, was auf dieselbe Weise gefleckt ist, beinahe dieselbe Kopfbildung hat und wie die Civette einen Sack, in welchem eine wohlriechende Flüssigkeit ausschwißt, besitzt; die Genette ist aber kleiner als die Civette und hat weit kürzere Beine und einen viel schwächern Körper; ihr wohlriechender Stoff ist schwächer und erhält sich nicht lange; dagegen ist der Bisam der Civette sehr stark und der des Zibetthiers ungemein kräftig und noch durchdringender als der der Civette. Die Riechstoffe befinden sich in der Oeffnung, welche neben den Zeugungstheilen dieser Thiere liegt; es ist eine dicke Flüssigkeit von der Consistenz der Pomade, die, ungeachtet ihrer Stärke und selbst unmittelbar vom Thiere genommen, einen angenehmen Geruch hat. Man darf aber diesen Stoff der Civette nicht mit dem Moschus verwechseln, der eine blutartige Feuchtigkeit ist, die man von einem Thiere gewinnt, das sich von der Civette oder dem Zibetthiere durchaus unterscheidet; das Moschus-Thier ist eine Art Reh, ohne Geweih, oder Ziege ohne Horn, das mit den Civetten keine andere Aehnlichkeit hat, als wie sie einen starken Riechstoff zu liefern.

Diese beiden Civetten-Arten sind mithin nie genau von einander unterschieden worden; beide werden manchmal mit dem wohlriechenden Wiesel *), mit der Genette und dem Moschusthiere verwechselt; man hat sie sogar für die Hyäne genommen. Belon, der eine Abbildung und Beschreibung der Civette geliefert hat, behauptet, daß sie die Hyäne der Alten sey; sein Irrthum ist um so verzeihlicher, da er nicht ohne allen Grund und es gewiß ist, daß die meisten Fabeln, welche die Alten über die Hyäne in Umlauf gesetzt haben, von der Civette hergeleitet worden sind; die Liebestränke, die man aus gewissen Theilen der Hyäne bereitet und die Stärke dieser Tränke, als Reiz mittel der Liebe, weisen hinlänglich auf die erregende Kraft

*) Aldovrande sagt, daß das wohlriechende Wiesel, das man in Virginien Cāsam nenne, die Civette sey. (Aldr. de quadrup. digit. p. 342). Dieser Irrthum ward von Hans Sloane aufgenommen, der in seiner Geschichte von Jamaika berichtet, daß Civetten in Virginien leben.

hin, welche man an der Bisam-Pommade kennt, der man sich zu diesem Zwecke noch jetzt im Morgenlande bedient.

Was die Alten über die Ungewißheit des Geschlechts bei der Hyäne gesagt haben, paßt weit besser auf die Civette, denn das Männchen hat keine andern äußern Geschlechtstheile als 3 Spalten, die vollkommen denen beim Weibchen gleich sind und ähnelt durch diese äußern Theile dem Weibchen in einem solchen Grade, daß man sich von der Verschiedenheit des Geschlechts nur durch Zergliederung überzeugen kann; die Öffnung, worin sich die Flüssigkeit oder vielmehr der dicke wohlriechende Stoff befindet, liegt zwischen den beiden andern und auf der graden Linie vom Heiligenbeine bis zum Schaambeine.

Ein andrer Irrthum, der weit mehr verbreitet ist, als der des Beson, rührt von Gregor Bolivar her und betrifft die Himmelsstriche, worin die Civette lebt; nachdem er gesagt hat, daß sie in Ostindien und in Afrika häufig ist, versichert er mit Bestimmtheit, daß sie in allen Ländern Südamerikas, sogar in sehr großer Anzahl, angetroffen werde. Diese Behauptung, die Faber uns überliefert hat, schrieb Aldovrande nach, und ward später von allen, welche über die Civette geschrieben haben, wiederholt; gewiß ist es unterveffen, daß die Civetten ursprünglich den heißesten Ländern des alten Festlandes angehören, die durch den Norden nicht in die neue Welt wandern konnten und daß es in der That keine andern Civetten in Amerika gegeben hat, als die, welche von den Philippinen und den Küsten Afrikas dahin verpflanzt worden sind. Da die Behauptung des Bolivar bestimmt bejahend und die meinige nur vermuthend ist, bin ich verpflichtet, besondere Gründe anzugeben, welche im Stande sind, die Falschheit der Thatfache zu beweisen. Ich führe hier die ganze Stelle des Faber *) an, damit

*) „Hoc animal (zibethicum scilicet) nascitur in multis Indiae, orientalis atque occidentalis partibus, cujusmodi in orientali sunt provinciae Bengala, Ceylan, Sumatra, Java major et minor, Malipur, ac plures aliae . . . In Nova-Hispania vero sunt provinciae de Quatemala, Campege, Nicaragua, de Vera-Cruce, Florida, et magna illa insula Sancti Dominici aut Hispaniola, Cuba, Mantalino, Guadalupa et aliae . . . In regno Peruano animal hoc magna copia reperitur, in Paraguay, Tucuman, Chiraguanas, Sancta-Cruce de la Sierra, Yungas, Andes, Chiachiapoias, Quizos, Timana, Novo Regno

DER ZIBETH, ODER DIE ASIATISCHE ZIBETHKATZE.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Fleischfresser.

Gruppe: Pfotentreter. Gattung: Zibethkatze. (Civior) Pl. 61.



DIE GENETTE, ODER GENISTKATZE.

Ordnung: Raubthiere..... id... id.

man selbst urtheilen könne, so wie die Bemerkungen, die ich in dieser Hinsicht zu machen habe.

Erstens. Die Abbildung, welche Faber. (S. 538) mittheilt, war ihm von Recchi ohne Beschreibung übermacht worden, *) die Zeichnung hatte als Inschrift „animal zibethicum americanum“ (amerikanisches Zibetthier); sie gleicht in keinem Punkte der Civette oder dem Zibet, sondern stellt weit eher einen Dachs vor.

Zweitens. Faber gibt die Beschreibung und Abbildung einer männlichen und weiblichen Civette, welche unserm Zibet

„et in omnibus provinciis magno flumine Maragone confinitus, quae circa hoc fere sine numero ad duo leucarum millia sunt extensae. Multo adhuc plura ejusmodi animalia nascuntur in Brasilia, ubi mercatura vel cambium zibethi sive algaliae exercitatur.“ (*Novae-Hisp. anim. Nardi Antonii Recchi imagines et nomina, Joannis Fabri Lyncei expositione, p. 539.*) (Dies Thier, nemlich das Zibetthier, lebt in vielen Ländern Ost- und Westindiens; in Ostindien sind es Bengalen, Ceylan, Sumatra, Groß- und Klein-Java, Malipour und mehrere andre; in Neuspanien hingegen sind es die Gegenden von Guatimala, Campeche, Nicaragua, Vera-Cruz, Florida und die große Insel St. Domingo oder Hispaniola, Cuba, Mantafino, Guadalupe und andere. Im Königreiche Peru wird dies Thier in großer Anzahl gefunden, wie in Tucuman, Chiraguana, Sancta-Cruz de La Sierra, Mungas, Andes, Chiachiaroias, Quizos, Limana und in allen Gegenden, welche in der Nähe des großen Maranonflusses liegen und die sich fast grenzenlos bis auf 2000 Stunden ausdehnen. In größrer Menge findet man dies Thier noch in Brasilien, wo ein starker Handel oder Tausch mit dem Zibet- oder Algaliathier getrieben wird. (Die Thiere von Neuspanien nach den Abbildungen und mit dem Namen des Nardi Antonii Recchi und mit der Erklärung des Johann Faber. S. 539.)

*) In der Vorrede zu den Erklärungen der von ihm abzuhandelnden Thiere sagt Faber: „Non itaque sis nescius, hos in animalia quos modo commentarios edimus, mera nostra conscriptos esse industria ac conjectura, ad quasnam animantium nostrorum species illa reduci possint, quum in autographo, praeter nudum nomen et exactam picturam, de historia nihil quidem reperiatur (p. 465).“ (Dem Leser möge es nicht vorenthalten werden, daß die Erklärungen der Thiere, die wir herauszugeben im Begriffe sind, rein aus unsern Nachforschungen hervorgegangen sind und nur auf unsern Vermuthungen beruhen, so wie die mögliche Zurückführung derselben auf die Arten unser Thiere, indem in der Handschrift außer dem nackten Namen und der genauen Abbildung über die Naturgeschichte derselben nichts vorhanden war.) (S. 465.)

gleichen; aber die Civetten sind nicht dasselbe Thier mit dem der ersten Zeichnung; *) die beiden andern Zeichnungen stellen keine amerikanischen Thiere dar, sondern Civetten aus der alten Welt, die Fabius Columna, Kollege des Faber an der Akademie des Lyncäums zu Neapel, hatte zeichnen lassen und deren Abbildung und Beschreibung er dem Faber übersandte.

Drittens. Nachdem er in Betreff der Himmelsstriche, worin die Civette lebt, das Zeugniß des Gregor v. Bolivar angeführt hat, bewundert er das große Gedächtniß des Bolivar **) und sagt, daß er aus seinem Munde diesen Bericht mit allen seinen Umständen vernommen habe. Diese 3 Bemerkungen würden schon allein hinreichen, das sogenannte animal zibethicum americanum, so wie die Behauptungen, welche Faber dem Bolivar verdankt, sehr verdächtig zu machen; was aber den Irrthum völlig aufdeckt, ist, daß man in einem kleinen Werke des Fernandes über die Thiere Amerikas am Ende des Bandes, welcher die Naturgeschichte von Mexiko von Fernandes, Recchi und Faber enthält, eine Stelle (Kap. XXIV pag. 11) findet, welche dem Bolivar förmlich widerspricht und

*) Faber ist selbst genöthigt, einzugestehn, daß diese Abbildungen nicht ähnlich sind. „Quantum haec icon ab illa mexicana differat, ipsa pagina ostendit. Ego climatis et regionis differentiam plurimum posse non nego (p. 581).“ (Wie sehr diese Zeichnung von der mexikanischen abweicht, zeigt das Bild selbst. Ich läugne nicht, daß die Verschiedenheit des Klimas und des Landes sehr viel vermöge.) (S. 581.)

**) „Miror profecto Gregorii nostri summam in animalium perquisitione industriam et tenacissimam eorum quae vidit unquam memoriam. Juro tibi, mi lector, haec omnia quae hactenus ipsius ab ore et scriptis hausi, et posthac dicturus sum plura rarioraque illius ipsum ope libri memoriter descriptisse, et per compendium quodam modo (quum inter colloquia protractione et jam plura afferat) quantum contraxisse (p. 540).“ (Ich bewundere in der That an unserm Gregor den höchsten Fleiß in Erforschung der Thiere und das ungemein starke Gedächtniß, mittelst dessen er sich aller Thiere, die er gesehen, erinnerte. Ich schwöre dir, mein Leser, daß ich alles, was ich bisher gesagt, aus seinem Munde und seinen Schriften genommen habe und daß ich das, was ich noch mehr und noch Selteneres sagen werde, aus dem Gedächtnisse Gregors mit Hülfe jenes Werks beschrieb und in eine Art von Abriss zusammen gezogen habe, da die Unterredungen mit ihm zu weitläufig waren und sich auch auf mehrere andre Gegenstände bezogen.) (S. 540.)

wo Fernandes versichert, daß die Civette kein einheimisches Thier von Amerika ist; daß man aber zu seiner Zeit angefangen habe, einige derselben von den Philippinen nach Neuspanien überzusiedeln. Verknüpft man dies bestimmte Zeugniß des Fernandes mit dem aller Reisenden, die berichten, daß die Bisamkaten auf den Philippinen, in Ostindien und Afrika sehr häufig sind und von denen keiner bemerkt, welche in Amerika gesehen zu haben; kann man keinen Zweifel mehr gegen die Behauptung, die wir in der Aufzählung der Thiere beider Festländer aufgestellt haben, hegen; indem es ausgemacht ist, daß, ohngeachtet alle Naturforscher das Gegentheil geschrieben haben, die Civette kein ursprüngliches amerikanisches Thier ist; sondern den heißen Himmelsstrichen des alten Festlandes eigenthümlich angehört und in der neuen Welt erst angetroffen wird, nachdem sie dorthin verpflanzt worden ist. Wäre ich nicht selbst gegen diese Art Mißgriffe, die nur zu häufig sind, auf meiner Hut gewesen, würde ich unsre Civette für ein amerikanisches Thier ausgegeben haben, weil sie uns aus St. Domingo übersandt worden ist; ich suchte aber das Memoir und das Schreiben des Hrn. Paget, der sie uns überschieft hat, auf und fand, daß sie aus Guinea herkommen. Ich bestreite auf allen diesen Thatfachen als auf eben so vielen Beweisen der allgemeinen Regel der wahrhaften Verschiedenheit, welche zwischen allen Thieren der heißen Länder beider Festländer herrscht.

Die Civette und das Zibetthier gehören mithin beide der alten Welt an; die äußern Verschiedenheiten, wovon sie sich von einander unterscheiden, haben wir schon früher angegeben; die der innern Theile und der Bildung der Behälter, welche den wohlriechenden Stoff aufbewahren, sind von den Herren Morand und de La Peyronie so trefflich bezeichnet und die Behälter selbst mit so vieler Sorgfalt beschrieben worden, daß ich nur ihre Angaben wiederholen könnte. In Betreff dessen aber, was uns noch über diese Thiere zu sagen übrig bleibt, als da sind Kennzeichen, die sie beide mit einander gemein haben, oder Thatfachen, von denen es schwer hält, sie dem einen Thiere eher als dem andern beizulegen, so haben wir geglaubt, das Gesammte in einen und denselben Artikel vereinigen zu können.

Die Civetten, d. h. die Civette und das Zibetthier, denn ich werde mich jezt zur Bezeichnung beider dieses Namens in der Mehrzahl bedienen; die Civetten also, obwohl ursprünglich aus den heißesten Klimaten Afrikas und Asiens herkommend, können doch in den gemäßigten und selbst kalten Ländern leben, wenn man sie sorgfältig vor den Unbilden der Witterung schützt und ihnen saftige und wohlgenährte Nahrung reicht; man ernährt eine ziemlich große Anzahl derselben in Holland, wo man mit ihrem Riechstoffe Handel treibt. Unsre Kaufleute ziehen den in Amsterdam bereiteten Bisam dem vor, welcher aus der Levante oder aus Ostindien kommt, weil dieser gewöhnlich nicht so rein ist; der aus Guinea würde der beste von allen seyn, wenn ihn nicht die Neger, wie die Ostindier und die Bewohner der Levante verfälschten und ihn nicht mit Pflanzensäften, als Ladangummi, Storax und andern balsamischen und wohlriechenden Stoffen versetzten. Um den Riechstoff zu gewinnen, stellen sie das Thier in einen engen Käfig, in welchem es sich nicht herum drehen kann; öffnen den Käfig von hinten, ziehen das Thier mit dem Schweife zu sich, zwingen es in dieser Stellung zu beharren, indem sie durch die Stäbe des Käfigs einen Stock auf die Weise stecken, daß die Hinterbeine des Thiers eingengt werden; hierauf bringen sie einen kleinen Krügel in den Sack, der den Riechstoff enthält, reiben sorgfältig mit demselben die innern Wandungen des Sackes und thun den Stoff, welchen sie aus demselben nehmen, sorgfältig in ein bedecktes Gefäß. Man wiederholt 3- oder 4mal in der Woche dieses Geschäft; die Menge des Riechstoffes hängt viel von der Eßlust und Beschaffenheit der Nahrung des Thieres ab, es liefert um so mehr, je besser und feiner seine Nahrung ist; rohes und gehacktes Fleisch, Eier, Reis, kleine Thiere, Vögel, junges Geflügel und vor allem Fische sind die Speisen, mit denen man es füttern und mit denselben auf eine Weise abwechseln muß, daß seine Gesundheit erhalten und seine Eßlust geschärft werde. Es bedarf nur wenig Wasser und, obwohl es sehr selten säuft, harnt es doch häufig und man kann das Männchen und das Weibchen durch die Art, wie sie ihren Harn lassen, nicht unterscheiden.

Der Riechstoff dieses Thieres ist so scharf, daß er sich allen Theilen seines Körpers mittheilt; die Haut ist davon geschwängert und der Körper in einem Grade davon durchdrun-

gen, daß der Geruch sich noch lange Zeit nach ihrem Tode erhält, und während ihrem Leben ist der Geruch so stark, daß man denselben kaum aushalten kann, besonders, wenn man sich mit ihnen an einem Orte befindet. Wenn man es durch Erzürnung erhißt, wird dieser Geruch noch weit stärker und, wenn man sie bis zum Schweiße quält, kann man den Schweiß sammeln, der ebenfalls sehr stark riecht und den man zur Verfälschung oder doch zur Vermehrung des echten Riechstoffes gebraucht.

Die Civetten sind von Natur aus wild und selbst ein wenig grimmig; dennoch zählt man sie leicht, zum wenigsten in einem solchen Grade, daß man sich ihnen nähern und sie selbst ohne große Gefahr mit der Hand anfassen kann; sie haben starke und scharfe Zähne, ihre Klauen dagegen sind schwach und abgestumpft; sie sind behende und selbst leicht, obwohl ihr Körper ziemlich dick ist, springen wie die Rahe und können laufen wie die Hunde. Sie leben von der Jagd, überfallen und verfolgen kleine Thiere und Vögel und suchen wie die Füchse in die Höfe zu dringen, um das Geflügel weg zu tragen. Ihre Augen glänzen in der Nacht und es sieht zu glauben, daß sie im Dunkeln sehn. Mangeln ihnen Thiere, fressen sie Wurzeln und Früchte; sie saufen wenig und bewohnen nicht feuchte Gegenden; hausen aber gerne im brennenden Sande und auf unfruchtbaren Bergen. In ihrem Heimathlande erzeugen sie in ziemlich großer Anzahl; in gemäßigten Gegenden hingegen pflanzen sie sich nicht fort, wenngleich sie dort leben können und wie in ihrem Vaterlande den wohlriechenden Stoff liefern. Sie besitzen eine stärkere Stimme und eine weniger raube Zunge als die Rahe; ihr Geschrei gleicht beinahe der Stimme eines erzürnten Hundes.

Man nennt im französischen Civette (Bisam) die ölichte und duftende Flüssigkeit, welche man von diesen Thieren gewinnt; in Arabien, Ostindien und in der Levante, wo man größern Gebrauch von ihr macht, heißt sie Zibet oder Algalia. Man bedient sich des Stoffes fast nicht mehr in der Arzneikunde; die Parfümiers und Conditoren mischen ihn noch unter ihre Wohlgerüche. Der Geruch des Bisam, wenngleich stark, ist doch milder als der des Moschus. Beide sind aus der Mode gekommen, als die Ambra oder vielmehr ihre Bereitungsweise bekannt wurde und selbst die Ambra, die noch

vor Kurzem der feinste und edelste Wohlgeruch war, hat ihren Ruf verloren und ist nicht mehr nach dem Geschmacke der feinen Welt.

* Hr. de Ladebat übersandte 1772 dem Hrn. Bertin, Minister und Staatssekretär, eine lebendige Civette. Dies Thier hatte der holländische Gouverneur des Forts la Mine, auf der Küste von Afrika, dem Kapitan eines Schiffes des Hrn. de Ladebat, Vater, 1770 geschenkt; 1772 ward es im November zu Bordeaux ausgeschifft; es kam sehr schwach an, aber nach einigen Tagen Ruhe gewann es Kräfte und wuchs in 5 bis 6 Monaten ungefähr 4 Zoll. Man ernährte es mit rohem und gekochtem Fleische, mit Fisch, Brähe, Milch, und trug Sorge, es im Winter warm zu halten; denn es schien von der Kälte sehr zu leiden und war, wenn es derselben ausgesetzt war, weniger boshaft.

Die Genette oder die Genistkaze

oder

die spanische Bisamkaze.

Die Genistkaze ist kleiner als die Civette, hat einen langgestreckten Körper, kurze Beine, spitzige Schnauze, schwächlichen Kopf, sanftes, weiches Haar von aschgrauer Farbe, glänzend und mit schwarzen Flecken gezeichnet, die auf den Seiten des Körpers rund und getrennt sind, aber auf dem Rücken so nahe an einander stehn, daß sie fortlaufende schwarze Streifen, welche sich über die ganze Länge des Körpers ausdehnen, zu bilden scheinen; auf dem Halse und längs dem Rückgrathe besitzt sie ebenfalls eine Art Mähne, oder längres Haar, das einen schwarzen fortlaufenden Streifen vom Kopfe bis zum Schwanz bildet; der Schweif ist so lang als der Körper und in seiner ganzen Ausdehnung mit 7 oder 8 abwechselnd weißen und schwarzen Ringen besetzt. Die schwarzen Flecken am Halse sind streifenförmig und unter jedem Auge erblickt man einen stark hervortretenden weißen Fleck. Die Genistkaze hat unter dem Schweife und an derselben Stelle wie die Civette einen Deffnung oder einen Sack, in welchem eine Art wohlriechenden Stoff, aber schwach und der seinen Geruch nicht lange bewahrt, ausgeschieden wird. Sie ist ein wenig größer als der Steinmarder, der ihr in Hinsicht der Körpergestalt wie im

Naturell und in Gewohnheiten sehr ähnlich ist; nur scheint die Genette leichter gezähmt zu werden. Belon berichtet, daß er Genestaken in Häusern von Konstantinopel gesehen habe, die so zahm waren, als Katzen, und die man überall herumlaufen ließ, ohne daß sie Schaden anrichteten. Man nannte sie konstantinopolitanische, spanische Katzen, Genestaken, obgleich sie mit den Katzen nichts gemein haben, als die Kunst, Mäusen aufzufauern und sie zu fangen; weil sie kaum anderswo angetroffen werden, als in der Levante und Spanien, hat man ihnen wahrscheinlich die Namen dieser Länder beigelegt; denn der Name Genette oder Genestake rührt nicht aus den alten Sprachen her und ist wahrscheinlich ein neuer Name, der von irgend einem mit Ginster bepflanztan Ort hergenommen ward; man weiß, daß der Ginster sehr häufig in Spanien ist, wo man auch Pferde von einer gewissen Rasse Ginsterpferde nennt. Die Naturforscher behaupten, daß die Genetten nur feuchte Derter und die Nähe der Bäche bewohnen und nicht auf Bergen und in trocknen Gegenden angetroffen werden. Die Art ist nicht zahlreich, zum wenigsten nicht sehr verbreitet; man findet keine in Frankreich und in keinem andern Lande von Europa, mit Ausnahme von Spanien und der Türkei. Sie bedarf eines heißen Klimas, um fortzudauern und sich zu vermehren; doch scheint es nicht, daß sie in den heißesten Ländern Afrikas und Ostindiens lebe; denn die Fossane, welche man Genestake von Madagaskar nennt, ist von verschiedner Art, über die wir im folgenden Artikel sprechen werden.

Die Haut dieses Thiers liefert ein leichtes und sehr niedriges Pelzwerk; vor einigen Jahren waren die Muffen aus den Fellen der Genestaken in der Mode und wurden theuer verkauft; da man aber auf den Einfall gerieth, sie nachzumachen und graue Kaninchenselle mit schwarzen Flecken zu färben, fiel ihr Preis um drei Viertel und die Mode ging vorüber.

In dem Artikel Genette habe ich gesagt, daß die Art nicht sehr verbreitet sey und mit Ausnahme Spaniens und der Türkei weder in Frankreich noch in irgend einem andern europäischen Lande angetroffen werde; damals war es noch nicht in meiner Kunde gekommen, daß sich Genestaken in unsern südlichen Provinzen vorfinden und selbst in Poitou sehr häufig sind, wo sogar die Bauern sie unter dem Namen Ge-

netten kennen und versichern, daß sie nur an feuchten Orten und auf den Ufern der Bäche wohnen.

Hr. Abbe Roubaud, Verfasser der Zeitschrift für Ackerbau und mehrerer andern nützlichen Werke, war der Erste, welcher dem Publikum bekannt machte, daß dies Thier in Frankreich im Stande der Freiheit lebe; er hat mir sogar dies Jahr, 1775, eine übersandt, die zu Civray in Poitou getödtet wurde und die, abgesehn von einigen Abweichungen, die sich in den Haarfarben vorfinden, wirklich dasselbe Thier mit der Geniſtkaze in Spanien ist. Genetten befinden sich auch in den benachbarten Provinzen.

„Seit 30 Jahren, während ich in der Provinz von Rouergue wohne, schreibt Hr. Despeche, habe ich immerfort gesehn, daß Landleute, besonders im Winter, todte Geniſtkazen einem Kaufmann brachten, der mich versicherte, daß sie zwar nur in geringer Zahl sich in der Umgegend der Stadt Villefranche aufhalten und im Winter fast wie die Kaninchen in Erdböchern wohnen. Wenn es nöthig ist, kann ich todte Exemplare überschicken.“

Wir geben hier die Beschreibung einer Genette, die un- hinlänglich von der spanischen Geniſtkaze abzuweichen scheint, um eine besondre Beschreibung zu verdienen. Man zeigte sie 1772 auf der Messe von Saint Germain; sie war wild und suchte zu beißen. Ihr Herr hielt sie in einem engen und runden Käfig verschlossen, so daß es schwer war, sie abzuzeichnen. Man fütterte sie nur mit Fleisch. Sie besaß die Gesichtsbildung und alle Hauptcharaktere der Genette, einen langen feinen Kopf, eine langgezogene, über den Unterkiefer hervorstehende Schnauze, große Augen, enge Pupille, runde Ohren, das Haar auf dem Kopfe und Körper gefleckt, langen und stark behaarten Schweif. Sie war, wenngleich noch sehr jung, etwas größer als die spanische; denn in 3 bis 4 Monaten war sie bedeutend gewachsen. Wir konnten nicht erfahren, aus welchem Lande sie herrühre; ihr Herr hatte sie vor 7 oder 8 Monaten in London gekauft. Es ist ein lebhaftes und in steter Bewegung begriffenes Thier, das nur dann ruht, wenn es schläft.

Diese Geniſtkaze besaß eine Länge von 20 Zoll bei einer Höhe von $7\frac{1}{2}$ Zoll, war unter dem Halse stärker behaart, als die andre Genette; auch war ihr Haar auf dem ganzen Kör-

per länger; die ringförmigen Kreise auf dem Schwanze traten nicht so deutlich hervor; die Schnauzhaare waren viel größer und schwärzer und 2 Zoll 7 Linien lang; sie legten sich an die Backen und waren nicht grad und hervorstehend wie bei den Katzen und Tigern; die Nase war schwarz und die Nasenlöcher stark gewölbt; über die Nase zog sich ein schwarzer Streife, der sich zwischen den Augen ausdehnte und von zwei weißlichen Streifen umgeben war; über dem Auge befand sich ein weißer Fleck und unter demselben ein Streif von derselben Farbe; die Ohren waren schwarz, aber länger und an ihrer Grundfläche nicht so breit als die Ohren bei der andern Genette; das Haar des Körpers war grau-weiß, mit großen schwarzen Haaren untermischt, deren Widerschein schwarze Wellen zu bilden schien; der Rest des Körpers war auf dieselbe Weise gefleckt, sein Schwarz war aber schwächer; der untre Theil des Bauches weiß, die Schenkel und Beine schwarz, die Pfoten kurz; an jedem Fuße waren 5 Finger, die Klauen weiß und gekrümmt; der Schweif war 16 Zoll lang und an seinem Ursprunge 2 Zoll dick; das erste Drittel seiner Länge war wie der Körper gefärbt und mit kleinen, schwarzen, schlecht begrenzten Ringen versehen; die beiden andern Drittel waren bis zur Spitze schwarz.

	Zoll. Linien.	
Weite von der Schnauzspitze bis zum äußern		
Augenwinkel	—	1 8
Oeffnung des Auges von einem Winkel bis		
zum andern	—	— 9
Entfernung zwischen den äußern Augenwinkeln	—	— 11
Entfernung vom hintern Augenwinkel bis zum		
Ohre	—	— 11
Länge des Ohrs	—	1 5
Breite an seiner Grundfläche	—	1 —

Die Genestfaze vom Vorgebirge der guten Hoffnung. *)

Hr. Sonnerat, Correspondent des Kabinet's, hat uns die Zeichnung eines Thieres unter der Benennung Bisamfaze vom Vorgebirge der guten Hoffnung über-

*) Sie ist dieselbe mit der europäischen Genette.

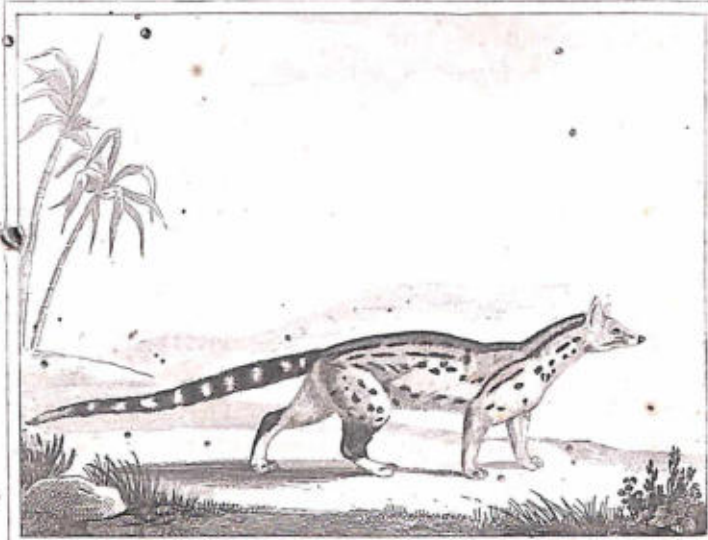
sandt, das uns aber zu der Gattung der Genette zu gehören scheint. Nach der Vergleichung, die wir mit ihr und der französischen Genestkaze, deren wir in diesem Bande erwähnten, und mit der spanischen angestellt haben, scheint sie uns die meiste Aehnlichkeit mit der letztern zu haben; doch unterscheidet sie sich von derselben durch die Farbe des Haares, das bei ihr viel weißer ist; sie hat nicht wie die andern einen weißen Flecken unter den Augen; denn ihr Kopf ist völlig weiß, während bei der spanischen die Backen wie der obere Theil der Schnauze schwarz sind; bei ihr sind ebenfalls die schwarzen Flecken des Körper anders vertheilt. Da die Länder des Vorgebirgs der guten Hoffnung sehr ferne von Spanien und Frankreich liegen, wo sich diese beiden Thiere befinden, so sind wir der Meinung, daß man diese dritte Genestkaze, die am äußersten Ende von Afrika lebt, eher für eine verschiedene Art, als für eine Spielart unsrer europäischen Genetten ansehen muß.

Der Ondatra und der Desman oder **die canadische und europäische Bisamratte,**

(*Sorex myogale*. L'ondatra et le Desman.)

Der Ondatra und der Desman sind zwei Thiere, die man nicht mit einander verwechseln darf, wenn gleich man sie beide Bisamratten nennt und sie einige Merkmale mit einander gemein haben; man muß sie ebenfalls vom Pilori oder der Bisamratte von den Antillen unterscheiden; diese drei Thiere sind von verschiedner Art und aus verschiednen Himmelsstrichen; der Ondatra befindet sich in Canada, der Desman in Lappland, Rußland, und der Pilori auf Martinique und auf den andern Antillen.

Der Ondatra oder die Bisamratte aus Canada unterscheidet sich vom Desman dadurch, daß er alle Zehen von einander getrennt, sehr sichtbare Augen und eine sehr kurze Schnauze besitzt; während der Desman oder die Bisamratte aus Lappland die Zehen der Hinterfüße durch eine Haut vereint, ungemein kleine Augen und eine langgezogene Schnauze wie die Spitzmaus hat. Beide haben einen platten Schweif und unterscheiden sich durch diese Bildung und noch durch mehre andre Charactere von dem Pilori oder der Bisamratte



1. DER ONDOTRA, ODER DIE BISAMRATTE VON CANADA.

Ordnung: Nager. Gattung: Ratte. (Cuvier.)

2. DER DESMAN, ODER DIE BISAMRATTE AUS LAPPLAND.

Ordnung: Raubthiere. Familie: Insectenfresser. Gattung: Desman. (Cuvier.)

auf den Antillen. Der Pilori-hat einen ziemlich langen, walzenförmigen Schweif wie alle Ratten, während er beim Ondatra und Desman sehr lang ist. Der Ondatra gleicht in der Bildung des Kopfes der Wasserratte und der Desman der Spitzmaus.

Man findet in den Denkwürdigkeiten der Akademie vom Jahre 1725 eine sehr weitläufige und treffliche Beschreibung des Ondatra unter der Benennung *Bisamratte*. Hr. Carassin, Königlichcr Arzt in Quebec und Correspondent der Akademie, hat sich damit beschäftigt, eine große Anzahl dieser Thiere zu zergliedern, an denen er manches Auffallende beobachtet hat. Wir können bei Vergleichung unsrer Beschreibung mit der seinigen nicht zweifeln, daß die canadische *Bisamratte*, deren Beschreibung er geliefert hat, unser Ondatra, d. h. das Thier sey, von dem wir hier die Abbildung geben.

Der Ondatra hat die Größe eines kleinen Kaninchens und die Gestalt einer Ratte. Sein Kopf ist klein und dem einer Wasserratte ähnlich, sein Haar glänzend und weich und mit einem sehr dichten Flaum unter dem ersten Haare beinahe wie der Biber versehen. Er hat einen langen mit kleinen Schuppen bedeckten Schweif, wie die andern Ratten, nur ist er anders gebildet; der Schwanz der gewöhnlichen Ratten ist fast walzenförmig und nimmt von seinem Ursprunge bis zu seiner Spitze an Dicke ab; der des Ondatra ist von der Mitte bis zum Ende stark abgeplattet und im Anfange, d. h. an seinem Ursprunge, etwas abgerundet; die abgeplatteten Flächen liegen nicht wagerecht sondern senkrecht, so daß es das Ansehn hat, als sey der Schweif in seiner ganzen Länge auf beiden Seiten zusammengedrückt worden; die Zehen werden nicht durch eine Haut vereint, dagegen sind sie mit langen, ziemlich gedrängt stehenden Haaren versehen, die zum Theil die Berrichtung der Haut vertreten und dem Thiere eine größere Leichtigkeit im Schwimmen gewähren. Er hat sehr kurze Ohren, aber nicht unbehaart, wie die Hausratte, sondern in- und auswärts stark mit Haaren besetzt; große Augen, die eine Oeffnung von 3 Linjen haben; 2 Schneidezähne von etwa 1 Zoll Länge im Unterkiefer und 2 andre kleinre in der obern Kinnlade; diese 4 Zähne sind sehr stark und dienen ihm, Holz zu nagen und zu zerschneiden.

Die auffallenden Eigenschaften, die Hr. Carrasin an diesem Thiere beobachtet hat, sind:

Erstens. Die Stärke und große Ausdehnung des Hautmuskels, weshalb das Thier durch Zusammenziehung seiner Haut seinen Körper zusammenpressen und ihm einen kleinern Umfang geben kann.

Zweitens. Die Geschmeidigkeit der falschen Rippen, welche dies Zusammenziehen des Körpers erlaubt, und das so bedeutend ist, daß die Bisamratte in Löcher dringen kann, welche weit kleinre Thiere nicht kriechen können.

Drittens. Die Weise, Harn zu lassen, bei dem Weibchen; denn die Harnröhre öffnet sich nicht, wie bei den andern Vierfüßern, unterhalb des Kihels, sondern in einer behaarten Hervorragung, welche auf dem Schaambeine liegt, und eine besondre Oeffnung zur Entleerung des Harnes besitzt, eine sonderbare Bildung, die sich nur bei einigen Thierarten, als bei den Ratten, Affen, findet, deren Weibchen drei Oeffnungen haben.

Man hat beobachtet, daß der Viber das einzige Thier ist, bei dem Harn und Koth in denselben Behälter, den man mit der Kloake der Vögel vergleichen kann, entleert werden. Die Weibchen der Ratten und Affen sind vielleicht die einzigen Thiere, bei welchen die Harnröhre und die Mündung derselben völlig getrennt von den Geschlechtstheilen sind; diese Abweichung findet sich aber nur bei den Weibchen, denn bei den Männchen derselben Arten öffnet sich die Harnröhre an der Spitze der Ruthe wie bei allen andern Arten der Vierfüßer. Hr. Carrasin bemerkt weiter:

Viertens. Daß die Hoden, welche, wie bei den andern Ratten, auf beiden Seiten des Afters liegen, zur Brunstzeit sehr anschwellen; sie werden, sagt er, dick wie Muskatnüsse; nach dieser Zeit aber nehmen sie ungeheuer ab und schrumpfen auf eine Weise zusammen, daß sie nicht mehr als eine Linie im Durchmesser haben; sie verändern nicht blos ihren Umfang, ihre Festigkeit und Farbe, sondern auch ihre Lage auf eine sehr merckliche Weise. Dasselbe findet bei den Saamenbläschen, rückführenden Gängen &c. statt; alle diese Organe der Zeugung verwachsen fast gänzlich nach der Zeit der Brunst. Die Hoden, welche in diesem Zeitraume nach Außen lagen und stark hervorstanden, ziehen sich in das Innere des Kör-

pers zurück; die, wie die andern Theile der Zeugung, mit der Fetthaut verknüpft sind oder von ihr umschlossen werden. Diese Haut vergrößert und verstärkt sich durch die Fülle der Nahrung bis zur Brunstzeit; die Zeugungsorgane, welche Fortsätze dieser Haut zu seyn scheinen, entwickeln, dehnen sich aus, schwellen an und erhalten dann ihre ganze Größe; wenn aber der Ueberschuß der Ernährung durch wiederholte Paarungen erschöpft ist, zieht sich die mager gewordene Fetthaut zusammen und tritt allmählig wieder mehr nach innen und in die Gegend der Nieren zurück; bei diesem Zurückziehen nimmt sie die zurückführenden Gefäße, die Saamenbläschen, die Nebenhoden und Hoden mit sich, welche in einem solchen Grade leicht, leer und rünzlich geworden sind, daß man sie kaum mehr erkennen kann. Dieselbe Erscheinung tritt bei den Saamenbläschen ein, die zur Zeit ihrer Anschwellung $1\frac{1}{2}$ Zoll lang sind, und später wie die Hoden auf 1 oder 2 Linien zurückgebracht werden.

Fünftens. Die Bläschen, welche den Bisam oder den Riechstoff dieses Thieres in Form einer milchigen Flüssigkeit enthalten und in der Nähe der Zeugungstheile liegen, erleiden dieselben Veränderungen; in der Brunstzeit sind sie sehr dick und angeschwollen; ihr Riechstoff ist sehr stark, kräftig und kann schon aus ziemlich großer Entfernung wahrgenommen werden. Diese Umwandlung der Bläschen, welche den Riechstoff enthalten, geht rascher und vollständiger vor sich als die der Zeugungstheile; zur Zeit der Brunst wird in diesen Behältern, welche beide Geschlechter mit einander gemein haben, eine Milch in reicher Menge ausgeschieden; die Bläschen besitzen Ausführungsgänge, welche beim Männchen an der Spitze der Ruthe und beim Weibchen in der Nähe des Kitzels sich öffnen und diese Absonderung geschieht und entleert sich beinahe an derselben Stelle, wo bei den andern Vierfüßern der Harn entleert wird.

Alle diese Merkwürdigkeiten, mit denen uns Hr. Carrafin bekannt gemacht hat, waren der Aufmerksamkeit eines geschickten Zergliederers würdig und man kann ihn nicht genug der wiederholten Mühe wegen loben, die er sich gegeben hat, um diese Zufälligkeiten der Natur herauszustellen und diese Veränderungen in allen ihren Zeitabschnitten uns zu lehren. Wir haben schon über die Veränderungen und Umwandlungen bei den

Geschlechtstheilen der Wasserratte, der großen Feldmaus und des Maulwurfs gesprochen, welche mit jenen an der Bisamratte fast übereinstimmen. Hier sind also Bierfüßer, welche in Hinsicht der Bildung in den meisten Punkten den andern Bierfüßern gleichen, bei denen aber die Geschlechtstheile, wie die Milch der Fische und wie die Saamengefäße des Tintenfisches, deren Veränderungen verschwinden und deren Wiederverzeugung wir beschrieben haben, sich erneuern und wieder verschließen. Dies sind jene feinen Schattirungen, durch welche die Natur im Geheimen die Wesen nähert, welche uns am entferntesten zu stehen scheinen; jene seltenen Beispiele und einsamen Stufen, die man nicht aus dem Gesichte verlieren darf, weil sie dem allgemeinen Systeme der Organisation der Wesen angehören und die entferntesten Punkte mit einander verbinden; es ist aber hier nicht der Ort, uns weitläufiger über die allgemeinen Folgerungen, die man aus diesen merkwürdigen Thatsachen ziehen kann, so wie über die unmittelbaren Beziehungen, worin sie mit unsrer Theorie der Zeugung stehen, auszulassen; ein aufmerksamer Geist wird sie schon im voraus ahnen und wir werden bald Gelegenheit haben, sie noch klarer darzustellen, indem wir die Gesamtmasse der andern Thatsachen, die hierauf Bezug haben, mit ihnen verbinden.

Da der Ondatra mit dem Biber dasselbe Land bewohnt, wie er, sich häufig im Wasser aufhält und im Kleinen beinahe dieselbe Gestalt, dieselbe Farbe und dasselbe Haar besitzt, hat man sie oft mit einander verglichen; man versichert sogar, daß man einen alten Ondatra für einen Biber, der noch nicht 1 Monat alt ist, nehmen könne; sie unterscheiden sich aber hinlänglich durch die Form des Schweifes, um keinen Mißgriff in dieser Hinsicht zu begehen. Bei dem Biber ist er länglich und wagerecht platt, bei dem Ondatra hingegen ist er sehr lang und senkrecht abgeplattet. Die Ondatra leben wie die Biber während dem Winter in Gesellschaft; sie bauen kleine Hütten, die ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß im Durchmesser haben und öfter noch größer sind, worin mehrere Familien vereint wohnen; nicht in der Absicht der Murrelthiere, 5 bis 6 Monate dort zu schlafen, sondern bloß, um sich gegen die Strenge der Luft unter Dach und Fach zu bringen; die Hütten sind rund und mit einem Gewölbe von einem Fuß Dicke überdeckt; Kräuter, durchflochtene Birnen, untermischt mit fetter Erde, die sie mit den Füßen

Kneten, sind ihre Baustoffe. Ihre Behausungen sind gegen den Regen undurchdringlich und sie legen Stufen oder Tritts-
 ings in denselben an, um nicht von Ueberschwemmungen erreicht zu werden. Die Hütte, welche ihnen zur Zufluchtsstätte dient, wird im Winter von Eis und Schnee von mehren Fuß bedeckt, ohne davon belästigt zu werden. Sie häufen wie die Biber keine Vorräthe zum Lebensunterhalte an; sondern graben unter und in der Umgegend ihrer Wohnung Löcher und Gänge, um Wasser und Wurzeln zu suchen. Auf diese Weise bringen sie den Winter traurig hin, wenn sie auch in Gesellschaft leben, denn er ist nicht die Zeit der Liebe bei ihnen; während dieser ganzen Zeit sind sie des Himmelslichtes beraubt; wenn daher der Hauch des Frühlings den Schnee schmilzt und die Spitzen ihrer Wohnungen aufdeckt; öffnen die Jäger ihr Gewölbe, betäuben sie durch den plötzlichen Einfall des Lichts und tödten oder ergreifen Alle, welche nicht Zeit hatten, die unterirdischen Gänge, die sie angelegt haben und die ihnen als letzter Zufluchtsort, wohin sie doch noch verfolgt werden, dienen, zu erreichen.

Ihr Fell ist kostbar und ihr Fleisch nicht übel zu essen. Die, welche das Glück haben, den Nachstellungen der Jäger zu entgehen, verlassen fast zur selben Zeit ihre Wohnungen; im Sommer streichen sie herum, aber immer zu zwei, denn er ist die Zeit ihrer Liebe. Sie leben von Gräsern und ernähren sich reichlich von den neuen Erzeugnissen, welche die Oberfläche der Erde ihnen darbietet; die Fetthaut dehnt sich aus, vergrößert und füllt sich mit dem Ueberflusse dieser guten Nahrung an; die Bläschen erscheinen und füllen sich von Neuem; die Zeugungstheile entronzeln sich und schwellen an und die Thiere erhalten einen so starken Moschusgeruch, daß er nicht zu ertragen ist; man riecht ihn schon von ferne; obwohl den Europäern angenehm, mißfällt er den Wilden so sehr, daß sie einen Fluß, auf dessen Ufern die Bisamratten, die sie auch Stinkratten nennen, in großer Anzahl leben, den Namen Stinkfluß beigelegt haben.

Sie werfen einmal im Jahre 5 bis 6 Junge; die Tragzeit dauert nicht lange, indem sie gegen den Anfang des Sommers in Brunst gerathen und die Jungen im Monate Oktober schon groß sind, wenn sie ihren Vätern und Müttern in

die Hütten, welche jährlich von Neuem erbaut werden, folgen; man hat die Beobachtung gemacht, daß sie nie zu ihren alten Wohnungen zurückkehren. Ihre Stimme ist eine Art von Girren, das die Jäger nachahmen, um sie zu pfeifen und herbeizulocken; ihre Vorderzähne sind so stark und zum Nagen so geeignet, daß, wenn man eins dieser Thiere in einen Kasten von hartem Holze stellt, es in kurzer Zeit ein hinlänglich großes Loch gemacht hat, um heraus zu kommen. Dies ist wiederum eine der natürlichen Gewohnheiten, die es mit dem Biber gemein hat, den wir in seinem Käfige nur zurück halten konnten, als wir denselben mit einem doppelten Eisenblech beschlagen ließen. Der Ondatra schwimmt weder so schnell noch so lange als der Biber, kommt häufiger ans Land und geht noch schlechter, indem er beinahe wie eine Ente hin und her wackelt. Sein Fell bewahrt den Bisamgeruch, weshalb man sich desselben nicht gern zu Pelzwerken bedient; doch verwendet man sein zweites Haar oder seinen Flaum in den Hutfabriken.

Diese Thiere sind wenig wild und man kann sie leicht zähmen, wenn man sie jung wegnimmt; in der Jugend sind sie sogar sehr artig. Ihr langer und fast nackter Schweif, der ihnen ein widerliches Ansehn verleiht, ist im frühern Alter sehr kurz; sie schäkern arglos und so behende als die Katzen; sie beißen nicht und man würde sie gern auffüttern, wenn ihr Geruch nicht so lästig wäre.

Der Ondatra und Desman sind übrigens die einzigen Thiere der nördlichen Länder, welche einen wohlriechenden Stoff liefern; denn das Castoreum (Vibergeiß) ist sehr unangenehm und nur in den heißen Klimaten finden sich die Thiere,

*) Die Bisamratten aus Canada, welche die Huronen Ondathra nennen, fressen Gras und die häutige Rinde der Binsen an den Seen und Flüssen. Es gewährt Vergnügen, sie fressen und ihre Jungen spielen zu sehn; ich besaß einen sehr niedlichen Ondatra und nährte ihn mit Binsenbast und mit einem gewissen Kraute, das dem Hundszahne glich; ich machte mit dem Thiere alles, was ich wollte, ohne daß es mich je biß; auch haben die Thiere keinen Hang hiezu. (Reise von Sagard-Theodot. Paris 1632. Pag. 322 und 323.) Die Pflanze, von welcher, wie Hr. Sarrafin sagt, sich die Bisamratte am liebsten nährt, ist der Calamus aromaticus (Kalmus.)

welche den ächten Moschus, Bisam und andre Wohlgerüche hergeben.

Der Desman oder die Bisamratte aus Rußland würde uns vielleicht auch wie der Ondatra dieselben oder ähnliche auffallende Merkwürdigkeiten darbieten; es scheint aber, daß kein Naturforscher die Gelegenheit hatte, ihn lebend zu untersuchen oder zu zergliedern; wir selbst können nur über seine äußere Form berichten; denn das Exemplar, was uns für das Kabinet des Königs aus Lappland überschickt wurde, war so trocken, daß wir nicht im Stande waren, es zu zergliedern; wir fügen daher zu dem Gesagten nur noch unser Bedauern bei, daß wir nicht mehr über dies Thier wissen.

Ueber die Natur.

V o r w o r t.

Da die Einzelheiten der Naturgeschichte nur für die Interesse haben, welche sich ausschließlich mit dieser Wissenschaft beschäftigen und in einer so weitläufigen Abhandlung, als die besondre Naturgeschichte aller Thiere ist, nothwendig eine Einförmigkeit herrschen muß; haben wir geglaubt, daß die Mehrzahl unsrer Leser uns Dank wissen würde, wenn wir von Zeit zu Zeit den Faden einer Methode, die uns beengt, durch Abhandlungen unterbrechen, in welche wir unsre Betrachtungen über die Natur im Allgemeinen und über ihre Wirkungen im Großen niederlegen. Wir werden dann in der Folge zu den Einzelheiten mit um so größerem Muthe zurückkehren; denn ich bekenne es, es gehört Muth dazu, sich beständig mit kleinen Gegenständen zu beschäftigen, deren Untersuchung die kälteste Geduld erfordert und dem höhern Aufschwunge des Geistes nichts erlaubt.

Erste Ansicht.

Die Natur ist das System der Geseze, welche der Schöpfer für das Daseyn der Dinge und für die Reihenfolge der Wesen festgesetzt hat. Die Natur ist kein Ding; denn dies Ding würde alles seyn; die Natur ist auch kein Wesen, denn dies Wesen würde Gott seyn; man kann sie aber als eine lebende, unendliche Kraft betrachten, die alles umfaßt, alles belebt und die, der Macht des höchsten Wesens untergeordnet, nur thätig auf seinen Befehl ward und nur mit seiner Hülfe oder seiner Einwilligung ihre Thätigkeit fortsetzt. Die Naturkraft ist der Theil der Gottes-Macht, welche in die Erscheinung tritt; sie ist zu gleicher Zeit Ursache und Wirkung, Daseyns-Weise und

Substanz, Zeichnung und Werk; sehr verschieden von der menschlichen Kunst, deren Erzeugungen nur todte Werke sind, ist die Natur selbst ein Werk, was ewig lebt und ein nimmer-ruhender Werkmeister, der alles zu gebrauchen versteht und, stets nur aus und nach sich selbst mit demselben Grundvermögen arbeitend, dies unerschöpflich macht, anstatt es zu vermindern; Zeit, Raum und Stoff sind ihre Mittel, das Weltall ihr Gegenstand, Bewegung und Leben ihr Ziel.

Die Wirkungen dieser Kraft sind die Erscheinungen der Welt; die Springsfedern, die sie in Thätigkeit setzt, sind die lebenden Kräfte, welche Raum und Zeit nur messen und begrenzen, aber niemals zerstören können; Kräfte, die sich ins Gleichgewicht setzen, sich vereinen und sich wieder entzweien, ohne sich doch je vernichten zu können; die einen durchdringen und tragen die Körper, die andern erwärmen und beleben sie. Anziehungs- und Abstoßungskraft sind die Hauptwerkzeuge der Thätigkeit der allgemeinen Naturkraft auf todte Körper; die Wärme und die lebenden organischen Urtheile sind die thätigen Grundvermögen, die sie zur Bildung und Entwicklung der Organischen Wesen in Wirksamkeit setzt.

Was vermag die Natur mit diesen Mitteln nicht? Sie vermöchte alles, wenn sie vernichten und schaffen könnte; aber Gott hat sich diese beiden äußersten Endpunkten der Macht vorbehalten; vernichten und schaffen sind die wesentlichen Eigenschaften der Allmacht; verändern, umwandeln, Form zerstören, entwickeln, erneuern, erzeugen, bilden allein die Gewalt, welche Gott der Natur verlieh. Dienerin seiner unwiderstehlichen Befehle, Aufbewahrerin seiner unerschütterlichen Beschlüsse, entfernt sich die Natur nie von den Gesetzen, die ihr vorgeeignet sind, verändert nichts an den Entwürfen, die ihr vorgezeichnet wurden und trägt auf allen ihren Werken das Siegel des Ewigen; dies göttliche Gepräge, dieser unauslöschliche Urtypus der Daseyns-Weisen der Wesen ist das Muster, nach welchem sie bildet und dessen Züge durch unvergängliche und für immer festbestimmte Charaktere ausgedrückt werden; ein Urtypus, der stets neu ist und unaufhörlich sich wiederherstellt, so unendlich zahlreich auch die Abdrücke oder die Copien desselben seyn mögen.

Alles ist daher erschaffen und noch nichts vernichtet worden; die Natur wogt zwischen diesen beiden Grenzen hin und

her, ohne doch je sich der einen oder der andern zu nähern. Versuchen wir sie auf einigen Punkten dieses unendlichen Raumes, den sie seit dem Beginne der Jahrhunderte erfüllt und durchläuft, zu erfassen.

Welche Erscheinungen! Ein unendlicher Körper von Materie würde nur eine nutzlose, Schaudererregende Masse gebildet haben, wenn er nicht in Theile, welche durch tausend Mal grenzenlosere Räume getrennt sind, geschieden worden wäre; aber Myriaden leuchtender Kugeln, die in unbegreiflichen Entfernungen rollen, sind die festen Grundlagen des Weltgebäudes; Millionen dunkler Körper, welche wie jene schweben, bilden die Ordnung und die bewegliche Architectur desselben. Zwei Urkräfte treiben, rollen, tragen und beleben diese großen Massen; beide, ihre Thätigkeit vereinigend, zeichnen die Kreise der Himmels-Sphären und messen in der Mitte der Leere feste Körper und bestimmte Bahnen ab und auf diese Weise entspringt aus dem Schooße der Bewegung das Gleichgewicht der Welten und die Ruhe des Weltalls.

Die erste dieser Kräfte ist gleichmäßig vertheilt; die zweite in ungleichen Maßen ausgegossen. Jedes Atom der Materie besitzt eine gleiche Menge Anziehungs-Kraft; jede Weltkugel hat eine verschiedne Menge der Zurückstoßungs-Kraft; daher gibt es Fir- und Wandel-Sterne; Weltkörper, die nur zum Anziehen da zu seyn scheinen und andre, die nur abstoßen oder abgestoßen werden; Sphären, welche einen gemeinschaftlichen Impuls nach derselben Richtung erhalten haben und andre, die eine eigenthümliche Bewegungs-Weise erhielten; Sterne, die einsam gehn und Sterne, die von Trabanten begleitet werden; Körper voll Licht und Körper voll Finsterniß; Planeten, deren verschiedne Theile nach der Reihenfolge nur eines erborgten Lichtes genießen; Cometen, die sich in die Dunkelheit der Tiefe des Raumes verlieren und nach Jahrhunderten wiederkommen, um sich von neuem mit Licht und Gluth zu befränzen; Sonnen, die erscheinen und verschwinden und die abwechselnd sich wieder anzuzünden und zu erlöschen scheinen; andre, die sich einmal zeigen und dann für immer verdunkeln. Der Himmel ist das Land der großen Ereignisse; aber das Menschen-Auge vermag sie kaum zu erfassen; eine Sonne, die untergeht und die Zertrümmerung einer Welt oder eines Weltsystems veranlaßt, macht auf unsre Augen keinen

andern Eindruck als den eines Irrlichts, das glänzt und erlischt; Der Mensch, beschränkt auf das Erd-Atom, was er bewohnt, schaut dies Atom als eine Welt an und hält die Welten nur für Atome.

Die Erde, die er bewohnt, kaum unter den andern Weltkugeln zu erkennen, ist gänzlich unsichtbar für jene entfernten Sphären; Millionen Mal kleiner als die Sonne, die sie beleuchtet, und tausend Mal kleiner als andre Planeten, die wie sie diesem Gestirne untergeordnet und gezwungen sind, um dasselbe zu kreisen. Saturn, Jupiter, Mars, die Erde, Venus, Mercur und die Sonne, nehmen nur einen kleinen Theil der Himmel ein, die wir unser Weltall nennen. Alle diese Planeten mit ihren Trabanten, durch eine rasche Bewegung nach derselben Richtung und in dieselbe Bahn geschleudert, bilden ein Rad von einem ungeheuren Durchmesser, dessen Achse die ganze Last trägt und die, sich selbst mit Schnelle herumdrehend, sich hat erhitzt, entzündet und Wärme und Licht bis zu den äußersten Grenzen des Umkreises verbreiten müssen. So lange diese Bewegungen dauern und sie werden ewig seyn, so lange die Hand des ersten Bewegers sich ihnen nicht widersetzt und nicht dieselbe Macht zu ihrer Zerstörung anwendet, die zu ihrer Schöpfung nöthig war; wird die Sonne glänzen und mit ihrer Gluth alle Sphären unsers Welt-Systems erfüllen. Da in einem Systeme, worin sich alles anzieht, nichts verloren gehen und nichts ohne Wiederkehr sich entfernen kann und die Menge des Stoffes immer dieselbe bleibt; so wird diese reiche Quelle des Lichts und des Lebens sich nicht erschöpfen und nie versiegen; denn die andern Sonnen, die ebenfalls unaufhörlich ihre Strahlen versenden, geben der Sonne eben so viel Licht zurück, als sie von ihr empfangen.

Die Cometen, in viel größerer Anzahl als die Planeten und wie sie von der Gewalt der Sonne abhängig, drücken ebenfalls auf den gemeinschaftlichen Heerd, vergrößern seine Last und tragen mit ihrem Gewichte zu seiner Entzündung bei; sie machen einen Theil unsers Weltgebäudes aus, weil sie wie die Planeten, der Anziehungskraft der Sonne unterworfen sind; aber sie haben in ihrer Impulsions-Bewegung nichts gemein mit einander und mit den Planeten; alle rollen auf verschiedenen Bahnen und beschreiben in verschiednen Zeiträumen, die einen in mehren Jahren und die andern in eini-

gen Jahrhunderten mehr oder weniger egyptische Kreise. Die Sonne, um sich selbst sich drehend, aber übrigens in der Mitte des Ganzen unbeweglich, dient allen Theilen der Weltmaschine zu gleicher Zeit als Fackel, Heerd und Spindel.

Ihrer Größe selbst wegen bleibt die Sonne unbeweglich und lenkt die andern Kugeln; da die Kraft im Verhältnisse der Masse steht und die Sonne unvergleichlich größer ist als irgend ein Comet und tausend Mal mehr Masse besitzt, als der größte der Planeten, vermögen diese weder das Welt-System zu stören noch sich der Macht der Sonne zu entziehen, die, ihre Wirkung auf unendliche Fernen ausdehnend, sie alle in Schranken hält und nach Verlauf einer gewissen Zeit die, welche sich zu weit entfernen, zur Sonne zurückführt; einige derselben nähern sich bei ihrer Rückkehr dem Sonnenherde so sehr, daß sie, nachdem sie Jahrhunderte hindurch sich abgekühlt haben, eine unbegreifliche Hitze erfahren müssen; wegen dieser abwechselnden Extreme der Hitze und Kälte, so wie durch die Ungleichheit ihrer Bewegungen, die bald ungeheurer beschleunigt, bald ungemein verzögert wird, sind sie sonderbaren Veränderungen unterworfen; es sind, so zu sagen, Welten in gährender Unordnung im Vergleiche zu den Planeten, deren Kreisbahnen regelmäßiger, deren Bewegungen gleichartiger sind und deren immer gleiche Temperatur Orte der Ruhe zu seyn scheinen, wo die Natur, weil auf ihnen alles beständig ist, einen Plan feststellen und befolgen, gleichförmig handeln und sich allmählig in ihrer ganzen Ausdehnung entwickeln kann. Der Planet, den wir bewohnen, scheint unter den ausgewählten Weltkörpern der Wandelsterne noch bevorzugt worden zu seyn; weniger kalt und entfernt als Saturn, Jupiter, Mars, ist die Hitze auf ihm weniger brennend, als auf der Venus und dem Merkur, die zu nahe dem Gestirne des Lichts zu rollen scheinen.

In welcher Herrlichkeit strahlt aber auch nicht die Natur auf unsrer Erde! Ein reines Licht, was sich von Osten nach Westen ergießt, vergoldet nach der Reihe die beiden Halbkugeln der Erde; ein durchsichtiges leichtes Element umgibt sie, eine sanfte und befruchtende Wärme belebt sie und treibt alle Keime zum Sprossen; lebendige und heilsame Gewässer dienen zu ihrer Erhaltung, zu ihrem Wachstume; Erhöhungen, welche in der Mitte der Länder liegen, halten die Dünste der Luft auf,

welche jene Quellen unverstiegbar machen und sie stets von neuem gebähren und ungeheure Behälter, zu ihrer Aufnahme geschaffen, trennen die Festländer. Die Ausdehnung des Meeres ist so groß als die der Erde; es ist kein kaltes unfruchtbares Element; es ist ein neues Reich, eben so reich, eben so bevölkert als das erste. Gottes Finger hat seine Grenzen gezeichnet und wenn das Meer an den Gestaden des Westens frist, seht es an die des Ostens wieder an. Diese ungeheure Wassermasse, thätig an sich selbst, folgt den Einflüssen der Bewegungen des Himmels, sie wogt in den regelmäßigen Schwankungen der Ebbe und Fluth hin und her, steigt und fällt mit dem Gestirne der Nacht; sie steigt noch mehr, wenn jenes und das Gestirn des Tages zusammen wirken und beide, ihre Anziehungskräfte zur Zeit der Nacht-Gleichen vereinend, die hohen Fluthen verursachen; auf keinem Punkte gibt sich unsre Verbindung mit dem Himmel deutlicher kund. Aus diesen beständigen und allgemeinen Bewegungen entspringen veränderliche und besondre Bewegungen; Erdabspühlungen und Niederschläge, welche im Schooße der Gewässer ähnliche Hervorragungen bilden, als wir auf der Oberfläche der Erde erblicken; Strömungen, welche, indem sie den Richtungen der Gebirgsketten folgen, ihnen eine Gestalt verleihen, an der alle Winkel mit einander übereinstimmen und welche in der That Flüsse des Meeres sind, weil sie, wie die Flüsse der Erde, in Mitten der Wellen strömen.

Die Luft, noch leichter und flüssiger als das Wasser, gehorcht deshalb auch einer größern Anzahl von Gewalten; die entfernte Einwirkung der Sonne und des Mondes; der unmittelbare Einfluß der Wärme, welche die Luft verdünnt, und der Kälte, welche sie verdickt, veranlassen in derselben unaufhörliche Bewegungen; die Winde sind ihre Ströme, treiben und sammeln Wolken, erzeugen Meteore, tragen die feuchtesten Dünste des Meeres über die trockne Oberfläche des festen Landes, bestimmen die Gewitter, verbreiten und vertheilen den fruchtbaren Regen, den wohlthätigen Thau, stören die Bewegungen des Meeres, wühlen die bewegliche Oberfläche der Gewässer auf, verzögern oder beschleunigen die Strömungen, drängen sie zurück, thürmen Wellen auf, erregen Stürme; das erzürnte Meer hebt sich gegen den Himmel und bricht sich brüllend an den unerschütterlichen Dämmen, die es mit

allen seinen Anstrengungen weder übersteigen noch zertrümmern kann.

Die Erde, über die Oberfläche des Meeres erhaben, ist sicher vor seinen Einbrüchen; ihre Oberfläche, mit Blumen ausgelegt, mit stets sich erneuerndem Grüne geschmückt, mit tausend und tausend verschiedenartigen Thieren bevölkert, ist ein Ort der Ruhe, ein Aufenthalt der Lust, wo der Mensch, hingestellt, um die Natur zu unterstützen, vor allen Wesen herrschend hervorragt; ihn, der unter allen Wesen allein fähig zu erkennen und würdig ist, zu bewundern, hat Gott zum Beschauer des Weltalls und zum Zeugen seiner Würden erhoben; der göttliche Funke, der ihn besiedelt, macht ihm zum Theilnehmer der göttlichen Geheimnisse; weil ihm dies Licht ward, denkt und ergründet er durch sein Denken; weil dies ihm ward, blickt und liest er in dem Buche der Welt, wie in einer Schrift der Gottheit.

Die Natur ist der sichtbare Thron der Herrlichkeit Gottes; der Mensch, der ihn betrachtet und erforscht, erhebt sich Stufenweise zum innern Thron der Allmacht; geschaffen, um den Schöpfer anzubeten, gebietet er allen Geschöpfen; König des Himmels, König der Erde, veredelt, bevölkert, bereichert er sie; unter den lebenden Wesen schafft er Ordnung, Unterthänigkeit und Harmonie; er verschönert selbst die Natur, baut sie an, dehnt sie aus und schafft ihr neue Zierden; die Distel rottet er aus und den Dornstrauch und pflanzt dafür Trauben und Rosen. Seht jene öden Strecken, jene traurigen Gegenden, wo der Mensch sich nie niederließ; sie sind in allen ihren Theilen mit dichtem, schwarzen Wald besetzt oder vielmehr bepanzert; Bäume ohne Rinde und ohne Wipfel, gekrümmt, zersplittert, vor Alter hinstumpfend, haben andre in größerer Anzahl neben sich liegen, die, als schon in Fäulniß übergegangenen Haufen verfaulend, die Keime, welche entknospen wollen, ersticken und begraben. Die Natur, welche sonst überall in ihrer Jugend glänzt, scheint hier in ihr absterbende Alter getreten zu seyn; die Erde, durch die Last des Pflanzenlebens erdrückt und mit den Trümmern ihrer Erzeugnisse bedeckt, bietet, statt einer grünenden Flur, nur ein Land von Baumruinen angefüllt und von alten Bäumen durchzogen, an welche Schmarogerpflanzen, Flechten und Schwämme, die unedlen Früchte der Vermoderung, wuchernd heranklimmen; auf

allen tiefern Ländern stehen todte faulende Gewässer, weil Niemand sie leitet und richtet; schlammige Strecken, die, weil sie weder fest noch flüssig, unzugänglich sind und gleich nutzlos für die Bewohner des Landes wie des Wassers bleiben; Sümpfe, die, mit Wasser- und Stinkpflanzen bedeckt, nur giftige Thiere erzeugen und schmutzigen Geschöpfen zum Aufenthaltsorte dienen. Zwischen diesen ungesunden Sümpfen, welche den tiefern Boden einnehmen und den vor Alter abgelebten Waldungen, welche die erhöhten Gegenden bedecken, dehnen sich Steppen, Savanen aus, die nichts mit unsern Wiesen gemein haben; die schädlichen Gräser überragen, ersticken dort die wohlthätigen; auf ihnen liegt nicht der feine Rasen, welcher der Flaum der Erde zu seyn scheint; nicht jenes buntgeschmückte Kleid, was ihre Fruchtbarkeit verkündet; wilde Pflanzen, harte, dornige, unter einander verschlungne Kräuter und Hölzer wuchern dort, die weniger mit der Erde als mit einander zusammen zu hängen scheinen und die, übereinander sterbend und wieder hervorsprossend, eine mehre Fuß hohe Mordecke bilden. Kein Weg, keine Verbindung, keine Spur des ordnenden Verstandes ist in diesen wilden Gegenden sichtbar; der Mensch, der, wenn er sie durchlaufen will, genöthigt ist, dem Wildpfade grimmiger Thiere zu folgen, stets auf seiner Hut zu seyn, damit er nicht ihre Beute werde, durch ihr Gebülle erschreckt und selbst durch die Stille dieser tiefen Wälder ergriffen, lenkt seinen Schritt zurück und sagt: Die rohe Natur ist scheußlich und liegt auf dem Todesbette; ich, ich allein kann sie lieblich machen und ihr Leben einhauchen; trocknen wir diese Sümpfe, beleben wir die todten Wasser, indem wir ihnen einen Abfluß geben; schaffen wir Bäche, Kanäle daraus; wenden wir das thätige, fressende Element an, das man uns verborgen hatte und wir nur uns selbst verdanken; legen wir Feuer an dieses nutzlose Holz, an diese alten, halbabgestorbnen Wälder; rothen wir mit dem Eisen aus, was das Feuer nicht zerstören konnte und bald werden wir da, wo jezt Schilf und Wasserlilien, aus denen die Kröte ihr Gift saugt, wachsen, Hahnenfuß, Klee und die andern milden und wohlthätigen Kräuter sprießen sehn; Heerden blöckender Thiere werden über die Strecken, auf die ehemals kein Fuß haften wollte, springen und dort eine reichliche Nahrung, eine stets wieder hervorkeimende Weide finden; sie werden sich vermehren, um ihr

Geschlecht noch zahlreicher zu machen; bedienen wir uns dieser neuen Hülfe, um unser Werk zu vollenden; der Ochs strenge seine Kräfte und seine Körpermasse an, um die Erde zu pflügen, diese verjünge sich durch den Anbau, und eine neue Natur gehe aus unsern Händen hervor!

Wie schön ist diese kultivirte Natur! Wie glänzend und prächtig wird sie durch die Pflege des Menschen geschmückt. Er hat sich selbst zu ihrem edelsten Schmucke hinaufgearbeitet, wie er ihr herrlichstes Erzeugniß ist; durch seine Fortpflanzung vermehrt er den kostbarsten Keim; sie selbst scheint sich mit ihm zu vermehren; durch seine Kunst bringt er Alles, was sie in ihrem Schooß verbirgt, an das Licht des Tages. Wie viele unbekannte Schätze! Wie viele neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Samen vervollkommenet und ins Unendliche vermehrt; nützliche Thierarten verpflanzt und ohne Zahl ausgestreut; schädliche beschränkt, vermindert, verbannt; Gold, und Eisen, nothwendiger als Gold, aus den Eingeweiden der Erde hervorgegangen; Ströme eingedämmt, Flüsse gerichtet, geleitet, das Meer unterworfen, durchforscht und von einer Welthälfte zur andern durchsegelt; die Erde überall zugänglich und überall eben so lebensreich als fruchtbar, in den Thälern lachende Wiesen, in den Ebenen reiche Weiden oder noch reichere Saaten; Hügel mit Weinreben und Früchten beladen, ihre Spitzen mit nützlichen Bäumen oder jungen Wäldern bekränzt, Wüsten zu Städten angebaut, von einem zahllosen Volke bewohnt, das, stets herumwogend, von den Mittelpunkten nach den Grenzen sich verbreitet; bedeckte und besuchte Wege, überall eröffnete Verbindungen als eben so viele Zeugen der Kraft und des Zusammenwirkens der Gesellschaft; tausend andre Denkmäler der Stärke und des Ruhmes zeigen hinlänglich, daß der Mensch, Herr der Erde, die ganze Oberfläche derselben umgewandelt, erneuert hat, und von allen Zeiten her die Herrschaft mit der Natur theilte.

Inzwischen herrscht er auf ihr nur durch das Recht der Eroberung, genießt eher als er besitzt und erhält seinen Besitz nur durch immer rückkehrende Mähen. Wenn er seine Hand vom Werke zurückzieht, schwachtet alles hin, verändert und verschlechtert sich und Alles sinkt wieder unter die Botmäßigkeit der Natur; sie nimmt ihre Rechte zurück, vermischt die Werke des Menschen, deckt mit Staub und Moos seine

stolzeſten Denkmäler, zerſtört ſie mit der Zeit und läßt ihm nichts als den Kummer, durch ſeine Schuld das verloren zu haben, was ſeine Ahnen durch ihre Arbeit gewannen. Die Zeiten, in denen der Menſch ſein Beſitzthum verliert, dieſe Jahrhunderte der Barbarei, während denen Alles zu Grunde geht, werden immer durch Krieg vorbereitet und kommen im Gefolge von Hungersnoth und Entvölkerung.

Der Menſch, der nur etwas durch die Zahl vermag, nur ſtark in der Vereinigung iſt und nur glücklich im Frieden lebt, hat die Wuth, ſich für ſein Unglück zu bewaffnen und für den Ruin ſeines Glückes ſich zu ſchlagen; geſtachelt durch die unerfüttliche Begierde, verblendet durch den noch unerſättlichern Ehrgeiz, verläugnet er alle Empfindungen der Menſchlichkeit, wendet ſeine ganze Kraft gegen ſich ſelbſt, ſucht andre zu vernichten und vernichtet in der That nur ſich ſelbſt, und nach den Tagen des Blutes und der Schlächtereſei, wenn der Dunſt des Ruhmes verſtogen iſt, betrachtet er mit thränendem Auge die verwüſtete Erde, die ermordeten Künſte, die zerſtreuten Nationen, die entkräfteten Völker, die Zerstörung ſeines eignen Glückes und die Vernichtung ſeiner wahren Macht.

„Großer Gott! deſſen Gegenwart allein die Natur trägt und die Harmonie der Geſetze des Weltalls erhält, der du von deinem ewig ſtillen Throne in den unendlichen Himmeln die Weltenreihen ohne Stoß und Verwirrung unter deinen Füßen rollen ſieheſt; der du im Schooße der Ruhe jeden Augenblick ihre grenzenloſen Bewegungen wieder erzeugſt und allein im tiefen Frieden die namenloſe Zahl der Himmel und Welten leiſteſt; gib, o, gib der beſegten Erde die Ruhe wieder! Sie habe Frieden! Auf deine Stimme verſtumme Zwietracht und Krieg und ihr ehrgeiziges Geſchrei verſalle für immer! Gott der Güte, Urheber aller Weſen! deine Vaterblicke umfaſſen alle Gegenſtände der Schöpfung; doch der Menſch iſt das Weſen deiner Wahl; du erleuchteteſt ſeine Seele mit einem Strahle deines unſterblichen Lichtes; mache deine Wohlthat überfließend und durchdringe ſein Herz mit einem Strahl deiner Liebe. Dieſes göttliche Gefühl möge ſich überall ergießen und es wird die feindlichen Naturen vereinen; der Menſch wird nicht mehr den Anblick des Menſchen fürchten, das Mordeſſen nicht mehr ſeine Hand bewaffnen und das freſſende Feuer des Kriegs nicht mehr die Quelle kom-

mender Geschlechter austrocknen; das Menschengeschlecht, jetzt geschwächt, verstümmelt, in der Blüthe hingemäht, wird von Neuem sprossen und sich ohne Zahl vermehren; die Natur, jetzt unter der Last der Geißeln erdrückt, unfruchtbar, verlassen, wird bald mit einem neuen Leben ihre alte Fruchtbarkeit wieder gewinnen und wir, Gott der Gnade, werden sie unterstützen, bebauen und sie ohne Unterlaß erforschen, um Dir jeden Augenblick ein neues Opfer der Dankbarkeit und der Bewundrung darzubringen."

Zweite Ansicht.

Ein Einzelwesen, von welcher Art es auch seyn mag, ist nichts im Weltall; 100., 1000 Individuen sind noch von keinem Gewichte; die Arten allein sind die wahren Wesen der Natur; sie sind ewig, eben so alt, eben so fortdauernd als sie; die, um sie besser beurtheilen zu können, wir nicht als eine Sammlung, als eine Reihefolge einzelner Wesen betrachten werden, sondern als ein Ganzes, unabhängig von der Zahl, unabhängig von der Zeit; ein Ganzes, das unsterblich, immer dasselbe ist, das für Eins in den Werken der Schöpfung gerechnet wurde und folglich auch eine Einheit in der Natur ausmacht. Unter allen diesen Einheiten ist die menschliche Art die erste; die andern, von dem Elephanten bis zur Milbe und von der Zeder bis zum Hyssop, stehn in der zweiten und dritten Rangordnung und obwohl sie in Form, Substanz und selbst in Lebensart verschieden sind, hat doch jede Art ihre Stelle, besteht durch sich selbst, vertheidigt sich gegen die andern und alle zusammen bilden und stellen die lebende Natur dar, die sich erhält und erhalten wird, wie sie sich erhalten hat; ein Tag, ein Jahrhundert, ein Weltalter, alle Maße der Zeit machen keinen Theil ihrer Dauer aus; die Zeit selbst bezieht sich nur auf Individuen, auf Wesen, deren Daseyn vorüberfliehet; da aber das Daseyn der Arten fortdauert, so macht ihre Beständigkeit die Dauer und ihre Verschiedenheit die Zahl derselben aus. Rechnen wir daher die Arten, wie wir gethan haben und geben wir jeder von ihnen ein gleiches Recht an den Tafelgütern der Natur; sie sind ihr alle gleich theuer, denn jeder hat sie die Mittel zu leben und fortzudauern; so lange als sie selbst besteht, gewährt.

Thun wir noch ein Mehreres, setzen wir die Art an die Stelle des Einzelwesens. Wir haben gesehen, was für die Menschen die Betrachtung der Natur war; stellen wir uns einmal vor, was für eine Ansicht sie einem Wesen darbieten würde, welches das ganze Menschengeschlecht in sich vereinte und darstellte. Wenn wir an einem schönen Frühlingstage schauen, wie das Grün sich erneuert, Blumen knospen, alle Keime sprießen, die Bienen erwachen, die Schwalbe wiederkehrt, die Nachtigal Liebe flötet, der Widder aus demselben Gefühle springt, der Stier brüllt, alle lebende Wesen sich suchen und paaren, um andre zu zeugen; so haben wir keine andre Vorstellung als die der Zeugung und eines neuen Lebens. Wenn wir dagegen in der dunkeln Jahreszeit des Reifes und des Frostes sehn, wie die Naturen gleichgültig gegen einander werden, sich fliehn, anstatt sich zu suchen, die Bewohner der Lüfte unsre Himmelsstriche verlassen, die der Gewässer ihre Freiheit unter Eisdecken verlieren, alle Insekten verschwinden oder zu Grunde gehn, die Mehrzahl der Thiere einschlafen und Zufluchtsörter graben, die Erde hart wird, die Pflanzen vertrocknen, die entblätterten Bäume sich beugen und seufzen unter der Last des Schnees und des Rauhreif's; so gewährt uns Alles die Vorstellung des Hinwelfens, der Vernichtung; aber diese Vorstellungen von Erneuerung und Zerstörung oder vielmehr diese Bilder des Todes und des Lebens, so groß und allgemein sie uns auch erscheinen mögen, sind dennoch nur persönlich und beschränkt; der Mensch als Einzelwesen beurtheilt so die Natur; das Wesen aber, was wir an die Stelle der ganzen Art gesetzt haben, beurtheilt sie mit einem weit größern, allgemeinem Blicke; er erkennt in dieser Zerstörung und Wiedererneuerung, in allen diesen wechselnden Reihesfolgen nur Beständigkeit und Dauer; eine Jahreszeit ist ihm dieselbe, als im vorhergehenden Jahre, dieselbe, als in allen Jahrhunderten; das tausendste Thier in der Ordnung der Zeugungen ist für ihn dasselbe, als das erste Thier. In der That, wenn wir auf immer lebten und fortbeständen, wenn alle Wesen, die uns umgeben, für immer so fortbauerten, wie sie jetzt sind und Alles ewig so bliebe, wie es jetzt ist; würde die Vorstellung der Zeit nicht mehr vorhanden seyn und das Einzelwesen würde zur Art werden.

Und was hindert uns, die Natur auf einige Augenblicke unter diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? Wahr ist es, der Mensch kommt bei seiner Geburt aus Finsternissen, die Seele so nackt als der Körper; er wird ohne Kenntniß geboren, wie ohne Vertheidigungswaffen und bringt nur leidende Fähigkeiten mit; er vermag nichts weiter, als die Eindrücke der Dinge zu empfangen und sie auf seine Organe einwirken zu lassen; das Licht blizt lange Zeit in seine Augen, ehe es dieselben erleuchtet; im Beginne empfängt er, alles von der Natur und gibt ihr nichts zurück; sobald aber seine Sinne befestigt sind und er seine Empfindungen zu vergleichen vermag; wendet er sie auf die äußre Welt an, bildet Vorstellungen, bewahrt, vergrößert und verknüpft sie; der Mensch und besonders der unterrichtete Mensch ist kein einfaches Individuum mehr; er stellt einen großen Theil des ganzen Menschengeschlechts dar. Er begann damit, von seinen Vätern die Kenntnisse, welche diesen von ihren Ahnen überliefert worden waren, zu empfangen; diese, welche die göttliche Kunst erfanden, den Gedanken zu schreiben und ihn auf die Nachkommenschaft zu bringen, sind so zu sagen mit ihren Enkeln ihrem Wesen nach verschmolzen worden, wie die unsrigen sich mit uns identifiziren werden. Diese Vereinigung der Erfahrungen von Jahrhunderten in einen einzigen Menschen dehnt die Grenzen unsres Wesens ins Unendliche aus; er ist nicht das einfache Individuum, das, wie die andern auf die Empfindungen des gegenwärtigen Augenblicks, auf die Erfahrungen des gegenwärtigen Tages beschränkt ist; er ist beinahe das Wesen, was wir an die Stelle der ganzen Art gesetzt haben; er liest in die Vergangenheit, blickt in die Gegenwart, beurtheilt die Zukunft und in dem Ströme der Zeit, der alle Individuen der Welt mit sich fortführt, reißt und verschlingt, findet er beständige Arten einer unveränderlichen Natur. Da die Verhältnisse der Dinge immer dieselben sind, erscheint ihm die Folge der Zeiten als nicht vorhanden; die Geseze der Erneuerung ersetzen in seinen Augen nur die der Beständigkeit; eine stets fortlaufende Reihenfolge von Wesen, die sich alle unter einander gleichen, hat auch in der That kein größres Gewicht als das ewige Daseyn eines Einzigen dieser Wesen.

Auf was bezieht sich denn diese große Zeugungsanstalt, diese unendliche Verschwendung von Keimen, deren Tausende und

Tausende zu Grunde gehn für Einen, der sich entwickelt? Was bedeutet die Fortpflanzung, die Vermehrung der Wesen, die, ohne Unterlaß sich unter einander zerstörend, und sich wieder erneuernd, stets nur dasselbe Schauspiel darbietet und die Natur weder in einem größern noch geringern Grade erfüllt? Woher entstehen jene Abwechslungen des Todes und des Lebens, jene Geseze des Wachsthums und der Abnahme, alle jene individuellen Veränderungen, alle jene wiederholten Darstellungen einer und derselben Sache? Sie entspringen aus dem Wesen der Natur selbst und hängen von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab; unbeweglich in ihrer Gesamtheit und beweglich in jedem ihrer Theile, erzeugten die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper die besondern Bewegungen der Erdkugel; die durchdringenden Kräfte, mit denen diese großen Körper beseelt sind und durch welche sie aus der Ferne und gegenseitig auf einander wirken, beleben ebenfalls jeden Ur-Theil der Materie und diese wechselseitige Hineinigung aller dieser Theile zu einander, ist das erste Band der Wesen, das Prinzip des Bestehens der Dinge und der Grundpfeiler der Harmonie des Weltalls. Die großen Verknüpfungen haben alle kleinen Verhältnisse hervorgebracht; die Bewegung der Erde um ihre Ase scheidet die Zeit in Tag und Nacht, und alle Thiere, welche die Erde bewohnen, empfangen hierdurch ihre Zeit des Lichts und der Finsterniß, ihr Wachen und ihren Schlaf; ein großer Theil der thierischen Oekonomie, die Thätigkeit der Sinne und die Bewegung der Glieder, bezieht sich auf die erste Verbindung der Weltkörper. Würden in einer Welt, wo eine ewige Macht herrschte, sich die Sinne dem Lichte geöfnet haben?

Die Neigung der Erdbare verursacht in ihrer jährlichen Bewegung um die Sonne den dauerhaften Wechsel der Wärme und Kälte, den wir Jahreszeiten nennen und aus diesem Erdgange um die Sonne erhalten alle Pflanzen im Ganzen oder zum Theil ebenfalls ihre Zeit des Lebens und des Todes. Der Fall der Blätter und Früchte, die Vertrocknung der Kräuter, der Tod der Insekten hängen gänzlich von dieser zweiten Verbindung ab; in den Klimaten, wo ihre Wirkung nicht stattfindet, wird das Leben der Pflanzen nie unterbrochen und jedes Insekt lebt sein Alter durch. Sehen wir nicht unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten nur eine ausmachen, die

Erde immer blühend, die Bäume grün und die Natur ewig im Frühlings?

Die besondre Konstitution der Thiere und Pflanzen steht mit der allgemeinen Temperatur der Erdkugel im Verhältnisse und diese Temperatur hängt wieder von der Erde ab, d. h. von der Entfernung, in welcher sie sich von der Sonne befindet; bei einer größern Entfernung könnten unsre Thiere und Pflanzen weder leben noch vegetiren; Wasser, Saft, Blut, alle Flüssigkeiten würden zu festen Körpern erstarren; in einer geringern Entfernung werden sie sich verflüchtigen und in Dunst aufgehen; Eis und Feuer sind die Elemente des Todes; gemäigte Wärme ist die erste Quelle des Lebens.

Die lebendigen Ur-Theile, welche in alle organisirte Körper verbreitet sind, stehn sowohl ihrer Thätigkeit als ihrer Zahl nach mit den Nicht-Theilchen, die jeglichen Stoff berühren und mit ihrer Wärme durchdringen, im Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenstrahlen die Erde erwärmen können, wird sie mit Leben geschwängert, mit Grün bedeckt und mit Thieren bevölkert; das Eis selbst, sobald es sich in Wasser auflöst, scheint sich zu befruchten; dies Element ist selbst fruchtbarer als das der Erde; mit der Wärme erhält es Leben und Bewegung. Das Meer erzeugt in jeder Jahreszeit mehr Thiere als die Erde ihrer ernährt und bringt sogar weniger Pflanzen hervor. Alle diese Thiere, welche auf der Oberfläche und in der Tiefe der Gewässer herumschwärmen, haben nicht wie die Landthiere eine durch die Pflanzen gesicherte Nahrungsquelle und sind deshalb genöthigt, sich untereinander aufzufressen und aus diesem Verhältnisse entspringt ihre grenzenlose Vermehrung oder vielmehr ihr Gewimmel ohne Zahl.

Die ersten Individuen aller Arten dienen seit ihrer ersten Schöpfung allen ihren Nachfolgern zum Muster. Der Körper jedes Thieres oder jeder Pflanze ist eine Bildungsform, der sich ohne Unterschied alle organische Ur-Theile aller Thiere, welche der Tod vernichtete und die Zeit verzehrte, verähnlichen; die rohen Stoffe, die in ihre Organisation übergehn, kehren zu der allgemeinen Masse des rohen Stoffs zurück; die organischen Theile hingegen, die stets fortdauern, werden in die organischen Körper aufgenommen; anfänglich von den Pflanzen aufgesaugt und hierauf von den Thieren, welche sich von Pflanzen nähren, verzehrt, dienen sie zur Erhaltung, Entwick.

lung und zum Wachsthum der einen und andern; sie bedingen ihr Leben und, beständig von einem Körper zum andern wandernd, beleben sie alle organisirten Wesen. Die Grundmasse der lebenden Substanzen ist mithin stets dieselbe und wechselt nur in der Form, d. h. in der Verschiedenheit ihrer Erscheinungen; in den Jahrhunderten des Ueberflusses, in den Zeiten der größten Bevölkerung scheint die Zahl der Menschen, der Hausthiere und der nützlichen Pflanzen die ganze Oberfläche der Erde zu bedecken; dagegen trifft die Reihe der Herrschaft in den Zeiten der Hungersnoth und der Entvölkerung die wilden Thiere, die schädlichen Insekten, die Schmarozer-Pflanzen und die nutzlosen Kräuter. Diese Veränderungen, dem Menschen so bemerklich, sind der Natur gleichgültig. Der Seidenwurm, für den Menschen so kostbar, ist für sie nur die Maulbeerbaum-Schnecke. Diese Luxus-Schnecke mag verschwinden; andre Schnecken mögen die Gräser, welche unsern Ochsen zur Nahrung bestimmt sind, abfressen; andre Thiere vor der Erndte unsre Saaten veröden und der Mensch und die andern Thiere der größern Art mögen durch niedre Arten ausgehungert werden; die Natur ist deshalb nicht weniger angefüllt, nicht weniger lebensreich; sie schützt die einen Arten nicht, auf Kosten der andern; sie erhält alle; doch erkennt sie nicht die Zahl der Individuen an und steht in ihnen nur abwechselnde Bilder eines und desselben Geprächs, nur flüchtige Schatten, deren Körper die Art ist.

Auf der Erde, in der Luft und im Wasser ist mithin eine bestimmte Menge organischen Stoffes, den nichts vernichten kann, vorhanden; es besteht zugleich eine bestimmte Anzahl von Bildungs-Formen, die jeden Augenblick sich zerstören und wieder erneuern und fähig sind, jenen organischen Stoff sich zu verähnlichen; und diese Anzahl von Formen oder Individuen, obwohl veränderlich in jeder Art, ist doch im Ganzen immer dieselbe und steht stets mit jener Menge lebenden Stoffes im Verhältnisse. Wäre sie in Ueberfluß vorhanden und würde sie nicht zu allen Zeiten gleichmäßig verbraucht und durch die bestehenden Formen verschlungen, so würden sich neue Formen bilden und neue Arten entstehen, weil der lebende Stoff nicht müßig seyn kann; sondern in steter Thätigkeit begriffen ist und es zur Bildung organisirter Körper hinlangt, daß er sich mit der rohen Materie verbinde. Auf dieser gro-

ßen Verbindung oder auf diesem unerschütterlichen Verhältnisse beruht selbst die Form der Natur.

Da seine Masse für die Zahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Arten fest bestimmt ist, würde er sich immerdar unter derselben Gestalt darstellen und zu allen Zeiten und unter allen Klimaten unbedingt und ohne Beziehung derselbe seyn, wenn seine Erscheinungs-Weise, so sehr dies möglich ist, nicht in allen individuellen Formen wechselte. Das Gepräge jeder Art ist eine Urform, deren Hauptzüge mit unauslöschlichen, ewig dauernden Charakteren gezeichnet sind; an der aber alle zufällige Färbungen sich verändern; kein Individuum gleicht vollkommen einem andern und keine Art besteht, ohne eine große Menge Spielarten. In der menschlichen Art, welcher das göttliche Siegel am stärksten angebrückt wurde, wechselt doch die Urform von weiß zu schwarz, von klein zu groß; der Lappe, Patagone, Hottentotte, Europäer, Amerikaner und der Neger, obwohl alle von demselben Vater herstammend, sind doch weit davon, sich wie Brüder zu gleichen.

Alle Arten sind mithin nur rein individuellen Verschiedenheiten ausgesetzt; aber die beständigen Varietäten, die sich durch Zeugung forterben, kommen nicht allen Arten gleichmäßig zu. Je höher die Art steht, desto fester ist die Urform, und desto weniger läßt sie Spielarten zu. Da bei der Vermehrung der Thiere die Zahl im umgekehrten Verhältnisse mit der Größe sich befindet und die Möglichkeit der Abweichungen im graden Verhältnisse mit der Zahl der Jungen in jedem Wurf steht, so müssen nothwendig mehr Spielarten bei den kleinen als bei den großen Thieren vorkommen; aus demselben Grunde finden sich bei den kleinen mehrere verwandte Arten. Da die Einheit der Art bei den großen Thieren weit engere Schranken hat, muß auch die Entfernung, welche sie von den andern trennt, größer seyn. Wie viele Spielarten oder verwandte Arten begleiten nicht die Eichhörnchen, Ratten und die andren kleinen Thiere, folgen oder gehn ihnen vorher; während der Elephant einsam und ohne Gleichen an der Spitze Aller steht?

Die rohe Materie, welche die Masse der Erde ausmacht, ist kein jungfräulicher Stoff, keine unberührte Substanz, die keine Veränderungen erlitten hat; alles ist durch die großen und kleinen Naturkräfte umgewälzt und mehr als einmal durch

die Hand der Natur bearbeitet worden. Die Erdfugel ward vom Feuer durchdrungen und später vom Wasser bedeckt und durchwürt; der Sand, der sie im Innern ausfüllt, ist ein verglaster Stoff; die dicken Lagen von Letten, die sie nach Außen decken, sind nichts weiter als jener Sand, der durch die Einwirkung der Gewässer zerseht wurde; der lebende Fels, der Granit, der Sandstein, alle Kiesel- und Metall-Arten sind nichts weiter als jener verglaste Stoff, dessen Theile sich nach den Gesezen ihrer Verwandtschaft vereint, zusammenge-
drückt oder geschieden haben. Alle diese Substanzen sind vollkommen roh; sie bestehn unabhängig von Pflanzen und Thieren und werden so bestehn; dagegen gibt es eine sehr große Anzahl anderer Stoffe, welche ebenfalls roh zu seyn scheinen, die doch ihren Ursprung aus der Zersehung organisirter Körper hernehmen; die Marmor-, Kalksteine-, Kreide-, Riesand- und Mergel-Arten wurden nur aus den Resten von Schaalthieren und aus den Ueberbleibseyn jener kleinen Thiere, welche das Seewasser in Stein verwandelnd, die Korallenbänke und die Inseln von Madreporen, deren Verschiedenheiten zahllos und deren Anzahl unendlich ist, erzeugen, zusammengesetzt. Die Erdkohlen, Torfarten und die andern Stoffe, welche sich in den äußern Schichten der Erde vorfinden, sind mehr oder weniger verdorbene, versauzte und verzehrte Pflanzenüberreste; andere Stoffe endlich in geringerer Zahl, als Bimssteine, Schwefel, Magnetsteine, Lava, wurden durch die feuerpeienden Berge ausgeworfen und durch eine zweite Einwirkung des Feuers auf die Erstoffe erzeugt. Auf diese drei großen Verbindungen können alle Verhältnisse der rohen Körper und alle Substanzen des Mineralreiches zurückgeführt werden.

Die Geseze der Wahlverwandtschaft, vermöge welcher die Theile, welche diese verschiedenen Stoffe zusammensetzen, sich von andern scheiden und sich verbinden, um gleiche Stoffe zu bilden, sind dieselben, als das allgemeine Gesez, nach welchem die Himmels-Körper auf einander wirken; sie sind auf dieselbe Weise und in denselben Verhältnissen der Masse und Entfernung thätig; ein Kügelchen Wasser, Sand oder Metall wirkt auf ein anderes Kügelchen grade so, wie die Erdfugel auf die Mondfugel, und wenn man bis auf diesen Tag die Geseze der Wahlverwandtschaft verschieden mit denen der Schwere betrachtet hat, so rührt dieses aus dem Fehler her,

daß man sie nicht wohl erkannt und nicht richtig durchschaut und den Gegenstand nicht in seiner ganzen Ausdehnung erfaßt hat; die Gestalt, welche bei den Himmels-Körpern auf das Gesetz der wechselseitigen Wirkung auf einander keinen oder doch fast keinen Einfluß hat, indem die Entfernung sehr groß ist, vermag aber fast alles, sobald die Entfernung sehr klein oder gar nicht vorhanden ist; hätten Sonne und Erde, anstatt einer kugelförmigen Gestalt, die einer kurzen Walze und einen gleichen Durchmesser mit dem ihrer Sphären so würde das Gesetz ihrer gegenseitigen Einwirkung durch diese Form-Verschiedenheit nicht merklich verändert worden seyn, indem die Entfernung aller Theile des Mondes von denen der Erde nur eine sehr kleine Umänderung erlitten hätte; würden aber diese Kugeln zu sehr großen Walzen und in nahe Nachbarschaft mit einander gebracht, würde das Gesetz der gegenseitigen Einwirkung bei diesen beiden Körpern weit verschieden erscheinen weil die Entfernung jeder ihrer Theile unter sich und im Verhältnisse zu den andern eine ungemeine Veränderung erfahren hätte: sobald also die Gestalt als ein wirksamer Theil mit der Entfernung sich verbindet, scheint das Gesetz sich zu verändern, obwohl es im Grunde stets dasselbe bleibt.

Der menschliche Geist kann mit diesem Grundsatz noch einige Schritte weiter thun und noch tiefer in den Schooß der Natur dringen. Wir kennen nicht die Gestalt der Theile, welche die Körper zusammensetzen; das Wasser, die Luft, die Erde, die Metalle, alle gleichartige Stoffe sind gewiß aus Elementartheilen, die unter einander sich ähnlich ist, zusammengesetzt, aber ihre Form ist uns unbekannt. Unsere Enkel werden sich vielleicht mit Hülfe der Berechnung dieses neuen Erkenntniß-Feld eröffnen und die Figur der Körper-elemente erkennen; sie werden von dem Prinzip, was wir eben aufgestellt haben, ausgehen und sich seiner als Grundlage bedienen: „alle Materie zieht sich im ungraden Verhältnisse des Quadrats der Entfernung an und dieses allgemeine Gesetz scheint bei den besondern Anziehungen nur durch den Einfluß der Gestalt der Theile, welche jeden Körper zusammensetzen, verändert zu werden, weil die Gestalt als ein wirksames Element in die Entfernung tritt.“ Hat man also durch wiederholte Erfahrung die Kenntniß des Anziehungs-Gesetzes bei einer besondern Substanz gewonnen, wird man durch Berech-

nung die Gestalt der zusammensetzenden Theile herausfinden. Um dieses deutlicher hervorzuheben, wollen wir z. B. den Fall unterstellen; daß, wenn man Quecksilber auf eine vollkommen ebne Fläche legte, und durch Versuche erkannte, daß dies flüssige Metall sich stets im Verhältniß des Cubus der Entfernung anzöge, so müßte man nach den Regeln der umgekehrten Gleichung die Figur, welche durch dieselbe gegeben wird, herauszufinden suchen und diese Figur würde die der das Quecksilber zusammensetzenden Theile seyn. Fände man durch Versuche heraus, daß dieses Metall sich im ungraden Verhältniß des Quadrats der Entfernung anziehe, so würde hierdurch bewiesen seyn, daß die zusammensetzenden Theile kugelförmig seyen, indem die Kugelform die einzige Gestalt ist, welche nach diesem Gesetze wirkt und, in welcher Entfernung man auch Kugeln gegen einander stelle, das Gesetz doch stets dasselbe bleibt.

Newton hat wohl geahnt, daß die chemischen Verwandtschaften nichts weiter sind als die besonderen Anziehungen, von denen wir eben sprechen und nach ähnlichen Gesetzen, wie die der Schwere, vor sich gehen; er scheint aber nicht erkannt zu haben, daß alle diese besonderen Gesetze nur einfache Modifikationen des allgemeinen Gesetzes sind, weil bei einer sehr kleinen Entfernung die Gestalt der Atome, die sich anziehen, einen eben so großen und noch größern Einfluß als die Masse auf die Erscheinung des Gesetzes ausübt, indem die Gestalt unter solchen Verhältnissen ein großes Gewicht in dem Elemente der Entfernung hat.

Von dieser Theorie hängt inzwischen die genaue Kenntniß der Zusammensetzung der rohen Körper ab; der Grund aller Materie ist derselbe; die Masse und der Umfang, d. h. die Form, würde auch dieselbe seyn, wenn die Gestalt der zusammensetzenden Theile sich ähnlich wäre. Eine gleichartige Substanz kann von einer andern nur in sofern abweichen, als die Figur der Ur-Theile verschieden ist; die, an welchen alle Ur-Theile kugelförmig sind, muß an spezifischem Gewicht noch einmal so leicht seyn, als eine andre, an welcher die Atome Kubusse bilden; weil die ersten, welche sich nur in Punkten berühren, deshalb gleiche Zwischenräume in dem Raume, den sie ausfüllen, lassen, während die unterstellten cubischen Theile sie alle vereinigen können, ohne den geringsten Zwischenraum zu lassen und demnach eine Materie, die noch einmal so schwer

ist, als die erste, bilden können. Obwohl diese Figuren bis ins Unendliche verschieden seyn können, scheint es doch, daß ihrer nicht so viele in der Natur vorhanden sind, als der menschliche Geist sich deren vorstellen könnte; denn sie hat der Schwere und Leichtigkeit Grenzen gesetzt; Gold und Luft sind die äußersten Punkte aller Dichtigkeit: alle wirkliche, von der Natur dargestellte Figuren liegen mithin zwischen diesen beiden Extremen und alle die, welche schwerere oder leichtere Körper erzeugen könnten, sind von ihr verworfen worden.

Wenn ich übrigens von den Gestalten, welche die Natur verarbeitet, spreche, so verstehe ich nicht, daß sie nothwendig und selbst nicht einmal genau den geometrischen Figuren, welche unser Verstand sich bildet, ähnlich seyen; ihre Regelmäßigkeit ist nur eine Annahme vor uns und ihre Einfachheit ist bloß ein abgezogener Begriff. Im Weltall gibt es vielleicht keine genauen Würfel und keine vollkommenen Kugeln; da aber nichts ohne Form existirt, und nach der Verschiedenheit der Substanzen die Formen ihrer Elemente verschieden sind; so müssen auch welche vorhanden seyn, die sich der Würfel- und Kugelform und allen andern regelmäßigen Figuren, die wir uns vorstellen, nähern; das Genaubestimmte, Unbedingte, Abgezogene, deren Vorstellungen unserm Geiste so oft vor-schweben, können in der Wirklichkeit nicht bestehen, indem Alles in der Natur nur beziehungsweise ist, Alles durch Mäuzen sich bildet und Alles durch Annäherung zusammengesetzt wird. Wenn ich also von einer Substanz gesprochen habe, welche ihren Raum gänzlich ausfüllt, weil sie aus cubischen Theilen zusammengesetzt ist, und von einer andern, welche ihren Raum nur zur Hälfte ausfüllt, weil die sie zusammensetzenden Theile kugelförmig sind, so sagte ich dies nur vergleichungsweise und behauptete nicht, daß diese Formen in der Wirklichkeit vorhanden sind; denn aus Erfahrung weiß man, daß in einem durchsichtigen Körper, wie das Glas, was dennoch fest und schwer ist, die Menge der Materie im Vergleiche mit der Ausdehnung der Zwischenräume sehr klein ist und man kann nachweisen, daß das Gold, die dichteste Materie von Allen, weit mehr leere als angefüllte Räume enthält.

Die Betrachtung der Kräfte der Natur ist der Gegenstand der rationellen Mechanik; die sichtbare Mechanik besteht nur in der Verbindung unsrer besondern Kräfte und beschränkt

sich auf die Kunst, Maschinen anzufertigen; diese Kunst ward zu jeder Zeit aus Nothwendigkeit und Bequemlichkeit ausgeübt und die Alten glänzten wie wir in derselben; die rationelle Mechanik aber ist eine Wissenschaft, die, so zu sagen, erst in unsern Tagen geboren wurde. Alle Philosophen, von Aristoteles bis Descartes, haben wie das Volk über die Natur der Bewegung vernünftest; nahmen aber einstimmig die Wirkung für die Ursache, kannten keine andern Kräfte als die des Stosses und kannten sie obendrein noch schlecht, schrieben ihnen die Wirkungen andrer Kräfte zu und wollten alle Erscheinungen der Welt durch sie erklären. Damit diese Ansicht gegründet und die Sache überhaupt möglich gewesen wäre, müßte zum mindesten diese Impulsionskraft, die sie als die einzige Ursache betrachten, eine allgemeine und beständige Wirkung gewesen seyn, die jeder Materie zukäme und zu allen Zeiten fort-dauernd ihren Einfluß äußerte; das Gegentheil ward aber ihnen dargethan. Sahen sie nicht, daß in ruhenden Körpern diese Kraft nicht vorhanden ist, in geschleuderten Körpern die Wirkung derselben nur eine kurze Zeit besteht, bald durch den Widerstand aufgehoben wird und daß es eines neuen Stosses bedarf, um sie zu erneuern? Die Impulsionskraft, weit entfernt, demnach eine allgemeine Ursache zu seyn, ist im Gegentheil nur eine besondre Wirkung und hängt von allgemeinen Wirkungen ab.

Nun darf man aber nur eine allgemeine Wirkung eine Ursache nennen, denn die wirkliche Ursache dieser allgemeinen Wirkung wird uns ewig unbekannt bleiben, weil wir nur auf dem Wege der Vergleichung etwas erkennen können; da nun aber die Wirkung für allgemein angenommen wird und Allen gleichmäßig zukommt, so haben wir für sie keinen Vergleichungspunkt und vermögen sie nicht anders als durch die Thatsache zu erkennen; mithin muß die Anziehungs- oder Schwerkraft, die eine allgemeine und jeder Materie gemeinschaftliche Wirkung ist und durch die Thatsache nachgewiesen wird, als eine Kraft angesehen werden, und auf sie muß man die andern besondern Ursachen und selbst die Impulsionskraft, da sie weniger allgemein und weniger beständig ist, beziehen. Die Schwierigkeit besteht nur in der Erkennung, in wie fern die Impulsionskraft von der Wirkung der Anziehungskraft abhänge. Denkt man aber die Mittheilung der Bewegung durch

den Stoß nach, wird man einsehn, daß ein Körper sie einem andern nur mittelst der Federkraft mittheilen kann und daß alle Hypothesen über die Fortpflanzung der Bewegung in harte Körper nur Spiele unsres Geistes sind, welche in der Natur nicht in Ausführung gebracht werden können; ein vollkommen harter Körper ist nur ein Geschöpf des Verstandes, wie ein vollkommen elastischer Körper eins ist; weder der eine noch der andre besteht in der Wirklichkeit, weil es in der Natur nichts Unbedingtes, nichts Aeußerstes gibt und das Wort und die Vorstellung des Vollkommenen nichts weiter als das Unbedingte und das Aeußerste einer Sache bezeichnet.

Wenn also keine Federkraft in der Materie vorhanden wäre, würde es auch keine Impulsionskraft geben; wird dem Steine, den man schleudert, nicht die Bewegung von der Federkraft des Arms, der ihn wirft, mitgetheilt? Wie kann man begreifen, daß, wenn ein Körper in Bewegung auf einen andern in Ruhe trifft, er dem letztern seine Bewegung mittheilt, im Falle er nicht die Federkraft der elastischen Theile, welche er enthält, zusammen drückt und diese, indem sie sich unmittelbar nach dem Drucke wiederherstellt, der ganzen Masse die Kraft, welche sie selbst empfing, überträgt? Man begreift nicht, wie ein vollkommener harter Körper diese Kraft in sich aufnehmen oder die Bewegung in sich herübernehmen könne; übrigens würde es auch ganz nutzlos seyn, sich Mühe zu geben, dies zu begreifen, indem ein solcher Körper gar nicht existirt. Alle Körper hingegen sind mit Federkraft begabt; die Erfahrungen über die Elektrizität beweisen, daß ihre elastische Kraft allen Stoffen beimohne. Gäbe es nun im Innern der Körper auch keine andre Federkraft, als die elektrische Materie, so würde schon diese zur Mittheilung der Bewegung hinreichen; aus diesem Grunde muß man auch dieser großen Federkraft, als einer allgemeinen Wirkung, die besondre Ursache der Stoßkraft zuschreiben.

Denken wir jetzt über den Mechanismus der Federkraft nach, werden wir finden, daß sie selbst von der Attraktionskraft abhänge; um dies deutlich einzusehn, stellen wir uns die einfachste Springsfeder vor, etwa einen Winkel aus Eisen oder aus irgend einem andern harten Stoffe; was geschieht, wenn wir ihn zusammen drücken? Wir zwingen die Theile, welche in der Nähe der Enden des Winkelhakens liegen, sich zu bewegen, d. h. wir entfernen sie etwas von einander und in dem

Augenblick, wo der Druck aufhört, nähern sie sich wieder und schnellen in die Lage zurück, worin sie sich früher befanden. Ihre Adhäsionskraft, durch welche der Zusammenhang des Körpers verursacht wird, ist eine Wirkung ihrer gegenseitigen Anziehungskraft; wenn man nur die Feder drückt, zerstört man noch nicht die Kraft des Zusammenhanges, indem, wenn auch die Theile gespannt, etwas von einander entfernt werden, man sie doch nicht so sehr von einander entfernt, daß sie aus dem Wirkungskreise ihrer gegenseitigen Anziehungskraft gesetzt werden; sobald man also den Druck aufhebt, tritt diese Kraft, die man so zu sagen wieder in Freiheit setzt, wieder in Wirksamkeit, die getrennten Theile nähern sich wieder und die Feder kehrt in ihre alte Lage zurück. Entfernt man sie hingegen durch einen zu starken Druck in einem solchen Grade von einander, daß sie aus dem Wirkungskreise ihrer gegenseitigen Anziehungskraft treten, springt die Feder, weil die Kraft des Druckes größer ist, als der des Zusammenhanges, d. h. größer, als die gegenseitige Anziehungskraft, welche die Theile verbindet; mithin bezieht sich die Federkraft im Allgemeinen, welche den Stoß erzeugt, und der Stoß selbst auf die Attractionskraft und hangen von ihr als besondre Wirkungen von einer allgemeinen Wirkung ab.

So klar mir auch diese Begriffe und gegründet mir auch diese Ansichten erscheinen, erwarte ich doch nicht, sie anerkannt zu sehn; das Volk wird nie anders, als nach seinen Empfindungen und der gewöhnliche Haufe der Physiker nur nach Vorurtheilen sich entscheiden; man muß aber den einen sich entfernen und auf die andern verzichten, wenn man das richtig beurtheilen will, was wir auseinander gesetzt haben. Wenige Menschen werden demnach darüber aburtheilen und dies ist das Loos der Wahrheit; aber ihr genügen auch schon Wenige und mit der Menge geht die Wahrheit verloren; wenn auch immer hehr. und würdevoll, wird sie doch oft durch alte Wahnbilder verdunkelt oder durch glänzende Chimären völlig verhüllt. Wie dem auch sey, dies ist nun einmal die Weise, wie ich die Natur anschau und verstehe; vielleicht ist sie noch einfacher als meine Ansicht; eine einzige Kraft ist die Ursache aller Erscheinungen der rohen Materie und diese Kraft, in Verbindung mit der Wärme, erzeugt die lebenden Ur-Theile, von denen alle Wirkungen der organisirten Körper abhängen.

Wilde Thiere.

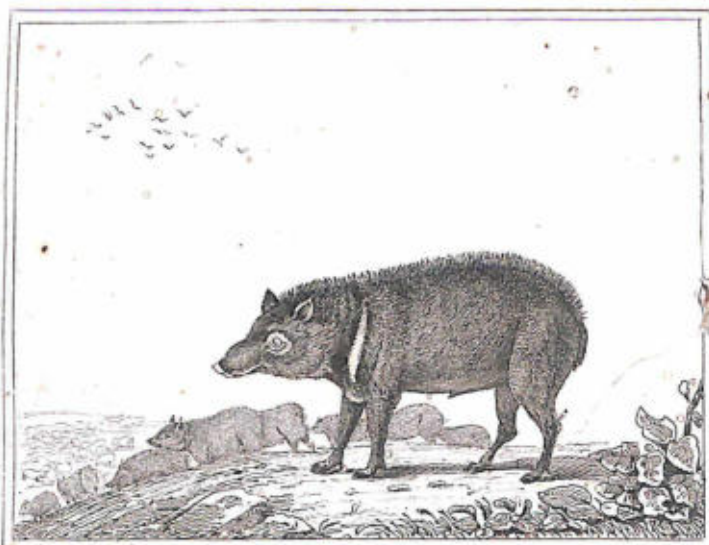
Der Pecari oder der Tajacu,

oder

das amerikanische oder das Bisam-Schwein.

(Sus Tajassu. Le Pecari.)

Die Pecari-Art ist eine der zahlreichsten und bemerkenswerthesten unter den Thieren der neuen Welt. Auf den ersten Anblick gleicht der Pecari unserm Eber oder vielmehr dem Schweine aus Siam, das, wie wir schon berichtet haben, mit unserm Hausschweine nur eine Spielart des wilden Schweines bildet; dennoch ist es von einer besondern Art und kann sich nicht mit unsern Eber oder Schweinen vermischen, wie wir uns durch wiederholte Versuche überzeugt haben, indem wir länger als 2 Jahre hindurch einen Pecari mit Säuen zusammengehalten und gefüttert haben, ohne daß irgend eine Zeugung die Folge davon war. Er unterscheidet sich auch sowohl im Innern wie im Aeußern vom Schweine durch mehrer wesentliche Merkmale; er ist weniger dickleibig und hat kürzere Beine; sein Magen und seine Eingeweide sind anders gebildet; er hat keinen Schwanz und seine Borsten sind weit härter als beim Schweine, und er besitzt endlich auf dem Rücken in der Nähe des Kreuzes eine Spalte von 2 bis 3 Linien Breite bei einer Tiefe von mehr als 1 Zoll, aus der eine jauchige Flüssigkeit schwißt, die sehr reichlich ist und höchst unangenehm riecht. Von allen Thieren ist er das einzige, was in dieser Gegend des Körpers eine Oeffnung besitzt; die Civetten, der Dachs, die Genette haben den Behälter ihres Riechstoffes unter den Zeugungstheilen; der Ondatra oder die Bisamratte aus Canada, das Moschusthier oder vielmehr das Moschus-Reh unter dem Bauche. Der flüssige Stoff, der aus der Oeffnung, welche der Pecari auf dem Rücken hat, fließt, wird von



großen Drüsen abgesondert, die er, so wie alle andere Sonderbarkeiten in der Bildung dieses Thieres mit Sorgfalt beschrieben hat. Man findet auch eine gute Beschreibung von Tyson in den philosophischen Verhandlungen Nro. 153°. Ich will mich nicht dabei aufhalten, die Beobachtungen dieser beiden geschickten Vergliederer im Einzelnen zu wiederholen, sondern bemerke bloß, daß der Doctor Tyson sich täuschte, indem er versicherte, daß diese Thiere 3 Magen oder, wie Ray behauptet, einen Kropf und 2 Magen habe. Hr. Daubenton hat deutlich nachgewiesen, daß der Pecari nur einen Magen hat, der durch zwei Einschnürungen dreifach erscheint; nur eine dieser Taschen einen Pylorus oder Pförtner hat und man demnach die beiden andern Taschen nur als Fortsätze oder vielmehr als Theile desselben Magens und nicht als verschiedene Magen betrachten muß.

Der Pecari könnte wie das Schwein zum Hausthiere werden; er besitzt dasselbe Naturell, nährt sich von denselben Speisen und sein Fleisch, wenn auch trockner und weniger mit Speck beladen als das des Schweines, ist nicht übel zu essen und wird durch die Verschneidung besser. Will man das Fleisch des Pecari genießen, muß man nicht bloß beim Männchen mit großer Sorgfalt die Geschlechtstheile, wie dies beim Eber geschieht; wegnehmen; sondern sowohl beim Männchen wie beim Weibchen alle Drüsen, welche sich in die Spalte auf dem Rücken öffnen, entfernen; man muß das letztere selbst in dem Augenblicke, wo man das Thier schlachtet, vornehmen; denn wartet man nur eine halbe Stunde damit, nimmt sein Fleisch einen so starken Geruch an, daß es nicht mehr genießbar ist.

Die Pecari sind in allen heißen Himmelsstrichen Süd-Amerikas sehr zahlreich; sie gehen gewöhnlich Truppweise und manchmal 2 bis 300⁰ zusammen; sie haben denselben Naturtrieb wie die Schweine sich zu vertheidigen und sogar die anzugreifen, die ihre Jungen rauben wollen; sie stehen sich gegenseitig bei, und verwunden oft Hunde und Jäger. In ihrem Vaterlande bewohnen sie eher die Berge als die tiefern Gegenden, suchen die Sümpfe und den Schlamm nicht auf wie unsre Eber, sondern haufen in den Waldungen, wo sie von wilden Früchten, Wurzeln und Saamen leben, und fressen auch Schlangen, Kröten und Eidechsen, die sie mit den Füßen zertreten. Sie werfen in großer Anzahl und vielleicht mehr

als einmal im Jahre; die Kleinen folgen bald ihrer Mutter und trennen sich, wenn sie ausgewachsen sind. Jung eingefangen werden sie leicht zu Hausthieren erzogen oder vielmehr gezähmt; sie verlieren ihre natürliche Wildheit, doch ohne ihre Rohheit abzulegen; denn sie erkennen und schließen sich denen, die sie pflegen, nicht an; nur richten sie keinen Schaden an und man kann sie, ohne Nachtheil zu befürchten, in Freiheit herumlaufen lassen; sie entfernen sich nicht weit, kommen von selbst zum Lager zurück und zanken sich nur, wenn man ihnen in einem gemeinschaftlichen Troge zu fressen gibt. Ihr Grollen im Zorn ist stärker und greller als das des Schweines, doch sehr selten hört man sie schreien; sie schnaufen wie die Eber, wenn man sie überfällt oder plötzlich erschreckt; ihr Athem ist sehr stark. Wenn sie gereizt werden, sträubt sich ihr Haar empor; es ist so starr, daß es eher von Stacheln des Igels als den Borsten des Ebers gleicht.

Die Picari-Art hat sich ohne Veränderung erhalten, und sich nicht mit dem wildgewordenen Schweine vermischt. Diese Thiere begegnen sich im Walde und halten sich sogar in Gesellschaft auf, ohne daß dies Zusammenleben von irgend einer Folge ist; dasselbe gilt vom Schweine aus Guinea, das sich ebenfalls in Amerika nach seiner Verpflanzung dahin aus Afrika vermehrt hat. Das Schwein aus Europa, aus Guinea und der Picari sind 3 Thierarten, die sich sehr verwandt zu seyn scheinen und die doch sehr bestimmt von einander getrennt sind, indem sie alle 3 in demselben Klima ohne Vermischung und ohne Veränderung leben. Unser Eber ist der stärkste, kräftigste und furchtbarste von allen; der Pecari, obwohl ziemlich wild, ist doch schwächer, schwerer und schlechter bewaffnet; seine großen, scharfen Zähne, die man Hauer nennt, sind weit kürzer als beim Eber. Er fürchtet die Kälte und könnte selbst in unserm gemäßigten Klima nicht ohne Obdach fortkommen, so wie selbst unser Eber in den zu kalten Klimaten nicht ausdauern kann; weder der eine noch der andre kann demnach durch die Länder des Nordens nach dem anderen Festlande wandern; man darf daher nicht den Pecari als ein europäisches Schwein, das in den amerikanischen Himmelsstrichen entartet ist, sondern muß ihn als ein Thier betrachten, das den südlichen Ländern der neuen Welt eigenthümlich angehört.

Ray und mehrere andre Schriftsteller haben behauptet, daß die Flüssigkeit, welche beim Pecari aus der Oeffnung des Rückens schwißt, eine Art Moschus, ein Riechstoff sey, der selbst unmittelbar nach seiner Ausschwißung angenehm rieche; daß dieser angenehme Geruch in ziemlich weiter Ferne wahrgenommen werden könne und die Gegenden, durch welche das Thier streicht und die Orte, welche es bewohnt, durchduste. Ich bekenne, daß wir tausendmal das Gegentheil erfahren haben; der Geruch dieser Flüssigkeit ist bei seinem Ausgange aus dem Körper des Thieres so widerlich, daß wir sie ohne den größten Ekel nicht riechen noch sammeln lassen konnten; es scheint nur, daß sie bei ihrer Austrickung an der Luft einen Theil ihres Gestankes verliere; doch nie nimmt sie den angenehmen Geruch des Moschus oder des Bisams der Civette an und die Naturforscher würden sie mit größerm Rechte mit dem Bibergeil verglichen haben.

Hr. de La Borde sagt in seinen Beobachtungen, daß es auf Cayenne zwei bestimmt von einander verschiedene Pecari-Arten gebe, welche sich weder mit einander vermischen noch paaren. Die größte Art, sagt er, hat weißes Haar an dem Riese und auf beiden Seiten der Kinnlade einen runden Flecken weißer Haare von der Größe eines Thalers; der Rest des Körpers ist schwärzlich; das Thier wiegt 100 Pfund. Die kleine Art hat röthliches Haar und wiegt gewöhnlich 60 Pfund.

Von der großen Art haben wir die Beschreibung und Abbildung mitgetheilt und in Betreff der kleinen Art sind wir der Meinung, daß die Verschiedenheit in der Farbe der Haare und der Größe des Körpers, von denen Hr. de La Borde spricht, nur eine Abweichung seyn kann, welche durch das Alter oder durch einen andern zufälligen Umstand hervorgebracht worden ist.

Nichts desto weniger sagt Hr. de La Borde, daß die Thiere der großen Art nicht wie die der kleinern, hinter Hunden und Menschen herlaufen, und fügt hinzu, daß die beiden Arten die großen Waldungen bewohnen und in Trupps von 2 bis 300 ziehn. Während der regnerischen Jahreszeit haufen sie auf den Bergen, und, wenn diese vorüber ist, findet man sie beständig in tiefen und sumpfigen Gegenden. Sie nähren sich von Früchten, Saamen und Wurzeln und wühlen

im Schlamm nach Würmern und Insecten. Man jagt sie ohne Hunde und verfolgt sie nach der Spur; man kann sie leicht schießen und ihrer mehrere tödten; denn anstatt zu fliehen, laufen die Thiere zusammen und geben oft dem Jäger Zeit, wieder zu laden und mehrere Schüsse zu thun; demungeachtet verfolgen sie die Hunde und manchmal auch die Menschen. Hr. de La Borde erzählt folgenden Fall: als er eines Tages mit mehreren Personen auf der Jagd dieser Thiere war, floh ein Hund beim Anblick derselben zwischen die Beine seines Herrn. Die Jäger hatten sich, um sicher gegen die Thiere zu seyn, auf einen Felsen gestellt; dennoch wurden sie von einem Trupp dieser Schweine angegriffen und konnten sie erst zum Rückzuge zwingen, nachdem sie durch unausgesehtes Schießen eine große Anzahl derselben getödtet hatten. Die Thiere fliehen aber, sagt er, wenn sie mehrmalen gejagt worden sind. Die Jungen, welche man auf der Jagd fängt, werden leicht zahm gemacht; doch wollen sie nicht den andern Hauschweinen folgen und vermischen sich nie mit ihnen. Im Stande der Freiheit halten sie sich häufig in Sümpfen auf, sehen manchmal über große Flüsse und richten in den Anpflanzungen vielen Schaden an. Ihr Fleisch, sagt er, hat einen sehr guten Geschmack, ist aber weniger zart, als das der Hauschweine; es gleicht dem Haasfleische und hat weder Speck noch Fett. Sie werfen nur 2 Junge, aber zu jeder Jahreszeit; man muß darauf achten, bei ihrer Abschachtung die große Drüse auf dem Rücken wegzunehmen, denn diese verbreitet einen Gestank, der dem Fleische einen üblen Geschmack verleiht.

Hr. de La Borde spricht von einer andern Schweineart, die er Patira nennt und sich ebenfalls auf dem Festlande von Guiana aufhält. Was er über dieselbe sagt, will ich anführen, wenngleich es mir schwer fällt, irgend eine Folgerung daraus zu ziehen. Ich theile es in der Absicht mit, um Hrn. de La Borde selbst oder irgend einen andern Naturbeobachter zu vermögen, uns genauere Auskunft und mehr ins Einzelne gehende Beschreibungen von dem Thiere zu geben.

„Der Patira hat die Größe eines Pecari von der kleinern Art, und unterscheidet sich von demselben durch eine Linie weißer Haare, welche sich längs dem ganzen Rückgrathe vom Halse bis zum Schweife zieht.

„Er lebt in den großen Waldungen, die er nie verläßt. Diese Thiere ziehen nie in zahlreichen Schaaren, sondern immer Familienweise; sind inzwischen sehr zahlreich und verlassen nie ihr Heimathland. Bei Verfolgung der Hunde stellen sie sich zur Wehr und vertheidigen sich muthig. Sie verbergen sich in hohle Baumstämme oder in Erdlöcher, welche die *Tatus*-*Kabassus* gegraben haben; sie kriechen rückwärts hinein und ihrer so viel, als das Loch halten kann; kommen aber gleich heraus, sobald man sie etwas zerrt. Um sie bei ihrem Ausgange zu fangen, macht man erst einen Zapf aus Zweigen; hierauf stellt sich einer der Jäger mit einer Gabel auf das Loch, um sie am Halse zu fassen, während ein anderer Jäger sie heraustreibt und sie mit einem Säbel tödtet.“

„Befindet sich nur ein Thier im Loche und hat der Jäger zu seinem Fange keine Zeit, verstopft er den Ausgang und ist sicher, am andern Morgen sein Wild zu finden. Sein Fleisch ist weit trefflicher, als das der andern Schweine. Jung eingefangen werden sie leicht gezähmt; sie können aber die Hunde nicht leiden und greifen sie bei jeder Gelegenheit an. Sie werfen nie mehr als 2 Junge und vermögen in jeder Jahreszeit zu zeugen. Sie halten sich immer in den Sümpfen auf, im Falle diese nicht überschwemmt sind.“

„Das Haar des *Patira* ist nicht so rauh als das des *Ebers* oder selbst des *Hauschweines*, sondern wie beim *Pecari* weich und nachgiebig. Wenn sie zahm gemacht sind, folgen die *Patiras* ihrem Herrn, lassen sich von denen, welche sie kennen, anfassen, und drohen mit Kopf und Händen denen, welche sie nicht kennen.“

Durch mehrere Zeugnisse bin ich jetzt vergewissert worden, daß wirklich in der *Pecari*- oder *Tajacu*-Gattung 2 bestimmte verschiedne Arten vorhanden sind. Die größte Art ist die, von welcher wir die Abbildung geliefert haben; doch vermochten wir noch nicht, uns ein einziges Exemplar von der zweiten Art zu verschaffen. Dies Thier heißt *Patira* und ist im Allgemeinen weit kleiner als der *Pecari*. Die *Patiras* besitzen in ihrer Jugend längs dem ganzen Rückgrathe einen schwarzen Streifen; in dem Grade aber, als sie altern, werden sie auf dem ganzen Leibe braun und fast schwarz. Die *Patiras* ziehen wie die *Pecaris* in großen Trupps und man jagt sie auf dieselbe Weise. Die einzige Verschiedenheit, die sich,

Dies Thier, dessen Abbildung und Beschreibung uns von Seba unter dem Namen fliegendes Eichhörnchen aus Virginien überliefert worden ist, scheint in einem solchen Grade von dem Polatuche abzuweichen, um eine besondere Art auszumachen; doch wollen wir uns nicht übereilen, über sein Wesen zu entscheiden; wahrscheinlich ist es allerdings, daß dies Thier eine wirklich verschiedene Art von dem Polatuche bilde; doch könnte es auch nur eine bloße Spielart oder vielleicht auch nur eine zufällige Bildung oder eine Mißgeburt seyn, indem kein Reisender, kein Naturforscher dieses Thieres erwähnt; Seba ist der Einzige, der es im Kabinette von Vincent sah und ich habe immer gegen die Beschreibungen, welche nach Thieren in Sammlungen, die man oft so zurichtet, daß sie außerordentlicher erscheinen, entworfen sind, Mißtrauen.

Wir haben einen lebenden Polatuche gesehen und lange Zeit aufbewahrt; er ist von den Reisenden gut beschrieben worden. Sagarb Theodat, Johann von Paet, Fernandes, La Hontan, Denys, erwähnen seiner; so wie die Herren Dumont, Catesby, Le Page du Pratz &c., und die Herren Klein, Seba und Edwards haben gute Beschreibungen sammt den Abbildungen davon geliefert. Was wir selbst an dem Thiere beobachteten, stimmt mit dem, was sie über dasselbe sagen, sehr wohl überein; gewöhnlich ist es kleiner, als das Eichhörnchen; das, was wir selbst besaßen, wog kaum 2 Unzen, d. h. soviel, wie eine Fledermaus von der mittlern Art; das Eichhörnchen hingegen wiegt 8 bis 9 Unzen; inzwischen gibt es auch größere; wir besaßen die Haut eines Polatuche, die nur von einem weit größern Thiere herrühren kann, als der gewöhnliche Polatuche ist.

Durch die Ausdehnung der Haut, die beim Sprunge die vordern Beine mit den hintern verbindet und die ihm dazu dient, sich in der Luft zu halten, nähert er sich gewissermaßen der Fledermaus, auch scheint er ihr in etwa durch sein Naturell zu ähneln. Am Tage ist er ruhig und, so zu sagen, eingeschlafen und wird erst gegen den Abend hin thätig. Er läßt sich sehr schwer zähmen und behält stets den Hang, durch die Flucht die Freiheit zu suchen; man muß ihn deshalb in einen Käfig oder an eine Kette legen. Man ernährt ihn mit Brod, Früchten und Saamen, besonders liebt er die Knospen und jungen Sprossen der Fichte und der Birke und sucht nicht wie

das Eichhörnchen Nüsse und Mandeln; er macht sich ein Nest aus Blättern, in das er sich vergräbt und den Tag über bleibt, und geht nur während der Nacht und, wenn ihm hungert, heraus. Da er wenig Lebhaftigkeit besitzt, wird er den Mardern und den andern Thieren, welche die Bäume hinauf klettern, leicht zur Beute, weshalb die Art auch sehr klein an Zahl ist, obwohl der Polatuche 3 bis 4 Junge wirft.

Das Grauwerk-Thier

oder

das graue Eichhörnchen.

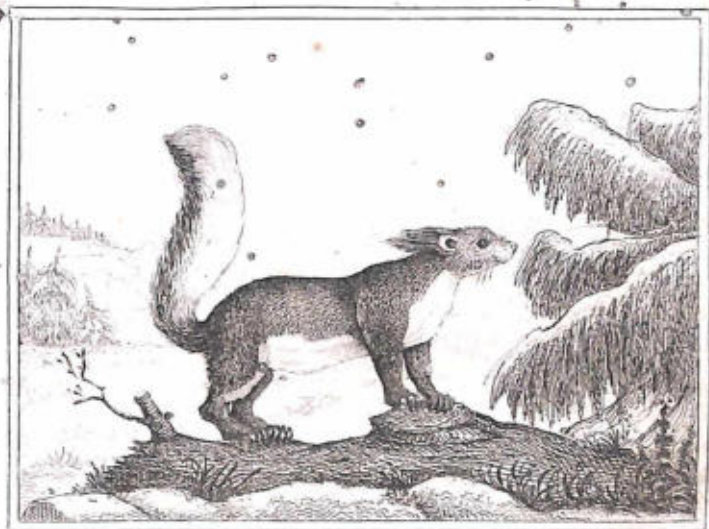
Man findet in den nördlichen Gegenden beider Festländer das Thier, dem wir hier den Namen **Petit-gris** (Grauwerk) beigelegt haben; es ähnelt sehr dem Eichhörnchen, und unterscheidet sich im Aeußern nur durch folgende Merkmale: es hat kein röthliches, sondern ein mehr oder weniger dunkelgraues Haar; die Ohren sind nicht mit den langen Haaren besetzt, welche über die Spitzen derselben beim Eichhörnchen hervorragen. Diese Abweichungen, die beständig sind, scheinen hinzulangen, um eine besondre Art zu bilden, der wir den Namen **Petit-gris** (Grauwerk) gegeben haben, weil unter diesem Namen das Pelzwerk dieses Thieres bekannt ist. Mehrere Schriftsteller behaupten, daß die Grauwerk-Thiere aus Europa sich von denen in Amerika unterscheiden und die europäischen Grauwerk-Thiere Eichhörnchen von verschiedner Art sind, deren Haarfarbe in unserm nördlichen Klima durch die Jahreszeit verändert werde. Ohne diese Thatsache völlig in Abrede stellen zu wollen, die uns übrigens nicht hinlänglich dargethan zu seyn scheint, betrachten wir doch das Grauwerk-Thier aus Amerika und Europa als ein und dasselbe Thier, was von unserm gemeinen Eichhörnchen eine verschiedne und bestimmt getrennte Art bildet; denn man findet in Nordamerika und in Nord-Europa unsre Eichhörnchen ebenfalls; sie besitzen dort dieselbe Größe und dieselbe Farbe, d. h. ein mehr oder weniger lebhaftes Roth oder Fuchsroth nach dem Wärmegrade des Landes; zu gleicher Zeit gibt es dort andre Eichhörnchen, die größer sind und deren Haar zu allen Jahreszeiten grau oder schwärzlich ist. Ueberdies ist das Pelzwerk der grauen Eichhörnchen weit feiner und sanfter als das unsrer Eichhörnchen; wir glauben demnach die Behauptung aufstellen zu können,

daß diese Thiere, deren Abweichungen beständig sind und deren Arten, wenn auch nahe verwandt, sich nicht mit einander vermischen, auch mit besondern Namen bezeichnet werden müssen. Hr. Regnard sagt mit Bestimmtheit, daß die Grauwerk-Thiere in Lappland dieselben Thiere mit unsern französischen Eichhörnchen sind. Dies Zeugniß ist so bestimmt, daß es hinreichen würde, wenn ihm nicht von allen andern widersprochen würde; aber Hr. Regnard, der uns herrliche Lustspiele gegeben hat, hatte sich nicht sehr mit der Naturgeschichte beschäftigt und blieb nicht lang genug in Lappland, um mit eigenen Augen die Eichhörnchen ihre Farbe verwechseln zu sehn. Es ist wahr, daß Naturbeobachter, unter andern Linné, berichtet haben, daß im Norden das Haar der Eichhörnchen im Winter seine Farbe ändre. Diese Thatsache mag sich wirklich so verhalten; denn die Hasen; Wölfe und Wiesel verändern in diesem Klima auch die Farbe; aber diese Veränderung geschieht vom Fahlgelben oder Röthlichen ins Weiße und nicht vom Röthlichen oder Fahlgelben ins Aschgraue. Um hier nur vom Eichhörnchen zu sprechen, so sagt Linné in seiner *Fauna suecica*: *Aestate ruber, hieme incanus* (Im Sommer röthlich, im Winter weißlich); es wechselt also vom Rothen ins Weiße, oder vielmehr vom Röthlichen ins Weißliche und wir glauben nicht, daß dieser Schriftsteller gute Gründe gehabt habe, an die Stelle des Worts *incanus* (weißlich) die Bezeichnung *cinereus* (aschgrau) zu setzen, wie er es in seiner letzten Ausgabe des *systema naturae* gethan hat. Hr. Klein versichert im Gegentheil, daß die Eichhörnchen um Danzig im Winter wie im Sommer röthlich sind und daß es in Polen häufig graue und schwärzliche gebe, die eben so wenig die Farbe verändern als die röthlichen. Diese grauen und schwärzlichen Eichhörnchen finden sich in Canada und in allen nördlichen Ländern Amerikas wieder. Wir glauben uns demnach befugt, das Grauwerk-Thier oder, wenn man will, das graue Eichhörnchen als ein Thier zu betrachten, das beiden Festländern gemein ist und eine von unsern Eichhörnchen verschiedne Art ausmacht.

Uebrigens haben wir nicht beobachtet, daß die Eichhörnchen, welche in unsern Wäldern in bedeutender Anzahl leben, in Trupps sich vereint haben; wir sehen nicht, daß sie in Gesellschaft reisen, sich dem Wasser nähern und sogar wagen, auf Baumrinden über Flüsse zu setzen. Sie unterscheiden sich also

DAS KLEINE GRAUE EICHHÖRNCHEN.
Ordnung: Nager. Gattung: Eichhörnchen. (Canis.)

Pl. 64



DAS KLEINE GRAUE EICHHÖRNCHEN AUS SIBERIEN.
Ordnung: Nager. id. id.

von den Grauwerk-Thieren nicht allein durch Größe und Farbe, sondern auch durch natürliche Gewohnheiten; obwohl die Schiffahrten der Grauwerk-Thiere wenig glaubwürdig erscheinen, werden sie doch von einer so großen Anzahl Zeugen bewahrheitet, daß wir nicht mehr an ihnen zweifeln können.

Von allen Thieren, die keine Hausthiere sind, ist vielleicht das Eichhörnchen am meisten Spielarten unterworfen, oder seine Art hat zum wenigsten die meisten Nachbararten. Das weiße Eichhörnchen aus Sibirien scheint nur eine Varietät unsres gemeinen Eichhörnchens zu seyn; das schwarze und dunkelgraue, beide in Amerika, möchten auch wohl nur Spielarten des Grauwerk-Thiers seyn. Das Eichhörnchen aus der Berberei, das Palmen- und Erd-Eichhörnchen, von denen wir im folgenden Artikel sprechen werden, sind 3 Arten, welche mit jenen in näher Verwandtschaft stehen. —

Man besitzt wenige andre Thatfachen über die Naturgeschichte der Grauwerk-Thiere. Fernandes sagt, daß das graue oder schwärzliche Eichhörnchen in Amerika gewöhnlich auf Bäumen und besonders auf Kiefern sich aufhalte, sich von Früchten und Saamen nähre, Vorräthe für den Winter in hohlen Bäumen anlege, in welche es sich selbst zurückziehe, um dort die schlechte Jahreszeit zuzubringen und seine Jungen zu werfen. Diese Gewohnheiten des Grauwerk-Thiers sind ebenfalls von denen des Eichhörnchens verschieden, das sich wie die Vögel ein Nest auf den Bäumen baut. Inzwischen maßen wir uns nicht an, bestimmt zu versichern, daß dies schwärzliche Eichhörnchen des Fernandes dasselbe sey mit dem grauen Eichhörnchen aus Virginien und beide mit dem nordeuropäischen Grauwerk-Thiere eine und dieselbe Art ausmachen; wir stellen dies nur als eine Vermuthung auf, die uns sehr wahrscheinlich scheint, weil diese 3 Thiere beinahe dieselbe Größe und Farbe besitzen und dasselbe kalte Klima bewohnen, sich ferner genau an Gestalt gleichen und man ebenfalls ihre Felle zu Pelzwerk, was man Grauwerk nennt, verwendet.

Das Grauwerk-Thier aus Sibirien.

Wir geben hier das Grauwerk-Thier aus Sibirien, das Hr. Abbe Aubry, Pfarrer von St. Louis, in seiner Sammlung aufbewahrte und hinlänglich sich von dem Grauwerk-Thiere der andern nördlichen Gegenden unterscheidet, um

uns auf die Vermuthung zu führen, daß sie zwei getrennte Arten bilden. Das sibirische hat lange Haare an den Ohren, einen hellgrauen Pelz und einen weißen, ziemlich kurzen Schweif; dagegen besitzt das vorhergehende Grauerk-Thier nackte Ohren, sein Obertheil des Körpers und der Seiten ist aschgrau und der Schweif hat dieselbe Farbe; es ist auch etwas größer und dicker und hat einen bedeutend längern Schweif als das Grauerk-Thier aus Sibirien, dessen Körpermaße und Beschreibung wir hier folgen lassen:

Das Haar dieses kleinen, niedlichen Thieres ist 9 Linien lang, silbergrau an der Oberfläche und dunkelgrau an der Wurzel, was dem Pelze dieses Thieres ein mit Perlen gestücktes graues Ansehn gewährt; diese Farbe dehnt sich über den obern Theil des Körpers, über den Kopf, die Seiten, Beine und den Anfang des Schweifes aus; die ganze untre Fläche des Körpers von der untern Kinnlade ist schön weiß, der Obertheil der Schnauze ist grau, die Stirn aber, der Scheitel, die Seiten der Backen bis an die Ohren sind mit einer leichten Schattirung von Fuchsrothem gemischt, welche oberhalb der Augen und auf der untern Kinnlade stärker hervortritt. Das Innere der Ohren ist mit einem grauern Haare, als das des Körpers, versehen; der Rand und die obere Fläche der Ohren zeigen große, röthliche Haare, welche einen 1 Zoll 4 bis 5 Linien langen Büschel bilden. Die halbe, äußere Fläche der Vorderbeine ist fahlgelb mit Aschgrau gemischt, die innere Seite ist weiß mit etwas Fahlgelb vermengt, die Hinterbeine von der Kniekehle an und die 4 Pfoten sind braun mit Fuchsroth gemischt; die vordern Pfoten haben 4 Finger, die hintern deren 5. Die Schweifhaare sind 21 Linien lang; die an der Spitze haben bei 2 Zoll. Dieser weiße Schweif mit so langen Haaren scheint von dem des andern grauen Eichhörnchens sehr verschieden zu seyn.

	Zoll.	Linien.
Länge des ganzen Körpers in grader Linie gemessen	9	9
Länge des Kopfes von der Spitze der Schnauze bis an den Hinterkopf	2	2
Länge der Ohren	—	7
Länge der Schwanzhaare	5	11
Länge der größten Nägel am Vorderfuße	—	4
Länge der größten Nägel am Hinterfuße	—	3



DER TAMANOIR.
ODER DER GROSSE AMERIKANISCHE AMEISENBÄR.

Ordnung: Zahnlose. Gattung: Ameisenbär. (Cuvier.)

Das Palmen- Berber- und nordamerikanische Eichhörchen.

Das Palmen-Eichhörchen ist von der Größe einer Ratte oder eines kleinen Eichhörchens und bringt sein Leben auf Palmen zu, woher auch sein Name rührt; die einen nennen es Palmenratte, die andern Palmen-Eichhörchen. Da es aber weder Eichhorn noch Ratte ist, nennen wir es einfach Palmist. Es hat beinahe die Kopfbildung der großen Feldmaus, der ebenfalls mit borstenartigen Haaren besetzt ist. Seinen langen Schweif schleppt es nicht über den Boden wie die Ratte, es trägt ihn gerade und fast senkrecht stehend, ohne denselben über den Rücken zu schlagen wie das Eichhörchen. Der Schweif ist mit längern Haaren, als die Haare des Körpers sind, besetzt, die aber nicht so lang sind, als beim Eichhörchen. Ueber die Mitte des Rückens längs dem Rückgrathe zieht sich ein weißlicher Streif, auf dessen jeder Seite ein brauner und dann wieder ein weißlicher liegt. Dies so bezeichnende Merkmal, durch das man, wie es scheint, den Palmisten von allen andern Thieren unterscheiden kann, findet sich ebenfalls bei dem Eichhörchen aus der Berberei und Nordamerika, wo man es auch Erd-Eichhörchen genannt hat. Diese 3 Thiere sind sich in so vielen Rücksichten ähnlich, daß Hr. Ray die Ansicht gewann, daß alle 3 nur eine und dieselbe Art ausmachten; beachtet man aber, daß die beiden ersten, d. h. der Palmist und das Berber-Eichhörchen in den heißen Klimaten des alten Festlandes sich aufhalten; dagegen das schwarzgestreifte Eichhörchen, das Lister, Catesby und Edwards beschrieben haben, nur in den kalten und gemäßigten Gegenden der neuen Welt angetroffen wird; so wird man die Meinung fassen, daß sie verschiedne Arten sind, und in der That bei genauer Untersuchung sieht man, daß die braunen und weißen Streifen beim nordamerikanischen in einer andern Ordnung liegen als beim Palmisten. Der weiße Streif, der sich beim Palmisten längs dem Rückgrathe erstreckt, ist schwarz oder braun beim nordamerikanischen. Die weißen Streifen liegen zur Seite des schwarzen, wie die schwarzen an der Seite des weißen beim Palmisten sich befinden. Ueberdies besitzt der Palmist nur 3 weiße Streifen, wogegen das nordamerikanische ihrer 4 hat. Das Letztere legt den Schweif auf den Rücken,

der Palmist thut dies nicht; dieser wohnt nur auf Bäumen, jenes hält sich am Boden, und dieser Unterschied gab Veranlassung zu der Benennung Erd-Eichhörnchen. Endlich ist es kleiner als der Palmist. Man kann mithin nicht zweifeln, daß es 2 verschiedene Thiere sind.

In Betreff des Berber-Eichhörnchens könnte man glauben, daß beide von derselben Art sind und nur Spielarten bilden, weil beide sich auf demselben Festlande, in demselben Klima aufhalten und beinahe dieselbe Gestalt besitzen. Vergleicht man aber die Beschreibung und die Abbildung des Berber-Eichhörnchens, die von Cajus geliefert und von Aldrovande und Johnston abgeschrieben worden sind, mit der Beschreibung und Abbildung des Palmisten, die wir hier geben, und vergleicht man hierauf mit dieser die Abbildung und Beschreibung, welche Edwards von dem Berber-Eichhörnchen mitgetheilt hat, wird man in derselben auf sehr hervorstechende Verschiedenheiten stoßen, die hinlänglich beweisen, daß sie verschiedene Thiere sind. Wir besitzen sie beide, wie das nordamerikanische Eichhörnchen, in der königlichen Sammlung. Das Berber-Eichhörnchen besitzt einen gewölbteren Kopf und eine gewölbtere Stirn, größere Augen, einen mit dichtern und längern Haaren besetzten Schwanz als der Palmist, in der Bildung des Körpers und des Kopfes ist es eher Eichhörnchen als Ratte und der Palmist eher Ratte als Eichhörnchen. Das Berber-Eichhörnchen hat 4 weiße Streifen, wogegen der Palmist ihrer nur 3 besitzt. Der mittlere weiße Streif liegt bei dem Palmisten auf dem Rückgrathe, während beim Berber-Eichhörnchen sich über dieselbe Stelle ein schwarzer mit Fuchsröth gemischter Streif zieht u. Uebrigens haben diese Thiere beinahe dieselben Gewohnheiten und dasselbe Naturell, wie das gemeine Eichhörnchen; wie dieses leben der Palmist und das Berber-Eichhörnchen von Früchten und bedienen sich der Vorderpfoten, um sie zu fassen und nach dem Mäule zu führen, sie besitzen gleiche Stimme, gleiches Geschrei, gleichen Naturtrieb und gleiche Behendigkeit, sind sehr lebhaft und sehr sanft und werden leicht bis zu einem solchen Grade gezähmt, daß sie vertraut mit ihrer Wohnung werden, sie nicht verlassen, als um spazieren zu gehn und von selbst zurückkehren, ohne gerufen oder gezwungen zu werden. Sie besitzen beide eine sehr niedliche Gestalt, ihr weiß gestreifter Pelz ist schöner als der des Eich-

hörnchens, ihr Wuchs ist ebenfalls kleiner, der Körper leichter und ihre Bewegungen sind behender. Der Palmist und das Berber-Eichhörnchen haufen, wie das gemeine Eichhörnchen, auf Bäumen, das nordamerikanische aber lebt an der Erde und bedirrt sich, wie die Waldratte, einen für Wasser undurchdringlichen Zufluchtsort, es ist auch weniger gelehrtig und sanft als die beiden andern und beißt ohne Schonung, im Falle es nicht völlig gezähmt worden ist; es gleicht mithin mehr den Ratten oder den Feldmäusen als den Eichhörnchen in seinem Naturrell und seinen Sitten.

Wir haben berichtet, daß der Palmist auf Palmen sein Leben zubringe und vorzugsweise in der Berberei angetroffen werde. Man hat uns aber auch versichert, daß er sehr häufig am Senegal, in dem Lande der Voloßneger und in den benachbarten Gegenden vom grünen Vorgebirge anzutreffen sey. Er besucht häufig offene und in der Nähe von Wohnungen liegende Dörter und hält sich öfter in Gebüsch an der Erde als auf Palmen auf; es sind kleine, sehr lebhaftere Thiere, am Tage sieht man sie über die Wege von einem Busch zum andern laufen und sind eben so oft am Boden als auf Bäumen.

Der Tamanoir und der Tamandua

oder
der kleine und große Ameisenbär und der
Ameisenfresser.

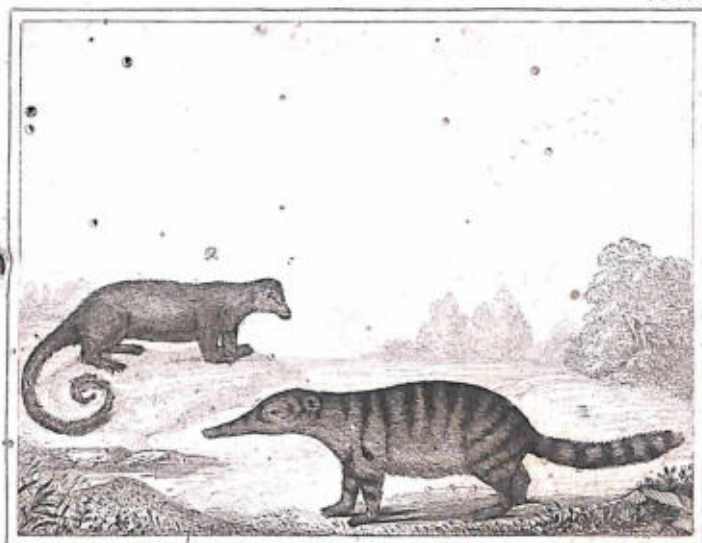
(*Myrmecophaga jubata*. Le Tamanoir, le Tamandua et le Fourmilier.)

In Südamerika leben 3 Thierarten mit langer Schnauze, engem Maule, ohne Zahn, mit runder, langer Zunge, welche sie in die Ameisenhaufen stecken und sie wieder zurückziehen, um die Ameisen zu fressen, welche ihre Hauptnahrung sind. Den ersten dieser Ameisenfresser kennen die Brasilianer *Tamandua-guacu*, d. h. großer Tamandua, und die Franzosen, welche sich in Amerika niedergelassen haben, heißen ihn Tamanoir. Das Thier ist ungefähr 4 Fuß lang von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprung der Schwanzrinne, der Kopf hat eine Länge von 14 bis 15 Zoll, sein Schweif ist $2\frac{1}{2}$ Fuß lang, mit starren über einen Fuß langen Haaren besetzt, der Hals ist kurz, der Kopf gerade, die Augen klein und schwarz, die Ohren abgerundet, die Zunge dünn und über 2

Fuß lang, die es, wenn es dieselbe gänzlich zurückzieht, gefalteten im Maule liegen hat. Seine Beine sind nur 1 Fuß hoch, die vordern sind etwas höher und schwächtiger, als die hintern, er hat runde Füße, die Vorderpfoten sind mit 4 Klauen bewaffnet, von denen die beiden in der Mitte die größten sind, die hintern haben 5 Klauen.

Die Haare am Schweife wie auf dem Körper sind schwarz und weißlich gemischt; auf dem Schweife stehn sie in Form eines Helmbusches; das Thier legt ihn auf den Rücken und bedeckt sich mit demselben den ganzen Körper, wenn es schlafen oder sich vor Regen oder Sonnenschein schützen will. Seine langen Körper- und Schweifhaare sind nicht in ihrer ganzen Ausdehnung rund, sondern platt an ihren Enden und so trocken anzufühlen wie ausgetrocknetes Gras. Im Borne bewegt, das Thier häufig und heftig den Schwanz, im ruhigen Zustande aber schleppt es ihn auf dem Boden nach und legt damit den Ort, wo es geht. Die Haare an seinen vordern Theilen sind weniger lang als an seinen hintern Theilen; jene sind nach hinten und diese nach vorne gerichtet; auf den vordern Theilen befindet sich mehr Weiß, auf den hintern mehr Schwarz; auf der Brust besitzt es einen schwarzen Streif, der sich über die Seiten des Körpers ausdehnt und auf dem Rücken in der Lenden-Gegend aufhört; die Hinter-Beine sind fast schwarz, die vordern weiß, mit einem großen schwarzen Flecken gegen die Mitte hin. Der Tamanoar geht langsam, ein Mensch kann ihn bequem im Laufen überholen; seine Pfoten scheinen weniger zum Gehen als zum Klettern und zum Ergreifen rundlicher Körper gemacht zu seyn; er packt auch einen Zweig oder einen Stock mit solcher Kraft, daß es nicht möglich ist, ihn demselben zu entreißen.

Das zweite dieser Thiere nennen die Amerikaner einfach Tamandua und wir haben diesen Namen beibehalten; er ist viel kleiner als der Tamanoar und mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schwanzes ungefähr 18 Zoll; sein Kopf ist 5 Zoll lang, seine Schnauze langgezogen und nach unten gekrümmt; sein Schwanz ist 10 Zoll lang und an der Spitze ohne Haar; die Ohren sind rund, 1 Zoll lang; die Zunge ist rund, 8 Zoll lang und liegt in einer Rinne oder in einem hohlen Canale im Innern des Unterkiefers; seine Beine sind kaum 4 Zoll hoch; seine Pfoten besitzen die-



DAS ERDSCHWEIN.

Ordnung: Zahnlose Gattung: Orycteropen. (Cuvier.)

selbe Bildung und eine gleiche Anzahl Klauen als der Tamanoar, d. h. 4 an den Vorder- und 5 an den Hinterpfoten. Er klettert und packt eben so gut als der Tamanoar und geht nicht besser; er bedeckt sich nicht mit seinem Schweife, der ihm auch nicht zum Schutze dienen könnte, da er zum Theil unbehaart und übrigens auch weit kürzer als der des Tamanoar ist; wenn er schläft, verbirgt er seinen Kopf unter den Hals und zwischen die Vorderpfoten.

Das dritte dieser Thiere nennen die Eingebornen von Guiana Matiruan. Wir legen ihm den Namen Ameisenfresser bei, um ihn von dem Tamanoar und Tamandua zu unterscheiden, denn er mißt nur 6 bis 7 Zoll in der Länge, von der Spitze der Nase bis zum Anfange des Schwanzes; sein Kopf ist 2 Zoll lang und sein Rüssel verhältnismäßig weit weniger lang gestreckt, als beim Tamanoar und Tamandua. Sein Schweif, 7 Zoll lang, ist an der unbehaarten Spitze nach unten gebogen. Seine Zunge ist schmal, etwas abgeplattet und ziemlich lang. Er besitzt fast gar keinen Hals und einen, im Verhältnisse zu seinem Körper, etwas dicken Kopf. Seine Augen liegen niedrig und nur in einiger Entfernung von den Winkeln des Maules. Die Ohren sind klein und unter das Haar versteckt; die Beine nur 3 Zoll hoch. Die Vorderfüße haben nur 2 Klauen, von denen die äußere weit dicker und größer ist als die innere; die Hinterpfoten haben ihrer 4. Das Haar des Körpers ist ungefähr 9 Linien lang, es läßt sich weich anfühlen und besitzt eine glänzende Farbe, röthlich mit einem lebhaften Gelb vermischt. Die Füße sind nicht zum Gehen gebildet; er klettert die Bäume hinauf und hängt sich mit dem Ende seines Schwanzes an die Aeste.

Von dieser Thiergattung kennen wir nur die drei bezeichneten Arten. Hr. Brisson erwähnt nach Seba einer vierten Art unter der Benennung langohriger Ameisenfresser; wir halten aber diese Art für zweifelhaft, indem, wie es scheint, in die Seba'sche Aufzählung der Thiere dieser Gattung sich mehr als ein Irrthum eingeschlichen hat. Er sagt ausdrücklich: „Wir bewahren in unsrer Sammlung 6 Arten von diesen Ameisenfressenden Thieren auf,“ während er nur die Beschreibung von 5 gibt und unter den 5 führt er noch den *Isquiepatl* oder das Stinkthier auf, was nicht bloß zu einer Art, sondern selbst zu einer Gattung gehört, welche

den Ameisenfressern sehr fern steht, indem das Stinkthier Zähne und eine platte kurze Zunge wie die andern Vierfüßer hat und sich in einem hohen Grade der Gattung der Wiesel oder Marder nähert. Von den sogenannten 6 in der Sammlung des Seba aufgeführten Arten bleiben demnach nur noch 4, weil der Usquepatl, welcher die fünfte Art seyn soll, durchaus kein Ameisenfresser und nirgends von einer sechsten die Rede ist, es sey denn, daß der Verfasser stillschweigend den Pangolin *) mit unter diese Thiere begriffen hat, was er übrigens in der Beschreibung, die er von diesem Thiere macht, nicht andeutet. Der Pangolin nährt sich zwar von Ameisen, hat eine langgestreckte Schnauze, ein schmales Maul, keinen sichtbar hervortretenden Zahn und eine lange und runde Zunge, alles Merkmale, die er mit den Ameisenfressern gemein hat; er unterscheidet sich aber von denselben, wie von allen vierfüßigen Thieren durch das einzige Kennzeichen, daß sein Körper mit dicken Schuppen, anstatt mit Haaren, bedeckt ist; überdies ist er nur in den heißen Ländern des alten Festlandes einheimisch, wogegen die Ameisenfresser, deren Körper mit Haaren bedeckt ist, sich nur in den südlichen Theilen der neuen Welt aufhalten. Von den 6 durch Seba aufgeführten Arten bleiben demnach nur noch 4 übrig und unter diesen 4 ist nur eine in seinen Beschreibungen wieder zu erkennen; es ist die dritte von denen, die wir beschrieben haben, d. h. der Ameisenfresser, dem zwar Seba in der That nur einen Finger an jeder Vorderpfote zuschreibt, obwohl er 2 hat; doch ungeachtet dieser Verstümmelung kann er nichts anderes seyn, als unser Ameisenfresser. Die 4 andren sind so mangelhaft beschrieben, daß es nicht möglich ist, sie auf ihre wahre Art zurückzubringen.

Ich habe es für meine Pflicht gehalten, die vollständigen Beschreibungen hieher zu setzen, nicht bloß, um zu beweisen, was ich gesagt habe; sondern auch, um eine Vorstellung von diesem großen Werke des Seba zu geben, damit der Leser selbst urtheile, welches Vertrauen dieser Schriftsteller verdiene. Das Thier, was er mit dem Namen amerikanischer Ameisenfresser der *Tamandua*, Band I. S. 60, bezeichnet und dessen Abbildung er auf Platte XXXVII. Nro. 2 gibt, kann auf keine der 3 Arten, von denen hier die Rede

*) Diesen Namen werden wir der Schuppen-Eidechse geben.

ist, bezogen werden; um sich hiervon zu überzeugen, braucht man nur seine Beschreibung zu lesen. Das zweite Thier, das er unter dem Namen *Tamandua-Guacu* aus Brasilien oder Ameisenfressender Bär, S. 65 und 66, Platte XL., Abbildung Nro. 1., auführt, ist auf eine wankende und zweideutige Weise bezeichnet worden; demungeachtet würde ich mit den Hrn. Klein und Linné glauben, daß es der wahre *Tamandua-Guacu* oder der *Tamanduar* seyn könne, der aber so mangelhaft und so fehlerhaft abgebildet worden ist, daß Hr. Linné in eine Art das erste und zweite dieser Thiere des Seba, nemlich das Thier auf der Platte XXXVII. Abbildung Nr. 2, und das auf der Platte XL. Nr. 1. vereinte. Hr. Brisson hielt das letztere für eine besondre Art; ich halte aber die Annahme dieser Art für nicht gegründet, eben so wenig wie den Vorwurf, sie mit dem *Tamanduar* verwechselt zu haben, welchen er dem Hrn. Klein macht; es scheint, daß der einzige Tadel, den man auf den Hrn. Klein fallen lassen kann, darin besteht, daß er zu der guten Beschreibung, die er von diesem Thiere, dessen ausgestopfte Haut im Dreßdner Kabinette aufbewahrt wird, gibt, die falschen Angaben des Seba fügte. Das dritte dieser Thiere endlich, dessen Abbildung man in Seba's Werk, Seite 48, Platte XLVII. Nro. 2, findet, ist so schlecht beschrieben, daß ich trotz dem Vertrauen, welches ich für die Hrn. Linné und Brisson hege, mich nicht zu überzeugen vermag, man könne, wie sie es thaten, auf die Beschreibung und Abbildung des Verfassers hin, dies Thier mit dem *Tamandua-i*, den ich einfach *Tamandua* nenne, zusammen werfen; ich verlange bloß, daß man diese Beschreibung lese und selbst urtheile. So wenig Theilnahme erregend und so langweilig dergleichen Untersuchungen auch seyn mögen, kann man sie doch bei einer Naturgeschichte, die ins Einzelne geht, nicht vermeiden; ehe man einen sehr unbekannten Gegenstand beschreibt, muß man, so viel als möglich ist, jede Dunkelheit von ihm entfernen, und im Vorbeigehen die Irrthümer bezeichnen, die nie verfehlen, sich zahlreich auf dem Wege der Wahrheit, zu der man oft nur sehr schwer dringt, und dies weniger auf Veranlassung der Natur, als wegen der Irrthümer der Naturforscher, zu lagern.

Was aus dieser Beurtheilung als sichers Ergebniß hervorgeht, ist, daß wirklich 3 Arten von Thieren vorhanden sind,

denen man die gemeinschaftliche Benennung Ameisenfresser beigelegt hat; diese der Tamanoar, Tamandua und der Ameisenfresser sind und daß die vierte Art, welche Hr. Briffon unter dem Namen langöhriger Ameisenfresser anführt, zweifelhaft ist, so wie die andern von Seba angedeuteten Arten es sind. Wir haben selbst den Tamanoar und den Ameisenfresser gesehen und bewahren noch in der Sammlung des Königs die Gerippe und die Felle derselben auf; gewiß sind diese Arten von einander sehr verschieden und sind wirklich so, wie wir sie beschrieben haben; wir sahen aber nicht den Tamandua und beschrieben denselben nur nach Pison und Martgrave, welche die einzigen Schriftsteller sind, die man über diese Thiere zu Rathe ziehen kann, indem alle Andere nur ihnen ausgeschrieben haben. Der Tamandua bildet so zu sagen in Hinsicht der Körpergröße die Mittelstufe zwischen dem Tamanoar und dem Ameisenfresser; er hat wie der Tamanoar einen sehr lang gestreckten Rüssel und 4 Finger an den Vorderpfeoten; dagegen besitzt er wie der Ameisenfresser einen an der Spitze unbehaarten Schwanz, mit dem er sich an die Baumäste hängt. Der Ameisenfresser zeigt auch dieselbe Gewohnheit; in dieser Lage schaukeln sie sich hin und her, bringen ihre Rüssel den Löchern und Höhlungen der Bäume nahe, stecken ihre lange Zunge hinein und ziehen sie plötzlich zurück, um die Insekten, welche auf sie gelaufen sind, zu verschlingen.

Uebrigens haben diese drei Thiere, die sich durch die Größe und die Verhältnisse des Körpers so sehr unterscheiden, dennoch viele Merkmale, sowohl in Hinsicht der Bildung als der natürlichen Gewohnheiten mit einander gemein; alle 3 ernähren sich von Ameisen und tunken ihre Zunge in Honig und in andere flüssige und schleimige Dinge, raffen ziemlich rasch Brodkrümchen und kleine Stückchen gehacktes Fleisch auf, werden leicht gezähmt und außerzogen, verschlucken nicht alle Flüssigkeiten, die sie beim Saufen zu sich nehmen, sondern ein Theil geht durch die Nasenlöcher verloren; schlafen gewöhnlich am Tage und wandern in der Nacht herum und gehen so schlecht, daß ein Mensch auf einem unbedeckten Felde sie leicht im Laufe einholen kann. Die Wilden essen ihr Fleisch, was übrigens von einem sehr übeln Geschmack ist.

Man könnte von ferne den Tamanoar für einen großen Fuchs halten, und dieses ist auch die Ursache, warum ihn

einige Reisende den amerikanischen Fuchs genannt haben; er ist stark genug, um sich gegen einen großen Hund und selbst gegen einen Jaguar zu vertheidigen. Wenn er angegriffen wird, kämpft er anfangs aufrecht stehend und vertheidigt sich mit den Vorderpfoten, mit denen er tiefe Wunden reißen kann, wie ein Bär; hierauf wirft er sich auf den Rücken und bedient sich der hintern wie der vorderen Füße; in dieser Lage ist er fast unüberwindlich und kämpft bis zum letzten Athemzuge; selbst wenn er seinen Feind getödtet hat, läßt er ihn erst lange Zeit nachher los und leistet einen größern Widerstand als ein anderes Thier, weil er mit einem langen, dichten Haare bekleidet ist, ein sehr dickes Fell, wenig empfindsames Fleisch und ein sehr zähes Leben hat.

Der Tamanoar, Tamandua und der Ameisenfresser sind den heißen Klimaten Amerikas einheimisch, nemlich in Brasilien, Guiana, den Ländern des Amazonenflusses &c.; man findet sie weder in Canada noch in den anderen kalten Gegenden der neuen Welt; man darf sie daher auch nicht auf dem alten Festlande suchen; inzwischen berichten Kolbe und Desmarchais, daß es dergleichen Thiere in Afrika gebe; es scheint mir aber, daß sie den Pangolin oder die Schuppen-Eidechse mit unsern Ameisenfressern verwechselt haben. Vielleicht sind Kolbe und Desmarchais in diesen Irrthum durch eine Stelle des Marcgrave, wo er sagt: *Tamandua-guacu Brasiliensibus, Congensibus, (ubi et frequens est) umbulu dictus* (Der Tamandua-guacu wird von den Brasilianern, Conganern, in deren Lande er ebenfalls häufig ist, Umbulu genannt) verleitet worden; wenn Marcgrave wirklich unter Congensibus die Einwohner von Congo verstanden hätte, würde er der erste gesagt haben, daß der Tamanoar sich ebenfalls in Afrika vorfinde, was inzwischen von keinem andern glaubwürdigen Zeugen bestätigt wird. Marcgrave hat gewiß selbst nicht dieses Thier in Afrika gesehen, indem er eingesteht, daß er sogar in Amerika nur die Haut desselben sah. Desmarchais spricht über denselben nur sehr unbestimmt, er sagt blos: man finde dieses Thier in Afrika wie in Amerika und fügt keinen Umstand bei, der diese Thatsache beweist; auf das Zeugniß des Kolbe legen wir übrigens nicht das geringste Gewicht, denn ein Mann, der auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung Eleuthiere und Luchse, ganz ähnlich denen in Preußen, sah,

kann auch wohl Tamanduas dort gesehen haben. Keiner der Schriftsteller, welche über die Erzeugnisse Afrikas und Asiens berichten, erwähnen der Tamanduas; dagegen sprechen alle Reisende und fast alle Geschichtsschreiber Amerikas bestimmt von denselben. De Pery, de Laët, der P. d'Abbeville, Maffée, Faber, Nieremberg und Hr. de la Coudamine stimmen mit Pison, Barrere u. überein, daß diese Thiere ursprünglich den heißen Ländern Amerikas angehören. Wir zweifeln also nicht, daß Kolbe und Desmarchais sich geirrt haben und glauben von Neuem versichern zu können, daß diese 3 Thierarten sich nicht auf dem alten Festlande vorfinden.

Ueber den Tamanoar.

Wir haben die Abbildung des Tamanoar oder des großen Ameisenbären gegeben; da aber die Zeichnung nach einer übel zubereiteten Haut entworfen ward, ist sie nicht so genau, als die gegenwärtige, die nach einem Thiere, was wohl eingepackt aus Guiana, dem Hr. Mauduit, Doctor der Arzneikunde, dessen Sammlung durch die Sorgfalt, mit der er alles Seltene anschafft und Thiere und Vögel soviel möglich in dem besten Zustande erhält, kostbare Sachen besitzt, übersandt wurde. Obwohl der Tamanoar, den wir hier mittheilen, genau von derselben Art mit dem, von dem wir eben gesprochen haben, ist, wird man doch erkennen, daß sein Rüssel kürzer, die Entfernung von Aug zu Aug kleiner ist und die Pfoten kürzer sind; die vordern haben nur 4 Klauen, von denen die mittlern die größten und die an den Seiten sehr klein sind; an den Hinterpfoten befinden sich 5 Klauen und alle Klauen sind schwarz. Die Schnauze ist bis an die Ohren mit einem braunen, sehr kurzen Haare bedeckt; in der Nähe der Ohren werden die Haare größer und sind auf den Seiten des Körpers $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, lassen sich rauh anfühlen wie die Haare des Ebers und bestehen aus dunkelbraunen und mit schmutzig weißen Haaren untermengt. Der schwarze Streif über den Körper hat keine kleinen schwarzen, scharf begrenzten Flecken, welche ihn umgeben, wie beim andern Tamanoar. Dieser ist 3 Fuß 11 Zoll lang, d. h. 3 Zoll länger als der andre. Hier sind seine andern Maassen:

Fuß. Zoll. Linien.

Höhe des Vordertheils	1	8	—
Höhe des Hintertheils	1	7	6
Länge von der Spitze der Schnauze bis zum Augenwinkel	—	7	9
Öeffnung des Auges	—	—	6
Öeffnung des Mauls	—	1	1
Öeffnung der Nasenlöcher	—	—	4
Entfernung des Auges vom Ohre	—	2	1
Größe des Ohres	—	1	2
Länge des Halses	—	8	—
Länge der Schwanzrinne	2	1	9
Länge der Vorderpfoten	—	6	3
Länge des innern Klauenhorns	—	—	6
Breite desselben Horns an seinem Ursprunge	—	—	4
Länge des zweiten Horns	—	1	8
Breite an seinem Ursprunge	—	—	5
Länge des äußern Horns	—	2	3
Breite an seinem Ursprunge	—	—	6
Länge des dritten Horns	—	—	5
Breite an seinem Ursprunge	—	—	3
Länge der Hinterpfote	—	3	9
Länge des innern Klauenhorns	—	—	7
Länge der drei andern	—	1	10
Breite derselben an ihrem Ursprunge	—	—	3
Länge des äußern	—	—	6
Breite desselben an seinem Ursprunge	—	—	3

Hr. de La Borde, königlicher Arzt zu Cayenne, hat mir in Betreff dieses Thieres folgende Beobachtungen übersandt:

„Der Tamangar bewohnt die Wälder von Guiana; man kennt dort nur 2 Arten; die Thiere der größten wiegen bei 100 Pfund; sie laufen langsam und schwerfällig als ein Schwein, setzen schwimmend über große Flüsse und während der Uebersetzung hält es nicht schwer, sie mit Knütteln tod zu schlagen. In den Wäldern tödtet man sie durch Flintenschüsse; sie sind in denselben nicht sehr häufig, obwohl die Hunde sie zu jagen sich weigern.

Der Tamanoar bedient sich seiner langen Klauen, um die Stöcke der Holzläufe, die sich überall auf den Bäumen, welche er leicht erklettert, befinden, zu zerreißen. Man muß sich in Acht

nehmen, diesem Thiere zu nahe zu kommen, denn seine Tatzten reißen tiefe Wunden; er vertheidigt sich sogar mit Vortheil gegen die grimmigsten Thiere der neuen Welt, als die Jaguars, Caguars &c., zerfleischt sie mit seinen Klauen, an denen die Muskeln und Sehnen von großer Stärke sind und tödtet viele Hunde, weshalb sie ihn auch nicht jagen wollen.

„Man erblickt häufig Tamanoars in den unbauten Savanen. Man sagt, daß sie sich von Ameisen nähren; ihr Magen ist geräumiger als der des Menschen; ich habe einen Tamanoar geöffnet, der den Magen voll Holzläusen, die er eben gefressen, hatte. Der Bau und die Maß-Verhältnisse seiner Zunge scheinen zu beweisen, daß er sich auch von Ameisen ernähren kann. Er wirft nur ein Junges in Baumlöchern, nahe an der Erde; wenn das Weibchen säugt, ist sie selbst für Menschen sehr gefährlich. Die niedre Volksklasse in Cayenne ist das Fleisch dieses Thiers, es ist schwarz, ohne Fett und ohne Geruch; seine Haut ist hart und dick; seine Zunge hat wie sein Rüssel beinahe eine kugelförmige Gestalt.“

Hr. de La Borde gibt eine anatomische Beschreibung desselben, die ich hier nicht mittheile, um ihm die Erstlinge seiner Arbeit, die er mit Sorgfalt angestellt zu haben scheint, zu lassen.

„Der Tamanoar, fährt Hr. de La Borde fort, erreicht sein völliges Wachsthum erst in 4 Jahren; er athmet nur durch die Nasenlöcher. In der Nähe des ersten Wirbels, welcher den Hals mit dem Kopfe verbindet, ist die Luftröhre sehr weit, wird aber plötzlich enger und bildet einen Gang, der sich bis in die Nasenlöcher und in das Hörnchen, was bei ihm die Stelle des Oberkiefers vertritt, erstreckt. Dies Hörnchen ist 1 Fuß lang und zum wenigsten eben so lang als der Rest des Kopfes. Von der Luftröhre geht kein Ast in den Nasen; demungeachtet ist die Oeffnung der Nasenlöcher so klein, daß man kaum eine Schreibfeder-Spule hineinbringen kann. Die Augen sind ebenfalls sehr klein und er sieht nur von der Seite. Das Fett dieses Thiers ist ungemein weiß. Wenn er über ein Wasser setzt, schlägt er seinen großen und langen Schweif, der ihm bis auf den Kopf reicht, auf den Rücken zurück.“

Die Hrn. Aublet und Olivier haben mich versichert, daß der Tamanoar sich nur mittelst seiner Zunge ernährt, die mit einer schleimigen, klebrigen Flüssigkeit überzogen ist, an welche die Insecten hängen bleiben. Sie sagen auch, daß sein Fleisch nicht übel zu essen sey.

Ueber den Tamandua.

Wir glauben, auf die Art des Tamandua das Thier beziehen zu müssen, dessen Abbildung wir hier liefern, und dessen Haut, wohl zubereitet, sich in der Sammlung des Herzogs von Carlus befand und von dort in das Cabinet des Königs kam. Er unterscheidet sich nicht bloß durch die Größe, sondern auch durch die Bildung vom Tamanoar. Sein Kopf ist im Verhältnisse weit dicker; sein Auge ist so klein, daß seine Oeffnung nur 1 Linie beträgt; obendrein wird es noch von einem Rande großer Haare umgeben. Das Ohr ist rund und nach oben mit großen schwarzen Haaren bekränzt. Der ganze Körper mißt von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes nur 13 Zoll und hat eine Höhe von kaum 10 Zoll. Das Haar auf dem Rücken ist 15 Linien lang, das auf dem Bauche, was stummig weiß ist, hat dieselbe Länge; der Schweif beträgt nur $7\frac{1}{2}$ Zoll und ist überall mit langen sahlgelben Haaren und mit hellenschwärzlich gefärbten Ringen besetzt.

In dieser ganzen Beschreibung finden sich nur zwei Merkmale, welche mit der Beschreibung, die uns Marcgrave von dem Tamandua geliefert hat, nicht übereinkommen. Das erste Merkmal ist der Schweif, der in seiner ganzen Ausdehnung behaart ist, wogegen Marcgrave sagt, daß er an seiner Spitze nackt ist; das zweite betrifft die Klauen, deren 5 der Tamandua unsrer Abbildung an den Vorderpfoten hat, während Marcgrave nur 4 derselben angibt; im Uebrigen stimmen die Thiere in allen einzelnen Punkten so überein, daß man glauben darf, daß das Thier, dessen Abbildung wir hier geliefert haben, zum wenigsten eine Spielart des Tamandua sey, wenn es auch nicht grade von derselben Art ist.

Hr. de La Borde scheint ihn in seinen Beobachtungen mit dem Namen kleiner Tamanoar zu bezeichnen.

„Er hat, sagt er, ein weißliches Haar, das ungefähr 2 Zoll lang ist; er kann etwas mehr als 60 Pfund wiegen; er hat keine Zähne, aber ebenfalls sehr lange Klauen. Er frist

nur am Tage, wie der andre, und wirft nur ein Junges; lebt auf dieselbe Weise und hält sich in den großen Waldungen auf. Sein Fleisch ist gut zu essen; doch trifft man ihn seltener als den großen Tamanoar an."

Mein lebhafter Wunsch wär es gewesen, daß er mir genauere und mehr ins Einzelne gehende Bestimmungen, welche die Ungewißheiten in Betreff dieses Thieres beseitigt hätten, mitgetheilt haben möchte.

Ueber den Ameisenfresser.

Ueber den Ameisenfresser, dessen Abbildung wir sehen, schreibt mir zu gleicher Zeit Hr. de La Borde:

"Er hat ein röthliches, glänzendes, etwas goldfarbiges Haar, ernährt sich von Ameisen, streckt seine Zunge, die sehr lang und gleich einem Wurme gestaltet ist, aus, und die Ameisen hangen sich daran." Dies Thier ist kaum so groß als ein Eichhörnchen, ist nicht schwer zu fangen; denn er geht ziemlich langsam; wie die Faulthiere hängt er sich an einen Stock, den man ihm vorhält, ohne ihn loszulassen und man kann ihn, an den Stock hangend, tragen, wohin man will. Er hat keinen Laut und man findet sie oft mit ihren Klauen an Baumzweigen geklammert. Sie werfen nur ein Junges in Baumhöhlen und bereiten ihm ein Lager aus Blättern, die sie auf dem Rücken herbeischleppen. Sie fressen nur in der Nacht. Ihre Zähne sind gefährlich und kneipen sich so fest zusammen, daß man den erfaßten Gegenstand ihnen nicht entreißen kann. Sie sind nicht selten, aber auf den Bäumen schwer zu erkennen.

Hr. Vosmaër hat das, was ich über den Ameisenfresser gesagt habe, einer ziemlich ungegründeten Beurtheilung unterworfen.

"Ich muß, sagt er, gegen die Meinung des Hrn. v. Buffon bemerken, daß Hr. Tullbach im vorigen Jahre ein Thier unter dem Namen Erdschwein übersandte, was der Ameisenfresser des Linne ist; so daß Kolbe und Desmarchais mit Grund gesagt haben, daß dies Thier sich ebensowohl in Afrika als in Amerika vorfinde. Nach dem zu urtheilen, der uns in Weingeist übersandt wurde, muß das ausgewachsene Thier einen bedeutenden Wuchs besitzen, indem das unsrige, welches das Ansehn hatte, als sey es eben geboren worden, doch schon

die Größe eines starken Milchschweinchens hat. Hier folgen die Hauptverschiedenheiten, so viel man sie an einem so jungen Thiere erkennen kann:

„Der Rüssel ist an seiner Spitze etwas dick, rund und nach oben wie abgestumpft. Die Ohren sind sehr groß, lang, dünn, spizig und hängend. Die Vorderpfoten haben 4 Finger; der erste und dritte ist von gleicher Länge, der zweite etwas länger und der vierte oder äufere ist etwas kürzer als der dritte. Die 4 Klauen sind sehr lang, ein wenig gekrümmt, spizig und fast von gleicher Länge. Die Hinterpfoten besitzen 5 Zehen, von denen die 3 mittlern beinahe gleich lang und die beiden äußern die kleinsten sind. Sein Schweif, ohne sehr lang zu seyn, endigt sich mit einer Spitze. Die beiden Ameisenfresser des Seba sind gewiß dieselben und unterscheiden sich nur von einander durch die Farbe. Die Abbildung derselben ist sehr gut. Es ist eine besondre Art, ganz von dem Tamandua-guacu des Maregrave und vom Tamanoar des Hrn. von Buffon verschieden.“

Nach Durchlesung dieser Stelle sollte man glauben, daß ich mich in Betreff des von Seba gezeichneten Thieres geirrt habe; inzwischen habe ich grade das gesagt, was Hr. Vosmaër hier sagt. Ich habe mich hierüber folgender Maßen ausgedrückt:

„Das Thier, was Seba mit dem Namen amerikanischer Ameisenfressender Tamandua, Band I., Seite 60, bezeichnet und dessen Abbildung er Platte 37 Nro. 2 gibt, kann auf keins der 3 Thiere, von denen hier die Rede ist, bezogen werden.“

Nun sind aber die 3 Thiere aus Amerika, von denen ich sprach, der Tamanoar, der Tamandua und der kleine Ameisenfresser; mithin spricht das, was Hr. Vosmaër sagt, nichts gegen meine Behauptung; denn alles, was ich behaupte, beschränkt sich darauf, daß jene 3 Thiere sich nur in Amerika und nicht in der alten Welt vorfinden. Dies ist so bestimmt, daß Hr. Vosmaër nichts entgegen stellen kann. Wenn der Ameisenfresser des Seba (Platte 37 S. 2) sich in Afrika vorfindet, so beweist dies nur, daß Seba sich irrte, indem er ihn amerikanisch zu Ameisenfresser nannte; doch dies beweist nichts gegen meine Behauptung und ich beharre mit allem Rechte dabei, daß der Tamanoar, Tamandua und der Ameisenfresser sich in Amerika und nicht in Afrika aufhalten.

Das Erdschwein.

(*Orycteropus africanus*. Le Cochon de tefre.)

Wir haben gesagt und oft wiederholt, daß keine afrikanische Thierart in Südamerika angetroffen werde und daß umgekehrt kein Thier dieses Theils von Amerika sich in Afrika vorfinde. Das Thier, von dem hier die Rede ist, konnte weniger aufmerksame Naturforscher, wie Hr. Vosmaër, zum Irrthum verleiten; aus seiner Beschreibung aber und aus der Vergleichung seiner Bildung mit der der Ameisenfresser wird man erkennen, daß es von einer ganz verschiednen Art ist und mit ihnen in keiner andern Beziehung steht, als daß es auch keine Zähne hat und eine hinlänglich große Zunge besitzt, um sie in Ameisenhaufen zu stecken. Wir haben daher den Namen Erdschwein, den Kolbe diesem Thiere beigelegt, beibehalten, eben als den des Ameisenfressers, mit dem nur die amerikanischen Ameisenfresser zu bezeichnen sind, weil das Ameisen fressend Thier aus Afrika nicht bloß der Art, sondern auch der Gattung noch, sich wesentlich von ihnen unterscheidet, anzunehmen. Die Benennung Erdschwein steht mit seinen natürlichen Wohnheiten und selbst mit seiner Gestalt im Einklange; und ist das Thier unter diesem Namen auf dem Kap der guten Hoffnung bekannt.

Nachstehendes ist die Beschreibung, welche Hr. Allaman in den neuen Ergänzungen zu meinem Werke von diesem Thier entwirft.

„Hr. v. Buffon scheint Alles, was man über die Ameisenfresser zu sagen vermag, erschöpft zu haben; seine Abhandlung muß ihm viele Mühe gemacht haben, sowohl in Hinsicht der Untersuchungen, die er mit allen Berichten über diese Thiere anstellen mußte, wie in Betreff der Nothwendigkeit worin er sich befand, die Irrthümer derer, welche vor ihm über die Thiere geschrieben haben, und besonders die des Seba aufzudecken. Der letztere hat sie nicht bloß fehlerhaft beschrieben, sondern noch ein Thier von gänzlich verschiedner Gattung unter dieselben gestellt.“

„Nachdem Hr. v. Buffon die Verwirrung, welche in der Naturgeschichte dieser Thiere herrschte, zerstreut hat, nimmt er nur 3 Arten von Ameisenfressern an, den Tamanoar, den Tamandua und den Ameisenfresser; später gibt er aber die B-

Schreibung eines Thieres, das eher eine von dem Tamandua abweichende Art als eine bloße Spielart zu bilden scheint; endlich zieht er aus Allem, was er gesagt hat, den Schluß, daß die Ameisenfresser sich nur in den heißen Ländern Amerika's finden und auf dem alten Festlande nicht angetroffen werden. Wahr ist es, daß Desmarchais und Kolbe behaupten, es gebe dergleichen auch in Afrika; doch der erste berichtet einfach die Thatfache, ohne das Geringste hinzuzusehen und ohne irgend einen Beweis beizubringen, und das Zeugniß des Kolbe ist so verdächtig, daß Hr. von Buffon vollkommen berechtigt war, ihm keinen Glauben beizumessen. In Hinsicht Kolbe's war ich mit ihm derselben Meinung und glaubte nicht, daß es Ameisenfresser auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gebe; der Kapitän Gordon aber hat mir diesen Irrthum genommen; er übersandte mir die Haut eines dieser Thiere, das auf dem Kap getödtet worden war und dort unter dem Namen Erdschwein bekannt ist; es ist derselbe Name, den ihm Kolbe gibt; ich mache ihm deshalb hier auch eine Ehren-Erklärung, daß ich seine Wahrhaftigkeit in Zweifel gezogen habe und ihn überzeugt, daß Hr. v. Buffon ihm ebenfalls Gerechtigkeit widerfahren lassen werde. Es ist wahr, daß Pallas durch seine eigenen Beobachtungen das Zeugniß des Kolbe bestätigt hat; er hat die Beschreibung eines Foetus (Frucht) eines Ameisenfressers, der vom Vorgebirge der guten Hoffnung S. Hoh. dem Prinzen von Oranien für dessen Sammlung übersandt wurde, mitgetheilt; aber eine von Haaren entblößte Frucht ist wenig geeignet, eine richtige Vorstellung von dem Thiere, von dem sie herkommt, zu geben und überdies konnte sie von wo anders her nach dem Kap gesandt worden seyn; inzwischen brachte mich der Name Schwein, mit welchem man sie bezeichnete, von meinem Vorurtheile gegen Kolbe zurück.

„Ich habe die mir vom Hrn. Gordon übermachte Haut ausstopfen lassen, was mir sehr gut gelungen ist und nach dieser ausgestopften Haut habe ich das Thier abzeichnen lassen. Wenn man Ameisenfresser das Thier nennen muß, was eine Zähne besitzt und eine sehr lange Zunge hat, die es in die Ameisenhaufen steckt, um hervorzuholen die Ameisen, welche an dieselbe kleben geblieben sind, zu verschlucken, so kann man nicht zweifeln, daß das hier abgebildete Thier diesen Namen verdient; inzwischen unterscheidet es sich sehr von den 3 Ar-

ten, die Hr. v. Buffon beschrieben hat und die ich mit ihm für Thiere halte, die Amerika eigenthümlich sind.

„Es ist beinahe so dick und so groß als der Tamanoar wie man aus den Maßen, die ich angebe, erschn wird. Die Haare, welche den Kopf, den obern Theil des Körpers und den Schweif bedecken, sind sehr kurz und liegen so hart an die Haut, daß sie darauf geleimt zu seyn scheinen; ihre Farbe ist schmutzig grau, der des Kaninchens sich etwas nähernd, aber dunkler; auf den Seiten und unter dem Bauche sind sie länger, ganz schwarz und grade.

„Der Kopf gleicht beinahe einem abgeschnittenen Kege und ist gegen das Ende hin etwas zusammengedrückt und endigt sich mit einem Rüssel, ähnlich dem am Schweine, in welchen sich die Nasenlöcher befinden, und der mehr als 1. Zoll über die untere Kinnlade, die sehr klein ist, hervorsteht. Seine Zunge ist lang, sehr dünn und platt; aber breiter als bei den andern Ameisenfressern, die sie fast kegelförmig haben; es besteht keine Zähne. Seine Augen liegen den Ohren näher als der Schnauze; sie sind ziemlich groß und ihre Oeffnung von einem Winkel bis zum andern beträgt 1 Zoll. Seine Ohren denen des Schweins ziemlich ähnlich, sind 6 Zoll lang und endigen sich in eine Spitze; sie bestehen aus einer Haut, die fast so dünn als Pergament ist und sind mit so kurzen Haaren bedeckt, daß man sie kaum bemerken kann. Ich weiß nicht, ob sie beim lebenden Thiere herabhängen, wie dies beim Tamandua der Fall ist. Pallas behauptet dies; doch urtheilt er hierüber nur nach den Ohren an der Frucht, die ihrer Länge wegen diese Lage annehmen müssen; man kann aber hieraus noch nicht auf die Stellung der Ohren schließen, wenn das Thier den Mutterleib verlassen hat. Sein Schweif beträgt ein Drittel mehr als die ganze Länge seines Körpers. Seine Vorderpfoten haben 4 Finger, seine Hinterpfoten 5 Zehen, alle mit langen Nägeln bewaffnet, von denen die längsten sich an den Hinterfüßen befinden, denn sie sind so groß als die Zehen selbst; sie sind nicht zugespitzt, sondern an ihren Enden abgerundet, ein wenig gekrümmt und geeignet, die Erde auszugraben. Es scheint nicht, daß es damit stark anfassen oder sich kräftig vertheidigen kann, wie die andern Ameisenfresser; unterdessen muß es in den Beinen eine große Stärke besitzen, da diese im Verhältnisse zu seinem Körper sehr dick sind.

Aus dieser Beschreibung ersieht man, daß dies Thier sich durch Haar, Farbe, Kopf, Schweif sehr von dem Tamanoar unterscheidet; es übertrifft auch den Tamandua an Größe bedeutend, von dem es überdies in Haaren, Farbe und Klauen abweicht; ich erwähne seiner Unterscheidungen vom Ameisenfresser nicht, mit dem es Niemand verwechseln wird. Das Erdschwein bildet demnach eine bis jetzt unbekannte 4te Art; Alles, was ich von ihm weiß, besteht darin, daß es seine Zunge in die Ameisenhaufen steckt, die Ameisen, welche sich daran hangen, verschlingt und sich in Erdsöcher verbirgt. Obgleich es einen Schweif hat, der in etwa dem des Tamandua ähnelt, zweifle ich doch, daß es sich desselben wie der Tamandua bedient und sich damit an die Baumäste hängt; der Schweif scheint für eine solche Berrichtung nicht biegsam genug zu seyn und die Klauen sind nicht zum Klettern gemacht.

„Man nennt, wie ich schon berichtet habe, das Thier auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung Erdschwein; es gleicht aber dem Schweine und auch dies nur sehr unvollkommen, einzig durch den langgezogenen Rüssel und die Länge der Ohren; unterscheidet sich hingegen wesentlich von demselben durch die Zähne, deren es keine besitzt, durch seinen Schweif und hauptsächlich durch seine Pfoten, so wie durch die Bildung seines ganzen Körpers.

„Zu Ermangelung guter Autoritäten in Betreff dieses Ameisenfressers (denn diesen Namen — *mangeur de fourmis* nemlich — glaube ich ihm beilegen zu müssen, um ihn von den 3 Arten, die Hr. v. Buffon beschrieben hat, zu unterscheiden) führe ich in einer Note das an, was Kolbe *) über

*) Die vierte Schweinart nennt man Erdschwein. Es gleicht in hohem Grade den rothen Schweinen (warum den rothen Schweinen? Es gleicht ihnen in der Farbe eben so wenig als den andern); es hat nur einen längern Kopf und einen spitzern Rüssel, hat keine Zähne und seine Borsten sind nicht so stark. Seine Zunge ist lang und fadenartig; sein Schweif ist lang und seine Beine sind ebenfalls lang und stark. Die Erde dient ihm zum Aufenthaltsorte; es gräbt in dieselbe eine Höhle, was es mit großer Lebhaftigkeit und Raschheit ausführt und hat es nur Kopf und Vorderfüße einmal in der Erde stecken, klammert es sich so fest, daß auch der stärkste Mann es nicht heraus reißen kann. Wenn es Hunger hat, sucht es einen Ameisenhaufen; sobald es einen guten Fund gethan hat, blickt es überall um sich,

ihn sagt; er geht bei seiner Beschreibung genauer zu Werke, als er gewöhnlich thut. Hier folgen die Körpermaße des Thieres.

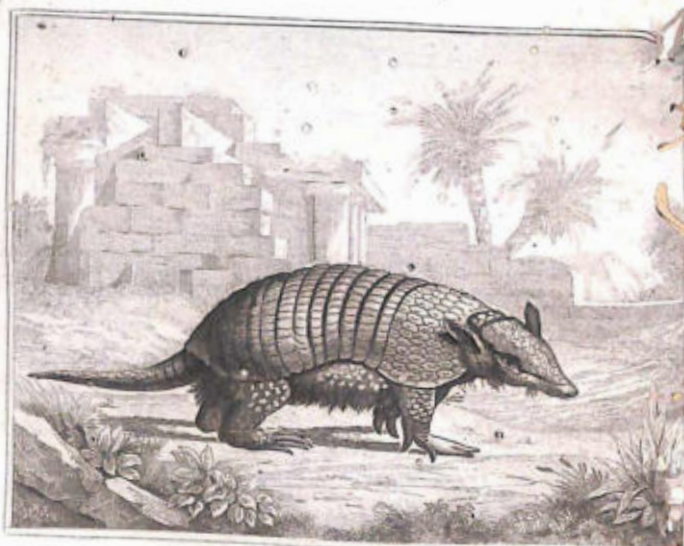
	Fuß.	Zoll.	Linien.
Länge des Körpers von der Spitze der Schnauze bis zum Ursprunge des Schweifes	3	5	—
Umfang des Körpers in der Mitte	2	8	—
Länge des Kopfs	—	11	—
Sein Umfang zwischen den Augen und Ohren	1	1	—
Sein Umfang in der Nähe der Schnauze	—	7	—
Länge der Ohren	—	6	—
Entfernung derselben an der Grundfläche	—	2	—
Öeffnung der Augen von einem Winkel bis zum andern	—	1	—
Entfernung der Augen von den Ohren	—	2	—
Entfernung der Augen von der Spitze der Schnauze	—	7	—
Entfernung der beiden Augen von einander in gradier Linie	—	4	—
Länge des Schweifes	1	9	—
Seine Dicke in der Nähe des Afters	1	3	—
Seine Dicke an der Spitze	—	2	—
Länge der Vorderbeine	1	—	—
Ihre Dicke in der Nähe des Körpers	—	11	—

um zu sehen, ob auch alles ruhig und keine Gefahr vorhanden ist; es frist nie, ohne diese Vorsicht zu gebrauchen; alsdann legt es sich nieder, bringt seinen Rüssel hart an den Ameisenhaufen und streckt seine Zunge so lang aus als es kann; die Ameisen laufen in Menge herauf und wenn die Zunge gut mit ihnen bedeckt ist, zieht es dieselbe zurück und verschluckt sie alle. Dies Spiel wiederholt es mehrere Male und bis es satt ist. Um ihm den Erwerb seiner Nahrung zu erleichtern, hat die weise Natur es so eingerichtet, daß der obre Theil der Zunge, welcher die Ameisen aufnehmen soll, stets mit einem schleimigen und flebrigen Ueberzug bedeckt ist, welcher die schwachen Thiere, sobald sie einmal ihre Beinchen mit demselben umwickelt haben, verhindert, zurückzugehn. Dies ist seine Fressweise. Sein Fleisch hat einen sehr guten Geschmack und ist sehr gesund. Die Europäer und die Hottentotten machen häufig auf diese Thiere Jagd; nichts ist leichter, als sie zu tödten; man braucht ihnen nur einen kleinen Schlag mit einem Stocke auf den Kopf zu geben. (Beschreibung des Vorgebirgs der guten Hoffnung von Kolbe. Band III. S. 43.)

1. DER PANGOLIN, ODER DAS KURZ GESCHWÄNZTE SCHUPPEN THIER.
2. DER PHATAGIN, ODER DAS AFRIKANISCHE SCHUPPENTHIER.

Ordnung: Zahnlose. Gattung: Schuppenthier. (Asia.)

Pl. 6



3. DAS PANZER, ODER GÜRTELTHIER.

Ordnung: Zahnlose. Gattung: Tatu. (Cuvier.)

	Fuß.	Zoll.	Linien.
Ihre Dicke in der Nähe der Handwurzel	—	6	6
Länge der Hinterbeine	1	1	—
Ihre Dicke in der Nähe des Körpers	1	—	—
Ihre Dicke in der Nähe der Ferse	—	7	6

Der Pangolin und der Phatagin
oder
die große und kleine Schuppeneidechse
oder
das Schuppenthier.

(Manis. Le Pangolin et le Phatagin.)

Diese Thiere sind gemeinhin unter dem Namen Schuppeneidechsen bekannt; wir haben aber diese Benennung verworfen zu müssen geglaubt: 1) weil sie zusammengesetzt; 2) weil sie zweideutig ist und damit 2 Arten bezeichnet werden; 3) weil sie schlecht gewählt worden ist, indem diese Thiere nicht bloß von einer andern Gattung, sondern selbst von einer andern Klasse sind, indem die Eidechse zu den Eierlegenden Kriechern gehört, während der Pangolin und Phatagin lebendig gebährende Vierfüßer sind; übrigens führen sie diese Namen in ihrem Vaterlande; wir haben sie nicht erfunden, sondern nur angenommen.

Alle Eidechsen sind völlig und bis unter den Bauch mit einer glatten, bunt schillernden Haut bedeckt, deren Flecken wie Schuppen aussehen; der Pangolin und Phatagin aber haben unter der Kehle, unter der Brust und dem Bauche keine Schuppen; der Phatagin hat wie alle andre Vierfüßer Haare an diesen untern Theilen des Körpers; der Pangolin hat nur eine glatte, unbehaarte Haut. Die Schuppen, welche alle andre Körpertheile dieser Thiere bedecken, liegen nicht in ihrer ganzen Ausdehnung auf der Haut fest; sie sind nur mit ihren untern Theilen in die Haut befestigt und enge mit ihr verknüpft; sie sind beweglich, wie die Stachel des Stachelschweins und heben und senken sich nach dem Willen des Thiers; sie sträuben sich empor, wenn das Thier gereizt wird und noch mehr, wenn es sich wie der Igel zu einer Kugel zusammenballt; diese Schuppen sind so hart, dick und stechend, daß sie jedes Raubthier zurückscheuchen; sie bilden einen Brustpan-

zer, der eben so sehr verwundet als er Widerstand leistet; die grausamsten und ausgehungertsten Raubthiere, als der Tiger, der Panther 2c. machen vergebliche Anstrengungen, um diese bewaffneten Thiere zu fressen; sie zerren sie mit den Beinen, rollen sie herum, aber sobald sie dieselben fassen wollen, verwunden sie sich schmerzhaft; sie können sie weder mit Gewalt zwingen, noch zerquetschen, noch durch die Ueberlast ihres Gewichts ersticken. Der Fuchs, der einen zusammengeklugelten Igel mit dem Maule zu fassen fürchtet, weil die Stachel ihm Gaumen und Zunge zerfleischen, nöthigt ihn doch, sich auszu dehnen, indem er ihn mit den Füßen tritt und mit seinem ganzen Gewichte auf ihn drückt; sobald der Kopf zum Vorschein kommt, faßt er ihn bei der Spitze der Schnauze und tödtet auf diese Weise den Igel; der Pangolin und Phatagin aber besitzen von allen Thieren, das Stachelschwein selbst nicht ausgenommen, die stärkste und verletzende Schutzwaffe und trohen, wenn sie sich zusammenziehen und ihre Waffen den Angreifern entgegenrecken, der Wuth aller ihrer Feinde.

Uebrigens nehmen der Pangolin und Phatagin bei ihrem Zusammenziehen nicht wie der Igel eine kugelförmige und gleichmäßige Gestalt an; bei ihrer Zusammenziehung ballt sich zwar der Körper zu einem Knäuel; ihr dicker und langer Schweif bleibt aber außer demselben und dient dem Körper zum Reif. Dieser äußere Theil, bei dem, wie es scheint, die Thiere erfaßt werden könnten, vertheidigt sie sogar; er ist oben und unten mit eben so harten und scharfen Schuppen bedeckt, als der Körper selbst und da er auf der obern Fläche rund, und auf der untern platt ist und beinahe die Form einer Halbpypamide hat, so sind die Kanten mit Schuppen bedeckt, die, als wären sie mit dem Winkelmaße abgemessen worden, in grade wären gebogen und eben so dick und scharf als die andern Winkel, daß der Schweif noch besser bewaffnet erscheint, als der Körper, dessen untre Theile von Schuppen entblößt sind.

Der Pangolin ist größer als der Phatagin, dennoch hat er einen weit kürzern Schweif; seine Vorderfüße sind bis an ihre Spitzen mit Schuppen versehen; dagegen sind beim Phatagin die Füße und selbst ein Theil der Vorderbeine von Schuppen entblößt und mit Haaren bedeckt. Der Pangolin hat ebenfalls größere, dickere, rundlichere und weniger gestreifte Schuppen als der Phatagin, bei dem sie mit 3 sehr scharfen Spitzen

bewaffnet, während die Schuppen des Pangolin ohne Spitzen und gleichmäßig scharf sind. Der Phatagin hat Haare auf den untern Theilen; der Pangolin hat keins auf dem ganzen Körper, doch zwischen den Schuppen, welche seinen Rücken decken, dringen einige dicke und lange Haare, wie Schweineborsten hervor und diese langen Haare finden sich nicht auf dem Rücken des Phatagin. Dies sind in Allem die wesentlichen Verschiedenheiten, die wir bei der Vergleichung der Häute dieser Thiere, die so sehr von allen andern abweichen, daß man sie wie Ungeheuer betrachtet hat, beobachtet haben. Da die angeführten Abweichungen allgemein und beständig sind, so glauben wir behaupten zu dürfen, daß der Pangolin und Phatagin zwei von einander getrennte und bestimmt verschiedne Arten ausmachen. Wir haben diese Aehnlichkeiten und Abweichungen nicht bloß an den 3 Exemplaren, die wir sahen, entdeckt; sondern uns auch von denselben durch die Vergleichung aller Umstände, welche die Reisenden an diesen Thieren beobachtet und die Naturforscher bezeichnet haben, überzeugt.

Wenn der Pangolin völlig ausgewachsen ist, hat er eine Länge von 6, 7 bis 8 Fuß, der Schweif mitgemessen; der Schweif, der beinahe die Länge des Körpers hat, scheint weniger lang in der Jugend zu sehn; seine Schuppen sind dann auch kleiner, dünner und haben eine blässere Farbe; mit dem Alter des Thieres nehmen sie eine dunklere Farbe an und erlangen eine solche Härte, daß sie der Kugelfugel widerstehn. Der Phatagin ist, wie berichtet, viel kleiner als der Pangolin; beide haben einige Aehnlichkeit mit dem Tamanoar und dem Tamandua; wie sie, leben beide nur von Ameisen, besitzen ebenfalls eine sehr lange Zunge, ein enges Maul und keine sichtbaren Zähne, einen sehr langgestreckten Körper, einen sehr langen Schweif und lange Klauen, die beinahe dieselbe Größe und Bildung haben, aber nicht in derselben Anzahl vorhanden sind. Der Pangolin und Phatagin haben an jeder Pfole 5 Klauen, wogegen der Tamanoar und Tamandua nur 4 an den Vorderpfoten besitzen; die Füße dieser sind mit Haaren bedeckt, die Pfoten jener mit Schuppen bewaffnet; überdies sind sie nicht ursprünglich auf demselben Festlande zu Hause. Der Tamanoar und Tamandua leben in Amerika und der Pangolin und Phatagin werden nur in Ostindien und in Afrika, wo die Neger sie Quogelo nennen, angetroffen; die Eingebor-

nen essen ihr Fleisch, das sie schmackhaft und gesund finden und bedienen sich der Schuppen zu allerhand kleinen Arbeiten. Im Uebrigen ist an dem Pangolin und Phatagin nur die Gestalt zurückstoßend, sie selbst sind sanftmüthig, unschuldig, richten keinen Schaden an und ernähren sich nur von Insekten. Sie laufen langsam und können einem Menschen nur entfliehen, wenn sie sich in Felsenritzen oder in Erdlöcher, die sie graben und worin sie ihre Zungen werfen, flüchten. Es sind zwei außerordentliche Thierarten, wenig zahlreich, ziemlich nutzlos und deren sonderbare Bildung nur da zu seyn scheint, um die erste Uebergangsstufe von der Gestaltung der Vierfüßer zur Form der Kriecher zu bilden.

Die Tatus

oder

die Armadille oder Gürtelthiere.

(Dasupus. Le Taton.)

Sobald man von einem vierfüßigen Thiere redet, scheint schon der Name die Vorstellung von einem mit Haaren bedeckten Thiere in sich zu schließen; eben so treten, wenn von einem Vogel oder Fische die Rede ist, von selbst Federn und Schuppen vor die Einbildung und scheinen von diesen Thieren unzertrennliche Eigenschaften zu seyn; die Natur aber, als wolle sie sich jedem Schulsysteme entziehen und unsre allgemeinsten Ansichten vereiteln, stürzt unsre Begriffe um, widerspricht unsern Benennungen, erkennt unsre Charaktere nicht an und setzt uns durch ihre Ausnahmen noch mehr in Erstaunen als durch ihre Geseze. Die Vierfüßer, welche die erste Klasse der lebenden Natur bilden und nach dem Menschen die bemerkenswertheften Wesen dieser Welt sind, besitzen demungeachtet über die andern Wesen kein Uebergewicht in jeder Hinsicht, noch werden sie durch beständige Merkmale und allein stehende Charaktere von ihnen abgesondert. Das erste dieser Kennzeichen, was ihren Namen hergibt, daß sie nämlich 4 Füße haben, findet sich ebenfalls bei den Eidechsen, Fröschen &c., welche sich inzwischen von den Vierfüßern in so vielen Rücksichten unterscheiden, daß man mit Recht eine getrennte Klasse aus ihnen gemacht hat; die zweite allgemeine Eigenthümlichkeit, daß sie lebende Junge gebären, kommt

nicht ausschließlich den Vierfüßern zu, indem die Wallfischarten sie mit ihnen gemein haben, und das dritte Merkmal endlich, was am wenigsten zweideutig zu seyn scheint, weil es in die Augen fällt, besteht darin, daß sie mit Haaren bedeckt sind; aber auch dies steht so zu sagen mit den beiden andern bei mehreren Arten im Widerspruche und diese Arten kann man deshalb nicht aus der Klasse der Vierfüßer verbannen, weil sie, mit Ausnahme dieses einzigen Merkmals, in allen andern Punkten den Vierfüßern ähnlich sind. Da diese anscheinenden Ausnahmen der Natur in der Wirklichkeit nur Nüancen und Uebergänge sind, die sie anwendet, um die Wesen, welche am entferntesten von einander stehn, nahe zu bringen; darf man diese merkwürdigen Beziehungen nicht aus den Augen verlieren und muß sich bestreben, sie in dem Maße aufzufassen, als sie uns entgegenreten. Die Latius sind anstatt mit Haaren, wie die Schildkröten, Krebse und die andern Schalthiere, mit einem festen Gewölbe oder mit einer festen Schale bedeckt; die Pangolins sind mit Schuppen, den Schuppen der Fische ziemlich ähnlich, bewaffnet; die Stachelschweine tragen eine Art spitziger Federn ohne Bart, deren innerer Kanal den Federspulen der Vögel gleicht; die Natur ist also selbst in der Klasse der Vierfüßer und in der Auswirkung des beständigsten Kennzeichens, das bei dieser Klasse am deutlichsten hervortritt, nemlich mit Haaren bedeckt zu seyn, veränderlich, nähert sich den drei andern sehr verschiedenen Klassen und erinnert uns im Reiche der Vierfüßer an Vögel, Schuppenfische und Schalthiere. Man muß sich deshalb wohl hüten, über das Wesen der Geschöpfe nur nach einem Kennzeichen zu entscheiden; denn man wird es stets unvollständig und mangelhaft finden; oft reichen 2 oder 3 Charaktere, so allgemein sie auch seyn mögen, nicht einmal zur Klassifikation hin und man kann nur, wie wir schon gesagt und wiederholt haben, durch die Vereinigung aller Merkmale und durch die Aufzählung aller Kennzeichen über die wesentliche Form eines jeden Erzeugnisses der Natur aburtheilen. Eine gute Beschreibung und nicht eine Begriffsbestimmung, eine Darstellung, die gewissenhafter die Verschiedenheiten, als die Aehnlichkeiten berührt, eine sorgsame Beachtung der Ausnahmen und selbst der leichtesten Schattirungen sind die wahren Regeln, und, ich wage es auszusprechen, die einzigen Mittel, welche wir besitzen, das Wesen jedes Naturgegenstandes zu

erkennen. Hätte man all die Zeit, die man mit Begriffs-Bestimmungen und System-Bauen verloren hat, darauf verwendet, genau zu beschreiben, würden wir die Naturgeschichte nicht in der Wiege gefunden und weniger Mühe haben, ihnen das Kinderspielzeug zu nehmen und sie von ihren Windeln zu befreien; wir würden vielleicht ihr reiferes Alter beschleunigt haben, denn wir hätten mehr Zeit darauf verwenden können, mehr für die Wissenschaft und weniger gegen den Irrthum zu arbeiten.

Kehren wir aber zu unserm Gegenstande zurück. Unter den vierfüßigen und lebendig gebährenden Thieren befinden sich mehrere Thierarten, die nicht mit Haaren bedeckt sind. Die Gürtelthiere bilden für sich allein eine ganze Gattung, in welcher man verschiedne Arten unterscheiden kann, die uns wirklich von einander verschieden und getrennt zu seyn scheinen; bei allen ist das Thier mit einer Schale bekleidet, die in Hinsicht der Substanz der Knochenmasse gleicht und diese Schale bedeckt ihm Kopf, Hals, Rücken, Seiten, Kreuz und Schweif bis zur Spitze; seine Haut ist ein dünnes, glattes, durchscheinendes Fell; die einzigen Theile, welche von der Schale nicht verhüllt werden, sind die Kehle, Brust und der Unterleib, welche eine weiße, körnige Haut ähnlich der Haut an einem geruhten Huhne zeigt. Wenn man diese Theile mit Aufmerksamkeit betrachtet, erblickt man stellenweise Anfänge von Schuppen, die von derselben Masse wie die Schale des Rückens sind. Die Haut dieser Thiere hat demnach auch an den Stellen, wo sie geschmeidig ist, Neigung, sich zu verknöchern; aber die Verknöcherung geht wirklich nur da vor sich, wo die Haut am dicksten ist, nemlich auf den obern und äußern Theilen des Körpers und der Glieder. Die Schale, welche alle obere Theile deckt, besteht nicht, wie bei der Schildkröte, aus einem Stücke, sondern liegt in mehreren Streifen auf dem Leibe des Thiers, die durch eben so viele Häute, welche diesem Panzer einige Beweglichkeit und einigen Spielraum gestatten, mit einander verbunden werden. Die Zahl der Streifen hängt nicht, wie man glauben möchte, von dem Alter der Thiere ab; die eben gebornen wie die ausgewachsenen Armadille haben, wenn sie von derselben Art sind, die gleiche Zahl Streifen; hievon haben wir uns durch die Vergleichung junger Gürtelthiere mit alten überzeugt und obwohl wir nicht versichern können,

daß alle diese Thiere sich unter einander vermischen und zusammen zeugen, ist es doch zum wenigsten sehr wahrscheinlich, daß, weil diese Verschiedenheit in der Zahl der beweglichen Gürtel beständig ist, es wirklich verschiedene Arten oder doch dauerhafte und durch den Einfluß der verschiedenen Klimate hervorgebrachte Spielarten sind. In dieser Ungewißheit, welche die Zeit allein zu beseitigen vermag, haben wir es für zweckmäßig gehalten, alle Tatus zusammen zu beschreiben, aber auch zugleich jede Spielart so hinzustellen, als wären sie in der That eben so viele verschiedene Arten.

Der P. v. Abbeville scheint uns der erste zu seyn, der die Armadille durch Benennungen oder Beinamen, welche die meisten Schriftsteller, welche nach ihm geschrieben, angenommen haben, unterschieden hat. Er führt 6 Arten derselben an. 1) der Tatu-uassu, der wahrscheinlich derselbe ist, den wir Kabassu nennen. 2) der Tatuete, den Marcgrave ebenfalls Tatuete nennt und dessen Namen wir beibehalten. 3) der Tatu-peb, welcher der Taturpeba oder Encuberto des Marcgrave ist; den letzten Namen nehmen wir auf. 4) der Tatu-apar, welcher der Tatu-apara des Marcgrave ist; auch diese Benennung werden wir bewahren. 5) der Tatu-llinchum, welcher uns der Cirquenchum, den wir Cirquinzon heißen, zu seyn scheint. 6) der Tatu-miri, der kleinste von Allen und der wohl mit dem, den wir Cachicame nennen, zusammen fallen möchte. Die andern Reisenden haben die Arten verwechselt oder sie nur durch Gattungsnamen angedeutet. Marcgrave hat den Apar, Encuberto und Tatuete unterschieden und beschrieben; Wormius und Grew beschrieben den Cachicame und Grew allein spricht vom Cirquinzon; wir brauchten nur die Beschreibungen des Apar und des Cirquinzon von ihnen zu leihen, denn die andern 4 Arten haben wir selbst gesehn.

Alle, mit Ausnahme des Cirquinzon, haben die Thiere 2 knöchrige Schilde, das eine auf den Schultern, das andre auf dem Kreuze; jedes dieser Schilde besteht aus einem Stücke, während der Panzer, der ebenfalls knöchrig ist und den Körper deckt, der Quere nach in eine größere oder kleinere Anzahl beweglicher Ringe, die unter einander durch eine biegsame Haut verbunden sind, getheilt wird; der Cirquinzon hat aber nur ein Schild, und zwar auf den Schultern; das Kreuz, anstatt

mit einem Schilde bepanzert zu seyn, ist bis an den Schweif mit beweglichen Ringen ähnlich denen am Panzer des Körpers bedeckt. Wir wollen von jeder dieser Arten deutliche Bezeichnungen und kurze Beschreibungen geben. Bei der ersten besteht der Panzer, der zwischen den beiden Schilden liegt, aus 3 Ringen; bei der zweiten aus 6; bei der dritten aus 8; bei der vierten aus 9; bei der fünften aus 12 und bei der sechsten endlich findet sich, wie wir schon angegeben haben, nur das Schulterschild, was aus einem Stücke besteht; die Rüstung des Krenzes wie die des Körpers ist in bewegliche Ringe getheilt, die sich vom Rückenschild bis zum Schweife erstrecken und ihrer 18 an der Zahl sind.

Der Apyr,

oder

das Gürtelthier mit drei Ringen.

Der erste Schriftsteller, welcher dies Thier durch eine Beschreibung genauer bestimmt hat, ist Carl de l'Escluse (Clusius); er hat es nur nach einer Abbildung beschrieben; doch erkennt man an dem Merkmale der 3 beweglichen Ringe auf dem Rücken und an dem sehr kurzen Schwanz bald, daß es daselbe Thier ist, von dem uns *Maregrave* unter dem Namen *Tatu-apaya* eine gute Beschreibung gegeben hat. Er hat einen länglichen, fast pyramidenförmigen Kopf, eine spitze Schnauze, kleine Augen, kurze und abgerundete Ohren und den obern Theil des Kopfs mit einem Schilde, das aus einem Stücke besteht, bedeckt.

An allen Pfoten hat er 5 Finger; an den Vorderpfoten sind die beiden mittlern Klauen sehr lang, die Seitenklauen kleiner und der fünfte oder der äufre, welcher die Gestalt eines Sporns hat, ist der kleinste von allen; an den Hinterfüßen sind die fünf Klauen kürzer und gleichmäßiger. Der Schwanz ist sehr kurz, nur 2 Zoll lang und wird ganz von einer Schale umschlossen. Der Körper hat eine Länge von 1 Fuß und 8 Zoll in seiner größten Breite, der Panzer, welcher ihn bekleidet, besteht aus 4 Gelenken oder Abtheilungen und wird von 3 beweglichen querliegenden Ringen zusammengesetzt, welche dem Thiere erlauben, sich zu krümmen und in eine rundliche Gestalt zusammen zu ziehn; die Haut, welche die Verbindungspunkte der Ringe bildet, ist sehr geschmeidig. Die

Schilder, welche die Schultern und das Kreuz bedecken, bestehen jedes aus Stücken mit 5 sehr regelmäßig gestellten Winkeln; die 2 beweglichen Ringe, welche zwischen diesen Schultern liegen, sind aus viereckigen oder ungleich länglichen Stücken zusammengesetzt und deren jedes mit kleinen, linsenartigen Schuppen von weiß-gelblicher Farbe versehen ist. Maregrave fügt hinzu, daß, wenn der Apar sich zum Schlafen niederlegt oder jemand ihn anrührt und mit der Hand ergreifen will, er seine 4 Beine zusammen zieht und sie, so zu sagen, in einen Punkt vereint, seinen Kopf unter den Bauch steckt und sich so vollkommen zu einer runden Gestalt in einander krümmt, daß man ihn in dieser Lage eher für ein Sceeschalthier als für ein Ländthier halten sollte. Diese so starke Zusammenziehung geschieht vermittelt zweier großer Muskeln, welche an den Seiten des Körpers liegen und der kräftigste Mensch hat große Mühe mit seinen Händen die Muskeln abzuspannen und auszurecken. Pison und Ray haben der Beschreibung des Maregrave nichts zugefügt, sondern sie vollständig aufgenommen; es ist aber auffallend, daß Seba, der uns eine Abbildung und Beschreibung geliefert hat, welche augenfällig sich auf die Beschreibung des Maregrave bezieht, nicht bloß ihn nicht zu kennen scheint, denn er führt ihn nicht an; sondern noch prunkend hinzusetzt: „daß kein Naturforscher dies Thier gekannt habe, dasselbe ungemein selten sey, und nur in den entlegensten Gegenden von Ostindien angetroffen werde &c.“, während doch das von ihm beschriebene Thier in der That der Apar aus Brasilien, den Maregrave so gut beschrieben hat, und dessen Art sowohl bekannt wie irgend eine andre ist, doch nicht in Ostindien, sondern in Amerika, woselbst man sie sehr häufig findet, angetroffen wird. Der einzige, wirkliche Unterschied, der zwischen der Beschreibung Sebas und der Maregraves obwaltet, ist, daß dieser dem Apar 5 Zehen an allen Pfoten gibt, während Seba ihm nur 4 zuschreibt. Einer von beiden muß sich getäuscht haben, denn es ist unzweifelhaft dasselbe Thier, von dem beide haben reden gehört.

Jabius Columna hat eine Beschreibung der Schale eines ausgetrockneten und in eine Kugel zusammengezogenen Gürteltiers mitgetheilt; dieselbe scheint 4 bewegliche Ringe zu besitzen. Da aber dieser Schriftsteller nicht im geringsten das Thier, dessen Todtenreste er beschrieb, kannte; da selbst ihm der

Näme Tatu, von dem doch 50 Jahre vorher Belon geschrieben hatte, unbekannt ist, und dieser Unkunde wegen Columna einen griechischen Namen (Cheloniscus) zusammensetzt; da er überdies selbst eingesteht, daß die Thier-Überreste, die er beschreibt, wieder an einander gelemmt worden sind und Stücke fehlen; so glauben wir nicht, daß man, wie unsre neuern Nomenklatoren es gethan haben, zu der Entscheidung berechtigt ist, es existire in der Natur wirklich eine Tatu-Art mit 4 beweglichen Ringen und dies um so weniger, da seit jenen unvollkommenen Bezeichnungen, die Fabius Columna 1606 bekannt machte, in den Werken der Naturforscher keine Erwähnung von einem Tatu mit 4 Ringen geschieht, der, wenn er wirklich vorhanden wäre, gewiß in irgend einer Sammlung gefunden oder von irgend einem Reisenden bemerkt worden wäre.

Der Encubert

oder

das Gürtelthier mit sechs Ringen.

Der Encubert ist größer als der Apar; er hat den obern Theil des Kopfes, des Halses und des ganzen Körpers, die Beine und den ganzen Schweif mit einer sehr harten knöchernen Schale bedeckt, die aus mehreren ziemlich großen und sehr gleichmäßig hingelegeten Stücken besteht. Er besitzt zwei Schilde, das eine auf den Schultern, das andre auf dem Rücken, beide aus einem Stücke; doch findet sich am Ende des Schulterschildes nach dem Kopfe hin zwischen den beiden Verbindungen ein bewegliches Band, was dem Thiere gestattet, den Hals zu biegen. Das Schulter-Schild besteht aus 5 Parallelstreifen, die aus Stücken gebildet werden, deren Gestalt fünf- oder sechswinklicht ist und in der Mitte einen länglich runden Kern hat. Der Rückenpanzer, d. h. der Theil der Schale, welcher zwischen den beiden Schilden liegt, wird in 6 Ringe getheilt, die ein wenig über einander liegen und unter sich und mit den Schilden durch 7 Ansätze einer geschmeidigen, dicken Haut verbunden werden; die Ringe bestehen aus ziemlich großen, viereckigen und ungleich länglichen Stücken; aus der Verbindungs-Haut ragen einige weißliche Haare, ähnlich denen, welche man in sehr kleiner Anzahl unter dem Halse, der Brust, und dem Bauche erblickt, hervor; alle diese untern Theile werden

nur von einer körnigen Haut bedeckt und besitzen nicht wie die übrigen Theile des Körpers eine Schale. Am Kreuz-Schild befindet sich ein Rand, dessen Mosaik der auf den beweglichen Ringen gleicht; im Uebrigen besteht es aus Stücken, die fast mit denen des Schulter-Schildes übereinstimmen. Die Schale des Kopfs ist lang, breit und aus einem Stücke und reicht bis an den beweglichen Halsring. Der Encubert hat eine spitze Schnauze, kleine, tiefliegende Augen, schmale, spitze Zunge, Ohren ohne Schale und ohne Haar, nackt, kurz und braun, wie die Haut, welche auf dem Rücken die Ringe verknüpft, 18 Zähne von mittler Größe in jedem Kiefer, 5 Finger an allen Füßen, ziemlich lange, abgerundete, eher schmale als breite Klauen, Kopf und Rüssel denen eines Milschschweines beinahe ähnlich, einen an seinem Ursprunge dicken Schweif, der aber nach dem Ende immer mehr abnimmt und an der Spitze sehr dünn und abgerundet ist. Die Farbe des Körpers ist röthlich gelb; das Thier ist gewöhnlich dick und fett und das Männchen zeigt stark hervortretende Geschlechtstheile. Der Encubert wühlt die Erde mit ungemeiner Leichtigkeit, sowohl mit Hilfe seines Rüssels als seiner Zehen, aus; er gräbt sich ein Loch, worin er sich während des Tages aufhält, und das er nur am Abende, um seine Nahrung zu suchen, verläßt; er frisst häufig, lebt von Früchten, Wurzeln, Insekten und Bögeln, wenn er der letztern habhaft werden kann.

Der Tatuete

oder

das Gürtelthier mit acht Ringen.

Der Tatuete ist bei weitem nicht so groß, als der Encubert; er hat einen kleinen Kopf, grade, etwas langgezogene Ohren, einen noch längern Schweif und im Verhältnisse nicht so kurze Beine als der Encubert; kleine, schwarze Augen, 4 Finger an den vordern und 5 Zehen an den hintern Füßen; der Kopf ist mit einem Helme, Schulter und Kreuz mit einem Schild und der Körper mit einem Panzer bedeckt, der aus 8 beweglichen Ringen besteht, die unter einander und mit den Schilden durch 9 Verbindungen einer biegsamen Haut zusammenhängen; der Schweif ist ebenfalls mit einer Schale versehen, die aus 8 beweglichen Ringen, welche durch 9 Verbindungen einer geschmeidigen Haut zusammen gehalten werden,

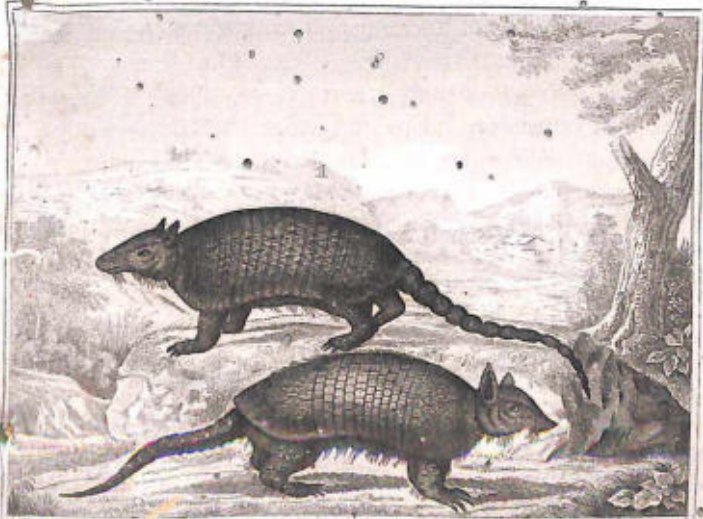
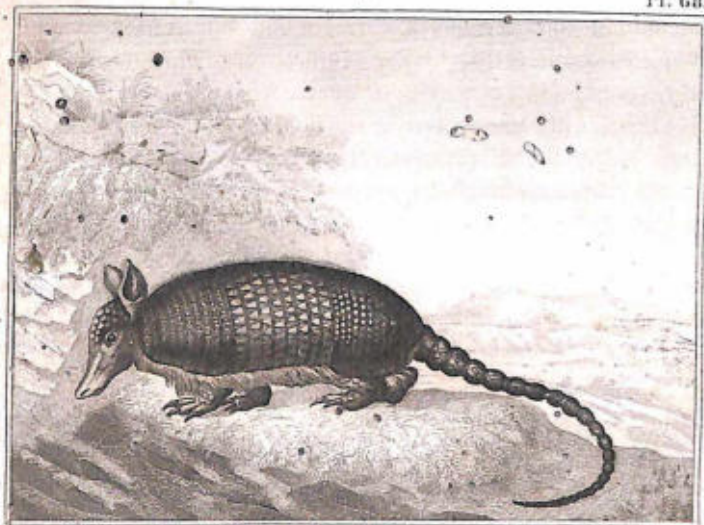
besteht. Die Farbe des Rücken-Panzers ist eisengrau. Der Bauch ist mit einer weißlichen, körnigen und mit einigen Haaren besäeten Hayt bekleidet. Der Tatuete, den Masgrave beschrieben hat, besaß einen 3 Zoll langen Kopf, beinahe 2 Zoll lange Ohren und ungefähr 3 Zoll hohe Beine; die beiden mittlern Finger der Vorderpfoten maßen 1 Zoll, die Nägel $\frac{1}{2}$ Zoll; der Körper vom Halse bis zum Ursprung des Schwanzes 7 Zoll und der Schweif 9 Zoll. Die Schale der Schildkröte erscheint mit kleinen, weißen, hervorstehenden und wie Lin sen breiten Flecken besäet; die beweglichen Ringe, welche den Körper-Panzer bilden, sind mit dreieckigen Figuren gezeichnet; diese Schale ist nicht hart; das kleinste Blei langt hin, sie zu durchschlagen und das Thier zu tödten, dessen Fleisch sehr weiß und sehr gut zu essen ist.

Der Cachicame

oder

das Gürtelthier mit neun Ringen.

Nieremberg hat dies Thier in der unvollkommenen Beschreibung, welche er von demselben gibt, so zu sagen, nur angedeutet; Wormius und Grew haben es weit besser beschrieben; das Exemplar, nach dem Wormius seine Beschreibung entwarf, war ausgewachsen und gehörte zu den Größten seiner Art; das des Grew war jünger und kleiner. Wir sehen ihre Beschreibungen nicht vollständig hin, da sie mit der unsrigen übereinstimmen und es überdies zu vermuthen steht, daß der Tatu mit 9 Ringen keine bestimmt verschiedene Art vom Tatuete bildet, der zwar nur 8 Ringe hat, mit dem er aber, jene Unterscheidung abgerechnet, in allen andern Punkten uns überein zu stimmen scheint. Wir besitzen zwei Tatus mit 8 Ringen, die ausgetrocknet sind und Männchen zu seyn scheinen; überdies haben wir 7 oder 8 Tatus mit 9 Ringen; einer ist vollständig und ein Weibchen, die andern sind ausgetrocknet und das Geschlecht ist an ihnen nicht mehr erkennbar. Es könnte demnach wohl der Fall seyn, daß von diesen Thieren, die sich vollkommen gleichen, der Tatuete oder der Tatu mit 8 Ringen das Männchen, und der Cachicame oder der Tatu mit 9 Ringen das Weibchen sey. Dies ist nur eine Vermuthung, die ich hier ausspreche; doch wird man in dem folgenden Artikel die Beschreibung zweier andern Tatus finden, von



1. DER CATHICAME, ODER DAS GÜRTELTHIER MIT 9 RINGEN.
2. DER KABASSU, ODER DAS GÜRTELTHIER MIT 12 RINGEN.

Ordnung: Zahnlose. *id.*... *id.*

denen der eine mehr Streifen auf dem Kreuz = Schilde hat, als der andre, die sich aber in so vielen andern Rücksichten gleichen, daß man wohl auf den Gedanken kommen könnte, daß diese Abweichung nur von der Geschlechts-Verschiedenheit abhänge; denn nicht von aller Wahrscheinlichkeit entbloßt möchte die Annahme seyn, daß die größte Zahl der Streifen auf dem Kreuz = Schilde oder die der beweglichen Ringe am Panzer den Weibchen dieser Thierarten zukommen, als eine nothwendige Vorrichtung, um die Schwangerschaft und Niederkunft bei diesen Thieren, deren Körper so enge eingeschnürt ist, zu erleichtern. An dem Thiere, was Wormius beschrieben hat, war der Kopf von der Spitze der Schnauze bis zu den Ohren 5 Zoll lang und der Körper maß von den Ohren bis zum Anfang des Schwanzes, der 1 Fuß lang und mit 12 Ringen versehen war, 18 Zoll. An dem Exemplare von derselben Art, welches Grew beschrieben hat, war der Kopf 3 Zoll, der Körper $7\frac{1}{2}$ Zoll und der Schweif 11 Zoll lang. Die Maß-Verhältnisse des Kopfs und des Körpers stimmen überein, doch der Unterschied des Schweifes ist zu bedeutend und es ist sehr wahrscheinlich, daß an dem Thiere, das Wormius beschrieben, der Schwanz abgestumpft war; denn sonst hätte er länger als 1 Fuß seyn müssen; da der Schweif bei dieser Thierart an Dicke so sehr abnimmt, daß er an der Spitze nicht dicker als ein kleiner Pfriem und dabei sehr gebrechlich ist, so erhält man selten ein ausgestopftes Thier, an welchem der Schwanz vollständig ist, wie dies der Fall bei dem Exemplare des Grew war. Das Thier, was Hr. Daubenton beschrieben hat, zeigte beinahe dieselben Maße und Verhältnisse, als das Exemplar des Grew.

Der Kabassu

oder

das Gürtelthier mit zwölf Ringen.

Der Kabassu scheint uns der größte der Tatus zu seyn; er hat einen dickern, breitem Kopf und eine nicht so schwächliche Schnauze als die andern; seine Beine sind dicker; die Füße voller, der Schweif ohne Schale, eine Eigenthümlichkeit, welche allein hinreichen würde, diese Art von allen andern zu trennen; er hat 5 Zehen an allen Pfoten und 12 bewegliche Ringe, die nur sehr wenig aufeinander liegen. Das Schulter-Schild besteht nur aus 4 oder 5 Reihen, jede aus ziemlich großen

viereckigen Stücken zusammengesetzt; die beweglichen Ringe werden ebenfalls aus großen, und beinahe genauen Quadraten gebildet; die, welche die Reihen auf dem Kreuz-Schilde darstellen, sind fast denen auf dem Schulter-Schilde ähnlich; der Kopf-Helm wird ebenso aus ziemlich großen, aber unregelmäßigen Stücken zusammen gesetzt. Zwischen den Verbindungen der beweglichen Ringe und der andern Theile der Rüstung stehn einzelne Haare, ähnlich den Schweins-Borsten; auch auf der Brust, dem Bauche, den Beinen und dem Schwanze finden sich runde, harte Schuppen-Anfänge, die glatt wie die übrige Schale sind und um diese kleinen Schuppen erblickt man kleine Haarbüschel. Aus dem Umstande, daß die Stücke, welche den Helm, die beiden Schilde und den Panzer bilden, verhältnißmäßig größer und in kleinerer Anzahl beim Kabassu sind, als bei allen andern Tatus, muß man folgern, daß er größer als die andern ist; bei dem Thiere, das hier abgebildet ist, maß der Kopf 7 Zoll, der Körper 21 Zoll; wir sind aber nicht überzeugt, daß das Thier der Platte 31, Fig. 4 (Ausg. des Louvre) von derselben Art als dieser sey; sie haben viele Merkmale mit einander gemein und unter andern die 12 beweglichen Ringe; sie unterscheiden sich aber in so vielen Punkten, daß es schon viel gekragt zu sehn scheint, keinen andern Unterschied zwischen ihnen als den des Geschlechts anzunehmen.

Der Cirquinson

oder

das Gürtelthier mit achtzehn Ringen.

Hr. Grew hat zuerst dies Thier nach einer Haut, welche in der Sammlung der königlichen Gesellschaft in London aufbewahrt war, beschrieben. Alle andre Armadille haben, wie wir gesehen, zwei Schilde, jedes aus einem einzigen Stücke bestehend; das eine auf den Schultern, das andre auf dem Kreuz. Der Cirquinson hat nur eins und zwar auf den Schultern. Man hat ihm den Namen Tatu-Wiesel gegeben, weil er fast dieselbe Kopfbildung wie das Wiesel hat. In der von Grew mitgetheilten Beschreibung *) sieht man, daß sein Körper ungefähr 10, sein Kopf 3, sein Schweif 5 Zoll lang ist; die Beine sind 2 bis 3 Zoll hoch, der Vorderpf

*) Ich führe das englische Maß auf das französische zurück.

ist breit und platt, die Augen sind klein, die Ohren 1 Zoll lang; an jeder Pfote sind 5 Zehen, die 3 Klauen in der Mitte sind größer, 1 Zoll lang, die beiden äußern kürzer; die Rüstung des Kopfes und der Beine besteht aus abgerundeten, ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser haltenden Schuppen; die Rüstung des Halses bildet nur ein Stück und besteht aus kleinen viereckigen Schuppen; das Schulter-Schild ist ebenfalls nur ein Stück und bildet mehrere Reihen ähnlicher kleiner, viereckiger Schuppen. Diese Reihen des Schildes hängen bei dieser Art, wie bei allen andern, fest aneinander und werden nicht durch eine biegsame Haut mit einander verbunden, sondern sind mit einander verwachsen und verknöchert. Der übrige Theil des Körpers, von dem Schulter-Schilde bis zum Schweif, ist mit beweglichen und von einander durch eine geschmeidige Haut getrennten Ringen bedeckt; diese Ringe sind 18 an der Zahl; die ersten, an den Seiten der Schultern liegend, sind die breitesten; sie bestehen aus kleinen viereckigen, ungleich länglichen Stücken; die hintern Reihen bestehen aus runden und viereckigen Stücken, welche gegen das Ende der Rüstung in der Nähe des Schweifes eine parabolische Gestalt annehmen. Die vordere Hälfte des Schweifes ist mit 6 Ringen umgeben, deren Stücke aus kleinen Vierecken bestehen; die zweite Hälfte des Schwanzes bis zur Spitze ist mit unregelmäßigen Schuppen versehen. Die Brust, der Bauch und die Ohren sind nackt, wie bei den andern Arten. Es scheint, daß von allen Gürtelthieren der Cirquinzon wegen der großen Anzahl der beweglichen Ringe, die sich bis zum Schwanze ausdehnen, die größte Leichtigkeit besitzt, sich zusammen zu ziehen und zu einer Kugel zu ballen.

Ray hat, wie wir, den Cirquinzon nach Grew beschrieben; Hr. Brissou hat sich nach Rays Beschreibung gerichtet, auch hat er das Thier, was er einfach Armadill nennt, sehr wohl bezeichnet; es ist aber auffallend, daß Linné, der doch die Beschreibung von Ray und Grew vor Augen haben mußte, weil er sie beide aufführt, dieses Thier als mit einem Ringe versehen bezeichnet, während es doch 18 hat. Dieses scheint durch den augenscheinlichen Irrthum veranlaßt zu seyn, daß er den Tatu seu armadillo africanus (afrikanischer Armadill) des Seba für den tatu mustelinus (Wieselstatu) des Grew nahm, ungeachtet sie in den Beschreibungen dieser bei-

den Schriftsteller sehr verschieden von einander sind. So gewiß es zu seyn scheint, daß das von Grew beschriebene Thier zu einer wirklich lebenden Art gehört; eben so zweifelhaft ist es, ob das des Seba, zum wenigsten in der Weise, wie er es beschreibt, vorhanden ist; nach ihm, wird die Rüstung des ganzen Körpers beim afrikanischen Armadill in 3 Theile getheilt. Ist dieses der Fall, so bildet der Panzer des Rückens, anstatt aus mehreren Ringen zu bestehen, nur ein Stück, was blos von dem Schulter- und Kreuz-Schilde, die ebenfalls nur ein Stück ausmachen, getrennt wird; dies hat wahrscheinlich den Sinn zu dem Irrthum verleitet, dieses Armadill, nach jener Stelle des Seba, als *unicinctus legmine tripartito* (unterbrochen mit einer dreifachen Decke umgürtet) zu bezeichnen; inzwischen war es leicht zu erkennen, daß diese Bestimmung des Seba zweideutig und irrig ist, indem sie durchaus nicht mit den Abbildungen übereinstimmt und in der That den Kabassu oder das Gürtelthier mit 12 Ringen, wie wir in dem vorhergehenden Artikel bewiesen haben, bezeichnet.

Alle Latus gehören ursprünglich Amerika an und waren vor Entdeckung der neuen Welt unbekannt; die Alten haben ihrer nie erwähnt und die neuern Reisenden sprechen von ihnen nur als Thiere, welche Mexico, Brasilien, Guiana &c. einheimisch und eigenthümlich sind; keiner berichtet aber, daß er diese Thierart in Asien oder Afrika vorgefunden habe; einige haben nur die Pangolin's und Phatagins oder die Schuppen-Eidechsen aus Ostindien mit den Armadillen Amerika's verwechselt; einige andere sind der Meinung gewesen, sie auf der Ostküste von Afrika anzutreffen, weil man einigemal Gürtelthiere aus Brasilien nach Guinea gebracht hat. Belon, der vor mehr als 200 Jahren geschrieben und einer der ersten ist, der uns eine kurze Beschreibung des Latus nebst der Abbildung eines derselben, dessen Haut er in der Türkei sah, gegeben hat, spricht es ziemlich deutlich aus, daß die Haut aus der neuen Welt herübergebracht worden sey. Oviedo, de Verv, Gomara, Thevet, Anton Herrera, der P. d'Abbeville, Franz Ximenes, Stadenius, Monard, Joseph Alosta, de Laët, alle neuere Schriftsteller und Geschichtschreiber der neuen Welt erwähnen dieser Thiere als den südlichen Ländern Amerikas ursprünglich zugehörig. Pison, der später als alle andere, die ich eben angeführt habe, geschrieben hat, ist der einzige, welcher die

Behauptung aufstellt, doch ohne sie durch irgend eine Autorität zu unterstützen, daß die Armadille eben so wohl in Ostindien, als in Amerika angetroffen werden; wahrscheinlich ist es, daß er die Pangolins oder Schuppen-Eidechsen mit den Tatus zusammengeworfen hat; die Spanier haben die Schuppen-Eidechsen eben so gut wie die Tatus Armadille genannt und dieser Irrthum hat sich unter der Feder unserer Sammlungsbeschreiber und Nomenclatoren vervielfältiget, welche nicht blos in Ostindien Tatus annahmen, sondern deren selbst in Afrika schufen, obwohl es in diesen beiden Welttheilen nie andere gegeben hat, als welche aus Amerika dahin gebracht wurden.

Das Klima aller Arten dieser Thiere ist mithin nicht zweifelhaft; aber schwieriger ist es, die relative Größe jeder Art zu bestimmen. In dieser Absicht haben wir nicht allein die ausgestopften Hüllen der Tatus, welche die königliche Sammlung in großer Anzahl enthält, verglichen; sondern wir haben überdies die Angabe aller Schriftsteller mit unsern eigenen Beschreibungen zusammengestellt, ohne doch genaue Folgerungen daraus ziehen zu können; es scheint blos, daß die größten Arten der Kabassu und der Encubert, und die kleinsten der Apar, Tatuete, Cachicame und Cirquinzon sind. Bei den größern Arten ist die Schale weit fester und härter, als bei den kleinern; die Stücke, welche sie zusammensetzen, sind größer und in geringerer Zahl vorhanden, die beweglichen Ringe liegen weniger übereinander und das Fleisch ist wie die Haut härter und schlechter. Pison sagt, daß das Fleisch vom Encubert nicht genießbar ist. Nieremberg versichert, daß es schädlich und sehr ungesund ist; Barrere berichtet, daß der Kabassu einen sehr starken Moschus-Geruch besitze; dagegen stimmen alle Schriftsteller überein, daß das Fleisch des Apar und besonders das des Tatuete eben so weiß und so gut zu essen ist, als das des Milchschweins; sie berichten einfalls, daß die Tatus der kleinen Art in feuchten Gegenden und auf Ebenen sich aufhalten und die der größern Art höhere und trockner gelegene Derter bewohnen.

Diese Thiere besitzen alle eine größere oder geringere Leichtigkeit sich zusammen zu ziehen und eine runde Stellung anzunehmen; während der Zusammenziehung sind die Zwischenräume in dem Panzer bei denen, deren Rüstung nur aus einer kleinen Zahl von Ringen besteht, sichtbar. Der Apar,

der nur 3 Ringe besitzt, zeigt dann zwischen den Schilden und dem Panzer zwei große leere Räume. Keins dieser Thiere kann sich nicht so vollkommen, wie der Igel, zu einer Kugel ballen; ihre Gestalt bildet vielmehr einen Kreis, der an beiden Enden stark abgeplattet ist.

Die so bemerkenswerthe Schale, mit welcher sie bekleidet sind, ist ein wahrer Knochen, aus mehreren kleinen an einander liegenden Stücken zusammen gesetzt, die, ohne beweglich oder gelenkig, mit Ausnahme an den Verbindungen der Ringe, zu seyn, durch Symphysen (Zusammen-Wachung) und durch Verknöcherung mit einander verknüpft sind und die sich alle von einander trennen können und sich wirklich trennen, wenn man sie auf's Feuer legt. Im Leben des Thieres schmiegen sich einiger Maßen die kleinen Stücke der Schilde und der beweglichen Ringe den Bewegungen des Thieres an und gehorchen, besonders bei der Zusammenziehung, in etwa denselben; wäre dies nicht der Fall, könnte man schwer begreifen, wie es dem Thiere bei allen seinen Anstrengungen möglich sey, sich zu einem Knäuel zusammen zu legen. Bei den verschiedenen Arten stellen diese kleinen Stücke verschiedene Figuren dar, die aber immer so regelmäßig gestekt sind, als eine sehr sauber gearbeitete Mosaik; das kleine Fellschen oder die dünne Haut, welche die Schale nach Außen bekleidet, ist vielmehr eine durchsichtige Haut, die auf dem ganzen Körper die Wirkung eines Firnisses hervorbringt; diese Haut erhebt um Vieles und verändert selbst die erhabene Arbeit der Mosaik, die anders erscheint, wenn jene weggenommen ist. Uebrigens ist diese Knochen-Schale eine von dem Gerippe und den andern innern Theilen des Körpers unabhängige Hülle; die Knochen und die andern, den Körper zusammensetzenden, Theile sind wie bei allen andern Vierfüßern organisch und gebildet.

Die Tatus sind im Allgemeinen unschuldige Thiere, die durchaus keinen Schaden anrichten, wenn man sie nicht in die Gärten kommen läßt, wo sie Melonen, Erdäpfel und andere Gemüse und Wurzeln fressen. Obwohl den heißen Klimaten Amerikas angehörend, können sie doch in den gemäßigten Himmelsstrichen leben; ich habe einen vor mehreren Jahren in Languedoc gesehn, wo man ihn im Hause ernährte und überall herumlaufen ließ, ohne daß er das Geringste beschädigte; sie gehn schnell, können aber weder springen noch laufen, noch

auf Bäume klettern, so daß sie sich durch die Flucht nicht vor denen zu retten vermögen, die sie verfolgen; ihr einziges Rettungs-Mittel ist, sich in ihre Erdlöcher zu verkriechen, oder, wenn sie zu sehr entfernt sind, sich, ehe sie erreicht werden, ein Loch zu bereiten; hiezu bedürfen sie nur einiger Augenblicke, denn die Maulwürfe graben nicht so rasch als die Tatus. Man ergreift sie oft beim Schwänze, bevor sie völlig in die Erde gekrochen sind; sie leisten aber alsdann einen solchen Widerstand, daß man ihnen den Schweif abreißt, ohne sie herauszuziehen; um ihn nicht zu verstümmeln, muß man das Loch nach vorne öffnen und kann sie dann ohne irgend einen Widerstand von ihrer Seite herausnehmen. Man jagt die Tatus mit kleinen Hunden, die sie bald einholen; sie warten nicht einmal ab, bis die Hunde in ihrer Nähe sind, um stille zu stehen und sich zusammen zu ballen; in dieser Lage ergreift man sie und trägt sie fort. Befindet sich aber der Tatu am Rande eines Abgrundes, entwischt er Hunden und Jägern; er kugelt sich zusammen, läßt sich fallen und rollt wie ein Rad, ohne seine Schale zu zerschmettern, oder sich im Geringsten wehe zu thun, herab.

Diese Thiere sind fett, fleischig und fruchtbar; das Männchen verkündet durch die äußern Geschlechts-Theile eine große Zeugungs-Kraft; das Weibchen wirft, sagt man, jeden Monat 4 Junge, weshalb auch die Art sehr zahlreich ist. Weil sie gut zu essen sind, macht man auf jegliche Weise Jagd auf sie; man fängt sie leicht mit Fallen und Netzen, die man am Gestade der Gewässer und an andern feuchten und warmen Orten, die sie mit Vorliebe bewohnen, aufstellt; sie entfernen sich nie weit von ihren Erdlöchern, die sehr tief sind und in die sie sich, sobald sie überfallen werden, zu flüchten suchen. Man behauptet, daß sie den Biß der Klapperschlange nicht fürchten, wenngleich er eben so gefährlich ist, als der Biß der Viper; man sagt sogar, daß sie mit diesen Kriechern in Frieden leben und man häufig welche in ihren Löchern findet. Die Wilden bedienen sich der Tatus-Schalen zu mehren Zwecken, bemalen sie mit verschiedenen Farben und verfertigen Körbe, Schachteln und andere kleine feste und leichte Gefäße daraus. Monard, Ximenes und mehrere Andere nach ihnen haben verschiedenen Theilen dieser Thiere wunderbare Heilkräfte zugeschrieben; sie versichern, daß die Schale, gepulvert und

innerlich selbst in kleinen Gaben genommen, ein starkes Schweißtreibendes Mittel sey, das gepulverte Hüftbein die Lustseuche heile, der erste Knochen des Schweifs, auf das Ohr gelegt, den Tauben das Gehör verleihe u. Wir messen diesen außerordentlichen Kräften nicht den geringsten Glauben bei; die Schale und die Knochen der Tatus weichen in keiner Hinsicht von den Knochen der andern Thiere ab. Solche wunderbare Wirkungen werden nur durch eingebilddete Kräfte erzeugt.

Ueber die Tatus.

Wir haben die Zeichnung der Haut eines Encubert oder eines Tatus mit 6 Ringen gegeben; wir konnten uns damals kein vollständiges Thier verschaffen; seitdem ist uns Eins gekommen, das Hr. v. Seve nach dem Leben abgezeichnet hat und dessen Abbildung wir hier sammt seiner Beschreibung mittheilen.

„Der männliche Encubert hat eine Länge von 14 Zoll, ohne den Schwanz; er ist ziemlich genau in der Naturgeschichte beschrieben; zu bemerken ist nur, daß in derselben gesagt wird, das Schulter-Schild bestehe aus 5 parallelen Streifen oder Reihen, die aus kleinen fünfeckigen Stücken, deren jedes einen länglichen Kern besitzt, zusammengesetzt werden; ich bin aber der Meinung, daß dies Merkmal veränderlich ist, denn an dem Tatu, den ich abgezeichnet habe, besteht das Schulter-Schild aus 6 parallelen Reihen und diese aus kleinen Stücken, welche unregelmäßige Sechsecke bilden; die Reihen in der Nähe der Spitze des Schwanzes verlieren die viereckige Form und werden rundlicher. Der Schweif, welcher an der Spitze abgeschnitten worden ist, mißt jetzt 4 Zoll 6 Linien; ich habe ihn in der Zeichnung auf 6 Zoll verlängert, weil er am Anfange 15 Linien und am abgeschnittenen Ende 6 Linien im Durchmesser hat. Wenn er geht, trägt er den Schweif hoch und etwas gekrümmt. Die Schwanzröhre ist mit einer knöchernen Schale wie der Körper bedeckt; 6 Ringe, die an Größe abnehmen, bedecken den Anfang der Schwanzröhre und bestehen aus unregelmäßigen sechseckigen Stücken. Der Kopf ist 3 Zoll 10 Linien lang und die Ohren 1 Zoll 3 Linien. Das Auge liegt nicht tief, wie es in der Naturgeschichte berichtet wird; es ist in der That sehr klein, aber der Augapfel steht hervor und wird durch die Augenslieder, die ihn bedecken, stark verhüllt. Sein Körper ist

sehr fett und unter dem Bauche bildet die Haut Runzeln; auf der Haut unter dem Bauche befinden sich kleine Hervorragungen, aus welcher weiße, ziemlich lange Haare sprießen; die Haut gleicht der eines gerupften Trathahne. Die Schale hat auf der breitesten Stelle des Körpers 6 Zoll 7 Linien. Das Vorderbein ist 2 Zoll 2 Linien und das hintere 3 Zoll 4 Linien hoch; die Klauen der Vorderpfoten sind sehr lang; die größte hat 15, die neben ihr liegende 14 und die kleinste 10 Linien; die Klauen der Hinterpfoten haben höchstens 6 Linien. Die Beine sind bis an die Klauen mit einer gelblichen Schuppen-Haut bekleidet. Beim Gehen stützt sich das Thier auf die Spitze der Klauen der Vorderpfoten. Seine Ruthe ist sehr lang, in ihrer größten Ausdehnung hat sie eine Länge von 6 Zoll 7 Linien, bei einer Dicke von 4 Linien im ruhigen Zustande; im erregten Zustande muß sie bedeutend an Dicke zunehmen. Wenn die Ruthe sich von selbst verlängert, legt sie sich schneckenförmig auf den Bauch, indem zwischen den Windungen ungefähr 1 bis 2 Linien große Zwischenräume bleiben. Man hat mir berichtet, daß bei der Paarung das Weibchen sich auf den Rücken lege, um das Männchen zu empfangen. Der in Rede stehende war nur 18 Monate alt."

Hr. de La Borde erwähnt in seinen Beobachtungen, daß es in Guinea 2 Tatus-Arten gebe: der schwarze, der 18 bis 20 Pfd. wiegt, ist der größte; der andere hat eine braune oder vielmehr eisengraue Farbe, 3 Klauen von ungleicher Länge, einen weichen, unbepanzerten, mit einer bloßen Haut ohne Schuppen bedeckten Schweif; er ist viel kleiner als der erste und wiegt nur ungefähr 3 Pfd.

Der größte Tatu, sagt Hr. de La Borde, wirft 8, selbst 10 Junge in Löchern, die er sehr tief gräbt. Will man seinen Bau aufdecken, arbeitet er von seiner Seite, das Loch noch tiefer zu machen und gräbt fast senkrecht in den Boden. Er geht nur während der Nacht herum, frist Würmer, Holzläufe und Ameisen; sein Fleisch gewährt eine gute Speise und gleicht an Geschmack etwas dem Fleische des Milchschweines. Der kleine aschgraue Tatu wirft nur 4 oder 5 Junge; gräbt sich aber noch tiefer in die Erde als der andre, und ist deshalb auch schwerer zu fangen; am Tage geht er nur aus seinem Loch, wenn der Regen es unter Wasser setzt; sonst verläßt er es nur in der Nacht. Man findet diese Tatus immer

allein und man erkennt, daß sie in ihren Löchern sind, wenn eine große Menge gewisser Fliegen, welche den Ausdünstungen des Thieres folgen, herauskommt. Gräbt man, um sie zu fangen, graben sie auch, werfen die Erde hinter sich und verstopfen die Löcher so fest, daß man sie nur durch Rauch herausstreiben kann. Sie werfen im Beginn der Regenzeit."

Mir scheint, daß man den großen schwarzen Tatu, von dem Hr. de La Borde spricht, mit dem Kabassu, dessen Abbildung wir gegeben haben und der wirklich von allen Tatus der größte ist, zusammen werfen muß und den kleinen eisengrauen Tatu auf den Tatuete beziehen kann; wenigleich Hr. de La Borde sagt, daß sein Schweif ohne Panzer ist, was bestätigt zu werden verdient.

Wir geben hier noch die Abbildung eines Tatu mit 9 beweglichen Ringen und sehr langem Schweife. Die Beschreibung und Abbildung finden sich in den philosophischen Verhandlungen Band LIV. Platte 7. Hr. William Watson, Dr. der Medizin, hat eine Beschreibung dieses Tatu gegeben, von der wir hier einen Auszug mittheilen: Lord Southwell in London besaß ein solches Thier lebendig; es kam aus Amerika; inzwischen ward die Zeichnung, welche in den philosophischen Verhandlungen steht, erst nach dem Tode des Thieres entworfen, aus welchem Grunde sie auch etwas hart und starr, wie dies ebenfalls bei unsrer Abbildung der Fall, gerathen ist. Das Thier wog 7 Pfund und hatte nur die Größe einer gewöhnlichen Katze; es war ein Männchen, das während den wenigen Monaten, wo es bei Lord Southwell lebte, noch bedeutend gewachsen war; man fütterte es mit Fleisch und Milch; Korn und Früchte wollte es nicht fressen. Die, welche es aus Amerika überbrachten, versicherten, daß es die Erde aufwühle, um sich dort ein Lager zu bereiten.

Der Paca

oder

Die große brasilianische Ratte.

Der Paca ist ein Thier der neuen Welt, das sich wie das Kaninchen, mit dem man es oft verglichen hat und dem es inzwischen sehr wenig gleicht, ein Erdloch gräbt.



DAS WEIBLICHE BEUTELTHIER.

Ordnung: Taschenträger. Gattung: Beutelhier. (Cuvier.)

Der Paca ist weit größer als das Kaninchen und selbst größer als der Hase; er hat einen dickern, gedrungenern Körper, einen runden Kopf und eine kurze Schnauze; er ist fett und stark bei Fleisch und gleicht in der Körperbildung eher einem jungen Milchschweine, dessen Wunden, Gangart und Fressweise er auch besitzt; denn er bedient sich nicht, wie das Kaninchen, der Vorderpfoten, um sein Futter nach dem Maule zu befeigen *) und wühlt wie das Schwein die Erde auf, um seine Nahrung zu suchen. Er bewohnt die Ufer und haust nur in den feuchten und warmen Gegenden Südamerikas. Sein Fleisch ist sehr gut zu essen und so fett, daß man es nicht zu spicken braucht; man ist sogar seine Haut, wie die des Milchschweines; weshalb auch beständig Krieg gegen denselben geführt wird. Die Jäger haben Mühe ihn lebendig zu fangen; überfällt man ihn in seinem Erdloche, das man von hinten und vorne abdeckt, vertheidigt er sich und sucht sich selbst zu rächen, indem er mit eben so vieler Erbitterung als Kraft beißt. Seine Haut liefert, obgleich sie mit einem kurzen und rauhen Haar besetzt ist, ein ziemlich schönes Pelzwerk, weil sie auf den Seiten regelmäßig gefleckt ist. Diese Thiere werfen häufig und in großer Anzahl; Menschen und Raubthiere vernichten ihrer in Menge, dennoch bleibt die Art fast gleich zahlreich; sie ist in Südamerika einheimisch und findet sich nirgendwo auf dem alten Festlande.

*) Hoc genus animalium pilis et voce porcellum referunt; dentibus et figura capitis, et etiam magnitudine, caniculum; auribus murem; suntque singularia et sui generis. (Ray synops. quadrup. pag. 227.) (Diese Thierart gleicht an Haaren und Stigmen dem Schweine, an Zähnen, Kopfbedeutung und selbst an Größe dem Kaninchen; an Ehren der Ratte; es sind Thiere einer besondern Art). Es ist gewiß, daß dies Thier, wie Ray sagt, ein Thier eigener Art ist; er hätte noch hinzufügen können, daß es durch Körperbedeutung und durch Geschmack und Weise des Fleisches dem Milchschweine gleiche, so wie durch sein Fett und die Dicke seiner Haut und hätte wirklich angeben sollen, daß es einen größern und rundern Körper als das Kaninchen besitze.

*) Maregrave irrte sich, als er diesem Thiere nur 4 Fingern an jeder Pfote zuschrieb; gewiß ist es, daß es ihrer 5 an allen Pfoten hat; der Daum ist bloß viel kürzer als die andern Finger und macht sich nur durch den Nagel bemerklich.

* Wir haben nur eine Abbildung gegeben, die nach einem sehr jungen Thiere, was noch nicht die Hälfte seines Wachstums erreicht hätte, gezeichnet worden ist; später empfingen wir ein lebendes Exemplar, das größer war als das von uns beschriebne; ich ließ das Thier vom August 1774 bis heute den 28. Mai 1775 in meinem Hause auffüttern und es ist seitdem noch bedeutend gewachsen. Ich habe daher geglaubt, es zeichnen lassen und seine Abbildung hier mittheilen zu müssen; zu gleicher Zeit füge ich die Beobachtungen bei, die in seine Lebensweise gemacht worden sind. Der Hr. Trécourte hat sie mit Genauigkeit entworfen und ich gebe einen Auszug aus denselben.

Man hat für dies Thier eine kleine Zelle von Holz erbaut, in welcher es am Tage, besonders, wenn man es nicht an Nahrung Mangel leiden läßt, ziemlich ruhig ist; es scheint selbst seinen Aufenthaltsort am Tage zu lieben, denn nach dem Fressen kehrt es von selbst dahin zurück; sobald aber die Nacht eintritt, zeigt es ein lebhaftes Verlangen, auszugehen, indem es sich beständig bewegt und in das Gitterwerk seines Gefängnisses beißt, was es nie am Tage thut, es sey denn, daß es seine Nothdurft verrichten muß; es entleert sich nicht nur in seiner kleinen Wohnung nie, sondern kann sogar nicht den mindesten Schmutz in derselben leiden; um sich zu entleeren, entfernt es sich so weit es kann. Es wirft oft das Stroh, was ihm zur Streu dient, sobald es einigen Geruch angenommen hat, heraus, als verlange es neues; es schiebt das alte Stroh mit seiner Schnauze weg und sucht Linnen und Papier an dessen Stelle. Seine Zelle scheint nicht der einzige Ort zu seyn, welcher ihm gefällt; alle dunkle Winkel scheinen ihm zu behagen; es schlug oft ein neues Lager in Schränken auf, die es offen fand oder auch unter den Defen in der Gefindestube und der Küche; doch vorher bereitete es sich ein Lager und hatte es sich einmal die Mühe gemacht, sich irgendwo niederzulassen, konnte man es nur mit Gewalt wieder aus seiner neuen Wohnung entfernen. Reinlichkeit scheint diesem Thiere, das ein Weibchen ist, so natürlich zu seyn, daß es ein großes, männliches Kaninchen, das man während der Brunstzeit zu ihm gesetzt hatte, um die Vereinigung zu versuchen, von dem Augenblicke an, wo es die Zelle mit seinem Unrathe beschmutzte, nicht mehr leiden konnte; vorher hatte es das Kaninchen so wohl

empfangen, daß man einige Hoffnung auf Erfolg fassen konnte; es kam ihm sogar mit ausgezeichneten Liebkosungen entgegen, leckte ihm Gesicht, Ohren und den ganzen Körper, ließ ihm sogar alle Nahrung, ohne zu versuchen, sie zu theilen; sobald aber das Kaninchen den Käfig beschnurrt hatte, zog sich das Paca-Weibchen auf der Stelle in einen alten Schrank zurück, wo es sich ein Bett aus Papier und Linnen machte und nicht eher in seine Zelle zurückkehrte, als bis es dieselbe wieder rein und frei von dem unsaubern Gast, den man ihm gegeben hatte, erblickte.

Der Paca gewöhnt sich leicht an das häusliche Wesen; er ist sanftmüthig und umgänglich, so lange man ihn nicht reizt; er ist gern geschmeichelt und leckt die Hände der Personen, die ihn liebkosen; kennt die, welche seiner pflegen, sehr wohl und weiß sie genau an ihrer Stimme zu unterscheiden. Kracht man ihm den Rücken, reckt er sich aus und legt sich auf den Bauch nieder; manchmal drückt er durch einen kleinen Schrei seine Erkenntlichkeit dafür aus und scheint zu bitten, daß man fortfahre. Inzwischen liebt er nicht, daß man ihn anfasse, um ihn fortzutragen und macht dann sehr lebhaft und wiederholte Anstrengungen, sich zu befreien.

Er hat sehr starke Muskeln und einen sehr fleischigen Körper; dennoch ist seine Haut so empfindlich, daß die leichteste Berührung ihm eine lebhafte Bewegung verursacht. Diese große Empfindlichkeit, obwohl gewöhnlich mit Sanftmuth gepaart, versetzt ihn doch manchmal in Zornanfälle, wenn man sich seinem Willen zu stark widersetzt oder ein ihm unangenehmer Gegenstand ihm zu Gesicht kommt; schon der Anblick eines Hundes, den er nicht kennt, macht ihn übler Laune; man hat gesehen, daß, in seine Zelle verschlossen, er in die Thüre derselben biß und alles that, um sie zu öffnen, bloß weil ein fremder Hund ins Zimmer gekommen war. Man glaubte anfangs, er wolle heraus, um seine Nothdurft zu verrichten; man war aber nicht wenig überrascht, daß er, als er sich in Freiheit befand, plötzlich auf den Hund, der ihm nichts Böses that, lossprang und ihn stark genug biß, um ihm einen Schrei auszusprengen; demungeachtet gewöhnte er sich in einigen Tagen zu diesem Hunde. Er behandelt auf dieselbe Weise Leute, die er nicht kennt und die ihm zuwiderhandeln, doch nie beißt er die, welche ihn pflegen. Er gibt seinen Zorn durch eine Art

Zähneklappen und durch ein Grunzen kund, was immer dem Ausbruche seiner kurzen Wuth vorhergeht.

Dieses Thier, sitzt häufig aufrecht, d. h. auf dem Hintern, und bleibt mannigmal lange in dieser Stellung; es sieht aus, als kämme es sich Kopf und Schnauzbart mit seinen Pfoten, die es jedesmal leckt und mit seinem Speichel beneht; oft bedient es sich zum Kämmen der beiden Pfoten zu gleicher Zeit, hierauf kraht es sich überall, wohin es mit seinen Vorderpfoten gelangen kann und bedient sich zur Vollendung seiner neuen Toilette der Hinterpfoten, mit denen es alle Stellen, die beschmutzt seyn könnten, reibt. Uebrigens besitzt das Thier eine starke Wohlbeleibtheit und erscheint weder zärtlich noch leicht und behende, es ist vielmehr schwerfällig und plump und hat beinahe den Gang eines kleinen Schweines. Es läuft selten, langsam und unbeholfen; nur im Springen, bald auf die Möbel, bald auf die Gegenstände, die es erfassen oder wegtragen will, zeigt es einige Lebhaftigkeit der Bewegung; durch seine weiße, dicke Haut, die man weder ziehen noch kneten kann, weil sie zu fest auf dem Fleische liegt, gleicht es noch dem Schweine; obgleich es noch nicht völlig ausgewachsen ist, hat es doch schon in seiner natürlichen Stellung 18 Zoll in der Länge; wenn es sich aber ausreckt, mißt es beinahe 2 Fuß von der Spitze der Schnauze, bis zur Grenze des Körpers, wogegen der Paca, von dem wir die Beschreibung lieferten, nur 7 Zoll 5 Linien betrug, ein Unterschied, der einzig vom Alter herrührte, indem übrigens die beiden Thiere in Allem sich vollkommen ähnlich waren.

Die Höhe der Vorderbeine bei dem Paca, den wir jetzt beschreiben, betrug 7 Zoll, während die der Hinterbeine ungefähr 9 Zoll hatte, so daß beim Gehen der Steiß des Thieres weit höher stand als der Kopf. Der hintere Theil des Körpers ist zugleich der höchste und der dickste in jeder Hinsicht, er mißt $19\frac{1}{2}$ Zoll im Umfange, während der Umfang des vordern Theiles nur 14 Zoll beträgt.

Den Körper deckt ein kurzes, rauhes und dünnes Haar, seine Farbe gleicht der Umbra-Erdsfarbe und ist dunkler auf dem Rücken; der Bauch, die Brust, der untere Theil des Hofes und die innern Theile der Beine sind dagegen mit schmutzig weißen Haaren bedeckt; sehr auffallend an diesen Theilen sind 5 längliche Streifen, welche durch weiße Flecken,

unter denen die meisten von einander getrennt sind, zusammen gesetzt werden. Diese 5 Streifen liegen in der Länge des Körpers und sind so gerichtet, als würden sie an ihren Enden näher zusammenrücken.

Der Kopf von der Spitze der Nase bis zum Scheitel hat beinahe 5 Zoll in der Länge und ist stark gewölbt; die Augen sind groß, hervorstehend, braun und ungefähr 2 Zoll von einander entfernt. Die Ohren sind abgerundet und haben nur 7 bis 8 Linien in der Länge bei einer Breite, die fast eben so viel an der Grundfläche beträgt; sie sind krausenförmig gefaltet und mit einem sehr feinen Flaum, der kaum mit dem Gesichte und dem Gefühle wahrgenommen werden kann, bedeckt. Die Nasenspitze ist breit, fast schwarz und wie beim Hasen in zwei Theile gespalten; die Nasenlöcher sind sehr groß. Das Thier zeigt in diesem Theile eine große Kraft und viel Gewandtheit; wir sahen es oft mit der Schnauze die Thüre seiner Zelle, die ein Schieb fenster bildet, aufheben. Die untere Kinnlade ist um 1 Zoll verkürzter als der Oberkiefer, der viel breiter und länger ist. Auf beiden Seiten und unten an der obern Kinnlade liegt eine Art längliche Falte, die in der Mitte keine Haare hat und die man, wenn man sie von der Seite betrachtet, auf den ersten Anblick für das Maul des Thieres halten könnte, indem sein eigentliches Maul nur sichtbar wird, wenn es geöffnet ist und dessen Oeffnung nur 6 bis 7 Linien beträgt; es ist nur 2 oder 3 Linien von den Falten, deren wir eben erwähnten, entfernt.

Jede Kinnlade ist nach vorne mit 2 sehr langen Schneidezähnen, die safrangelb und stark genug sind, um Holz abzubeißen, bewaffnet. Man hat die Erfahrung gemacht, daß das Thier in einer Nacht in den Brettern seiner Zelle ein Loch machte, das groß genug war, um seinen Kopf dadurch zu stecken. Seine Zunge ist schmal, dick und etwas rauh; sein Schnauzbart besteht aus schwarzen und weißen Haaren, die auf jeder Seite der Nase sich befinden; einen ähnlichen Bart, aber aus schwarzen und nicht so dichten Haaren bestehend, besitzt es auf jeder Seite des Kopfs unter den Ohren. Wegen des heftigen Widerstands des Thieres vermochten wir die Backenzähne nicht zu erblicken und zu zählen.

Jede der Vorder- und Hinterpfoten hat 5 Finger, von denen 4 mit 5 bis 6 Linien langen Nägeln bewaffnet sind.

Die Klauen sind fleischfarbig; man darf aber diese Farbe nicht als ein beständiges Merkmal betrachten; denn bei mehreren Thieren, besonders bei den Hasen, findet man oft schwarze Nägel, während andere weißliche oder fleischfarbige besitzen. Der fünfte Finger, welcher der innere ist, kommt nur dann zum Vorschein, wenn das Thier sein Bein aufhebt, und ist nur ein kleiner, sehr kurzer Sporn. Zwischen den hintern Beinen, in geringer Entfernung von den Geschlechtstheilen, befinden sich zwei bräunliche Zihen. Obwohl der Schwanz gar nicht sichtbar ist, findet man doch bei näherer Untersuchung einen Stumpf von 2 bis 3 Linien Länge, der eine Andeutung des Schweifs zu seyn scheint.

Der Haus-Paca frisst alles, was man ihm vorsetzt und scheint eine sehr große Eglust zu haben; man fütterte ihn gewöhnlich mit Brod, wos, er mit gleicher Begierde fraß, es mochte in Wasser, Wein oder selbst in Essig getunkt worden seyn; an Zucker und Früchten findet er einen so großen Geschmack, daß er seine Freude durch Sprünge und Sähe zu erkennen gibt, wenn man dergleichen ihm vorhält. Wurzeln und Gemüse bezahten ihm, ebenfalls; auch frisst er Rüben, Sellerie, Zwiebeln, sogar Knoblauch und Schalotte; er verschmäht weder Kohl noch Gras, weder Ngos noch Baumrinde und im Anfang fräß er sogar Holz und Holzkohlen. Fleisch scheint er am wenigsten zu lieben, er frisst selten und in sehr geringer Menge davon. Man könnte ihn leicht mit Korn ernähren, denn oft suchte er in seiner Streu nach Körnern. Er säuft wie der Hund, indem er mit der Zunge das Wasser schlapppt. Sein Harn ist sehr dick und hat einen unerträglichen Gestank, sein Koth besteht aus kleinern, aber längern Stücken als bei den Kaninchen und Hasen.

Aus den wenigen Beobachtungen, die wir angeführt haben, sind wir sehr geneigt zu schließen, daß man diese Thierart in Frankreich einheimisch machen könnte; dies Thier, dessen Ernährung mit wenig Kosten und Mühe verknüpft, und dessen Fleisch gut zu essen ist, würde eine nützliche Erwerdung seyn. Es scheint die Kälte nicht sehr zu fürchten und da es sich in die Erde gräbt, vermag es auch sich während dem Winter leicht vor derselben zu schützen. Ein einziger Paca würde eben so viel gutes Fleisch liefern als 7 bis 8 Kaninchen,

Hr. de La Borde berichtet, daß der Paca gewöhnlich die Ufer der Flüsse bewohne und sein Erdloch auf eine Weise baue, daß er mittelst dreier Ausgänge heraus und herein kann.

„Wenn er verfolgt wird, sagt er, wirft er sich ins Wasser und taucht unter, indem er von Zeit zu Zeit den Kopf heraus hebt; wird er aber von Hunden angegriffen, vertheidigt er sich sehr kräftig. Sein Fleisch wird in Cayenne sehr geschätzt; man brühet ihn wie ein Milchschwein, und auf welche Weise man ihn auch zubereitet, immer liefert er eine treffliche Speise.“

Der Paca bewohnt sein Erdloch allein und verläßt es nur des Nachts, um seine Nahrung zu suchen; am Tage geht er nur heraus, um seine Nothdurft zu verrichten, denn man trifft nie Schmutz in seiner Höhle an; so oft er nach Hause zurückkehrt, vergißt er nie, die Zugänge desselben mit Blättern und kleinen Zweigen zu bedecken. Diese Thiere werfen gewöhnlich nur ein Junges, das seine Mutter nicht eher, als bis es ausgewachsen ist, verläßt; ist es ein Männchen, trennt sich dasselbe nicht früher von ihr, als bis es sich mit derselben gepaart hat. Uebrigens kennt man 2 Paca-Arten in Cayenne und man behauptet, daß sie sich nicht mit einander vermischen. Die einen wiegen 14 bis 20 Pfund, die andern 25 bis 30 Pfund.

Der Sarik oder der Opossum *)

oder

das Beutelhier.

(Midelphis. Le Sarigue ou l'Opossum.)

Der Sarik oder das Beutelhier ist ein amerikanisches Thier, das man durch zwei sehr auffallende Kennzeichen

*) Der Sarik, Carigue oder Carigüeya, Name dieses Thiers auf der Küste von Brasilien, den wir beibehalten haben; das es in der brasilianischen Sprache wird in der französischen und lateinischen wie sa ausgesprochen; als Beispiel kann man anführen Cagui, den wir Sagui oder Sagouin aussprechen; denn das u lautet auch wie ou; Tajacu, den de Lery und die andern französischen Reisenden wie Tajaçon oder Tajassou aussprachen und schrieben, und Carigüeya, den Pison, dessen Werk Lateinisch ist, mit einer Cedille unter dem e schrieb.

leicht von allen andern unterscheiden kann; das erste besteht darin, daß das Weibchen unter dem Bauche eine geräumige Höhle besitzt, worin sie ihre Jungen empfängt und fängt; und das zweite, daß Männchen und Weibchen die erste Zehe an den Hinterpfoten ohne Nagel und wohl getrennt von den andern Zehen, wie der Dgum an der menschlichen Hand, besitzen, während die andern Zehen der Hinterfüße eine gegen die andere liegen und mit krummen Nägeln, wie bei den andern Vierfüßern, bewaffnet sind. Der erste dieser Charaktere ist von der Mehrzahl der Reisenden und Naturforscher richtig erkannt worden; dagegen ist ihnen aber der zweite gänzlich entgangen; Edward Tyson, ein englischer Arzt, scheint zuerst diese Bildung bemerkt zu haben; er ist der einzige, der eine gute Beschreibung von dem Weibchen dieser Thierart, die 1698 zu London unter dem Titel *Carigüeyn seu marsupiale americanum* oder die Anatomie eines *Opossum*, gedruckt wurde, geliefert hat und einige Jahre später theilte Wills. Gower, berühmter, englischer Anatome, dem Tyson in einem Schreiben die Beobachtungen mit, die er über das Männchen gemacht hatte. Die andern Schriftsteller und besonders die Nomenklatoren haben hier, wie überall, die Wesen ohne Noth vermehrt und sind in mehre Irthümer verfallen, die zu beseitigen wir nicht umhin können.

Unser Beutelt hier, oder wenn man will, der *Opossum* des Tyson, ist dasselbe Thier mit dem großen morgen-

Cerigon, nach Maffée (*Histoire des Indes. Liv. II. pag. 46*) und nach Barlaeus (*Mes gestae in Brasilia. pag. 222*).

Der Cerigon, sagt Maffée, ist ein bewundernswürdiges Thier, von seinem Bauche hängen zwei Schuttaschen herab, worin er seine Jungen trägt; jedes derselben hängt so fest an seiner Zige, daß es dieselbe nicht eher verläßt, als bis es im Stande ist, zu grasen.

Maffée bezeichnet hier eine Sache, die zum Irthum verleiten und glauben machen kann, daß dieser Cerigon, der zwei Säcke oder Taschen hat, ein verschiednes Thier von dem Sarik, der nur einen Beutel hat, ist; man muß aber bemerken, und wir haben es selbst beobachtet, daß, wenn die Brustdrüsen des Beutelttiers von Milch angeschwollen sind, sie einen so bedeutenden Raum im Innern der Tasche einnehmen, daß sie die Haut derselben in der Mitte anziehen und alsdann erscheint der Beutel in zwei Taschen getheilt, wie Maffée sagt, der wahrscheinlich seinen Cerigon in diesem Zustande sah.

ländischen Philander des Seba (Band I. S. 64. Platte 39); man kann hieran nicht zweifeln, indem unter allen Thieren, von denen Seba die Abbildungen gibt und denen er die Benennungen Philander, Opossum oder Cariguaya beilegt, dies das einzige ist, was die beiden Kennzeichen besitzt, nemlich den Beutel unter dem Bauche und die Daumen an den Hinterpfoten ohne Nägel.

Eben so wenig kann man zweifeln, daß unser Beuteltier, was dasselbe mit dem großen, morgenländischen Philander des Seba ist, ursprünglich den heißen Himmelsstrichen der neuen Welt angehört; denn die beiden Beuteltiere, die wir in der Sammlung des Königs besitzen, sind uns aus Amerika gekommen; was Tyson zergliederte, war ihm aus Virginien übersandt worden. Hr. von Chanvallon, Korrespondent der Akademie der Wissenschaften auf Martinique, der uns ein junges Beuteltier übersandte, hat die beiden andern für wahre Opossums aus Amerika erkannt. Alle Reisenden stimmen überein, daß dies Thier in Brasilien, Neuspanien, Virginien, auf den Antillen u. lebe, und kein einziger berichtet, es je in Ostindien gesehen zu haben; Seba irrte mithin, als er ihn orientalischer Philander nannte, weil er nur in Westindien angetroffen wird. Er sagt, dieser Philander sey ihm aus Amboina mit andern Seltenheiten übersandt worden und zwar unter dem Namen Coes-Coes; gibt aber zugleich zu, daß er aus andern entfernten Ländern nach Amboina gebracht worden sey. Dies allein würde hinreichen, die Benennung orientalischer Philander zu verdächtigen; denn es ist sehr möglich, daß Reisende dies sonderbare Thier aus Amerika nach Ostindien gebracht haben; doch nichts beweist, daß es dem Himmelsstriche von Amboina ursprünglich angehört, und selbst die Stelle des Seba, die wir angeführt haben, scheint das Gegentheil anzudeuten. Die Quelle dieser irrigen Thatsache und selbst die des Namens Coes-Coes findet sich in Pison, der berichtet, daß in Ostindien, aber nur auf Amboina, ein Thier, ähnlich dem Beuteltiere aus Brasilien, lebe, das dort den Namen Cus-Cus führe. Pison führt zur Unterstützung seiner Aussage weder Bürgen noch Zeugen an; wäre die Thatsache wahr, würde es sehr auffallend seyn, daß Pison bestimmt versichert, dies Thier finde sich in Ostindien einzig auf Amboina; Seba hingegen sagt, daß das, was ihm aus Amboina

überfandt worden, dort nicht einheimisch, sondern aus entfernten Ländern dahin gebracht worden sey. Dies allein beweist die Ungegründetheit der von Pison aufgestellten Thatsache und später werden wir sehn, wie wenig Gewicht auf das zu legen ist, was er in Betreff dieses Thiers geschrieben hat. Seba, der mithin nicht wußte, aus welchem Lande sein Philander kam, stand dennoch nicht an, ihm den Beinamen orientalisch zu geben; inzwischen ist es gewiß, daß er dasselbe Thier wie das ostindische Beuteltier ist, und um sich hievon zu überzeugen, braucht man nur seine Abbildung, Platte 39, mit der Natur zu vergleichen. Der Irrthum wird aber noch durch den Umstand vergrößert, daß Seba das amerikanische Beuteltier großen orientalischen Philander nennt und zu gleicher Zeit unter dem Namen amerikanischer Philander (Platte 36 Abbild. 1 und 2) ein andres Thier darstellt, das er von jenem verschieden glaubt, während es doch seiner eignen Beschreibung nach von dem großen Philander nur darin abweicht, daß es kleiner und der Fleck über dem Auge bei ihm brauner ist, Verschiedenheiten, die zu sehr vom Zufalle abhängen und zu unbedeutend sind, als daß man deshalb zwei bestimmt verschiedene Arten annehmen könne; denn er spricht nicht von einem andern Unterschied, der weit wesentlicher seyn würde, wenn er wirklich so bestände, wie man ihn in der Abbildung erblickt; der amerikanische Philander nemlich, (Seba, Platte 36, Abbild. 1 und 2) hat an den Daumen der Hinterpfoten einen spitzigen Nagel, während der große orientalische Philander (Seba, Platte 39) keinen Nagel an diesen Daumen hat. Nun ist aber gewiß, daß unser Sarik, der das wahre amerikanische Beuteltier ist, keine Nägel an den Daumen der Hinterfüße hat. Lebte also wirklich ein Thier mit spizen Daumenklauen, wie Sebas Platte 36 es darstellt, so würde dies Thier nicht, wie er behauptet, das amerikanische Beuteltier seyn. Doch dies ist noch nicht Alles: dieser Schriftsteller gibt noch ein drittes Thier unter dem Namen orientalischer Philander (Pl. 38 Abbild. 1), dessen er in der Beschreibung der beiden andern keine Erwähnung thut und von dem er nur nach Franz Valentin, einem Schriftsteller, der, wie wir es schon ausgesprochen haben, wenig Vertrauen verdient, berichtet, und dies dritte Thier ist mit den beiden andern eins und dasselbe. Es scheint uns also, daß die 3 Thiere der Platten

36, 38 und 39 des Seba nur eins ausmachen. Nach aller Wahrscheinlichkeit hat der wenig achtsame Zeichner den Daumen der Hinterfüße wie denen der Vorderpfoten und den andern Zehen in den Abbildungen der Platte 36 und 38, einen spitzigen Nagel gegeben und ist bei der Zeichnung der Platte 39 mit größrer Genauigkeit verfahren, indem er die Daumen der Hinterpfoten so darstellte, wie sie wirklich sind, d. h. ohne Nagel. Wir sind demnach überzeugt, daß diese 3 Thiere des Seba nur 3 Individuen derselben Art sind, diese Art dieselbe unsrer Beuteltiere ist und diese Individuen nur von verschiedenem Alter waren, indem sie sich von einander blos durch die Größe des Körpers und durch einige Farben-Schattirungen, hauptsächlich durch die Färbung des Flecken über den Augen, der gelblich bei den jungen Beuteltieren, wie die der Pl. 36 des Seba Abbild. 1^e und 2 sind, und brauner bei den ausgewachsenen, wie das auf der Pl. 39 ist, unterscheiden; die letzte Verschiedenheit kann überdies von der längern oder kürzern Zeit, welche das Thier im Weingeist lag, herrühren, indem alle Haarfarben in geistigen Flüssigkeiten mit der Zeit schwächer werden. Seba gesteht selbst ein, daß die beiden Thiere der Pl. 36 Abbild. 1 und 2 und der Pl. 38 Abbild. 1 nur in der Größe und in einigen Farben-Schattirungen von einander abweichen; er gibt noch zu, daß das dritte Thier, das der Pl. 39, von den beiden andern nur darin sich unterscheide, daß es größer und sein Fleck über dem Auge braun anstatt gelblich ist. Uns scheint es demnach gewiß zu seyn, daß diese 3 Thiere nur eins ausmachen, weil zwischen ihnen nur so leichtfüßige Verschiedenheiten bestehen, daß man sie für sehr leichte Spielarten ansehen muß und dies mit um so größerm Fug und Grund, da der Verfasser des einzigen Merkmals, durch welches er sie unterscheiden konnte, nemlich des spitzigen Nagels an den Daumen der Hinterpfoten, der in den Abbildungen der beiden ersten sichtbar ist und der letzten mangelt, nicht erwähnt. Sein bloßes Stillschweigen über dies Kennzeichen beweist, daß dieser Unterschied wirklich nicht besteht und die spitzigen Nagel an den Daumen der hintern Füße nur der Unachtsamkeit des Zeichners zugeschrieben werden müssen.

Seba sagt: „Nach Franz Valentin ist dieser Philander, Pl. 38, von der größten Art, die in Ostindien und besonders bei den Malaien gefunden wird und wo man ihn *Pesandor*“

Uroë, d. h. Kaninchen von Uroë, nennt, obgleich Uroë nicht der einzige Ort ist, wo sie angetroffen werden, und häufig auf der Insel Solor sind, wo sie mit Kaninchen, denen sie kein Leid zufügen, auferzogen werden, und man ebenfalls ihr Fleisch ißt, was die Einwohner sehr schmackhaft finden.“ Diese Thatsachen sind sehr zweifelhaft, um sie nicht gradezu falsch zu nennen.

Erstens. Der Philander der Pl. 38 ist nicht der größte in Ostindien, indem der Verfasser selbst berichtet, daß der der Pl. 39, dem er ebenfalls Ostindien zum Vaterlande anweist, der größte ist.

Zweitens. Dieser Philander gleicht in keiner Hinsicht dem Kaninchen; sein Name Kaninchen von Uroë ist also falsch gewählt.

Drittens. Kein Reisender des Morgenlandes erwähnt dieses auffallenden Thieres; Keiner berichtet, daß es sich auf der Insel Solor oder an irgend einem andern Ort des alten Festlandes vorfinde.

Seba scheint selbst nicht bloß die Unfähigkeit, sondern auch die Unwahrhaftigkeit des von ihm angeführten Schriftstellers zu erkennen: *Cajus equidem rei, sagt er, Band 1, S. 61, fides sit penes auctorem. At mirum tamen est, quod D. Valentinus philandri formam haud ita descripserit, prout se habet et uti nos ejus icones ad vivum factas praegressis tabulis exhibuimus.* (Die Wahrheit dieses Berichts mag der Verfasser selbst vertreten; auffallend ist es aber, daß D. Valentin die Gestalt des Philanders nicht so beschrieben hat, wie sie wirklich ist und wie wir sie in seinen Zeichnungen, die nach dem Leben entworfen sind, auf der vorhergehenden Platte wieder gegeben haben.) Um aber vollends darzuthun, wie wenig Vertrauen in der That das Zeugniß des Franz Valentin, Pfarrer an der Kirche zu Amboina, verdient, obgleich er in 5 Foliobänden eine Naturgeschichte von Ostindien hat drucken lassen, langt es hin; auf das zu verweisen, was Artedi in Betreff dieses dicken Werkes sagt, und auf die Vorwürfe sich zu beziehen, die Seba selbst ihm über einen groben Irrthum macht, indem er versichert: „daß die Tasche des hier in Rede stehenden Thiers eine Gebärmutter ist, in welche die Jungen empfangen werden und daß er bei Zergliederung des Philanders keine andere Gebärmutter gefunden habe; daß

wenn diese Tasche nicht eine wahre Gebärmutter sey, die Brüste sich bei diesem Thiere in Betreff der Jungen verhalten würden, wie die Stiele zu den Früchten; daß die Jungen an den Zitzen so lange hängen bleiben, bis sie reif sind und sich dann von ihnen trennen, wie die Frucht von ihrem Stiele abfällt, sobald sie ihre ganze Reise erlangt hat, &c.“ Das Wahre an allem diesem ist, daß Valentin, welcher zwar versichert, daß nichts so häufig in Ostindien, besonders auf Solor, angetroffen werde, als diese Thiere, doch vielleicht kein einziges gesehen hat. Alles, was er über dieselben sagt und sogar seine ausgemachten Irrthümer, sind dem Pison und Marcgrave nachgeschrieben worden, die ihrer Seits selbst wieder nur Abschreiber des Kimenes sind und sich in Allem, was sie Eigenes hinzusetzen, getäuscht haben; denn Pison und Marcgrave behaupten, wie Valentin, ausdrücklich und bestimmt, daß die Tasche eine wirkliche Gebärmutter sey, in welcher die Jungen der Beuteltiere empfangen werden. Marcgrave berichtet, daß er ein Beuteltier zergliedert und keine Gebärmutter im Innern gefunden habe. Pison geht nach ihm noch freigebiger zu Werke, indem er sagt, daß er mehrere zergliedert und nie eine Gebärmutter im Innern entdeckt habe; zugleich stellt er die gleich falsche Behauptung auf, daß dies Thier auf Amboina angetroffen werde. Man urtheile jetzt, welches Gewicht die Autoritäten des Marcgrave, Pison und Valentin haben müssen und ob es verständig ist, Glauben dem Zeugnisse dreier Menschen beizumessen, von denen der erste schlecht beobachtete, der zweite die Irrthümer des ersten vervielfältigte und der letzte beiden nachschrieb.

Ich würde meine Leser um Verzeihung über die Weitläufigkeit dieser critischen Untersuchung bitten; wenn es sich aber darum handelt, die Irrthümer Anderer aufzudecken, kann man selbst bei den kleinsten Gegenständen nicht genau und aufmerksam genug seyn.

Hr. Brisson hat in seinem Werk über die Vierfüßer alles aufgenommen, was über die Beuteltiere im Seba steht, ist ihm buchstäblich sowohl bei den Benennungen als Beschreibungen gefolgt, und scheint noch weiter zu gehn, als sein Vorgänger, indem er aus den drei Philandern des Seba, Platte 36, 38 und 39, eben so viele bestimmt verschiedene Arten macht; hätte er aber der Ansicht des Seba nachgeforscht, würde er entdeckt haben,

daß Seba nicht daran dachte, diese 3 Philander für eben so viele bestimmt von einander unterschiedene Arten auszugeben. Seba hatte keine Ahnung davon, daß ein Thier der heißen Himmelsstriche Amerikas sich nicht in den warmen Klimaten des alten Festlandes vorfinden könne; er classifizierte die Thiere als orientalische oder amerikanische, je nachdem sie ihm aus diesem oder jenem Festlande zukamen; doch stellt er diese 3 Philander nicht als eben so viele getrennte Arten hin; daß er auch den Begriff Art nicht in seiner ganzen Strenge nahm, geht deutlich aus Seite 61 hervor, wo er sagt: „dies ist die größte Art dieser Thiere, und hinzufügt: dies Weibchen ist dem amerikanischen Philander-Weibchen vollkommen (*simillima*) ähnlich; es ist nur größer und sein Rücken hat ein dunkel gelbes Haar.“ Diese Abweichungen sind aber, wie gesagt, nur Spielarten, wie man sie gewöhnlich bei Thieren derselben Art in verschiednem Alter antrifft. Im Grunde wollte Seba auch nicht eine methodische Eintheilung der Thiere in Klassen, Gattungen und Arten geben, er theilte nur die Abbildungen der verschiedenen Exemplare seiner Sammlung, die mit Nummern bezeichnet waren, mit, je nachdem er einige Verschiedenheiten in der Größe, Färbung oder in der Bestimmung des Geburtslandes derselben, erblickte. Wir sind daher der Meinung, daß auf die einzige Autorität des Seba hin, Hr. Brisson nicht berechtigt war, aus diesen 3 Philandern 3 verschiedene Arten zu bilden und wir halten diese Ansicht um so eher fest, da er zur Unterscheidung derselben nicht einmal von den wesentlich verschiednen Kennzeichen, die sich an den Abbildungen vorfinden, Gebrauch gemacht hat und über den Unterschied des Nagels, der sich an den Daumen der Hinterpfoten der beiden erstern vorfindet und der letztern fehlt, schweigt. Hr. Brisson hätte demnach auf seine No. 3, d. h. auf seinen Philander aus Amboina, Seite 289, die ganze Nomenclatur, die er bei No. 1, Seite 286 angibt, beziehn müssen; indem alle Namen und gleichbedeutende Benennungen nur dem Philander No. 3 zukommen, weil die Daumen an seinen Hinterpfoten keinen Nagel besitzen. Er sagt im Allgemeinen, daß die Zehen der Philander mit Nägeln versehen sind und macht in dieser Hinsicht keine Ausnahme; inzwischen hat der Philander, den er in der Sammlung des Königs sah und der unser Beuteltthier ist, keinen Nagel an

den Daumen der Hinterpfoten; es scheint auch, daß dies der Einzige ist, den er gesehen hat, indem nur Nro. 1 in seinem Werke mit 2 Sternchen bezeichnet ist. Das Werk des Hrn. Brisson, im Uebrigen sehr brauchbar, fehlt hauptsächlich darin, daß es eine weit größere Liste von Arten aufstellt, als die Natur besitzt.

Es bleibt uns nur noch übrig, die Nomenclatur des Hrn. Linné zu untersuchen; sie ist in Betreff der Beuteltiere weniger fehlerhaft als die der Andern, indem dieser Schriftsteller von den 3 Arten des Brisson eine fallen läßt, und die 3 Thiere des Seba auf 2 beschränkt; hiermit ist zwar noch nicht alles geschehn, denn man muß sie auf eins zurückbringen; aber es ist doch schon etwas; überdies hat Hr. Linné den unterscheidenden Character, die Daumen an den Hinterpfoten ohne Nägel, angewandt, welches Merkmal von Keinem, Tyson ausgenommen, beobachtet worden ist. Die Beschreibung, die Hr. Linné unter dem Namen *Marsupialis*, Nr. 1, *Didelphis* u. gegeben hat, dünkt uns angemessen und mit der Natur ziemlich übereinzustimmen; doch ist er in seiner Bertheilung nicht genau und begeht in seinen Bestimmungen einen Irrthum; er, der mit dem Namen *Opossum*, Nr. 3 S. 55, ein von seinem *Marsupialis* Nr. 1 verschiednes Thier bezeichnet und in Rücksicht seiner die einzige Autorität des Seba anführt, sagt dem ungeachtet, daß der *Opossum* keinen Nagel an den Daumen der Hinterpfoten hat, während er an dem der Abbildung des Seba deutlich sichtbar ist. Hr. Linné hätte uns zum wenigsten darauf aufmerksam machen sollen, daß der Zeichner des Seba sich getäuscht habe. Ein anderer Irrthum besteht darin, daß er den *Marrillacaca* des Pison als dasselbe Thier mit *Carigüeya* auführt, während in dem Werke des Pison diese beiden Thiere, wenn auch in demselben Capitel beschrieben, doch als zwei verschiedene Thiere, eins nach dem andern, beschrieben werden. Für einen größern Fehler, als die vorhergehenden, muß man es aber halten, daß er aus einem und demselben Thiere zwei verschiedene Arten gebildet hat. Der *Marsupialis* Nro. 1 und der *Opossum* Nro. 3 sind keine verschiedene Thiere, denn nach Linné selbst besitzen beide das *Marsupium* oder die Tasche, haben beide keinen Nagel an den Daumen der hintern Füße, sind beide in Amerika zu Hause und unterscheiden sich, wie er sagt, nur darin von ein-

ander, daß der erste 8 Zihen und der andere nur 2 und überdies einen blasserem Flecken über den Augen hat; nun ist aber das erste Merkmal, wie wir schon gesagt haben, von keinem Gewichte und das andere ist zum wenigsten sehr zweideutig; denn die Zahl der Zihen ist bei mehreren Thierarten veränderlich und vielleicht in dieser Art mehr als in einer andern; wir zählten nemlich bei zwei weiblichen Beuteltthieren, welche in der königlichen Sammlung sich befinden, und die sicher von derselben Art und aus demselben Lande sind, bei dem einem Weibchen 5 und bei dem andern 7 Zihen; überdies kommen die, welche über die Brüste dieser Thiere Untersuchungen angestellt haben, über die Zahl derselben nicht überein; Marcgrave, dem viele andere nachschrieben, zählt ihrer 8; Barrere berichtet, daß die Anzahl derselben gewöhnlich nur auf 4 sich belaufe u. Diese Verschiedenheit in der Zahl der Zihen ist nicht auffallend, indem dieselbe Abweichung bei den bekanntesten Thierarten angetroffen wird, z. B. bei der Hündin, die ihrer manchmal 10 und wiederum 9, 8 und 7 hat; die Sau hat ihrer 10, 11 oder 12; die Kuh 6, 5 oder 4; die Ziege und das Mutterschaf 4, 3 oder 2; die Ratte 10 oder 8; das Frettchen 3 auf der rechten und 4 auf der linken Seite u. Man sieht hieraus, daß man über die Ordnung und Zahl der Brüste, welche bei der Mehrzahl der Thierarten veränderlich sind, nichts Gewisses und Bestimmtes feststellen kann.

Aus dieser ganzen Untersuchung, die wir mit eben so vieler Gewissenhaftigkeit als Unpartheilichkeit angestellt haben, geht hervor, daß der *Philander*, *Opossum seu Carigueya brasiliensis*, Platte 36, Abbild. 1, 2 und 3; der *Philander orientalis*, Pl. 38, Abbild. 1, und der *Philander orientalis maximus*, Pl. 39, Abbild. 1 des Seba, Band 1, Seite 56, 61 und 64; daß der *Philander* Nro 1 und der orientalische *Philander* Nro. 2 und der *Philander* von Amboina Nro. 3, des Hr. Brisson, S. 286, 288 und 289 und endlich der *Marsupialis* Nro. 1 und der *Opossum* Nro. 3 des Hrn. Linné, Ausg. x, S. 54 und 55, alle nur ein und dasselbe Thier und zwar unser Beuteltthier bezeichnen, dessen einziges und natürliches Vaterland Südamerika ist und das in Ostindien nur als Fremdling und Einwanderer angetroffen wird. Ich glaube in dieser Hinsicht jede Ungewißheit beseitigt zu haben; doch walten noch Dunkelheiten in Hinsicht des *Taiibi* ob, den Marcgrave nicht:

für ein von dem Carigüeya verschiednes Thier ausgibt, während Jonston, Seba, Linné, Brisson, Klein, die nur dem Marcgrave gefolgt sind, ihn als eine von den vorhergehenden ganz verschiedene Art darstellen; inzwischen findet man im Marcgrave die beiden Namen Carigüeya und Taiibi als Inschrift auf demselben Artifel; es heißt dort, daß dies Thier Carigüeya in Brasilien und Taiibi in Paraguay genannt werde. (*Carigüeya Brasiliensibus, aliquibus jupatiima, Pettiguaribus taiibi.*) Hierauf findet man eine dem Ximenes entlehnte Beschreibung und nach dieser eine andere des Thieres, was die Brasilianer Taiibi, die Portugiesen Cachoro domato und die Holländer Booschratte nennen. Marcgrave behauptet nicht, daß es ein von dem Carigüeya verschiedenes Thier sey; er gibt es im Gegentheil für das Männchen des Carigüeya aus (*Pedes et digitos habet ut femella jam descripta.* Füße und Zehen: hat es, wie das schon beschriebene Weibchen.) Es ist klar, daß man in Paraguay dem Männchen und Weibchen den Namen Taiibi beilegt und in Brasilien das Männchen Taiibi und das Weibchen Carigüeya nennt. Ueberdies sind die Unterschiede zwischen diesen Thieren, so wie sie in den Beschreibungen angegeben werden, zu oberflächlich, als daß man auf sie die Annahme von zwei verschiednen Thierarten gründen könnte. Der merklichste Unterschied betrifft die Haarfarbe, die beim Carigüeya gelb und braun und bei dem Taiibi grau ist, indem seine Haare unten weiß und an ihrer Spitze braun oder schwarz sind. Es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß der Taiibi wirklich das Männchen des Beutelthiers ist. Hr. Ray scheint dieser Meinung gewesen zu seyn, indem er, wo er vom Carigüeya und Taiibi spricht, fragt: *An specie an sexu tantum a praecedenti diversum?* (Ist das Thier der Art oder bloß dem Geschlechte nach von dem vorhergehenden verschieden?); dennoch gibt Seba trotz der Bürgschaft des Marcgrave und dem vernünftigen Zweifel des Ray auf Pl: 36, Nro. 4 ein weibliches Thier, das er ohne irgend einen Bürgen mit der Benennung Taiibi bezeichnet, und sagt zu gleicher Zeit, daß der Taiibi dasselbe Thier mit dem Tlaquatzin des Hernandes sey; dies heißt Irrthum auf Irrthum häufen; denn selbst nach dem Eingeständnisse Sebas hat sein Taiibi, der ein Weibchen ist, keine Tasche und man braucht nur den Hernandes zu lesen, um gleich

einzuſehen, daß er dieſe Taſche bei ſeinem Tlaquatzin als das Hauptmerkmal anführt. Der Taiibi des Seba kann mithin der Tlaquahin des Hernandes nicht ſeyn, weil er keine Taſche hat, noch der Taiibi des Maregrave, weil er ein Weibchen iſt; gewiß iſt es ein andres Thier, das, fehlerhaft gezeichnet und noch mangelhafter beſchrieben, Seba mit dem Namen Taiibi bezeichnet und mit dem Tlaquatzin des Hernandes, der ein und daſſelbe Thier mit unſerm Carif iſt, zuſammen wirft. Hr. Briſſon und Linné ſind in Betreff des Taiibi buchſtäblich dem Seba gefolgt und haben ihm bis auf ſeinen Mißgriff in Hinſicht des Tlaquahin des Hernandes ausgeſchrieben und beide haben aus dieſem Thiere eine ſehr zweifelhafte Art gemacht; der erſte unter dem Namen braſilianſchen Philander No. 4 und der andere unter der Benennung Philander No. 2. Der wahre Taiibi, d. h. der Taiibi des Maregrave und des Ray, iſt demnach weder der Taiibi des Seba, noch der Philander des Linné, noch der braſilianſche Philander des Briſſon und dieſe 3 ſind nicht der Tlaquatzin des Hernandes. Der Taiibi des Seba, vorausgeſetzt, daß er wirklich exiſtirt, iſt von allen, welche die obigen Verfaſſer angeführt haben, ein verſchiednes Thier; man hätte ihm einen beſondern Namen geben und ihn nicht durch eine zweideutige, Benennung mit dem Taiibi des Maregrave, mit dem er nichts gemein hat, verwechſeln ſollen. Uebrigens iſt es nicht auffallend, daß man dem Männchen des Beutelthiers, das keine Taſche hat, und ſich durch dieſes auszeichnende Kennzeichen von dem Weibchen unterſcheidet, einen beſondern Namen gegeben und das Männchen Taiibi und das Weibchen Carigüeya genannt hat.

Edward Tyſon hat, wie wir ſchon berichteten, das weibliche Beutelthier mit Sorgfalt zergliedert und beſchrieben. An dem Exemplar, was ihm zum Gegenſtande ſeiner Unterſuchung diente, war der Kopf 6, der Körper 43 und der Schweif 12 Zoll lang; die Höhe der Vorderbeine betrug 6 und der Hinterbeine $4\frac{1}{2}$ Zoll *). Der Körper hatte einen Umfang von 15 bis 16,

*) Dieſe Weiſe, die Beine zu meſſen, iſt nicht genau. Tyſon erkennt es ſelbſt, daß am Gerippe die Knochen der Vorderbeine kürzer waren, als bei den hintern, und Maregrave ſagt ebenfalls in ſeiner Beſchreibung, daß die vordern Beine kürzer ſind, als die hin-

der Schweif an seinem Ursprunge 3 und an seinem Ende nur 1 Zoll; die Breite des Kopfes betrug zwischen den beiden Ohren 3 Zoll, und nahm bis zur Nasenspitze ab; die Schnauze gleicht eher der eines Milchschweines als der eines Fuchses; der Augapfel liegt sehr schräg in der Richtung von den Ohren zu der Nase; die Ohren sind abgerundet und ungefähr $1\frac{1}{2}$ Zoll lang; die Oeffnung des Maules beträgt ebenfalls $2\frac{1}{2}$ Zoll von einem der Lippen-Winkel bis zum Ende der Schnauze gemessen; die Zunge ist schmal, 3 Zoll lang, rauh und mit kleinen Wärzchen besetzt, die nach hinten gerichtet sind. Das Thier besitzt 5 Finger an den Vorderfüßen, alle mit krummen Nägeln bewaffnet; eben so viele Zehen an den Hinterfüßen, von denen nur 4 mit Klauen versehen sind, und der 5te, der Daum, von den andern getrennt ist; er ist tiefer gestellt und hat keinen Nagel; alle Finger sind ohne Haare und mit einer rothlichen Haut bedeckt; sie sind ungefähr 1 Zoll breit; die Handfläche und die Fußsohle sind breit und unter allen Zehen liegen fleischige Schwienel; der Schweif ist nur etwa 3 Zoll von seinem Beginne ab mit Haaren bedeckt, hierauf folgt eine schuppige, glatte Haut, die bis an sein Ende geht; die Schuppen sind weißlich, beinahe sechseckig und regelmäßig und so hingelegt, daß sie nicht aufeinander liegen, sondern abgesondert und mit einem kleinen Hautring, der brauner als die Schuppen ist, umgeben sind. Die Ohren sind wie die Füße und der Schweif unbehaart und so dünn, daß man nicht sagen kann, ob sie aus einem Knorpel bestehen; sie bilden nur eine einfache Haut wie die Flügel der Fledermaus; haben eine sehr kleine Oeffnung und der Gehörgang erscheint ebenfalls sehr breit. Die obere Kinnlade steht etwas über die untere hervor; die Nasenlöcher sind breit, die Augen klein, schwarz, lebhaft und hervorragend, der Hals kurz, die Brust breit und der Schnauzbart ähnlich dem der Kahe. Das Haar ist am Vorderkopfe weißer und kürzer als auf dem übrigen Körper; dies ist aschgrau mit kleinen Büscheln schwarzer und weißlicher Haare auf

tern; diese Verschiedenheiten rühren nur von der verschiedenen Messungs-Weise her; aus diesem Grunde geben wir in unseren Beschreibungen die Höhe der Beine nicht im Allgemeinen an, sondern bestimmen die Länge eines jeden der Theile, welche das Bein zusammensetzen.

dem Rücken und auf den Seiten versehen, die brauner unter dem Bauche und noch dunkler auf den Beinen sind. Unter dem Bauche des Weibchens befindet sich eine Spalte von 2 bis 3 Zoll Länge; sie wird aus zwei Häuten zusammengesetzt, die eine nach außen stark und nach innen weniger behaarte Tasche bilden. Die Tasche enthält die Zitzen; die eben geborenen Jungen kriechen hinein, um zu saugen und gewöhnen sich mit der Zeit so sehr daran, daß einen Zufluchtsort zu suchen, daß sie auch, wenn sie groß geworden sind, sich noch dahin flüchten, sobald sie erschreckt werden. Die Tasche besitzt Bewegung und willkürliches Spiel, öffnet und schließt sich nach dem Willen des Thiers. Der Mechanismus dieser Bewegung wird durch mehrere Muskeln und zwei Knochen, welche nur dieser Thierart angehören, vermittelt; die beiden Knochen liegen vor am Schaambeine, mit dem sie durch ihre Grundfläche zusammen hängen; sie sind ungefähr 2 Zoll lang und nehmen von der Basis zur Spitze etwas an Dicke ab; sie dienen den Muskeln, welche die Tasche öffnen, als Stützpunkte, während die entgegengesetzten Muskeln die Tasche zusammen ziehen und so fest schließen, daß man die Oeffnung beim lebenden Thiere nur selten kann, wenn man sie mit den Fingern gewaltsam ausdehnt. Das Innere der Tasche ist mit Drüsen besäet, die eine gelbliche Flüssigkeit von so starkem Geruche aushauchen, daß er sich dem ganzen Körper des Thieres mittheilt; läßt man aber die Flüssigkeit trocknen, verliert sie nicht allein den übleu Geruch, sondern gewinnt sogar einen Wohlgeruch, den man mit dem Moschus vergleichen könnte.

Diese Tasche ist nicht, wie Margrave und Tyson irrig angegeben haben, der Empfängniß-Ort der Jungen; das weibliche Beuteltthier besitzt im Innern eine Gebärmutter, welche zwar wirklich von jener der andern Thiere verschieden ist, aber doch empfängt und die Jungen bis zu ihrer Geburt trägt. Tyson behauptet, daß bei diesem Thiere zwei Gebärmutter, zwei Scheiden, vier Mutter-Hörner, vier Fallopische Trompeten und vier Eierstöcke sich vorfinden. Hr. Daubenton kommt über diese Thatsache nicht mit Tyson überein; demungeachtet wird man bei Vergleichung seiner Beschreibung mit der des Tyson zum wenigsten die Ueberzeugung erhalten, daß an den Zeugungsorganen der Beuteltthiere mehrere Theile doppelt angetroffen werden, welche bei den andern Thieren einfach sind. Die Eichel

der Ruthe beim Männchen und der Clitoris beim Weibchen sind gespalten und erscheinen doppelt. Die Scheide, am Eingange einfach, theilt sich später in zwei Kanäle zc. Diese Bildung ist im Allgemeinen sehr sonderbar und von der aller andern Vierfüßer verschieden.

Das Beutelt hier gehört einzig den südlichen Gegenden der neuen Welt an; nur scheint es, daß diese Thierart nicht wie der Tatu ausschließlich die heißesten Länder bewohnt; man findet sie nicht nur in Brasilien, Guiana, Mexiko, sondern auch in Florida, Virginien und in den andern gemäßigten Himmelsstrichen jenes Festlandes. Sie ist überall sehr häufig, weil sie oft und in großer Anzahl wirft; die Mehrzahl der Schriftsteller gibt die Zahl auf 4 bis 5 an, andere auf 6 oder 7; Maregrave versichert, in der Tasche eines Weibchens 6 lebende Jungen gesehen zu haben, die ungefähr 2 Zoll lang waren; sie zeigten sich schon sehr beweglich und verließen des Tages mehre Male die Tasche und kehrten in sie zurück; bei der Geburt sind sie weit kleiner; gewisse Reisenden berichten, daß sie nicht größer sind als Fliegen im Augenblicke ihrer Geburt, d. h. wenn sie die Mutter veranlassen, um in die Tasche zu kriechen und sich dort an die Brüste zu hängen. Dieser Bericht ist nicht so übertrieben, als man denken möchte, denn wir selbst sahen bei einer Thierart, welche dem Beuteltiere nahe verwandt ist, Junge an den Brüsten hängen, die nicht größer als Bohnen waren, und man kann mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die Gebärmutter bei diesen Thieren so zu sagen nur der Ort der Empfängniß, der Bildung und der ersten Entwicklung der Frucht ist, die, weil ihre Geburt frühzeitiger als bei den andern Vierfüßern geschieht, in dem Beutel, in welchen sie gleich nach ihrer zu frühzeitigen Geburt gelangt, ihr Wachsthum vollendet. Niemand hat noch die Dauer der Tragzeit bei diesen Thieren beobachtet, von der wir muthmaßen, daß sie weit kürzer als bei den andern Thieren ist. Da diese zu frühzeitige Austreibung der Frucht eine einzige Thatsache in der Natur ist, so fordern wir die, welche Gelegenheit haben, lebendige Beuteltiere in ihrem Vaterlande zu beobachten, auf, zu erforschen, wie lange Zeit die Weibchen tragen und wie lange nach der Geburt die Kleinen noch an den Brüsten bleiben, bevor sie sich davon trennen. Diese Beobachtung, schon an sich selbst sehr anziehend, könnte

vielleicht noch dadurch nützlich werden, daß sie ein Mittel, an die Hand gibt, Kindern, die vor der Zeit auf die Welt kommen, das Leben zu erhalten.

Die jungen Beuteltiere bleiben also während dem ersten Zeitraume ihres Lebens und so lange, bis sie stark und entwickelt genug sind, um sich zu bewegen, an den Zitzen der Mutter, als wären sie an dieselben geheftet; hängen. Diese Thatsache ist nicht zweifelhaft; sie steht nicht einmal einzig in der Natur dar, denn wir sahen, wie wir schon berichteten, bei einer andern Thierart, die wir *Marmose* nennen und von der wir gleich sprechen werden, Junge auf dieselbe Weise an den Zitzen hängen; inzwischen hat das Weibchen der *Marmose* nicht wie das Beuteltier-Weibchen eine Tasche unter dem Bauche, in welche sich die Jungen verbergen; die Bequemlichkeit oder die Unterstützung der Tasche ist mithin nicht einzig die Ursache ihres langen Verweilens an den Brüsten, noch ihres Wachsthums in dieser unbequemen Lage. Ich sehe diese Bemerkung hieher, um den Vermuthungen zuvor zu kommen, die man über den Nutzen der Tasche machen könnte, indem man die Tasche als eine zweite Gebärmutter, oder zum mindesten doch für einen Zufluchtsort, der den zu frühzeitig geborenen Jungen unumgänglich nöthwendig sey, betrachtet. Einige Schriftsteller behaupten, daß sie mehre Wochen nacheinander an den Zitzen fest hängen bleiben. Andere versichern dagegen, daß sie nur den ersten Monat ihres Lebens in der Tasche zubringen. Man kann die Tasche der Mütter leicht öffnen, die Jungen betrachten, zählen, selbst berühren, ohne sie zu belästigen; sie lassen die Zitzen, welche sie mit dem Maule gefaßt halten, nicht eher fahren, als bis sie gehn können; sie lassen sich dann in die Tasche fallen, verlassen sie, um herum zu gehn und ihre Nahrung zu suchen; sie kehren oft in sie zurück, um zu schlafen, zu saugen und selbst dort einen Sicherheits-Ort zu suchen, wenn sie erschreckt werden; die Mutter entflieht alsdann und nimmt sie alle mit; sie hat zu keiner Zeit einen dickern Leib als lange nach dem Wurfe, wenn die Jungen schon groß sind; denn während der eigentlichen Tragzeit bemerkt man wenig, daß sie schwanger ist.

Der bloße Anblick der Bildung der Füße an diesem Thiere überzeugt jeden schon, daß es schlecht geht und langsam läuft, weshalb, wie man sagt, ein Mensch es einholen kann, ohne

seine Schritte sehr zu beschleunigen; dagegen klettert es mit ungemeiner Leichtigkeit auf die Bäume, verbirgt sich unter Laub, um Vögel zu erhaschen oder hängt sich mit dem Schweife, dessen Ende fleischig und beweglich wie eine Hand ist, so daß es den Umfang eines Körpers, den es mit demselben faßt, drücken und sogar umspannen kann, an die Zweige; es bleibt manchmal lange in dieser Lage, den Körper herabhängend, den Kopf nach unten und späht und lauert nach kleinem Wilde, was drunter herläuft; oft schwingt es sich in dieser Stellung hin und her, um von einem Baume auf einen andern zu springen, beinahe auf die Weise wie die Affen mit Wickelschwänzen, denen es auch in d. Bildung der Füße ähnelt. • Obgleich Fleischfresser und selbst nach Blut, daß es mit Vorliebe saugt, begierig, frist es doch ziemlich von Allem, als Würmer, Insekten, Zuckerrohr, Erd- sel, Wurzeln und selbst Blätter und Rinde. Man kann es wie ein Hausthier ernähren; es ist weder grimmig noch scheu und wird leicht gezähmt; durch seinen üblen Geruch aber, der stärker als der des Fuchses, ist es widerlich und mißfällt ebensfalls durch seine häßliche Gestalt; denn außer seinen Eulen-Ohren, seinem Schlangenschweife und seinem bis an die Ohren gespaltenem Maule, erscheint sein Körper immer schmutzig, weil sein Haar, das weder glatt noch gekräuselt ist, wie verschossen und mit Schmutz bedeckt erscheint. Nur seine Haut ist der Sitz des Gestanks, denn sein Fleisch ist gut zu essen; es gehört selbst zu den Thieren, welche die Wilden vorzugsweise jagen und von denen sie sich mit Vorliebe nähren.

Hr. de La Borde, königlicher Arzt auf Cayenne, hat mir geschrieben, daß er in einer Tonne 3 Beuteltiere füttere, die sich leicht behandeln lassen. Sie fressen Fische, rohes und gekochtes Fleisch, Brod, Semmel &c.; sie lecken sich einander beständig und knurren wie die Katzen, wenn man sie streichelt.

„Ich habe, sagt er, nicht den geringsten üblen Geruch an ihnen wahrgenommen; es gibt eine kleinre und größere Art;*) beide tragen ihre Jungen in einem Beutel unter dem Bauche und die Kleinen lassen nie, selbst nicht im Schlafe, die Zehen

*) Für die königliche Sammlung hat man mir die Haut eines dieser kleinen Beuteltiere aus Cayenne übersandt; sie hatte nur eine Länge von $3\frac{1}{2}$ Zoll, obgleich das Thier ausgewachsen war, und der Schweif betrug $4\frac{1}{2}$ Zoll.

los. Die Hunde tödten sie, fressen sie aber nicht. Sie stoßen ein Grunzen aus, das man in geringer Entfernung nicht vernehmen kann. Sie suchen in die Hühnerhöfe zu dringen, wo sie das Geflügel fressen; ihr Fleisch aber ist nicht gut zu essen. Bei einigen Arten hat es selbst einen unerträglichen Gestank, weshalb die Bewohner von Cayenne das Thier auch Stinkthier nennen."

Man muß diese Stink-Beutelthiere des Hrn. de La Borde nicht mit den wahren Stinkthieren verwechseln, indem diese eine von den Beutelthieren ganz verschiedene Art bilden.

Hr. Bosmaër, Direktor des naturhistorischen Kabinetts Sr. Hoh. des Prinzen von Oranien, hat zu der Beschreibung des fliegenden Eichhörnchens, S. 6, Amsterdam 1767, eine Note gemacht, worin er sagt:

"Der Coescoes ist der Bosch oder Beursrult aus Ostindien, der Philander des Seba und der Didelphis des Linné. Der gelehrte Hr. v. Buffon läugnet unbedingt sein Daseyn in Ostindien und erklärt ihn für ein nur der neuen Welt eigenthümliches Thier. Demungeachtet vermögen wir den berühmten Naturforscher zu versichern, daß Valentin und Seba sehr wohl thaten, diesen Thieren ihr Vaterland sowohl in Asien, als in Amerika anzuweisen. Ich selbst erhielt vorigen Sommer aus Ostindien ein Männchen und ein Weibchen; ein Thier derselben Art ward dem Dr. Schlosser in Amsterdam von einem Freunde auf Amboina übersandt; was mich anbetrifft, kenne ich keine andern Exemplare als diese, so daß sie nicht sehr häufig seyn müssen. Die Hauptverschiedenheit zwischen dem Coescoes aus Ostindien und dem aus Westindien besteht nach meiner Beobachtung in der Farbe des Haares, das am Männchen aus Ostindien gänzlich weiß mit einer geringen gelblichen Färbung ist; das des Weibchens ist etwas brauner mit einem schwarzen oder vielmehr braunen Streif auf dem Rücken. Der Kopf des ostindischen ist kürzer, nur scheint das Männchen einen etwas längern Kopf als das Weibchen zu besitzen. Die Beschreibung der zweiten Art, von welcher ebenfalls Valentin spricht, ist zu verworren, als daß man sich auf sie mit einiger Gewißheit beziehen kann."

Ich zweifle nicht, daß Hr. Bosmaër aus Ostindien ein Männchen und Weibchen unter dem Namen Coescoes empfangen habe; aber die Unterschiede, die er selbst zwischen dem

Especoes und dem Beuteltiere bezeichnet, könnten einen schon auf die Meinung führen, daß sie nicht Thiere derselben Art seyen. Uebrigens räume ich ein, daß die Beurtheilung des Hrn. Vosmaër in Betreff meiner Behauptung richtig ist, daß die 3 Philander des Seba nur ein und dasselbe Thier seyen, während doch in der That das dritte des Seba, d. h. das der Pl. 39, ein verschiedenes Thier ist und sich wirklich auf den Philippinen und vielleicht auch in einigen andern Gegenden Ostindiens, wo es unter dem Namen Eoescoes oder Euscus oder Eufos bekannt ist, vorfindet. In der Reise des Christoph Barchewitz fand ich folgende Stelle:

„Auf der Insel Lethy leben Euscus oder Eufos, deren Fleisch beinahe den Geschmack des Kaninchenfleisches hat. In Hinsicht der Farbe gleicht dies Thier sehr dem Marmelthiere, seine Augen sind klein, rund und glänzend, die Pfoten kurz und der Schweif, der lang ist, ohne Haare. Dieses Thier springt von einem Baume auf den andern wie ein Eichhörnchen und bildet aus seinem Schweife einen Haken, mit dem es sich an die Zweige hängt, um desto leichter die Frucht zu fressen. Es verbreitet einen Geruch, der dem des Fuchses sehr nahe kommt, hat eine Tasche unter dem Leibe, worin es seine Jungen trägt, die unter dem Schweife herein und heraus kriechen. Die Alten springen von einem Baum auf den andern, indem sie die Jungen in dem Beutel mit sich tragen.“

Das Kennzeichen der Tasche unter dem Leibe und des Wickelschweifes scheint zu beweisen, daß der Euscus oder Eufos aus Ostindien wirklich zu derselben Gattung mit den amerikanischen Philandern gehöre; doch entscheidet es noch nicht die Frage, ob er auch von derselben Art mit denen der neuen Welt ist. Wir haben es irgend anderswo gesagt und wiederholen es hier, daß dieselbe Temperatur in verschiednen Gegenden der Erdkugel dieselben Wirkungen auf die organische Natur haben und dem zu Folge dieselben Wesen, sowohl im Thier- als Pflanzen-Reiche, hervorbringen muß, wenn alle andere Umstände, wie die Temperatur, in allen Beziehungen sich gleich sind; es handelt sich hier aber nicht um eine philosophische Möglichkeit, die man als mehr oder weniger wahrscheinlich betrachten kann; sondern es handelt sich hier um eine Thatfache, selbst sehr allgemeine Thatfache, in Hinsicht welcher leicht zahlreiche, sehr zahlreiche Beweise aufgestellt werden können.

Gewiß ist es, daß bei Entdeckung Amerikas kein einziges von den Thieren, die ich anführen werde, lebte; als Elefant, Stas-horn, Flußpferd, Giraffe, Kameel, Dromedar, Büffel, Pferd, Esel, Löwe, Tiger, Affen, Paviane, und eine große Zahl anderer, die ich schon früher angeführt habe; und daß ebenfalls der Tapir, Lama, Vicunna, Vécari, Jaguar, Cuguar, Aguti, Paca, Coati, Unau, &c. und viele andere, von denen ich das Verzeichniß gab, auf dem alten Festlande nicht vorhanden waren. Langt diese Menge von Beispielen, deren Daseyn man nicht läugnen kann, nicht hin, um zum wenigsten sehr auf seiner Hut zu seyn, wenn es zu entscheiden gilt, wie Hr. Bosmaër thut, daß dies oder jenes Thier sich in den südlichen Himmelsstrichen beider Festländer zu gleicher Zeit vorfinde?

Auf den Euscus oder Eufos von Ostindien muß man nachfolgende Stelle beziehen:

„Es findet sich, sagt Mandeslo, auf den molukkischen Inseln ein Thier, das man Eufos nennt; es bewohnt die Bäume und lebt nur von ihren Früchten; es gleicht dem Kaninchen, hat ein dichtes, gekräuselttes Haar, dessen Farbe zwischen Grau und Röthlich schwebt; seine Augen sind rund und lebhaft, seine Füße klein und sein Schweiß so starr, daß es sich dessen bedient, um sich an die Zweige zu hangen und leichter die Früchte zu erreichen.“

In dieser Stelle wird der Tasche unter dem Bauche nicht erwähnt, die doch das bezeichnendste Merkmal der Philander ist; aber ich wiederhole es, wenn der Euscus oder Eufos in Ostindien dies Kennzeichen besitzt, er sicher zu einer Art gehört, die sich ungemein den amerikanischen Philandern nähert, und ich wäre geneigt, die Ansicht zu fassen, daß er sich von demselben beinahe so unterscheide, wie der Jaguar vom Leopard. Die beiden letzten Thiere gleichen sich von allen Thieren der südlichen Länder der beiden Kontinente am meisten und stehn sich am nächsten, ohne deshalb doch eine Art auszumachen.

Das Beutelthier der Illinois.

Wir geben hier die Beschreibung eines Beutelthiers, das uns zwar, nur eine Spielart zu seyn scheint, dessen Verschiedenheiten aber groß genug sind, um es für unsre Pflicht zu halten, dasselbe besonders darzustellen. Dies Beutelthier fin-



DAS LAMCHAARIGE BEUTELTHIER.

Ordnung: Taschenträger. id... id.

det sich im Lande der Illinois und unterscheidet sich von dem andern durch die Farbe und das Haar, was auf dem ganzen Körper laag ist; es hat einen weniger lang gezogenen und völlig weißen Kopf, mit Ausnahme eines braunen Flecks, der am Augenwinkel anfängt und, schwächer werdend, an der Seite der Nase, deren Spitze die einzige Stelle des Gesichts ist, die schwarz erscheint, sich endigt; der Schweif ist fappig und in seiner ganzen Länge unbehaart, wogegen der Schwanz des Beutelthiers von seinem Beginne an über drei Viertel seiner Länge mit Haaren besetzt ist; inzwischen scheinen mir diese Unterschiede doch nicht hinzureichen, um zwei Arten festzustellen, und da überdies das Land der Illinois und das am Mississippi-Ströme, wo das erste Beutelthier sich aufhält, nicht weit auseinander liegen, so hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß das letztere Beutelthier nur eine einfache Spielart jenes ist.

Fuß. Zoll. Linien.

Länge des ganzen Körpers von der Spitze			
der Nase bis zum Anfange des Schwanzes	1	3	3
Länge der Ohren	—	1	1
Breite der Ohren	—	—	9
Länge der Schnauzhaare	—	2	2
Länge des Schweifes	1	3	—

Die Ohren werden aus einer glatten Haut ähnlich braunem Pergament gebildet und besitzen kein Haar, weder nach innen noch nach außen; das Haar, was den Körper bis zum Schweife, so wie die Beine bedeckt, ist braun, mehr oder weniger mit Aschgrau schattirt und mit langen, weißen Haaren, welche auf dem Rücken bei 2 Zoll 3 Linien und in der Nähe des Schwanzes 2 Zoll 6 Linien haben, untermengt; der untere Theil des Körpers ist weißlich aschgrau. Es hat 5 Finger an allen Pfoten, der Daum oder die innere Zehe an den Hinterpfoten hat einen platten Nagel, der über das Fleisch nicht hinausreicht; die andern Nägel sind weiß und gekrümmt.

Das langhaarige Beutelthier.

Wir geben hier die Abbildung eines männlichen Beutelthiers mit langen Haaren, was um ein Viertel größer ist, als das vorhergehende und das von jenem noch durch den Schwanz, der weit kürzer ist, abweicht. Die Länge dieses Beutelthiers beträgt von der Spitze der Schnauze bis zum Anfange des

Schweifes 20 Zoll 3 Linien, wogegen das andre nur 15 Zoll 3 Linien hat; der Kopf ist an beiden gleich, mit Ausnahme der Schnauze, die am vorhergehenden schwarz und an diesem fleischfarbig ist; die größten Schnauzhaare sind etwa 3 Zoll lang. Es gibt noch einen kleinen Unterschied zwischen ihnen; bei dem Beutelthiere der Illinois sind die beiden Schneidezähne in der Mitte des Oberkiefers die kleinsten, während sie an diesem die größten sind. Sie unterscheiden sich durch die Farbe des Haares, das bei diesem Beutelthiere auf den Beinen und Füßen braun, weiß auf den Zehen und auf dem Körper mit mehreren braunen, unbestimmten Streifen gefleckt ist, einer auf dem Rücken, der bis zum Schwanz geht, und ein anderer auf jeder Seite des Körpers, der sich von der Achsel bis zum Schenkel erstreckt; der Hals ist fuchsrothlich von den Ohren bis zu den Schultern und diese Farbe dehnt sich unter dem Bunde aus und herrscht an mehreren Theilen des Körpers stellenweise vor; der Schwanz ist schuppig und von seinem Ursprünge an mit weißen und braunen Haaren besetzt. Wir entscheiden nach dieser einfachen Vergleichung nicht über die Gleichheit oder Verschiedenheit der Art dieser beiden Beutelthiere, die beide nichts weiter seyn möchten, als Spielarten des gemeinen Beutelthiers.

Die Marmose oder der Manicu

oder

die Beutelratte.

Die Art der Marmose scheint der des Beutelthiers nahe zu stehn; sie leben in demselben Himmelsstriche desselben Festlandes und beide Thiere gleichen sich durch die Gestalt des Körpers, die Bildung der Füße, durch den Wickelschwanz, der in dem größten Theile seiner Länge schuppig und nur an seinem Ursprünge mit Haaren bewachsen ist, durch die Ordnung der Zähne, welche sie in größerer Anzahl besitzen, als die andern Vierfüßer; die Marmose ist aber kleiner als das Beutelthier und das Weibchen hat noch eine spitze Schnauze; das Weibchen hat nicht wie das Weibchen des Beutelthiers eine Tasche unter dem Leibe, sondern besitzt nur zwei längliche Spalten in der Nähe der Schenkel, zwischen welche sich die Jungen legen, um sich an die Brüste zu hängen. Die Zehn-

DIE MARMOSE, ODER DER MANICU.

Ordnung: Taschenträger. *Gattung:* Beutelhier. (*Caviar*)

Pl. 71.



DER CAYOPOLLIN, ODER DER PHILANDER.

Ordnung: Taschenträger. *id... id.*

gungstheile beim Männchen und Weibchen der Marmose gleichen sowohl in der Bildung als Lage denen des Beutelhiers; die Eichel der Ruthe des Männchens ist gespalten, wie beim Beutelhier und liegt im After; diese Oeffnung scheint beim Weibchen auch die der Scheide zu seyn. Die Geburt der Jungen scheint bei der Marmose noch frühzeitiger einzutreten, als bei dem Beutelhier; sie haben bei ihrer Geburt kaum die Größe kleiner Bohnen und hängen sich gleich an die Zihen; die Würfe sind auch zahlreicher. Wir sahen 10 kleine Beutelratten, jede an einem Brustwärtchen hängen und dennoch blieben 4 Wärtchen unbesetzt, so daß die Mutter 14 Zihen hatte. An den Weibchen dieser Art müßte man vorzugsweise die Beobachtungen machen, die wir im vorhergehenden Artikel angedeutet haben; ich bin überzeugt, daß diese Thiere kurze Zeit nach der Empfängniß werfen und die Kleinen im Augenblicke der Geburt nur noch Früchte sind, die, selbst als Frucht, noch nicht den vierten Theil ihrer Ausbildung erreicht haben. Die Niederkunft der Mutter ist nur ein sehr vorzeitiger Wurf und die Früchte vermögen ihr keimendes Leben nicht anders zu erhalten, als daß sie sich an die Zihen hängen und sie nicht eher verlassen, als bis sie denselben Grad des Wachstums und der Stärke erreicht haben, den sie naturgemäß in der Gebärmutter erreicht hätten, wenn die Geburt nicht vorzeitig gewesen wäre.

Die Marmose hat dieselbe Neigung und dieselben Sitten als das Beutelhier; beide graben Erdlöcher, um sich dahin zu flüchten, beide hängen sich mit dem Ende ihres Schweifes an Baumzweige und springen von dort aus auf Vögel und kleine Thiere; sie fressen Früchte, Saamen, Wurzeln, sind aber auch listern nach Fischen und Krebsen, die sie, wie man sagt, mit ihren Schwänzen fischen. Dieser Umstand ist sehr zweifelhaft und stimmt wenig mit dem natürlichen Stumpfsinn, den man diesen Thieren zuschreibt überein, die nach dem Zeugnisse der meisten Reisenden weder zweckmäßig sich zu bewegen, noch zu fliehen, noch sich zu vertheidigen wissen.

Man weiß, daß im Allgemeinen die Beutelhier, Beutelratten und Cayopollins gleichmäßig ihre Jungen in einer Tasche unter dem Bauche tragen und die Kleinen lange Zeit vorher, ehe sie ihr völliges Wachsthum erreicht haben, an den Zihen festhängen. Diese Thatsache, eine der sonderbarsten ist

der Natur, floßte mir den Wunsch ein, Aufklärungen in Betreff der Zeugung dieser Thiere, welche nicht wie die andern zur gehörigen Zeit zur Welt kommen, zu erhalten.

Folgendes hat mir Hr. Roume von Saint-Laurent über diesen Gegenstand geschrieben, indem er mir das Verzeichniß seiner naturhistorischen Sammlung, die er auf der Insel Grenada angelegt hat, übersandte:

„Glaubwürdige Personen, sagt Hr. Roume von Saint-Laurent, haben mich versichert, Weibchen der (*Manicu*) Mar-mose angetroffen zu haben, bei denen die Früchte noch nicht entwickelt waren; am Ende der Zitzen erblickte man kleine, helle Blasen, in welchen die Bildung der Frucht eben begonnen hatte. So außerordentlich diese Thatsache auch erscheinen muß, kann ich sie doch nicht in Zweifel ziehen und führe hier die Zergliederung an, die ich 1767 mit einem dieser Thiere vornahm; sie kann vielleicht auf die Weise, wie die Zeugung bei diesen Thieren von Statten geht, einiges Licht werfen.

„Die Mutter hatte in ihrem Sacke 7 Junge, die hart an eben so vielen Zitzen lagen, doch ohne mit ihnen zusammen zu hangen; sie hatten eine Länge von ungefähr 3 Linien und eine Dick von $1\frac{1}{2}$ Linie; ihr Kopf war sehr dick im Verhältnisse zum Körper, dessen Vordertheil weit mehr entwickelt war, als der hintere; der Schwanz war am wenigsten in der Ausbildung voran geschritten. Die Kleinen hatten kein Haar, ihre sehr zarte Haut erschien wie mit Blut unterlaufen, die Augen konnte man nicht deutlich erkennen, sondern wurden durch 2 kleine Fäden, die im Kreise lagen, angedeutet. Die Hörner der Gebärmutter waren angeschwollen, sehr lang, bildeten eine Krümmung und nahmen dann ihre Richtung nach den Eierstöcken, sie enthielten einen weißen, dicken, mit Luftbläschen angefüllten Schleim. Das Ende der Hörner war mit Fäden, dick wie starkes Haar, besetzt und diese bestanden aus einem Gewebe, das beinahe dem der Fallopiischen Trompeten ähnlich, nur weißer und fester war. Man verfolgte diese Fäden bis in die Brustdrüsen, wo jeglicher derselben in eine Brustwarze sich verbreitete, ohne daß man sein Ende unterscheiden konnte, indem es sich mit der Substanz der Brüste vermischte. Diese Fäden schienen hohl und mit demselben Schleim, der in den Hörnern sich vorfand, angefüllt zu seyn. Vielleicht gehen die

kleinen Embryonen aus der Gebärmutter durch diese Kanäle, um zu den Brustwärtchen in dem Beutel zu gelangen."

Diese Beobachtung des Hrn. v. St. Laurent verdient gewiß alle Aufmerksamkeit; sie erscheint uns aber so auffallend, daß man sie mehr als ein Mal aufstellen muß, um sich von diesem außerordentlichen Gange der Früchte, von ihrem unmittelbaren Gelangen aus der Gebärmutter zu den Brustwärtchen und von der Zeit, wo dieser Durchgang nach der Empfängniß statt findet, zu überzeugen. Zu diesem Zwecke müßte man eine gewisse Anzahl dieser Thiere aufziehen und ernähren und die Weibchen einige Zeit, 1, 2, 3, 4 Tage, nachdem man das Männchen zu ihnen gelassen hat und sie belegt worden sind, zergliedern; auf diesem Wege könnte man die Fortschritte der Entwicklung der Früchte beobachten und die Zeit und die Weise erkennen, wie sie wirklich aus der Gebärmutter nach den Brustwärtchen in der Tasche kommen.

Der Cayopollin.

Der erste Schriftsteller, welcher von diesem Thiere gesprochen hat, ist Fernandes. Der Cayopollin, sagt er, ist ein kleines Thier, etwas größer als eine Ratte, ähnelt dem Beuteltiere durch die Schnauze, die Ohren und den Schwanz, der dicker und stärker als bei der Ratte ist und dessen es sich wie einer Hand bedient. Es hat dünne, durchsichtige Ohren; sein Bauch, seine Beine und Füße sind weiß; die Kleinen halten die Mutter, wenn sie erschreckt werden, umklammert; die Mutter zieht sie auf den Bäumen groß. Diese Thierart findet sich in den Gebirgen von Neuspanien. Nieremberg hat diese Bezeichnungen des Fernandes Wort vor Wort wiederholt und ihnen nichts hinzugesetzt.

Seba, der zuerst dies Thier zeichnen und stechen ließ, gibt keine Beschreibung von demselben; er sagt bloß, daß es einen etwas dickern Schweif als die Marmose besitze und daß der Cayopollin, wenn auch zu derselben Gattung gehörend, doch in einem andern Welttheile und in einem andern Himmelsstriche wohne, und begnügt sich damit, in Betreff dessen, was man noch über dies Thier zu wissen wünscht, auf Nieremberg und Jonston zu verweisen; es scheint aber gewiß zu seyn, daß Nieremberg und Jonston dasselbe niemals sahen und nur nach Fernandes darüber schreiben. Keiner der drei Schriftsteller

der Natur, flöste mir den Wunsch ein, Aufklärungen in Betreff der Zeugung dieser Thiere, welche nicht wie die andern zur gehörigen Zeit zur Welt kommen, zu erhalten.

Folgendes hat mir Hr. Roume von Saint-Laurent über diesen Gegenstand geschrieben, indem er mir das Verzeichniß seiner naturhistorischen Sammlung, die er auf der Insel Grenada angelegt hat, übersandte:

„Glaubwürdige Personen, sagt Hr. Roume von Saint-Laurent, haben mich versichert, Weibchen der (*Manicu*) *Marmose* angetroffen zu haben, bei denen die Früchte noch nicht entwickelt waren; am Ende der Zitzen erblickte man kleine, helle Blasen, in welchen die Bildung der Frucht eben begonnen hatte. So außerordentlich diese Thatsache auch erscheinen muß, kann ich sie doch nicht in Zweifel ziehen und führe hier die Bergliederung an, die ich 1767 mit einem dieser Thiere vornahm; sie kann vielleicht auf die Weise, wie die Zeugung bei diesen Thieren von statten geht, einiges Licht werfen.

„Die Mutter hatte in ihrem Sacke 7 Junge, die hart an eben so vielen Zitzen lagen, doch ohne mit ihnen zusammen zu hangen; sie hatten eine Länge von ungefähr 3 Linien und eine Dicke von $1\frac{1}{2}$ Linie; ihr Kopf war sehr dick im Verhältnisse zum Körper, dessen Vordertheil weit mehr entwickelt war, als der hintere; der Schwanz war am wenigsten in der Ausbildung voran geschritten. Die Kleinen hatten kein Haar, ihre sehr zarte Haut erschien wie mit Blut unterlaufen, die Augen konnte man nicht deutlich erkennen, sondern wurden durch 2 kleine Fäden, die im Kreise lagen, angedeutet. Die Hörner der Gebärmutter waren angeschwollen, sehr lang, bildeten eine Krümmung und nahmen dann ihre Richtung nach den Eierstöcken, sie enthielten einen weißen, dicken, mit Luftbläschen angefüllten Schleim. Das Ende der Hörner war mit Fäden, dick wie starkes Haar, besetzt und diese bestanden aus einem Gewebe, das beinahe dem der Fallopischen Trompeten ähnlich, nur weißer und fester war. Man verfolgte diese Fäden bis in die Brustdrüsen, wo jeglicher derselben in eine Brustwarze sich verbreitete, ohne daß man sein Ende unterscheiden konnte, indem es sich mit der Substanz der Brüste vermischte. Diese Fäden schienen hohl und mit demselben Schleim, der in den Hörnern sich vorfand, angefüllt zu seyn. Vielleicht gehen die

Keinen Embryonen aus der Gebärmutter durch diese Kanäle, um zu den Brustwärtchen in dem Beutel zu gelangen.“

Diese Beobachtung des Hrn. v. St. Laurent verdient gewiß alle Aufmerksamkeit; sie erscheint uns aber so auffallend, daß man sie mehr als ein Mal aufstellen muß, um sich von diesem außerordentlichen Gange der Früchte, von ihrem unmittelbaren Gelangen aus der Gebärmutter zu den Brustwärtchen und von der Zeit, wo dieser Durchgang nach der Empfängniß statt findet, zu überzeugen. Zu diesem Zwecke müßte man eine gewisse Anzahl dieser Thiere aufziehen und ernähren und die Weibchen einige Zeit, 1, 2, 3, 4 Tage, nachdem man das Männchen zu ihnen gelassen hat und sie belegt worden sind, zergliedern; auf diesem Wege könnte man die Fortschritte der Entwicklung der Früchte beobachten und die Zeit und die Weise erkennen, wie sie wirklich aus der Gebärmutter nach den Brustwärtchen in der Tasche kommen.

Der Canopollin.

Der erste Schriftsteller, welcher von diesem Thiere gesprochen hat, ist Fernandes. Der Canopollin, sagt er, ist ein kleines Thier, etwas größer als eine Ratte, ähnelt dem Beuteltiere durch die Schnauze, die Ohren und den Schwanz, der dicker und stärker als bei der Ratte ist und dessen es sich wie einer Hand bedient. Es hat dünne, durchsichtige Ohren; sein Bauch, seine Beine und Füße sind weiß; die Kleinen halten die Mutter, wenn sie erschreckt werden, umklammert; die Mutter zieht sie auf den Bäumen groß. Diese Thierart findet sich in den Gebirgen von Neuspanien. Nieremberg hat diese Bezeichnungen des Fernandes Wort vor Wort wiederholt und ihnen nichts hinzugesetzt.

Seba, der zuerst dies Thier zeichnen und stechen ließ, gibt keine Beschreibung von demselben; er sagt bloß, daß es einen etwas dickern Schweif als die Marmose besitze und daß der Canopollin, wenn auch zu derselben Gattung gehörend, doch in einem andern Welttheile und in einem andern Himelsstriche wohne, und begnügt sich damit, in Betreff dessen, was man noch über dies Thier zu wissen wünscht, auf Nieremberg und Jonston zu verweisen; es scheint aber gewiß zu seyn, daß Nieremberg und Jonston dasselbe niemals sahen und nur nach Fernandes darüber schreiben. Keiner der drei Schriftsteller

hat berichtet, daß es ursprünglich in Afrika zu Hause sey; sie erklären im Gegentheile, daß es in den Gebirgen der heißen Himmelsstriche von Amerika einheimisch sey und ihnen eigenthümlich angehöre, und allein Seba behauptet ohne Autorität und Bürgschaft, daß es ein afrikanisches Thier sey. Das wir sahen, kam gewiß aus Amerika, es war größer, hatte eine spitzigere Schnauze und einen längern Schweif, als die Marmose; im Ganzen schien uns der Cayopollin sich mehr der Marmose als dem Beutelthiere zu nähern. Diese drei Thiere gleichen sich in hohem Grade in der Bildung der innern und äußern Theile, den überzähligen Knochen des Beckens, der Gestalt der Füße, der vorzeitigen Geburt, in dem langen und ununterbrochenen Verweilen der Zungen an den Zehen und endlich in ihren natürlichen Gewohnheiten; sie bewohnen überdies alle drei die neue Welt und dasselbe Klima und man findet sie nicht in den kalten Ländern Amerikas; sie gehören ursprünglich den warmen Gegenden an, doch können sie auch in den gemäßigten Ländern Amerikas leben. Uebrigens sind es sehr häßliche Thiere; ihr hechtartig gespaltenes Maul, ihre fledermausartigen Ohren, ihr Schlangen-Schwanz und ihre Affenfüße stellen eine verworrene Gestalt dar, die noch unangenehmer durch ihren üblen Geruch und die Langsamkeit und den Stumpfsinn, die sie in allen ihren Handlungen und Bewegungen zeigen, wird.

Ende des fünften Bandes.



Verzeichniß

• der im fünften Bande enthaltenen Artikel.

Vierfüßer.

	Seite.
Hausthiere.	1
Das Pferd	5
Der Esel	63
Der Ochs	79
Der Widder und das Schaaf	101
Der Ziegenbock und die Ziege	114
Das Schwein	122
Das Schwein von Siam und der Eber	122
Das Schwein von Guinea	139
Der Eber vom grünen Borgebirge	140
Der afrikanische Eber	149
Der Hund	154
Varietäten bei den Hunden	184
Der Hund in den Wäldern von Cayenne	188
Vom türkischen Hunde und dem Kurzmantler.	190
Der große Wolfshund	191
Der große russische Hund	192
Bastardhunde, herkommend von einer Wölfin und einem Schweisshunde	193
Vom Männchen (erste Zeugung)	196
Von dem Weibchen (erste Zeugung)	199
Vom Männchen (zweite Zeugung)	202
Von dem Weibchen (zweite Zeugung)	204
Von dem Weibchen (dritte Zeugung)	212
Vom Männchen (vierte Zeugung)	221
Von dem Weibchen (vierte Zeugung)	222
Fortsetzung der Mestizen	222
Zweite Fortsetzung der Mestizen	224
Drittes Beispiel einer Frucht von einem Hunde und einer Wölfin	227
Viertes Beispiel	228
Fünftes Beispiel	228

	Seite.
Die Kaze	229
Die wilde Kaze aus Neu-Spanien	241
Wilde Thiere	242
Der Hirsch	247
Der Damhirsch	276
Das Reh	280
Der Hase	296
Das Kaninchen	305
Raubthiere	311
Der Wolf	336
Der schwarze Wolf	345
Der merikanische Wolf	347
Der Fuchs	348
Der Dachs	357
Die Fischotter	361
Die Fischotter von Canoda	366
Die kleine Fischotter von Guignia	368
Die brasilianische Fischotter	370
Der Steinmarder	380
Der Steinmarder von Guiana	382
Der kleine Steinmarder von Guiana	383
Der kleine Steinmarder auf Madagaskar	384
Der Baummarder	384
Der große Baummarder in Guiana	386
Der Iltis	387
Der gestreifte Iltis in Indien	389
Das Frett	390
Das Wiesel	393
Der Tuan	403
Das Hermelin	404
Das grüne Wiesel	409
Die Ratte	410
Die Maus	414
Die Feldmaus	418
Die Perlekratte	422
Der Scherman oder die Wasserratte von Straßburg	423
Das Eichhörnchen	424
Die Wasserratte	428
Die kleine Feldratte	429
Der Hamster	430
Das Meerschwein	441
Die Spitzmaus	443
Die Wasser-Spitzmaus	444
Die Bisam-Spitzmaus in Indien	445
Der Siebenschläfer	445
Der Gattenschläfer	450
Der goldgeschwänzte Siebenschläfer	451

Der Igel	454
Der Maulwurf	460
Der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung	464
Der Maulwurf von Pennsylvanien	467
Der rothe Maulwurf von Amerika	468
Der große Maulwurf von Afrika	468
Der Maulwurf von Canada	469
Der große Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung	470
Die Haselmaus oder der Haselschläfer	472
Die große Waldratte	473
Das Murmelthier	476
Der Monax oder das Murmelthier aus Canada	481
Das Murmelthier aus Kamtschatka	482
Das Murmelthier vom Vorgebirge der guten Hoffnung	482
Der Bobak und die andern Murmelthiere	489
Die Fledermaus	490
Die Rouffette und die Rougette	495
Der Bampyr	505
Die Cephalote oder der Dickkopf	509
Die Fleder-Spitzmaus oder die fliegende Spitzmaus	512
Die große Scrotine von Guiana	513
Die Lanzeneisen-Fledermaus oder die Kleeblattnase	514
Die große Lanzeneisen- oder Kleeblattnase von Guiana	515
Die Fledermaus von Guiana	516
Der Bär	517
Der Eisbär	529
Der Biber	534
Der Raton oder der Waschbär	535
Der Krabbenfresser	555
Der Krabbenfressende Waschbär	558
Der Coati oder das Nasenthier	559
Der Aguti oder das Ferkelsaninchen oder der Ackerhase	562
Thiere des alten Festlandes	566
Thiere der neuen Welt	582
Thiere, welche beide Festländer mit einander gemein haben	590
Der Löwe	611
Die Tiger	626
Der Tiger	629
Der Panther, die Unze und der Leopard	637
Der Jaguar	647
Der Jaguar aus Neu-Spanien	650
Der Jaguar von Guiana	650
Der Euguar	653
Der schwarze Euguar	654
Der Euguar aus Pensilvanien	656
Der Luchs oder der Wolfshirsch	657

	Seite.
Die Katze	229
Die wilde Katze aus Neu-Spanien	241
Wilde Thiere	242
Der Hirsch	247
Der Damhirsch	276
Das Reh	280
Der Hase	296
Das Kaninchen	305
Raubthiere	311
Der Wolf	336
Der schwarze Wolf	345
Der mexikanische Wolf	347
Der Fuchs	348
Der Dachs	357
Die Fischotter	361
Die Fischotter von Canada	366
Die kleine Fischotter von Guiana	368
Die brasilianische Fischotter	370
Der Steinmarder	380
Der Steinmarder von Guiana	382
Der kleine Steinmarder von Guiana	383
Der kleine Steinmarder auf Madagaskar	384
Der Baummarder	384
Der große Baummarder in Guiana	386
Der Iltis	387
Der gestreifte Iltis in Indien	389
Das Frett	390
Das Wiesel	393
Der. Luan	403
Das Hermelin	404
Das graue Wiesel	409
Die Ratte	410
Die Maus	414
Die Feldmaus	418
Die Ferkelratte	422
Der Scherman oder die Wasserratte von Strassburg	423
Das Eichhörnchen	424
Die Wasserratte	428
Die kleine Feldratte	429
Der Hamster	430
Das Meerschwein	441
Die Spizmaus	443
Die Wasser-Spizmaus	444
Die Bisam-Spizmaus in Indien	445
Der Siebenschläfer	445
Der Gattenschläfer	450
Der goldgeschwänzte Siebenschläfer	451

Der Igel	454
Der Maulwurf	460
Der Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung	464
Der Maulwurf von Pennsylvanien	467
Der rothe Maulwurf von Amerika	468
Der große Maulwurf von Afrika	468
Der Maulwurf von Canada	469
Der große Maulwurf vom Vorgebirge der guten Hoffnung	470
Die Haselmaus oder der Haselschläfer	472
Die große Waldratte	473
Das Murmeltier	476
Der Monax oder das Murmeltier aus Canada	481
Das Murmeltier aus Kamtschatka	482
Das Murmeltier vom Vorgebirge der guten Hoffnung	482
Der Bobak und die andern Murmelthiere	489
Die Fledermaus	490
Die Rouffette und die Rougette	495
Der Bampyr	505
Die Cephalote oder der Dickkopf	509
Die Fleder-Spizmaus oder die fliegende Spizmaus	512
Die große Serotine von Guiana	513
Die Lanzeneisen-Fledermaus oder die Kleeblattnase	514
Die große Lanzeneisen- oder Kleeblattnase von Guiana	515
Die Fledermaus von Guiana	516
Der Bär	517
Der Eisbär	529
Der Biber	531
Der Raton oder der Waschbär	534
Der Krabbenfresser	535
Der Krabbenfressende Waschbär	538
Der Coati oder das Nasenthier	539
Der Aguti oder das Ferkellamminchen oder der Aflerhase	562
Thiere des alten Festlandes	566
Thiere der neuen Welt	582
Thiere, welche beide Festländer mit einander gemein haben	590
Der Löwe	611
Die Tiger	626
Der Tiger	629
Der Panther, die Unze und der Leopard	637
Der Jaguar	647
Der Jaguar aus Neu-Spanien	650
Der Jaguar von Guiana	650
Der Cuguar	653
Der schwarze Cuguar	654
Der Cuguar aus Pensylvanien	656
Der Luchs oder der Wolfshirsch	657

Der canadische Luchs	664
Der Luchs von Mississippi	666
Der Caracal oder der Löwentrabant oder die Luchsfaze	667
Der Serval oder der Katzenpardel	669
Der Ocelot oder der amerikanische Katzenparder	671
Der Margay oder der südamerikanische Katzenparder	674
Der Vizamm oder die amerikanische Katze	677
Der Schakal oder der Goldwolf und der Adive oder der Zwerg- wolf	678
Der Schakal-Adive	682
Die Hyäne	684
Die Civette oder die Bisamkatze und das Zibetthier	690
Die Genette oder die Genistkatze, oder die segnische Bisamkatze	700
Die Genistkatze vom Vorgebirge der guten Hoffnung	703
Der Ondatra und der Desman oder die canadische und europäische Bisamratte	704
Ueber die Natur. Erste Ansicht	712
Zweite Ansicht	722
Wilde Thiere	736
Der Pecari oder das Tajacu oder das amerikanische oder das Bi- lamschwein	736
Der Polatuche oder das fliegende Eichhörnchen	742
Das Grauwerk-Thier oder das graue Eichhörnchen	745
Das Grauwerk-Thier aus Sibirien	747
Das Palmen- Berber- und nordamerikanische Eichhörnchen	749
Der Tamanoar und der Tamandua, oder der kleine und große Ameisenbär und der Ameisen-reher	751
Das Erdschwein	764
Der Pangolin und der Whatagin oder die große und kleine Schup- peneidechse oder das Schuppenthier	769
Die Tatus oder die Armadille oder Gürtelthiere	772
Der Apar oder das Gürtelthier mit drei Ringen	776
Der Encubert oder das Gürtelthier mit sechs Ringen	778
Der Tatuete oder das Gürtelthier mit acht Ringen	779
Der Cachicame oder das Gürtelthier mit neun Ringen	780
Der Nabassu oder das Gürtelthier mit zwölf Ringen	781
Der Cirquinzon oder das Gürtelthier mit achtzehn Ringen	782
Ueber die Tatus	788
Der Paca oder die große brasilianische Ratte	790
Der Sarik oder der Drossum oder das Beutelhier	797
Das Beutelhier der Illinois	816
Das langhaarige Beutelhier	817
Die Diarmose oder der Manicu oder die Beutelratte	818
Der Capopollin	821



ZOOLOGICAL MUSEUM

BOC

0